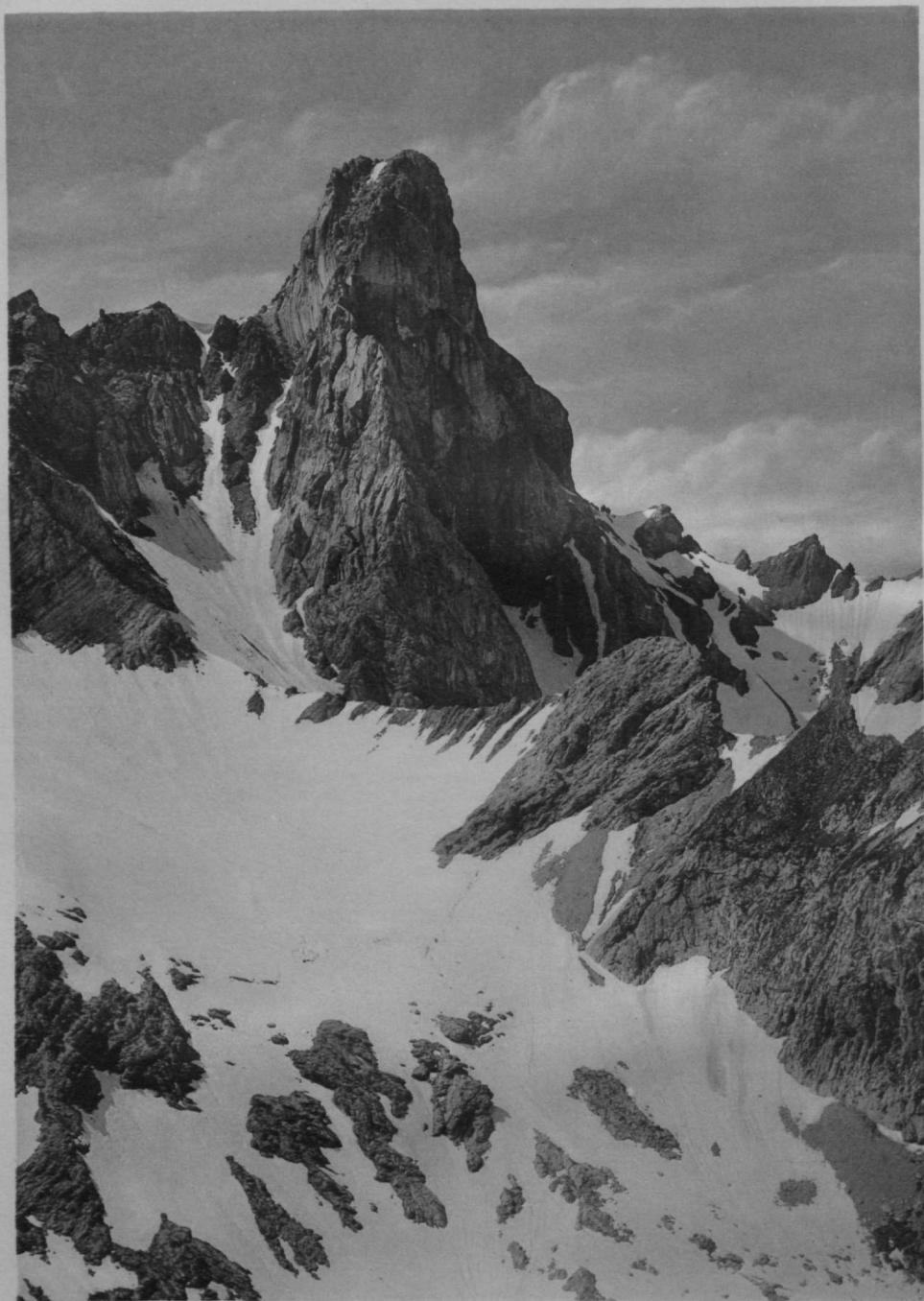


ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN  
UND ÖSTERREICHISCHEN  
■ ALPENVEREINS ■

■ BAND XLII ■  
JAHRGANG 1911







*Naturaufnahme von Dr. F. Benesch*

*Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.*

*Wetterspitze von Osten*

# ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ■ ALPENVEREINS ■

REDIGIERT VON HEINRICH HESS

□ BAND XLII □  
JAHRGANG 1911

(M. 26 Jähr. 1911)



MÜNCHEN 1911 :: VERLAG DES DEUTSCHEN  
UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS  
HERGESTELLT DURCH F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN  
:: IN KOMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER  
J. LINDAUERSCHEN BUCHHANDLUNG (SCHÖPFING) IN MÜNCHEN

(10901)

---

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist  
untersagt. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Über-  
setzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die  
Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten

---



Buch- und Lichtdruck von F. Brückmann A.-G. in München. — Papier für Text-  
und Lichtdruck von der Gustav Schaeffer'schen Papierfabrik in Heilbronn a. N.  
Kunstdruckpapier von Karl Schaefer in Oberleiningen-Teck und Krause & Bau-  
mann in Dresden. — Druckfarben von Berger & Wirth in Leipzig. ☐

## INHALTS-VERZEICHNIS

	Seite
1. Margarete Große: Über Alpenluftfahrten .....	1
2. Dr. G. Freiherr von Saar: Über typische Wintersportverletzungen .....	51
3. Dr. A. Dreyer: Ludwig Steub, der Alpenwanderer und Alpenschilderer .....	71
4. A. de Quervain und A. Stolberg: Fjord-, Berg- und Schneeschuhfahrten in Grönland	78
5. Dr. Walther Fischer, Dr. Gustav Kuhfahl und Oscar Schuster: Aus dem Zentralen Kaukasus .....	98
6. Dr. G. Künne und Dr. H. Schmidt: Hochturen in den Zentralpyrenäen 1908—1910	125
7. Eleonore Hasenclever: Eine Besteigung des Bietschhorns (zur Erinnerung an Ale- xander Burgener) .....	165
8. Karl Steininger: Aus den Lechtaler Bergen. Ein Begleitwort zur Karte .....	174
9. J. Baumgärtner und Karl Sandtner: Schneeschuhfahrten in den Niederen Tauern	203
10. Dr. A. Jäckh: Der zentrale Teil der Rieserfernergruppe .....	226
11. Alfred von Radio-Radiis: Die Lienzer Dolomiten .....	264
12. Lothar Patéra: Die Cavallogruppe .....	298

## VOLLBILDER

	Seite
1. Wetterspitze von Osten. Aufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruck- mann A.-G. ....	Titelbild
2. Montblanc-Fahrt. Ballon Sirius, 8. August 1909. Ballonaufnahme von Ed. Spelterini. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	8
3. Alpenfahrt Mürren-Turin. Ballon Sirius, 12. August 1910. Ballonaufnahme von Ed. Spelterini. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	20
4. Jungfrau von Norden (aus 4100 m Ballonhöhe). Ballonaufnahme von G. A. Guyer. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	28
5. Jungfrau von Nordosten (aus 4400 m Ballonhöhe). Ballonaufnahme von G. A. Guyer. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	46
6. Der große Karakaj-Fjord und das Gneisgebirge der Nugsuak-Halbinsel, von Ikerasak aus gesehen. Aufnahme von Dr. Arnold Heim. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.	78
7. Das Midagrawin-Tal. Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl. Autotypie von F. Bruck- mann A.-G. ....	108
8. Gimaraichoach von Westen. Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	116
9. Firnbecken des Kattbergletschers. Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	120
10. Cuje de las Palas, Südseite. Aufnahme von Dr. H. Schmidt. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	132
11. Cirque de Gavarnie. Aufnahme von P. Zloklikovits. Autotypie von F. Bruck- mann A.-G. ....	150

---

## VI Inhalts-Verzeichnis

---

	Seite
12. <i>Bietschhorn und Berge seiner Umgebung.</i> Ballonaufnahme von Ed. Spelterini. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	166
13. <i>Stierlochkopf und Griesmuttekopf von Vergratsch.</i> Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	174
14. <i>Freispitze von Norden.</i> Aufnahme von Dr. L. L. Kieintjes. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	182
15. <i>Der Plaßkopf und die Thajaspitze vom Fuß der Fallbachspitze.</i> Aufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	194
16. <i>Gipfel der Wettterspitze von der Feuerspitze.</i> Aufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	198
17. <i>Seckauer Zinken und Hammerkogel.</i> Aufnahme von Karl Schiesbühl. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	212
18. <i>Plannerhütte gegen die Schober spitze.</i> Aufnahme von Karl Sandtner. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	220
19. <i>Schwarze Scharte und Wildgall vom Rieserferner.</i> Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	228
20. <i>Nordabsturz des Hochgalls vom Riesernockkamm.</i> Aufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	236
21. <i>Hochgall und Wildgall vom westlichen Rieserferner.</i> Aufnahme von Dr. A. Jäckh. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	246
22. <i>Hochgall vom Rieserferner.</i> Aufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	254
23. <i>Lenksteinkamm und Zillertaler Berge vom Lenkstein.</i> Aufnahme von Dr. F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	262
24. <i>Keilspitze und Laserwand von Dölsach.</i> Aufnahme von A. von Radio-Radiis. Lichtdruck von F. Bruckmann A.-G. ....	270
25. <i>Freilung und Hochstadt von Norden.</i> Aufnahme von A. von Radio-Radiis. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	290
26. <i>Col Nudo und Cime di Pino aus dem Hintergrunde der Valle Vajont.</i> Aufnahme von L. Patéra. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. ....	306

---

## BILDER IM TEXTE

	Seite
1. Alpenfahrt Interlaken-Brusson (Piemont). Ballonaufnahme von Ed. Spelterini.....	17
2. Mischabelgruppe von Norden. Ballonaufnahme von Ed. Spelterini ..	17
3. Alpenfahrt Mürren-Turin. Ballonaufnahme von Ed. Spelterini.....	18
4. Ebnefluh und Blümlisalp aus 4500 m Ballonhöhe. Ballonaufnahme von G. A. Guyer.....	18
5. Alpenfahrt Mürren-Turin. Ballonaufnahme von Ed. Spelterini.....	19
6. Klausenpaß mit Nebelmeer. Ballonaufnahme von G. A. Guyer .....	20
7. Rheintal bei Disentis mit Nebelmeer aus etwa 3700 m Ballonhöhe. Ballonaufnahme von G. A. Guyer....	20
8. Landung des Ballons Clouth IV, am 25. März 1910. Aufnahme von Oberleutnant Wilhelm von Quast	37
9. Silvrettagruppe (beim Überfliegen des südöstlichen Gratausläufers des Kessler). Ballonaufnahme von Victor de Beauclair .....	37

Seite	Seite		
10. Geislerspitzen und Langkofel aus 3800 m Ballonhöhe. Ballonauf- nahme von Hauptmann E. Härtel	38	23. Von Kornok nach Süden (Kingak). — Im inneren Godthaabfjord. Auf- nahme von A. de Quervain.....	88
11. Lindau i. B., östlicher Teil. Ballon- aufnahme aus Zeppelin I am 18. März 1909 von Hauptmann Loh- müller .....	38	24. Bei Ikerasak. — Dr. de Quervains Kajak. Aufnahme von Dr. A. Heim	88
12. Spiralbrüche der Mittelhandknochen. Röntgenpause nach Blauei.....	54	25. Kartenschema d. Zentralen Kaukasus	101
13. Schematische Darstellung der Lokali- sation der Schi-Verletzungen an der unteren Extremität. Kontur- pause aus Kollmann, Plastische Anatomie .....	55	26. Grabhäuser in Saniwa. Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl.....	105
14. Oberschenkelbruch zwischen den Rollhügeln. Röntgenpause nach Madlener .....	57	27. Begräbnisplatz in Saniwa. Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl. ....	105
15. Schema der Lokalisation der Kniever- letzungen. Zeichnung von Dr. G. Freih. von Saar .....	58	28. Zitichoch, 3907 m, vom Chizanchoch. Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl	106
16. Abriß der Anheftungsstelle der Zu- zieher am inneren Oberschenkel- knorren. Röntgenpause nach Frey	58	29. Churchatenchoch vom Chizanchoch. Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl	106
17. Spiralbruch des Schienbeins. Rönt- genpause nach Meyersohn .....	59	30. Am Nordende der Ossetischen Straße. Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl	107
18. Schema der Rodelverletzungen der unteren Extremität. Konturpause aus Kollmann, Plast. Anatomie ..	62	31. Der Kaltber vom Zeyatale. Auf- nahme von Dr. Gustav Kuhfahl ..	107
19. Die Knorpelfugen des Beckens. Kon- turpause aus Kollmann, Plast. Anatomie .....	63	32. Alte Gräberstätte bei Dargawsk im Gisaldontale. Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl .....	108
20. Typische Verletzung der unsport- lichen Rodler: Spiralbruch des Schienbeins. Konturpause des Röntgenbildes .....	68	33. Kaltbergletscher. Aufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl .....	108
21. Schema der Rodelverletzungen des Fußgewölbes. Konturpause aus Kollmann, Plast. Anatomie .....	69	34. Das Becken des Midagrawin-Glet- schers. Zeichnung nach einer Skizze von Oscar Schuster....	113
22. Berg Sadlen, 1250 m, und der Godt- haabfjord. (Rechts in der Ferne der Kingak.) Aufnahme von J. Möller .....	87	35. Kartenskizze des Balaïtous und seiner Umgebung. Zeichnung von Dr. H. Schmidt .....	127
		36. Val d'Arazas von Norden. Aufnahme von P. Zloklikovitsa .....	141
		37. Le Pic Maudit von der Umrandung des Col Maudit. Aufnahme von Dr. H. Schmidt .....	141
		38. Cirque de Gavarnie. Wasserfall. Auf- nahme von P. Zloklikovits .....	142
		39. Auf dem Quairatgrat. Im Hinter- grunde die Wände des Pic Inter- médiaire. Aufnahme von Dr. H. Schmidt .....	142
		40. Kartenskizze des Val de Bitet. Zeich- nung von Dr. G. Küenze.....	156

---

### VIII Inhalts-Verzeichnis

---

	Seite		Seite
41. Col Maudit von Westen. Zeichnung nach der Aufnahme von Le Bon- didier .....	161	52. Hochgall vom Westhang des Rieser- nocks. Aufnahme von Dr. A. Jäckh .....	245
42. Ansbacher Hütte gegen den Riffier. Aufnahme von Dr. F. Benesch... .	191	53. Gipfel des Hochgalls vom ersten Kopf östlich der Gratscharte. Auf- nahme von Dr. A. Jäckh .....	246
43. Vorderseespitze von Norden. Auf- nahme von Dr. F. Benesch.....	192	54. Großer Lenkstein vom Gipfel der Mullespitze. Aufnahme von Dr. A. Jäckh .....	246
44. Eisenspitze von Flirsch. Aufnahme von Dr. F. Benesch.....	193	55. Laserzwand. Aufnahme von A. von Radio-Radiis .....	279
45. Parseierscharte und Eisenspitze von den Flirscher Mähdern. Aufnahme von Dr. F. Benesch .....	194	56. Laserzwand von Westen. Aufnahme von A. von Radio-Radiis.....	280
46. Donnersbachau. Aufnahme von Karl Sandtner .....	211	57. Daumen, Große und Kleine Sand- spitze. Aufnahme von A. von Radio-Radiis .....	280
47. Bergumrahmung der Plannerhütte. Aufnahme von Karl Sandtner... .	211	58. Laserzwand und Simonskopf. Auf- nahme von A. von Radio-Radiis.. .	281
48. Weg zur Plannerhütte gegen Möl- begg. Aufnahme von Karl Sandtner .....	212	59. Keilspitze und Schartenkamm. Auf- nahme von A. von Radio-Radiis ..	282
49. Umgebung der Plannerhütte. Karten- skizze von Joseph Mühlmann und Karl Sandtner .....	220	60. Auf dem Hochplateau oberhalb Chiés d'Alpago. Aufnahme von Lothar Patéra .....	315
50. Kartenskizze der Rieserfernergruppe. Zeichnung von Dr. A. Jäckh....	227	61. In der Val Chialidina (im Hintergrund der Col Nudo). Aufnahme von Karl Sandtner..... .	315
51. Casseler Hütte von der Bank am Hüttenweg. Aufnahme von Dr. A. Jäckh .....	245	62. Blick auf den Col Nudo. Aufnahme von Lothar Patéra..... .	316

---

### BEILAGE

*Karte der Lechtaler Alpen.* Maßstab 1:25000. Aufgenommen von L. Aegester.  
Stich und Druck von G. Freytag & Berndt, Wien.

---

## ÜBER ALPENLUFTFAHRDEN VON MARGARETE GROSSE

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,  
Wer mit euch wanderte, mit euch schifft!

Uralte Menschensehnsucht klingt aus diesen Worten, die Schiller Maria Stuart in den Mund legt. Erst unsre Zeit hat die Erfüllung dieser Sehnsucht gebracht. Unserm Geschlecht ist es vergönnt, die allmähliche Eroberung der Luft zu erleben, diesen machtvollen Schritt vorwärts, der ganz neue Kulturwerte schafft und alte umwertet. Das zu Ende gegangene Jahrzehnt steht ganz im Zeichen der Luftfahrt. Es brachte die ersten großen Erfolge der Kraftfahrzeuge, sowohl der Luftschiefe, der Kraftfahrzeuge leichter als die Luft, wie auch der Flugzeuge, der Kraftfahrzeuge schwerer als die Luft. Auch das Freiballonfahren, das schon seit mehr als einem Jahrhundert bekannt war, entwickelte sich in diesem Jahrzehnt zu ungeahnter Blüte.

Bis in die Alpen hat die große Bewegung schon ihre Wellen geschlagen. Hier ist es, wo sich der neue Kulturfaktor mit einem andern berührt, der gleich ihm Tausende von Menschen im tiefsten Innern bewegt, mit dem Alpinismus. Nicht feindlich stoßen sie aufeinander, sondern eins das andere fördernd. Weite Kreise, die sich bisher kaum um die Alpen gekümmert haben, werden durch Luftfahrten auf die Schönheiten des Hochgebirges aufmerksam: die Berge gewinnen neue Freunde. Unter den Bergsteigern wiederum ist mancher, den es drängt, sich seine Berge von oben anzusehen: er wird Luftschieffer. Der Alpinismus ist nicht mehr, wie noch vor kurzem ein bekannter Schriftsteller sagen durfte, „die zeitlich letzte Phase in den Beziehungen des Menschen zu den Bergen“. Freilich haben sich bis jetzt noch längst nicht alle Bergsteiger aus eigenem Antriebe mit dem Luftfahren in den Bergen beschäftigt; es gibt wohl auch Bergfreunde, die sich, in Vorurteilen gefangen, absichtlich dagegen verschließen. Und doch werden auch sie fortwährend an diese neue Beziehung zwischen Menschen und Bergen erinnert. Da sieht einer einen Ballon über das Gebirge ziehen; da hört er von Freunden und Bekannten, daß sie eine Alpenluftfahrt gemacht haben; daheim schaut er in Büchern oder bei Vortragsabenden Bergbilder, die vom Ballon aufgenommen sind, und ganz unmerklich erwacht auch in ihm das Interesse für Alpenluftfahrten. Es muß erwachen, wenn er nicht engherzig ist. Ein engherziger Alpinist aber — das ist ein Unding!

Dieses wachsende Interesse der Bergsteiger für Alpenballonfahrten hat auch die in Frage kommenden Kreise des Alpenvereins veranlaßt, den folgenden Aufsatz in die Zeitschrift aufzunehmen. Mir als begeisterter Bergsteigerin und Ballonführerin zugleich ist es eine ganz unbeschreiblich große Freude gewesen, das Thema zu bearbeiten; doch bitte ich, die Arbeit mild zu beurteilen. Werke, die den Gegenstand erschöpfend behandeln, gibt es noch nicht. Was meine Darstellung bringt, ist aus jahrelangen Aufzeichnungen, aus persönlichen Erfahrungen bei unsrer — meiner Schwester und meiner — eigenen Alpenfahrt, aus den Angaben der Jahrbücher des Deutschen Luftfahrerverbandes, aus einzelnen Notizen und Artikeln in Zeitungen und Büchern, aus vielen liebenswürdigen persönlichen Mitteilungen von Luftschiiffern hervorgegangen. Aber es ist sehr leicht möglich, daß

ich noch den einen oder anderen wichtigen Punkt übersehen habe. Dazu kommt noch eins: der Aufsatz mußte nach den Grundsätzen des Vereins schon im Dezember 1910 abgeliefert werden. Wenn ihn die Leser der Zeitschrift zu Gesicht bekommen, ist bereits ein volles Jahr darüber vergangen. Was aber kann sich alles in diesem einen Jahre auf dem Gebiete des Luftwesens ereignen! Welche Fülle von Tatsachen kann den hier genannten hinzugefügt werden! Wie ungeheuer können sich die Anschauungen wandeln! Es dürfen also nicht die Luftfahrtverhältnisse Ende 1911 als Maßstab an die Arbeit gelegt werden.

Da es bis jetzt nur erst der Freiballon ist, der wirklich die Alpen erobert hat, wird auch die Arbeit in der Hauptsache bloß das Freiballonfahren behandeln. Nur im letzten Teil soll auch von den übrigen Luftfahrzeugen die Rede sein.

Und nun bitte ich alle Leser des Aufsatzes, auf eine kurze Zeit im Geiste Alpenballonfahrer zu sein. Wenn es mir gelingt, bei den einen frohe Erinnerungen wachzurufen, bei den andern das Interesse für den neuen alpinen Sport zu wecken oder zu mehren, so ist der Zweck meiner Arbeit erfüllt.

---

Wer eine Alpenballonfahrt unternehmen will, muß sich zunächst über Ausrüstung und Vorbereitungen zu einer solchen Fahrt klar sein.

**I. AUSRÜSTUNG** 1. Ausrüstung der Fahrer selbst. Die Kleidung der Alpenfahrer muß warm sein. Alpenballonfahrten führen wie Hochturen in große Höhen, unter Umständen in viel bedeutendere Höhen als Hochturen. Der Luftschiefer muß also erst recht mit Kälte rechnen. Der Grad der Kälte kann allerdings ein ganz verschiedener sein, je nach den näheren Umständen, unter denen eine Alpenfahrt unternommen wird, und danach muß es sich auch richten, womit sich die Fahrenden zum Schutze dagegen ausrüsten. Für eine Tagfahrt in der warmen Jahreszeit genügt die Kleidung, die der Bergsteiger zu Hochturen anlegt, vollkommen. Die Temperatur sinkt bei solchen Fahrten auch in großen Höhen oft nur wenig oder gar nicht unter Null. Ganz anders ist es bei Fahrten in der kalten Jahreszeit, zumal wenn die Fahrt noch über die Nacht ausgedehnt wird. Spelterini beobachtete Anfang Oktober in 6800 m Höhe — 22° C., Usuelli im November schon in 5600 m Höhe — 22°, in 6800 m aber — 34°, Leutnant von Holthoff im Februar sogar bereits in 4000 m Höhe abends 10 Uhr — 31°, früh 3 Uhr — 38°! Für solche Fahrten ist es, obgleich das Gewicht des toten Ballastes dadurch bedeutend erhöht wird, ratsam, sich mit Decken und Pelzen auszurüsten und den Korb mit Heu auszupolstern; denn das Weidengeflecht gestattet, selbst wenn der Korb innen einen Bezug haben sollte, was meist nicht der Fall ist, einen fortwährenden Luftaustausch. Der Ballonführer aber kann sich gegen kalte Füße nicht wie der Bergsteiger meist wehren, indem er sich körperliche Bewegung schafft. Immerhin darf man nicht zu ängstlich wegen der Kälte sein. Sie wird im Ballonkorb viel leichter als sonst irgendwo ertragen, weil es trockene, ruhige Kälte ist. Wir selbst haben bei einer gewöhnlichen Ballonfahrt — 20° noch kaum als sehr unangenehm empfunden, obgleich wir keine besonderen Schutzmittel dagegen hatten. Außerdem sind Alpinisten, die gewöhnt sind, stundenlang in knietiefem Schnee zu waten und gegen eisigen Wind anzukämpfen, noch abgehärteter als andere Leute. Endlich tritt häufig Temperaturumkehr ein. Erzherzog Joseph Ferdinand z. B. maß vor seinem winterlichen Aufstieg in Innsbruck — 13°, in 3350 m Höhe aber nur — 11°.

Der Alpenfahrer muß sich ferner reichlich mit Proviant versehen. Selbst wenn nur eine Tagfahrt geplant ist, kann er nicht wissen, ob er nicht durch schwierige Landung zwei bis drei Tage fern von menschlichen Wohnstätten zu bringen muß. Für lange, kalte Fahrten sind Thermosflaschen empfehlenswert. Auch muß

dann der Proviant noch besonders gegen die Kälte geschützt werden; Erbslöh z. B. verwahrte ihn sorgfältig im Heu. Kochapparate können selbstverständlich wegen der Explosionsgefahr nicht mit in den Korb genommen werden. Zu empfehlen ist es aber, dem Beispiele de Beauclairs zu folgen: er brachte auf einer seiner Fahrten 25 m unterhalb des Korbes einen Kochapparat an, der elektrisch entzündet werden sollte. Nur darf es dann den Ballonfahrern nicht so gehen, wie es de Beauclair erging: als das Kochen beginnen sollte, versagte die Akkumulatorenentzündung, und die Luftschiefer hatten trotz ihrer ingenösen Erfindung auf der ganzen sechs- und fünfzigstündigen Fahrt nichts als „Gefrorenes“. Im großen und ganzen wird der Proviant derselbe sein, an den sich der Bergsteiger bei Turen gewöhnt hat. In die Versuchung, alle möglichen kulinarischen Genüsse mitzuschleppen, gerät der Alpinist kaum; sein Ideal ist Einfachheit. Der Ballonfahrer, der den stolzen Flug durch die Lüfte mit Champagner feiern zu müssen glaubt, hat es in großen Höhen auch schon manchmal unangenehm büßen müssen.

Für eine Alpenfahrt ist es auch notwendig, sich alpin auszurüsten, vor allem mit Nagelschuhen und Eispickeln, selbst auf die Möglichkeit hin, sie nur durch die Lüfte spazieren zu fahren. Jede Fahrt kann mit einer alpinen Landung schließen; dann würden die Fahrer die Bergausrüstung schwer vermissen. Das Seil kann man sich allenfalls sparen. Für den Taltransport des Ballons sind die Fahrer ohnehin auf Hilfe aus dem Tale angewiesen. Wenn die Landung auf einem Gletscher oder in sonst schwer zugänglichem Gelände erfolgt, werden die zur Hilfe Herbeieilenden stets Seile mitbringen; schlimmstenfalls könnten sich die Luftfahrer notdürftig mit den Seilen des Ballons helfen. Bei Fahrten im Winter, wo die Schutzhütten geschlossen, die Bergführer alle tief unten in den Tälern und Hilfsexpeditionen oft sehr schwierig sind, muß die alpine Ausrüstung noch vervollständigt werden. Für diesen Fall ist es auch ratsam, Gegenstände mitzunehmen, die es ermöglichen, weithin Notsignale zu geben, obgleich ein Ballon meist gesehen und sein Flug dann verfolgt wird. Leutnant Holthoff von Faßmann z. B. rüstete sich bei seiner Fahrt für den Fall einer hochalpinen Landung mit einer Sirene und mit Pechfackeln aus.

Soll ferner bei einer Alpenballonfahrt ein Sauerstoffapparat mitgenommen werden oder nicht? Der Kostenpunkt kommt dabei nicht in Frage: man erhält Sauerstoffapparate für geringes Entgelt geliehen. Was manche veranlaßt, auf die Mitnahme zu verzichten, ist die Erwägung, daß das tote Gewicht dadurch schon ganz bedeutend, und vielleicht unnötigerweise, erhöht wird. In der Tat wird der Sauerstoffapparat bei Alpenfahrten oft nicht gebraucht. Erstens muß nicht jede Alpenfahrt in außergewöhnlich große Höhen führen; in den Ostalpen braucht der Ballon ja noch nicht 4000 m hoch zu steigen, um die höchsten Gipfel zu überschiffen. Sodann können Menschen mit gesundem Herzen — und nur solche kommen, wie für Hochtüren, so auch für Ballonfahrten in Betracht — trotz des geringen Luftdruckes, der den Lungen nicht mehr Sauerstoff in normaler Menge zuführt, schon ziemlich große Höhen vertragen, wenigstens wenn der Aufenthalt darin nicht zu lange dauert. Meine Schwester und ich haben das einmal bei einer Ballonfahrt selbst erfahren. In ca. 6000 m Höhe haben sowohl wir wie unser Begleiter keine nennenswerten Beschwerden gehabt. Der Aufenthalt in solchen Höhen ist für Luftschiefer auch schon deshalb weniger angreifend als für Hochturisten, weil die Anstrengung des Steigens wegfällt. Trotzdem aber sollten es die Fahrenden nie versäumen, sich mit einem Sauerstoffapparat auszurüsten. Der zuletzt als Vorteil genannte Umstand bietet auch zugleich eine gewisse Gefahr: der Ballonfahrer gerät infolge der körperlichen Untätigkeit viel leichter als der Bergsteiger in einen traumhaften Zustand, der

unversehens zum Einschlafen führen kann. Unangenehm wirkt auch auf manche der rasche Druckwechsel, wie er so rasch nie beim Bergsteigen erfolgen kann; so erreichten z. B. wir die Höhe von 6000 m fast vom Boden der Niederungarischen Tiefebene aus in zirka einer Stunde. Dazu kommt, daß niemand, der es nicht schon selbst ausprobiert hat, mit Bestimmtheit behaupten kann, daß er sehr große Höhen gut verträgt, und keiner, auch der kräftigste nicht, ist immer gleich gut aufgelegt. Es wäre doch ein Jammer, wenn man genötigt wäre, eine Alpenfahrt wegen Höhenkrankheit abzubrechen. Das aber müßte ohne Sauerstoffapparat bei ernsteren Anzeichen geschehen. Denn so harmlos auch leichte Beschwerden sind und so gut sie ertragen und mit einiger Energie oft sogar überwunden werden können, so ernst ist die Höhenkrankheit, wenn sie ein schlimmes Stadium erreicht. Tiefe Ohnmacht, lebenslängliche Schädigung der Gesundheit, Tod können die Folge davon sein. Mit einem Sauerstoffapparat aber braucht man keine Höhe zu fürchten, die von den gewöhnlichen bemannten Ballonen überhaupt erreicht werden kann. Das beweisen die kühne Hochfahrt der Professoren Berson und Süring 1901 bis 10800 m und der von zwei Italienern im Jahre 1909 aufgestellte Höhenrekord von 11800 m. Das aber sind Höhen, die nur bei absichtlichen wissenschaftlichen Hochfahrten mit besonders großen Ballonen erreicht worden sind und die für eine Alpenfahrt gar nicht in Frage kommen.

2. Material. Das Material ist dasselbe wie bei jeder anderen Ballonfahrt. Wer Garantie dafür haben will, daß er gutes Material erhält, muß Mitglied eines Luftfahrervereines werden, deren es jetzt in allen Kulturstaaten eine ganze Reihe gibt und die sich zu der „Fédération aéronautique internationale“ zusammengeschlossen haben. Diese Vereine stellen Mitgliedern ihre Ballone samt allem Zubehör — Netz, Korb, Schleppseil, auch Instrumenten, elektrischen Lampen, Karten usw. — leihweise zur Verfügung. Alles Ballonmaterial der Luftfahrervereine ist sehr sorgfältig hergestellt und wird von den Vereinen aus nach jeder Fahrt wieder auf seinen tadellosen Zustand hin geprüft, so daß die größtmögliche Sicherheit gewährleistet ist. Natürlich aber tut der Führer gut, sich noch selbst von dem Zustande des gelieferten Materials zu überzeugen. Auf alle Einzelheiten kann hier nicht näher eingegangen werden. Nur einiges sei hervorgehoben, was für eine Alpenfahrt von besonderer Wichtigkeit ist.

Zunächst ist eine Einrichtung zu empfehlen, die noch nicht überall bekannt und gebräuchlich ist, die sogar von manchen, die sie nicht erprobt haben, noch angefeindet wird: die Anbringung eines Versteifungsringes im unteren Ende des Füllansatzes, wie ihn zuerst Prof. Poeschel angewendet hat. Dieser Poeschelring hat Einfluß auf das Fallen des Ballons und unter Umständen auch auf den Wiederaufstieg nach einem Falle. Wenn ein Ballon fällt, kommt er in Luftsichten mit höherem Druck; das Gas verdichtet sich und füllt den Ballon nicht mehr aus. Bei einem nicht mit dem Poeschelring versehenen Ballon schließt sich dann der Füllansatz, und der untere Teil der Hülle klappt rauschend zusammen. Je schlaffer aber ein Ballon wird, desto rascher stürzt er. So ist Usuelli bei seiner ersten Alpenfahrt in 14 Minuten 5200 m gefallen, d. i. über 6 m in der Sekunde, und Fr. Schmid ist zuletzt sogar mit der — allerdings schon ganz abnormen — Geschwindigkeit von 8 m in der Sekunde gestürzt. Falls der Ballon ungehindert mit solchen Geschwindigkeiten auf die Erde saust, so kann das natürlich für die Insassen höchstens dann glimpflich ablaufen, wenn der Ballon, wie es bei Bankier Schmids Fahrt der Fall war, in die Kronen eines Waldes taucht, oder vielleicht in Wasser oder in tiefen, weichen Schnee. Über festem Boden muß der Fall abgefangen werden. Prof. Emden<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Dr. R. Emden: Grundlagen der Ballonführung.

hat berechnet, daß bei einer Fallgeschwindigkeit bis etwas über 2 m in der Sekunde das Schlepptau vollkommen zum Abfangen des Falles genügt. Je rascher aber der Ballon stürzt, desto mehr Ballast ist zum Abfangen nötig, und es kann dann leicht geschehen, daß entweder zu wenig Sand ausgegeben wird, so daß der Aufprall noch immer ein sehr heftiger ist, oder daß man sich in der Erregung überwirft, so daß der Ballon, vielleicht ohne genügenden Ballastvorrat, wieder zu steigen beginnt. Sicherer für die Landung ist es darum stets, und erst recht bei gebirgigem Terrain, wenn es der Führer gar nicht zu einem rasenden Sturz kommen läßt. Dazu hilft ihm der Poeschelring ganz von selbst: er verhindert, daß sich der Füllansatz schließt, läßt also beim Fallen Luft in den Ballon strömen und erhält ihn dadurch stets prall, so daß er gar nicht so rasch stürzen kann wie ein schlaffer Ballon. Auf zweierlei möchte allerdings der Führer achten, der mit dem Poeschelring fährt: erstens ist es ratsam, den Ballon außerdem mit der Flemming-schen Schließvorrichtung zu versehen; denn gerade im Gebirge kann es auch wieder Fälle geben, wo der Ballon unbedingt zum raschen Fallen gebracht werden muß. Und zweitens möchte der Führer, wenn der Ballon während der Fahrt zu sinken beginnt, auch schon mittlere Fallgeschwindigkeiten möglichst zu vermeiden suchen. Bei ganz langsamem Fall lagert sich die einströmende Luft unten im Ballon unter dem Gase, so daß bei erneutem Aufstieg auch sie es ist, die zuerst wieder hinausgestoßen wird. Sowie aber der Fall des Ballones rascher erfolgt, tritt eine Mischung zwischen Luft und Gas ein. Dann verliert der Ballon die Fähigkeit, in große Höhen zu steigen. Das ist bei gewöhnlichen Fahrten oft ein Vorteil, kann aber bei Alpenfahrten ein Nachteil werden.

Was den Korb anlangt, so haben wir bei unserer Fahrt, auf Gewichtersparnis bedacht, den allerkleinsten und leichtesten gewählt, den es gab, und in dem wir uns zuerst, als alle die vielen Sandsäcke noch herumstanden und -hingen, zu dreien buchstäblich kaum röhren konnten. Bequemer und bei etwaiger Schleif-fahrt auch sicherer ist natürlich ein großer und möglichst solid gebauter Korb.

Etwas ist bei einer Alpenfahrt wegen der möglicherweise eintretenden Kälte besonders wichtig: daß ganz trockener Sand mitgenommen wird. Feuchter Sand gefriert in der Kälte zu einem Klumpen zusammen. Usuelli erzählt, daß er über dem Mont-Blanc-Gebiet zwei solcher „Felsstücke“ hinuntergeworfen habe. Wegen der dadurch möglich werdenden Gefährdung anderer ist das verboten. Über unbewohnten Gegenden kann man's ja wohl trotzdem riskieren. Aber der Berg-steiger, der schon in Kaminen und Couloirs genug von fallenden Steinen bedroht ist, wird nicht gerade erbaut von der Aussicht sein, daß ihm auch noch Stein-schlag aus den Lüften drohen kann, und für den Luftschieffer selbst kann es unangenehm werden, wenn er nicht mehr die Möglichkeit hat, den Sand in kleineren Mengen abzugeben.

Mit Rücksicht auf die Orientierung empfiehlt es sich, außer den gewöhnlich gelieferten Karten 1:300000 und 1:500000 noch den Baedeker mitzunehmen. Die Karten dieses Reisehandbuches sind sehr übersichtlich und gehen, da viele im Maßstab 1:125000 und 1:100000 gehalten sind, im allgemeinen schon genügend auf Einzelheiten ein. Bei langsamem Fahrten, sowie zur Beurteilung des Landungsgeländes sind die vorzüglichen Alpenvereinskarten 1:25000 sehr wertvoll.<sup>1)</sup> Für den Fall einer hochalpinen Landung ist die Mitnahme eines hochtouristischen Handbuchs zu empfehlen.

3. Gas. Die Füllung des Ballons erfolgt entweder mit Wasserstoff oder mit Leuchtgas. Beide Gase haben infolge ihres verschiedenen spezifischen Gewichts

<sup>1)</sup> In den nächsten Jahren werden voraussichtlich beson-  
dere Luftschiefferkarten auch der Alpenländer erscheinen.

Doch ist bis jetzt noch alles zu sehr im Werden begriffen,  
als daß hier darauf eingegangen werden könnte.

ganz verschiedene Tragfähigkeit. Das spezifische Gewicht des Wasserstoffs ist rund 0,07, das des Leuchtgases 0,45. Wenn man das Gewicht der Gase vom Gewichte der atmosphärischen Luft abzieht, so erhält man die Tragkraft der Gase (ihren Auftrieb, wie auch oft, aber ungenau, gesagt wird). Die für Fahrende und Ballast verfügbare Tragkraft, d. i. also die Tragkraft, die nach Abzug des Materialgewichts noch bleibt, beträgt bei Wasserstoff für 1 cbm ganz rund 1 kg, bei Leuchtgas nur zirka die Hälfte. Bei Wasserstofffüllung kann daher ungleich viel mehr Ballast mitgenommen werden als bei einem gleich großen mit Leuchtgas gefüllten Ballon. Damit ist die Möglichkeit einer viel längeren Fahrt gegeben, was bei einer Alpenfahrt unter Umständen von größter Bedeutung ist. Ferner ist der Leuchtgasballon elfmal empfindlicher gegen Temperaturänderung als der Wasserstoffballon, wodurch wiederum bei Leuchtgasfüllung die gleiche Ballastruktur viel rascher zu Ende geht als bei Wasserstofffüllung und die Fahrt noch mehr verkürzt wird. Darum liegt es auf der Hand, daß Wasserstoff für Alpenballonfahrten viel günstiger ist als Leuchtgas. Daraus erklärt es sich auch, daß die ersten großen Alpenfahrten mit Wasserstoff unternommen und Leuchtgasfahrten über Hochgebirge noch bis vor kurzem für ein zu großes Wagnis gehalten wurden. Noch im Februar 1908 antwortete uns Spelterini auf eine Anfrage: „Mit Leuchtgas würde ich nicht raten, eine Alpenfahrt zu unternehmen, wegen plötzlicher Kondensationen durch Wolken und kalte Strömungen, die mir schon oft passiert sind.“ Und noch im Sommer 1909 schrieb de Beauclair in einem Aufsatze: „Leuchtgas im Hochgebirge zu verwenden, ist nur bei ganz günstigen Verhältnissen zulässig; da diese aber speziell im Hochgebirge sich so schnell ins Gegenteil verwandeln können, sollte man von seiner Verwendung ganz abssehen.“

De Beauclair hat selbst ein schlimmes Beispiel für die Empfindlichkeit des Leuchtgases erlebt. Bei seiner Davoser Fahrt<sup>1)</sup>) kam der Ballon plötzlich über dem Wettersteingebirge in eine kalte Strömung und begann so rasch zu stürzen, daß er an den Hängen des Zirbelkopfes strandete. Aber wer weiß, ob bei jener Fahrt infolge der wichtigen Begleitumstände die enorme Abkühlung nicht auch für einen Wasserstoffballon verhängnisvoll geworden wäre! Die beiden Balloninsassen, V. de Beauclair und K. von Frankenberg, waren — da sie keinen Sauerstoffapparat mit sich führten — zwischen 5000 m und 7000 m Höhe ohnmächtig geworden. Erst als der Ballon längst im Fallen war, kamen sie wieder zu sich. An der Barographenkurve sahen sie, bis zu welcher enormen Höhe sie gestiegen waren und mit welcher rasenden Geschwindigkeit sie stürzten. Trotzdem sie nun, die furchtbare Gefahr erkennend, sofort 9 Sack Ballast ganz hinauswarfen, konnten sie es nicht mehr hindern, daß der Ballon mit großer Wucht bis zum Boden durchfiel, zum Glück an den Felsen vorbei in tiefen Schnee, so daß keiner der Fahrer Schaden nahm. Trotz dieser schlimmen Erfahrung hat de Beauclair selbst seitdem schon wieder eine Alpenfahrt mit Leuchtgas gemacht, und er wird gewiß nach den vielen glatt verlaufenen Fahrten des Jahres 1910 seine frühere Behauptung nicht mehr in vollem Umfange aufrecht erhalten.

Auch Spelterini hat seitdem eine Leuchtgasfahrt über das Hochgebirge unternommen. Nirgends so wie in der Luftfahrt gilt eben heutzutage das Wort Heraklits: Alles fließt!

Wie wären auch, wenn die frühere Ansicht richtig wäre, die zu beklagen, die sich eine Alpenfahrt sehnlichst wünschen und doch nicht so mit irdischen Glücksgütern gesegnet sind, daß sie die ungeheuren Kosten einer Wasserstoffballonfahrt von irgend einem Orte in den Alpen aus erschwingen können! Spelterini nannte uns seinerzeit 6000—6500 Frs. als Preis einer solchen Fahrt. Allein an

<sup>1)</sup> Ritter v. Frankenberg und Ludwigsdorf: „In den Alpen gestrandet“ in A. Kirchhoff: Die Eroberung des Luftmeeres.

Zoll für den von der Zeppelin-Luftschiffbau-Gesellschaft nach der Schweiz eingeführten Wasserstoff hat Spelterini bei seiner letzten Fahrt ca. 700 Frs. bezahlen müssen! Fahrten mit Leuchtgasballonen sind viel weniger kostspielig, obgleich die Summe in Anbetracht des nur wenige Stunden dauernden Vergnügens für mäßig begüterte Menschen auch schon als eine nicht geringe bezeichnet werden muß. So verlangte z. B. der Königlich Sächsische Verein für Luftschiffahrt für den Ballon „Graf Zeppelin“ (2300 cbm), mit dem wir unsere Alpenfahrt gemacht haben, 240 M. Leihgebühr. Dazu kamen dann noch die Transportkosten von Dresden nach Innsbruck, die Kosten der Gasfüllung (in Innsbruck 18 h. pro Kubikmeter einschließlich Arbeitslöhne) und die Landungskosten. Wer gerade von Innsbruck aus fahren will, wird jetzt kaum mehr einen auswärtigen Ballon benützen, sondern den in Innsbruck bereit liegenden Ballon Tirol des Tiroler Vereins für Luftschiffahrt. Die Leihgebühr für diesen Ballon, gefüllt und fertig gemacht, beträgt 600 Kr.; Landungs- und Rücktransportkosten gehen zu Lasten der Fahrenden.

Nach den Erörterungen über die verschiedene Tragfähigkeit der Gase läßt sich auch, indem ich nochmals auf das Material zurückkomme, ein Urteil über die am besten zu verwendende Größe der Ballone fällen. Spelterini unternahm seine erste Fahrt mit der Wega, die 3300 cbm Gas faßte; jetzt fährt er mit dem Sirius (2000 cbm), de Beauclair mit dem Cognac (2200 cbm). Ballone der zuerst genannten Größe werden heute nie mehr verwendet. Wasserstoffalpenfahrten mit Ballonen von zirka 2000 cbm Inhalt bieten kaum größere Gefahr als jede andere Wasserstoffballonfahrt; denn wenn nicht außergewöhnliche Verhältnisse eintreten, müssen sich solche Fahrten bis zu einem geeigneten Landungsplatze verlängern lassen. Dieselbe Größe der Ballone gibt bei guten Verhältnissen auch für Leuchtgasfahrten schon genügende Sicherheit. Leuchtgasfahrten mit kleineren Ballonen, obgleich auch sie schon mit Erfolg durchgeführt worden sind — z. B. Dr. Bröckelmanns erste Fahrt von Innsbruck mit dem Bezold (1300 cbm), die Fahrten der Erzherzöge Joseph Ferdinand und Heinrich Ferdinand mit dem Ballon Salzburg (1300 cbm) u. a. —, sind schon etwas riskanter. Dasselbe gilt von Wasserstofffahrten mit sehr kleinen Ballonen, z. B. von Major von Abercrons ganz allein ausgeführter Fahrt mit dem nur 380 cbm fassenden Ballon Gersthofen von Augsburg nach Judenburg. Der Innsbrucker Ballon Tirol faßt 2200 cbm. Als höchste Zahl der Fahrer ist vier angegeben; doch fährt er auch manchmal nur mit drei oder zwei Personen besetzt. Ein Mitfahrer = fünf Sack Sand, die berühmte Luftschiffergleichung!

**II. VORBEREITUNGEN** 1. Material und Füllung betreffend. Noch vor kurzem war es sehr schwierig, das nötige Material für eine Alpenfahrt zu erlangen. Da solche Fahrten für ein großes Risiko galten, verliehen die Vereine ihre Ballone nur ungern dazu. Ebenso schwierig war es, einen Führer, wenigstens für Leuchtgasfahrten, zu finden. So hat es bei uns nahezu zwei Jahre gedauert, bis unsre Alpenfahrt zustande kam. Jetzt hat sich das geändert. Die meisten Vereine tragen keine Bedenken mehr, ihre Ballone zu Alpenfahrten zu verleihen. Der Ballon Tirol steht allen geprüften Führern zur Verfügung, und viele Ballonführer nehmen gern jede Gelegenheit zu einer Alpenfahrt wahr.

Was die Beschaffung des Gases anlangt, so muß zwischen Leuchtgas- und Wasserstofffahrten unterschieden werden. Leuchtgasfahrten werden nur von Städten aus unternommen, wo es Gasanstalten gibt. Das Gas ist also an Ort und Stelle zu haben. Wasserstofffabriken aber, bei denen gefüllt werden könnte, gibt es bis jetzt in den Alpen nicht. Nur in Luzern wird Wasserstoff gewonnen. Doch schreibt Spelterini ausdrücklich, daß er nur selten erhältlich ist. Wer mit Wasserstoff dicht an den Bergen oder mitten in den Alpen aufsteigen will, muß

sich das Gas selbst verschaffen. Interessant ist, was Speleterini und Prof. Heim<sup>1)</sup> über die mühseligen Vorbereitungen zu der ersten Alpenfahrt erzählen. Der Wasserstoff wurde in Sitten selbst unter persönlicher Leitung des Pariser Ingenieurs Surcouf mit einem Gaserzeugungsapparat hergestellt. Große Wassermengen waren zur Verfügung; ebenso standen 30 000 kg Schwefelsäure und über 20 000 kg Drehspäne von Weicheisen bereit. Ein Pumpwerk saugte beständig drei Teile Wasser auf einen Teil Schwefelsäure. Die gewonnene Flüssigkeit wurde sodann in einem mit Eisenspänen gefüllten Eisenturm in die Höhe gepreßt, wobei durch chemische Zersetzung in der Stunde ca. 100 cbm Wasserstoff erzeugt wurden. Nach Abkühlung und Reinigung wurde das Gas sofort in den im Freien gefesselten Ballon geleitet. Da mancherlei Zufälligkeiten die Gasbereitung verzögerten und in der Nacht nicht gearbeitet wurde, dauerte es eine Woche, bis der Ballon gefüllt war. Bei den heutigen Alpenaufstiegen mit Wasserstoff lassen sich die Führer das Gas von auswärts kommen, z. B. aus Augsburg, Rheinfelden oder Friedrichshafen. Doch ist auch das noch sehr umständlich. Das Gas wird, auf 120—150 Atmosphärendruck zusammengepreßt, in Stahlflaschen befördert. Erbslöh z. B. brauchte für seine Fahrt 300 solcher Flaschen, die in zwei großen Waggonen ankamen. Zur Füllung mußten sie an ein Röhrensystem angeschlossen werden.

Auch wenn die Mühseligkeiten der Gasbeschaffung wegfallen, ist die Füllung und das Fertigmachen eines Ballons an einem Orte, wo die Hilfsmannschaft nicht damit vertraut ist, für den Führer keine so einfache Sache, weil tausend Kleinigkeiten dabei beachtet werden müssen, die doch für die glatte Durchführung einer Fahrt ungeheuer wichtig sind. Unser Führer z. B. war einer der besten, die man sich wünschen kann; wir, die wir dicht vor der Führerprüfung standen, paßten selbst nach Kräften mit auf; auch waren einige vom Gaswerk doch nicht ganz unvertraut mit einer Ballonfüllung. Trotzdem konnte es uns passieren, daß beim Anknebeln des Schleppseils etwas versehen wurde. Als wir es wie gewöhnlich zur Landung auslegen wollten, sauste uns der ganze 70 kg schwere Pack in die Tiefe, zum Glück ohne unten Schaden anzurichten, und auch für uns, die wir natürlich in die Höhe schnellten und zum Auffangen des Falles nur auf drei Sack Sand angewiesen waren, lief die Sache gut ab, was nicht immer der Fall sein dürfte. Wer jetzt in Innsbruck aufsteigt, hat es leicht. Er findet dort geschulte Bedienung und braucht nicht mehr anzustellen, sondern nur zu überwachen. Die Füllung eines großen Ballons dauert in Innsbruck ungefähr eine Stunde. An Orten mit kleinem Gaswerk ist die Füllung viel beschwerlicher. Bei dem kürzlich in Meran erfolgten Aufstieg des Ballons Tirol dauerte die Füllung, eine nächtliche Unterbrechung noch nicht mitgerechnet, sieben Stunden.

Eine Frage möchte noch erörtert werden. Soll der Ballon für eine Alpenfahrt prall gefüllt werden oder nicht? Usuelli ließ z. B. bei seiner Fahrt von Mailand über den Montblanc seinen Ballon Città di Milano von 2000 cbm nur mit 1300 cbm füllen. Die Ballastmenge, die ein praller, und die, die ein gleichgroßer schlaffer Ballon bei der Abfahrt mit sich führt, ist ganz verschieden. Der pralle Ballon kann selbstverständlich viel mehr Ballast mitnehmen als der schlaffe. Die Art des Aufstiegs beider Ballone ist verschieden. Der schlaffe Ballon kann nicht eher eine Gleichgewichtslage erlangen, als bis er vollkommen prall ist. Bis zu dieser Höhe — bei Usuellis Fahrt betrug sie 4900 m — steigt er dann von selbst und sehr rasch, bei der genannten Fahrt z. B. innerhalb 40 Minuten. Die Gleichgewichtszone für den prallen Ballon dagegen liegt nur wenig über der Erde. Will der Führer einen prallen Ballon in ununterbrochener Steigung ebenso hoch bringen,

<sup>1)</sup> Die Fahrt der Wega über Alpen und Jura von Alb. Heim, Jlf. Maurer, Ed. Speleterini.

Col des Grandes Jorasses

Aiguille du Géant

Aiguille des  
Grands Charmoz

Aiguille de  
Blaitière

Aiguille  
du Plan

Mont Blanc du Tacul

Mer de Glace



Ballonaufnahme von Ed. Spelterini

Bruckmann aut. et impr.

*Montblanc-Fahrt*  
Ballon Sirius, 8. August 1909  
Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911

wie der schlaffe Ballon von selbst steigt, so muß er fortwährend Ballast geben. Wenn der Ballon in der gewünschten Höhe anlangt, was wegen des beständigen Nachlassens der Steigkraft viel später als bei dem schlaffen Ballon geschieht, dann hat er nicht mehr Ballast, als der schlaffe beim Aufstiege mitgenommen hat, und er hat zugleich während seines Aufstiegs dieselbe Menge Gas herausgestoßen, die bei dem schlaffen Ballone gar nicht erst hineingefüllt worden war. Der Zustand, in dem beide Ballone in gleicher Höhe anlangen, ist also derselbe. Aus dem Gesagten ergibt sich, was für und wider jede der beiden Methoden spricht: Wer mit einem schlaffen Ballon aufsteigt, erspart Gas, braucht wegen eines Anpralls an Geländeunebenheiten nicht sehr in Sorge zu sein und kommt rasch in die freien Höhenströmungen; aber er hat den Aufstieg bis zur Gleichgewichtslage nicht in der Gewalt — wenn er das Steigen nicht durch Ventilziehen unterbrechen will, wodurch er aber die Gleichgewichtslage noch höher hinauf verlegt und also den Nachteil nur vorübergehend ausgleicht. Wenn der Ballon prall gefüllt wird, ist die Füllung kostspieliger; der Aufstieg erfordert größere Aufmerksamkeit, weil viel leichter ein Anprall möglich ist, und der Ballon bleibt viel länger im Banne der Talwinde; aber der Führer hat dafür die Möglichkeit, diese Talwinde auszunützen, wenn sie ihm aus irgend einem Grunde günstig erscheinen. Jedenfalls ist es unnötig, wohl gar unvorteilhaft, den Ballon ganz prall zu füllen. Wie weit aber der Grad der Schlaffheit gehen soll, hängt ganz von den Verhältnissen ab: vom Aufstiegsgelände, von der verfügbaren Ballastmenge, von der Sonnenstrahlung, der Sicherheit des Wetters, von Windrichtung, Windstärke usw. Die Normalprallhöhe eines Ballones, d. h. die Höhe, in der der schlaffe Ballon bei 0° Luft- und Gastemperatur prall wird, steht in einem ganz bestimmten Verhältnis zu der eingefüllten Gasmenge: auf je 80 m, die man höher steigen will, kommt, aber eben ohne Berücksichtigung der Temperaturverhältnisse, 1% der Füllung weniger.

2. Meteorologisches. Sehr wichtig sind für eine Alpenballonfahrt die meteorologischen Vorbereitungen; denn von der Witterung hängt in erster Linie der Erfolg einer Fahrt ab. Bei ausgesprochen schlechtem Wetter wird es niemandem einfallen, eine Alpenballonfahrt zu unternehmen, es sei denn zu wissenschaftlichen Zwecken. Für eine Sportfahrt kommen nur die schönen Tage in Betracht, die allerdings in Bezug auf Bewölkung, Klarheit der Luft und Wind sehr verschieden voneinander sein können. Da sich schönes Wetter im Gebirge oft rasch in schlechtes umwandelt, darf der Ballonfahrer das Wetter nicht bloß nach dem augenblicklichen Aussehen beurteilen, sich auch nicht mit dem Lesen der allgemeinen Prognosen begnügen, sondern muß sich gründlicher mit dem Studium der Wetterlage befassen. Eine gewisse meteorologische Schulung ist ja für alles Ballonfahren Voraussetzung. Am besten studiert der Luftschiifer selbst die Wetterkarten, die ihn über die allgemeine Druckverteilung in Europa aufklären, und vergleicht mit dem, was er aus den Karten schließt, seine eigenen Beobachtungen über Barometerstand, Bewölkung und Wind. Sehr wichtig sind für eine Alpenballonfahrt auch Rücksprache mit erfahrenen Leuten über die örtlichen Verhältnisse und direkter Verkehr mit einer in den Alpen gelegenen Luftwarte (Zürich oder Innsbruck z. B.), sowie mit einer Höhenwetterwarte, der Zugspitze, dem Säntis u. a. Bei solch gründlicher Vorbereitung darf der Ballonfahrer wenigstens hoffen, die Wetterlage richtig zu beurteilen. Sicher ist er dessen auch dann nicht, trotz der großen Fortschritte der Wetterkunde. So kam z. B. der Ballon Tirol einmal mit einem Meteorologen an Bord in Regen, später sogar in Schneegestöber. Und Gewitter drohen an jedem heißen Sommertage. Sie können die ganze Wetterlage umkehren. Wiederum, wenn der Ballonfahrer

nur wegen der Möglichkeit eines Gewitters nicht fahren wollte, so könnte es geschehen, daß er die schönsten Tage ungenutzt verstreichen läßt. Auch bei unserer Fahrt lautete die Wetteransage auf Neigung zu Gewitterbildung. Wir hatten aber den glänzendsten, fast wolkenlosen Tag. Erst abends, kurz nach der Landung, dann allerdings mit unheimlicher Schnelligkeit, kam das Gewitter.

Je nachdem, was dem Ballonfahrer als Ideal einer Alpenballonfahrt vorschwebt, und vor allem, wieviel Zeit er zum Warten hat, wird er wieder unter den schönen Tagen ganz verschiedene auswählen.

Wem es nicht bloß auf das luftsportliche Ergebnis, ein Stück Alpen überflogen zu haben, ankommt, sondern darauf, die Alpen vom Ballon aus zu sehen, der sollte nie bei starker Bewölkung aufsteigen, weil sein Zweck dann unter Umständen ganz vereitelt wird. So kann ich die Schilderung einer Zentralalpen-Überquerung nie ohne eine lebhafte Empfindung des Bedauerns lesen. Einer der Teilnehmer schreibt: „Vor uns lag großartig der Tuxer Kamm . . . Da durchbrachen wir die Wolkendecke, die sich über dem Gebirge inzwischen geschlossen hatte. Blauer Himmel stand über uns; blendend weiße Wolken lagen unter uns, aus deren Decke nur in weiter Ferne der Ortler und zwei Dolomitgipfel herausragten. Wir hörten nur noch das Rauschen der Gletscherbäche unter uns und konnten nicht feststellen, wo wir waren. Die Großartigkeit des Anblicks der unter uns liegenden Wolkendecke, in die wir teilweise eintauchten, ist nicht zu beschreiben.“ Und zu denken, daß die ganze Herrlichkeit der Zillertaler Bergwelt unter dieser Wolkendecke verborgen lag! Nein, um ein großartiges Wolkenmeer zu schauen, braucht man keine Alpenballonfahrt zu machen! Sich aber während der ganzen Fahrt unter der geschlossenen Wolkendecke zu halten, wird im Gebirge in den seltensten Fällen möglich sein, und unter und zwischen Kumuluswolken hinzufahren, ist sehr ungünstig. Bei jeder Beschattung kühlst sich das Gas ab und zieht sich zusammen, so daß der Ballon zu sinken beginnt. Die Ballastausgabe, die stattfinden muß, um den Fall zu verhindern, dazu vielleicht bald darauf erneute Sonnenstrahlung lassen den Ballon höher steigen. An solchen Tagen ergibt sich ein ewiges Auf und Ab, das die Fahrenden kaum zum Genusse der Fahrt kommen läßt und das entweder damit endet, daß der Ballon wegen Ballastmangels vorzeitig landen muß oder daß er über die Wolken hinaussteigt. Vom schönheitlichen Standpunkt aus läßt sich ja darüber streiten, wann die Berge am großartigsten sind, ob an wolkenlosen Tagen, wo sie leuchtend und flimmernd wie überirdische Gebilde gegen den tiefblauen Himmel stehen, oder an Tagen, wo phantastische Wolkengebilde sie umrahmen und ihnen einen dämonischen Zauber verleihen. Im Interesse einer sicheren Fahrt, einer leichteren Führung, eines ungestörten Genusses aber ist es für den Ballonfahrer das Beste, wenn er, wenigstens bei Leuchtgasfahrten, einen möglichst wenig bewölkten Tag wählt.

Entscheidend für den Verlauf einer Alpenballonfahrt ist ferner der Wind, Windstärke und Windrichtung. Böiger Wind und großer Sturm können schon bei einer gewöhnlichen Ballonfahrt gefährlich werden, erst recht bei einer Fahrt in den Alpen. Unter solchen Umständen unterbleibt die Fahrt besser. Sehr schwacher Wind, bei dem der Ballon kaum von der Stelle kommt und noch dazu bis in große Höhen hinauf meist den Tälern folgt, kann eine Fahrt langweilig machen — wenn man dieses Wort für eine Alpenballonfahrt überhaupt gebrauchen darf. Am besten wählt man einen Tag mit mittlerem Winde.

Wem vor allem daran liegt, nach einer bestimmten Richtung zu fliegen, vielleicht einen gewissen Gebirgskamm zu überqueren, der muß noch mehr unter den schönen Tagen auslesen und sich noch sorgfältiger um die Luftverhältnisse

kümmern. Das sicherste Mittel, die Luftströmungen zu erkunden, bieten bei unbewölktem Himmel Pilotballonaufstiege. Die Pilotballone können mit Theodoliten bis in etwas 10000 m Höhe verfolgt werden. Wenn sie die gewünschte Richtung einschlagen, also vielleicht den bewußten Gebirgskamm überfliegen, und wenn der Aufstieg des Ballons sofort danach und von einem dem zu überliegenden Kamm nahe gelegenen Orte aus erfolgt, so ist die Erfüllung der Wünsche der Luftschiffer fast sicher.

Das Warten auf günstige Verhältnisse bringt aber viel äußere und innere Unruhe mit sich und ist darum sehr aufreibend, zumal für die, denen nur eine kurze Wartefrist gegeben ist und für die auf Jahre hinaus die Erfüllung lang gehegter Träume an der Witterung dieser wenigen Tage hängt. Das haben wir empfunden, als wir eine Woche in Innsbruck auf wolkenloses Wetter bei Nordost oder wenigstens Nordwest warteten und uns doch schließlich, weil der Ballon nicht länger zur Verfügung stand, mit wolkenlosem Himmel und irgend welchem Winde begnügen mußten. V. de Beauclair hat einmal, weil er bei anderm als dem gewünschten Winde nicht aufsteigen wollte, zwischen Altdorf und Flüelen fünf Wochen vergebens gewartet, um dann unverrichteter Sache mit allem Material wieder heimzukehren, und in Linthal hat er drei Monate gewartet, ehe er aufstieg!

Und nun, nachdem das Wichtigste über Ausrüstung und Vorbereitungen zu einer Alpenfahrt erledigt ist, zur Fahrt selbst! Blicken wir zurück auf die bisherigen Alpenballonfahrten, und begleiten wir dabei im Geiste einige der Fahrer auf ihren Lustreisen!

**III. DIE BISHERIGEN ALPENBALLONFAHRTEN** Die erste Alpenballonfahrt wird dem französischen Berufsluftschiffer Arban zugeschrieben. Es heißt, daß er gegen Mitte des 19. Jahrhunderts in Marseille aufstieg, von einem furchtbaren Sturme nach dem Gebirge verschlagen wurde, die Meeralpen überflog und am nächsten Morgen bei Turin landete. Anfang der fünfziger Jahre soll auch Eugène Godard die Alpen überflogen haben und bei Linz gelandet sein. Die eigentliche Geschichte der Alpenballonfahrten aber beginnt viel später.

1. Westalpenfahrten. Kleine Fahrten, z. B. nach den Drômealpen und über die Chartreuse- und Beaugesgruppe, machten im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die französische Luftschifferabteilung<sup>1)</sup> von Grenoble und Antonin Boulade von Lyon aus. Ein Name aber wird in der Geschichte der Alpenballonfahrten für alle Zeiten mit leuchtenden Buchstaben geschrieben stehen: der Name des schweizerischen Berufsluftschiffers Eduard Spelterini. Er war es, der als Erster absichtlich und wohlvorbereitet eine große Alpenfahrt unternahm. Diese erste Fahrt erfolgte 1898 von Sitten aus mit drei Teilnehmern: Prof. Heim, Prof. Maurer und Dr. Biedermann.

„Ein tiefblauer, sonniger Himmel“, so berichtet Direktor Maurer<sup>2)</sup>, „lacht am Morgen des 3. Oktober über Sitten; dumpf dröhnen vom Arsenal her Kanonenschüsse, ein weithin schallendes Zeichen, daß der Aufstieg der Wega stattfinden wird. Tausende von Personen drängen sich zur Place d'Armes; auf den Dächern, an Telegraphenstangen, auf Bäumen wird es lebendig; sie wollen uns ja alle noch einmal herzlich grüßen, bevor wir im Reich der Lüfte entschwinden. Rasch und glatt werden die letzten Vorbereitungen erledigt; das Kommando zum Einsteigen ertönt. 10 Uhr 45 Min.! Die Gondel ist frei und wird nur noch mit der Hand von zehn Mann gehalten. Zum letztenmal drückt man sich die Hände; es ist

<sup>1)</sup> Voyer: Accesos aéronautiques libres en pays de montagnes. <sup>2)</sup> Neue Zürcher Zeitung 1898, Nr. 280.

ein feierlicher Augenblick, der auf die zahlreiche Zuschauermenge einen tiefstenen Eindruck macht -- es ist still wie in einer Kirche. „Lâchez tout!“ schallt der Befehl des Aéronaut-Ingenieurs Surcouf. Langsam sinkt die Mutter Erde unter uns zurück. Tausendstimmige Zurufe dringen herauf. Wir steigen langsam auf 1500, dann 2000 m. Welch wunderbare Pracht! Unter uns liegt das ganze herrliche Rhonetal. Die flankierenden Höhenzüge sind stellenweise in wunderbarer Klarheit sichtbar, weiter draußen gegen Süden die Savoyer Berge, teilweise von Wolken umhüllt; die tiefblaue Schale des Genfer Sees grüßt zu uns herauf. Die Wega hat fast genau nordwestliche Richtung. 11 Uhr 43 Min.! Das Barometer markiert bereits 4500 m Höhe. Senkrecht unter uns liegt jetzt der Glacier de Zanfleuron der Diablerets, wieder ein prachtvolles Bild. Dann fliegt die Wega direkt über den Rocher de Naye gegen Châtel St. Denis. Wir sind schon über Montblanc-Höhe und überblicken fast die ganze nördliche Schweiz bis hinaus zum Säntis durch lückenhaftes Wolkenmeer; ein gut Stück über das letztere ragen Rigi, Pilatus und Säntis hervor. Die Berner Oberländer Riesen sind teilweise in Wolken, aber doch erkennbar.“ Über den Jura und Besançon ging die Fahrt weiter bis in die Gegend zwischen Dijon und Langres, wo 1/25 Uhr nachmittags die Landung erfolgte.

Im Laufe der Jahre bis 1910 ließ Spelterini noch sieben große Alpenfahrten folgen und überschiffte dabei den größten Teil der Schweizer Hochgebirge. Über seine zweite Fahrt, 1900 von Rigi first, berichtete Emile Gautier im Figaro<sup>1)</sup>: „Bei glänzendem Wetter steigen wir auf. Sofort erhebt sich der Jupiter bis zu 2500, bald bis 4000 m. Hinter uns und zur Linken das ganze Panorama der Schweiz bis zu den äußersten Grenzen Frankreichs und Deutschlands. Rechts und vor uns ganz nahe die furchtbare Mauer der Alpen vom Montblanc bis nach Vorarlberg. Wir treiben unaufhaltsam gegen die gewaltige Schranke. Hier sind die Mythen, einem Riesenahn vergleichbar, der seine Wurzeln in die Lüfte reckt, da die ersten Schneefelder. Der Wind treibt uns genau nach dem Glärnisch. Adlern gleich schweben wir über der makellosen Silberfläche, auf der das Licht spielt und Regenbogenfarben hervorzaubert. Jenseit des Gletschers ein Gewirr von senkrechten Wänden, scharfen Spitzen, unerforschlichen Abgründen, zwischen denen sich die weißen Fäden der Bäche hinwinden und der dunkle Sammet der Tannenwälder eingebettet liegt.“ Die Landung erfolgte auf der Alp Ennetseewen bei Schwanden.

Die dritte Fahrt 1903 führte von Zermatt<sup>2)</sup> über die Mischabelgruppe nach dem Lago Maggiore und von da nach Bignasco im Tessiner Land, die vierte<sup>3)</sup> 1904 vom Eigergletscher über Eiger, Mönch und Jungfrau hin, dann nördlich am Breithorn vorbei zum Wildstrubel, von da über den Kamm der Berner Alpen hinüber zum Rhonetal, endlich in scharfer Kehre mit Südwestwind zurück und wieder über den Wildstrubel nach Adelboden.

Einige Angaben über die fünfte Fahrt, 1907 von Andermatt, seien dem Berichte Dr. Roths<sup>4)</sup> entnommen: „Wir treiben fast unmerklich gegen die Hänge des Gurschen und fahren dann langsam über die westlichen Ausläufer des Kastellhorns hinweg, während der Schatten unserer Augusta die Gotthardstraße emporkriecht. Ein lebhafter Hauch setzt ein und dirigiert uns gegen das schwarze Massiv des Monte Prosa, dessen nach Norden steil abfallende, finstere, öde Geröllhalden in grellem Gegensatz stehen zu dem Südabhang, der schon flimmernde Sonnenglut aus seinen Felswänden strahlt. Die schwarzblauen, Kälte atmenden Seen des Lucendro und des St. Gotthard vermögen unseren Ballon nicht niederruziehen; das sonnige Val Tremola und Airolo mit seinem rauchenden Tunneltor

<sup>1)</sup> Figaro, 7. August 1900.

<sup>2)</sup> III. Aer. Mitt. 1903.

<sup>3)</sup> Ing. Stöffler, Illustrirte Zeitung, 13. Okt. 1904.

<sup>4)</sup> Kölnische Zeitung 1907, Nr. 818, und Bulletin des Schweizer Aeroklubs 1907, Nr. 8.

sinken immer tiefer unter uns hinab. Dann geht es über den Pizzo Sassello, einen der Gipfel in den mehrfachen Reihen nahezu gleich hoher, gleich schwarzer und toter, verwitterter Zähne, die gefahrdrohend und töckisch zu uns heraufstarren. Wir atmen auf, als hinter einem Grat die sattblauen Flächen des Lago Maggiore auftauchen. Immer herrlicher, immer klarer entrollt sich um uns das prachtvolle Panorama der Hochalpen: Walliser Alpen, Berner Oberland, Tödi, Bernina, die in ihrem zauberischen Glanz sich von einem fast wolkenlosen Himmel abheben. Kaum haben wir den Lago Maggiore unter uns, so tauchen auch schon die Kastelle von Bellinzona zu unserer Linken auf, und im Süden verraten der spitze Monte Salvatore und der massive Monte Generoso die Nähe des Luganersees. Bei Gandria, dem malerischen Felsenneste am Fuße des Monte Bré, kreuzen wir ihn. Unter uns verflacht sich die Berggegend immer mehr zum Hügelgelände, und die idyllischen Gärten und Haine tauchen auf, die wie ein Perlenkranz die Ufer des Comersees gegen Süden hin schmücken. In Sicht von Bellagio überschreiten wir den westlichen Arm des Sees und treiben dann hinaus auf die unermessliche Lombardische Tiefebene.“ In der Nähe von Bergamo fand die Fahrt ihr Ende.

Die glänzendsten Fahrten Spelterinis aber sind wohl seine drei letzten, von Interlaken, Chamonix und Mürren. Die Fahrt von Interlaken war Spelterinis erste Alpenfahrt mit Leuchtgas. Sie fand statt am 6. September 1908,<sup>1)</sup> „1 $\frac{1}{4}$  Uhr mittags stieg der Ballon bei klarstem Wetter zwischen Thuner und Brienzer See auf und schwieb dann langsam über die Schynige Platte, bald links, bald rechts vom Lütschinental südwärts. Prächtige Ausblicke boten sich, zuerst auf die freundlichen Seen und auf Interlaken mit seinen großen Hotels und Parkanlagen, dann in die Täler von Grindelwald und Lauterbrunnen, über Wengen, Wengernalp, Isenfluh, Schilthorn, Lobhorn. Allmählich rückte das Oberländer Dreigestirn näher: Eiger, Mönch, Jungfrau, mit blendendem Neuschnee bedeckt. Zwei volle Stunden stand der Ballon vor den glänzenden Eisriesen. Dann überflog er in höherer Region zwischen Breithorn und Blümlisalp, am Gspaltenhorn und Bietschhorn scharf rechts vorbei, das ganze breite Massiv der Berner Alpen, kreuzte über Raron das Rhonetal und übersetzte die Mischabelgruppe von Nord nach Süd an ihrer Westflanke. Nadelrat, Dom und Täschhorn waren zum Greifen nahe. Eine unbeschreibliche Gletscherpracht dehnte sich in der Tiefe aus: Hohberggletscher, Festigletscher, Kiengletscher, Strahlbett usw. bis zum breitschaltrigen Monte Rosa. (Abb. 1, S. 17.) Die scheidenden Strahlen der Abendsonne vergoldeten die Firnkanten des Lyskamms, der Castor lag bereits im Schatten, als zwischen beiden der letzte schweizerische Kamm der Walliser Alpen übersegelt wurde. Um 7 $\frac{3}{4}$ , Uhr abends fand die Landung auf einer hochgelegenen Alp, sechs Stunden von Brusson entfernt, statt.“

Die Fahrt 1909 von Chamonix<sup>2)</sup> führte zunächst über die Mer de Glace; dann umfuhr der Ballon die Aiguille du Dru, schwieb über den Argentièregletscher und setzte über die Tête Noire. Den Luftschiffern gegenüber lag der König Montblanc mit seinem Hofstaat von Firngipfeln und Felsnadeln, die einen im Hermelinmantel, die andern in rotbraunen und grauen Gewändern. (Vollbild S. 8.) Links dehnte sich das wunderbare, unendliche Reich der Walliser Alpen mit all seinen kühnen Zinnen, und im Norden ragte der gigantische Zirkus der Dent du Midi, der Diablerets und der Jungfraugruppe. Dann überflog der Ballon in großartiger Folge alle nach Norden strahlenden Kämme der Walliser Alpen, Weißhorn, Ulrichshorn (Abb. 2, S. 17) und Fletschhorn und wandte sich endlich den Tessiner Bergen zu.

<sup>1)</sup> Dr. Wehrli, Deutsche Zeitschrift für Luftschiffahrt, III. Jahrgang, Nr. 1.  
Jahrgang 1908, und Bulletin des Schweizer Aeroklubs, <sup>2)</sup> Franz Reichel, Berliner Tageblatt (Figaro).

Die letzte Fahrt<sup>1)</sup> im Jahre 1910, Spelterinis 550. Fahrt überhaupt, ging mit zwei Fahrgästen, Baron L. Rothschild und Dr. Ethofen, von Mürren durch das im Mittagssonnenlicht daliiegende Lauterbrunnental hinauf, am wildzerrissenen Gspaltenhorn vorbei nach dem Petersgrat, dessen sanft gewellter Schneeteppich wieder Ruhe in das Hochgebirgsbild brachte, dann über das Lötschental und, das elegante Bietschhorn links lassend, zur Rhone, von da wieder in die Walliser Alpen (Abb. 5, S. 19 und Vollbild S. 20), diesmal aber zwischen Weißhorn und Dent Blanche hindurch und hart am Matterhorn vorbei (Abb. 3, S. 18) in die Grajischen Alpen. Die Landung wurde in der Nähe von Turin vollzogen.

Im Jahre 1906 unternahmen zum ersten Male andere Luftschiffer eine große Fahrt in den Westalpen: den beiden Italienern, Usuelli und Crespi, glückte von Mailand aus zum ersten Male die Überquerung des ganzen Alpenmassivs. Prof. Pochettino berichtet u. a. wie folgt über die Fahrt:<sup>2)</sup>

„Bei Tornavento wurde der Ticino gekreuzt. Der Ballon näherte sich allmählich der Alpenkette. Hunderte von Gipfeln, unter ihnen ganz in der Nähe Monte Rosa und Matterhorn im Norden und der Gran Paradiso in südwestlicher Richtung, grüßten zu den beiden Luftschiffern herauf bis weithin nach den im Süden sich emporhebenden Meeralpen. Noch immer emporsteigend, wurden die Luftschiffer zu ihrer großen Freude gewahr, daß der Ballon gerade nach dem König der Alpen, dem Montblanc, zu flog. Um 1 Uhr 10 Min. nachmittags fuhr der Ballon über den kleinen Combalsee, und zehn Minuten später in einer Seehöhe von 6800 m hing das Schlepptau gerade in lotrechter Richtung über dem Montblancgipfel. Es wurde weiter das Isèretal im Norden von Albertville gekreuzt. Tief im Norden erschien der Annecysee, im Westen der Bourgetsee. Im Osten lag die mächtige überflogene Alpenkette, im Süden endlich die Meeralpen und in der Ferne — das deutlich erkennbare Mitteländische Meer!“ Bei Aix-les-Bains erfolgte die Landung. — Noch ein zweites Mal hatte Usuelli bei seinen Alpenfahrten das Glück, die ganzen Alpen zu überqueren, bei seiner Silvester- und Neujahrsfahrt 1908/09, wo er von Mailand über den Monte Viso nach Fréjus in Südfrankreich flog.

1906 taucht bei Gelegenheit einer kleinen Ostalpenfahrt von Chur aus unter den Namen der Alpenballonfahrer auch einer auf, der bald neben Spelterini der glänzendste werden sollte, der Name Victor de Beauclair.

Im Verein mit seinen Freunden Gebhard Guyer, dessen Frau und Konrad Falke gelang de Beauclair am 29. und 30. Juni 1908 eine großartige Überquerung der Berner Hochalpen und der Simplongruppe. „Um 1½ Uhr mittags stiegen wir“ — die Worte sind einem Aufsatze de Beauclairs<sup>3)</sup> entnommen — „von der Station Eigergletscher der Jungfraubahn auf, überflogen den Südwestgrat des Mönchs nahe seinem Gipfel und blieben dann bis zum Konkordiaplatz in ca. 4800 m Höhe, zwischen den Oberländer Viertausenderriesen dahinschwebend. (Vollbilder S. 28 u. 46 und Abb. 4, S. 18.) Über dem Konkordiaplatz fing es an zu donnern. Wir fielen und machten eine 12 km lange Schleppfahrt über den großen Aletschgletscher bis zu seinem Ausfluß in die tiefe und enge Massaschlucht hinein, die wir in halber Höhe durchflogen. Das war das Interessanteste der ganzen Fahrt. Langsam wurde hierauf die alte Höhe wieder erreicht und das Rhonetal bei Brig überflogen. Die Windrichtung führte in der Höhe gegen Zermatt. Leider waren auch dort alle hohen Gipfel in drohende Gewitterwolken gehüllt, so daß wir wieder tiefere Regionen aufsuchen mußten, um von dieser gefahrbringenden

<sup>1)</sup> Neue Zürcher Zeitung, 1910, Nr. 230.

<sup>2)</sup> Illustrirte Aeronautische Mitteilungen, Jahrgang 1907.

<sup>3)</sup> V. de Beauclair: Im Ballon über die Alpen, in Dr. Brückmanns Buch: Wir Luftschiffer; ferner V. de

Beauclair: En ballon au-dessus des Alpes in L'Illustration, 21. August 1909, und Fahrbericht im Bulletin des Schweizer Aeroklubs, III. Jahrgang, Nr. 1.

Richtung durch den Unterwind abgelenkt zu werden. Über Simpeln kamen wir nochmals ans Schleptau. Dann ging's über die südliche Simplongruppe und über die italienischen Alpen, während eine pechschwarze Gewiternacht, die nur durch die fortwährenden Blitze in der Ferne erhellt wurde, unmittelbar hinter uns nachrückte. Am frühen Morgen befanden wir uns über der Po-Ebene bei Coggiola. Um 10 Uhr erfolgte die Landung einige Kilometer westlich von Stresa am Lago Maggiore.“

1909 machte de Beauclair zwei Aufstiege in den Westalpen, einen in Zürich, den anderen in Linthal. Von der Zürcher Fahrt wird bei den Ostaipen die Rede sein. Die Linthaler Fahrt am 9. November ist eine der am glänzendsten gelungenen Westalpenüberfliegungen. De Beauclairs ausführliche Schilderung<sup>1)</sup> der Fahrt möge darum hier folgen:

„Um 11 Uhr 30 Min. hob uns der treue Cognac empor, durchstieß, macht-voll zum Licht emporstrebend, schon fünf Minuten später die graue Schicht des Talnebels, und nun ging es in die winterlich gleißende Pracht des Hochgebirges hinein, über uns die tiefblaue Kuppel des Himmelsgewölbes, weit drunten aber in der Tiefe ein goldig glitzerndes Nebelmeer, aus dem die fernen Berggruppen, Säntis und Churfürsten, nur wie Klippen und Inselchen emportauchten. (Abb. 6, S. 20.) Gerade über die schauerliche Kluft des Limmentobels und den riesigen Felsenleib des Selbsanft stiegen wir empor. Dann faßte uns ein frischer Nordost und trieb unser Fahrzeug mit einer Geschwindigkeit von nahezu 40 km ob den ungeheuren Felsstürzen hinüber ins Becken des Bifertengletschers. Fast berührte das Schleppseil den Kamm des mittleren Selbsanft. Hart an der Riesenwand des Bifertenstocks, hoch über der Silberschlange des Gletschers, fuhren wir dahin. Herrlich war der Blick auf die eisgepanzerte Nordflanke des Bifertenstocks, und drüben lag der scharfe Kamm des Piz Urlaun und die weiße Firnkappe des Tödi. Über den Bündner Tödi hinweg flogen wir dem Rheintale zu. (Abb. 7, S. 20.) Immer mächtiger, großartiger wird die Rundschau. Berner Oberland, Walliser Alpen und Montblanc, eines das andere an imponierender Größe überbietend, bauen sich hintereinander auf. An der Kette der Grajischen Alpen und den Felsriesen des Dauphiné gleitet der Blick immer weiter bis zu der völlig isoliert aufragenden, stolzen Pyramide des Monte Viso, und nach Osten hin umfaßt er den Kranz von der Bernina bis zum Ortler und Adamello. Vor uns aber, wohin wir über die schneeigen Kämme fliegen, breitet sich in seiner ganzen Unendlichkeit das goldene Meer wogender Wolkenkämme. Rastlos gleiten wir weiter über den Lukmanier; gleich ist auch die tiefe Furche des Tessin gequert, und jetzt fliegen wir schon über den im Winterkleide hervorragend schönen Bergen des Maggiatales. Freilich, als wir in die vordersten Ketten kamen, schauten wir vergebens nach den Oberitalienischen Seen aus; denn dichter Nebel bis über 2000 m entzog die Tiefe unsern Blicken. Dafür aber bereitete uns der Abend mit seinem Sonnenuntergang das wundervollste, farbigste Gemälde, das uns je aus solcher Höhe zu schauen beschieden war. Wir befanden uns ganz nahe der riesigen Masse der Monte Rosa-Ostwand; gerade daneben stach die gewaltige Felspyramide des Matterhorns ins leuchtende Gold und Rot des Himmels. Die Flanken der Berginseln aber umspülte ein goldenes, von tief violetten Schatten durchfurchtes Nebelmeer. Als das Strahlengestirn, Glut und Farben hauchend, im „Meere“ versank, befanden wir uns schon unter 3000 m, knapp über der Nebelschicht, die unser Schleptau gerade berührte. Dann zwangen wir unsern widerstreben den Cognac in das graue Dunkel der Tiefe hinab. Bei Barengo, unweit Novara in Oberitalien, berührten wir in sanftem

<sup>1)</sup> Deutsche Zeitschrift für Luftschiffahrt, Jahrgang 1909.

Fall die Erde.“ In der Hoffnung, noch die Meeralpen überfliegen zu können, setzte de Beauclair an den beiden folgenden Tagen nach zwei Zwischenlandungen die Fahrt allein fort. Seine Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht. Die Fahrt endete im Gegenteil mit einer Meerlandung. De Beauclair selbst wurde von einem Dampfer aufgenommen, während sein Ballon über Italien nach dem Adriatischen Meer entflog, wo er an der dalmatischen Küste aufgefischt wurde.

Außer diesen großen Alpenfahrten haben in den Westalpen noch manche kleinere Gebirgsfahrten und viele Fahrten über Vorberge stattgefunden. So unternahm z. B. Spelterini eine Reihe von Aufstiegen in St. Gallen, Zürich und Winterthur; u. a. fuhr er mit Hauptmann Hildebrandt und Baron von Hewald über Rigi und Pilatus. Auch vom Schweizerischen Aeroklub wurden viele Fahrten ausgeführt. Dreimal wurde dabei das Säntismassiv überflogen, das erste Mal 1903 bei einer Fahrt von Bern<sup>1)</sup>) nach Rankweil unter Oberst Schaeck; unter seinen Mitfahrern befand sich der bekannte Schriftsteller E. Heer. Die beiden anderen Säntisfahrten führte Hauptmann Meßner. Die interessanteren davon, 1909, ging bei Nacht von Zürich ins Töftal und nach Sonnenaufgang weiter über Säntis und Altmann, Churfürsten, Alvier, Grauhörner und Ringelspitze nach Flims. Unter den Voralpenfahrten sei nur die längste genannt: eine Fahrt Ingenieur Leders, die mit wunderbarer Alpenaussicht, vor allem auf den ganz nahen Montblanc, von Bern über Genf nach Montpellier führte.

Was größere Fahrten von Franzosen anlangt, so habe ich nur über eine einzige etwas in Erfahrung bringen können: Vicomte de Lirac flog im März 1907 von Bordeaux östlich bis südlich von Lyon, dann nach Südost über die Alpen und landete bei Cannes unmittelbar am Mitteländischen Meere.

**2. Ostalpenfahrten:** Einige der bisher genannten Flüge führen bereits in die Ostalpen herüber. Nun zu den eigentlichen Ostalpenfahrten! Die erste größere war eine wissenschaftliche Fahrt. Sie fand statt im Jahre 1900 von Friedrichshafen aus unter Führung Geheimrat Hergesells. Der Mitfahrer, Dr. Stolberg, erzählt darüber unter anderm:<sup>2)</sup> „Bei 3000 m gelangten wir durch eine ziemlich dicke Wolkendecke hindurch, die den Ausblick auf den Bodensee und seine Umgebung hinderte. Bald nach 10 Uhr erblickten wir durch Wolkenlücken Schneeflecken in der Tiefe; wir waren über den Bayerischen Alpen. Ein kleiner See wurde sichtbar mit deutlich erkennbarer Tiefenabstufung, und bald erschien ein größerer Ort, Sonthofen an der Iller. Das Gebirge wurde nun immer klarer, und der Hochgebirgscharakter trat besonders nach Überschreiten des Lechs deutlich hervor. Die zerfressenen Klippen, die starrenden Gipfel des Wettersteinkalkes bäumten aus der rauchenden Tiefe ihre wilden, schneedeckten Grate empor. Der Eib- und Badersee wurden deutlich erkennbar. Die Gegend von Garmisch erschien, und nun flogen wir 1500 m hoch über der Zugspitze dahin. Eine eigenartige, gewitterartige Kumuluswolke erschien plötzlich vor uns und veranlaßte uns zu energischem Ballastauswerfen. So umfuhrn wir ihre kegelförmige Spitze, von der wirbelartig ein Zirruschirm herausgeschleudert zu werden schien. Bald fiel der Ballon abgekühl durch die eisigen Ausströmungen dieser Wolkenerscheinung, und nun blieb nichts weiter übrig, als zur Landung zu schreiten. Wir zogen kräftig Ventil. Das Zischen des freiwerdenden Gases übertönte den Angstschrei eines Aars, der wohl einen solchen Riesenvogel noch nie in den sonst umschränkten Regionen seines Horstes gesehen hatte. Nun schwenkten wir scharf um eine Bergkante herum das Tal hinunter, aus dessen Grunde die Isar als schimmerndes Band heraufleuchtete.“ Die Landung erfolgte bei Scharnitz.

In den folgenden Jahren war es vor allem Hauptmann Hinterstoißer, der

<sup>1)</sup> Dr. O. Schmidt: Intelligenzblatt und Berner Stadtblatt 1903, Nr. 180; <sup>2)</sup> Illustr. Aer. Mitt. 1901.



Ballonaufnahme von Ed. Spelterini

Abb. 1. Alpenfahrt Interlaken—Brusson (Piemont). Ballon Sirius, 6. September 1908 (Text S. 13)

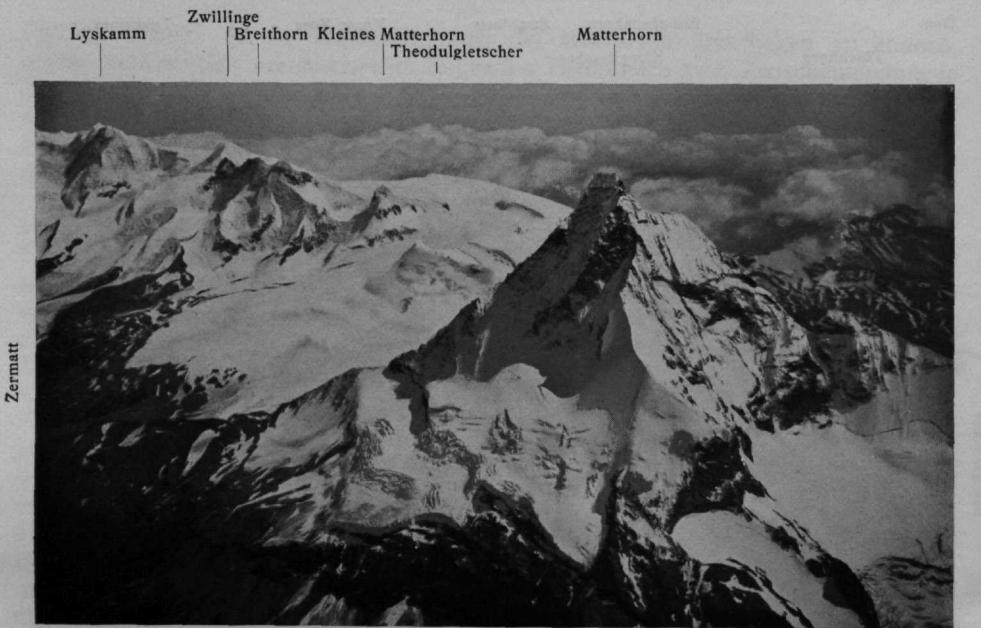


Ballonaufnahme von Ed. Spelterini |

Balfringletscher |

Balfrinhorn |

Abb. 2. Mischabelgruppe von Norden. Ballon Sirius, 8. August 1909 (Text S. 13)



Ballonaufnahme von Ed. Spelterini

Blick gegen Süden Tiefenmattengletscher

Abb. 3. Alpenfahrt Mürren-Turin. Ballon Sirius, 12. August 1910 (Text S. 14)



Ballonaufnahme von G. A. Guyer

Abb. 4. Ebnefluh, 3964 m, und Blümlisalp, 3671 m, aus 4500 m Ballonhöhe  
Ballon Cognac, 29. Juni 1908 (Text S. 14)



Ballonaufnahme v. Ed. Spelterini

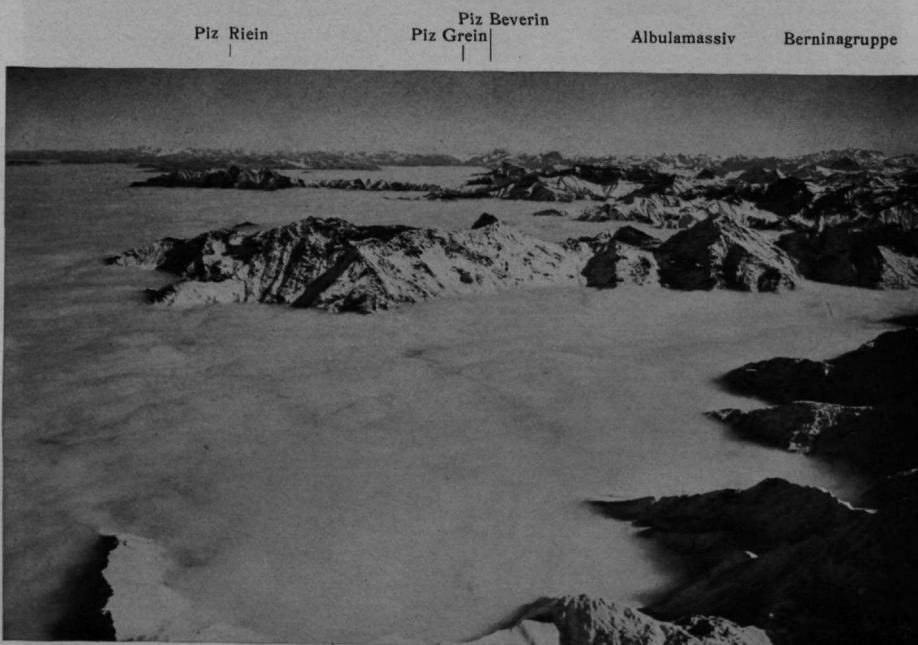
Abb. 5. Alpenfahrt Mürren—Turin. Ballon Sirius, 12. August 1910 (Text S. 14)

Turmangletscher



Ballonaufnahme von G. A. Guyer

Abb. 6. Klausenpaß mit Nebelmeer.  
Ballon Cognac, 9. November 1909 (Text S. 15)



Ballonaufnahme von G. A. Guyer

Abb. 7. Rheintal bei Disentis mit Nebelmeer, aus etwa 3700 m Ballonhöhe  
Ballon Cognac, 9. November 1909 (Text S. 15)

Rimpfisch-  
horn

Monte Ross

Lyskamm

Zwillinge

Breithorn

Kleines Matterhorn

Theodul-  
gletscher

Trifthorn



Ballonanfahrt von Ed. Spelterini

Zinal-Rothorn

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Alpenfahrt Mürren—Turin  
Ballon Sirius, 12. August 1910

Ostalpenfahrten unternahm. 1901 überflog er mit Erzherzog Leopold Salvator, von Augsburg kommend, die Allgäuer Alpen und landete bei Bludenz. Die hohe Schönheit der Fahrt — die Gebirge waren noch tief verschneit und die Luft so klar, daß das ganze Zentralalpengebiet bis zum Montblanc zu überschauen war — veranlaßten ihn zu weiteren Fahrten, an denen sich teils wieder Erzherzog Leopold Salvator, teils andere Prinzen des Hauses Österreich und Offiziere des österreichischen Luftschiiffbataillons beteiligten. Diese Fahrten gingen von Wien und von Salzburg aus und führten hauptsächlich über die Österreichischen und Salzburger Alpen. Über die interessanteste davon, eine Fahrt 1902 mit Erzherzog Leopold Salvator von Salzburg aus, erzählt Hauptmann Hinterstoißer selbst:<sup>1)</sup>

„Bei der Abfahrt um 7 Uhr früh hüllte ein Nebelmeer die Stadt Salzburg ein. Nur so viel konnte nach dem „Los!“ konstatiert werden, daß der Kurs des Ballons gegen München, also leider vom Gebirge weg, ging. Um den Ballon nicht zu sehr mit Eis zu beschweren — die Temperatur war — 6° C. —, trachteten wir, möglichst rasch aus der Umarmung der dräuenden Wolkenschicht zu entfliehen. Das Aneroid zeigte bereits 1000 m Höhe, der Ballast war auf vier Sack zusammengeschmolzen, als es über uns endlich heller und heller wurde, bis schließlich um 8 Uhr früh die liebe Sonne den „Meteor“ mit ihren Strahlen überschüttete und ihn allmählich ohne weitere Ballastabgabe höher zog. Während der Ballon in majestätischer Ruhe über das unermessliche Nebelmeer dahinsegelte, konnten wir an den darüber hinausragenden Bergen: Hoher Staufen, Watzmann, Hoher Göll, Tennen- und Hagengebirge, Übergößne Alm usw., feststellen, daß wir den Kurs vollkommen geändert hatten, ja, daß wir wieder über Salzburg, allerdings 1500 m hoch, zurückfuhren; der Lärm der Stadt tönte wieder deutlich zu uns herauf. Immer mehr näherte sich der Meteor dem massigen Gebirge. Als ich etwa um 9 Uhr vormittags aus einer Höhe von 2800 m senkrecht über den Korb hinabsah, blickten mir aus der unheimlichen Tiefe nur Felszacken und steile Abstürze entgegen; dazwischen ringsum das lückenlose Wolkenmeer. Schon hatten wir in einer Höhe von 4000 m den Dachstein passiert; die Tauernkette war unter uns, sowie die Selztalbahn, von der hin und wieder schrille Pfiffe der Lokomotive herauftönten. Als daher um 10 Uhr 30 Min. vormittags der Meteor zu sinken begann, beschlossen wir zu landen. Der Ballon setzte auf den oberen Wolkenrand und zauderte einige Minuten, als wenn ihm das Scheiden von der goldenen Sonne schwer würde, bevor er endlich langsam in die Finsternis hinabtauchte. Was uns zuerst entgegenkommt wird? Ich starre in die Finsternis und horchte auf das Rauschen des Windes. Streicht er über Felskanten, Schneefelder oder Waldbäume? Es wird dunkel unter der Gondel. Dort steile Felswände, hier ein Wald, ein Bach, ein Feldweg, zwei Häuser und da ein freies Feld. Ventil auf! In den nächsten Sekunden legt sich die Schleifleine auf; wir ziehen langsam gegen ein Gehöft. Kaum 200 Schritt von Weissenkirchen in Steiermark war der Meteor um 11 Uhr vormittags glatt gelandet.“

Von Orten am Rande der Alpen wie die bisher genannten Ostalpenfahrten sind im Laufe der Jahre noch wiederholt Fahrten gelungen, teils Voralpenfahrten oder Flüge über niedere Bergzüge, teils auch größere Gebirgsüberfliegungen. So machten Hauptmann Tauber und Hauptmann Hoffory einige Fahrten von Wien aus südwärts über die Voralpen; eine davon führte bis nach Gottschee in Krain. Von Wien, Linz und Salzburg stieg wiederholt Erzherzog Joseph Ferdinand auf und überflog kreuz und quer die Österreichischen Alpen und Teile des Salzkammerguts. Von München aus fanden u. a. statt zwei Salzkammergutfahrten

<sup>1)</sup> Hauptmann Hinterstoißer: Aus meinem Luftschiifttagebüche.

(1899 Oberleutnant Blanc nach Mitterndorf,<sup>1)</sup> 1902 Baron v. Bassus nach Gröbming), 1903 die Fahrt der Professoren Emden und Heinke über die Kitzbüheler Alpen und die östliche Glocknergruppe, ferner mehrere Fahrten von Offizieren der Kgl. Bayerischen Luftschifferabteilung über die Nördlichen Kalkalpen (1901 Hauptmann Hiller nach Obertarrenz, 1909 Oberleutnant Langenmantel nach Volderbad) und endlich 1910 Assessor Bletschachers Fahrt über den Watzmann nach den Hohen Tauern. Von Augsburg fuhren Freiherr von Grünau über die Bayerischen Seen und die Kalkschrofen der Bayerischen und Salzburger Alpen nach der Imbergalm bei Zell am See, Major von Abercron nach Judenburg und Fr. Schmid über Linz und dann mit abdrehendem Wind über die im bunten Herbstschmuck prangenden Österreichischen Alpen, dicht an der Rax vorbei, nach Mürzzuschlag. Von St. Gallen fuhren Leutnant Sorg nach Oberstaufen und Major von Abercron nach Grafenaschau; von Zürich Hauptmann Meßner nach Tannheim,<sup>2)</sup> Dr. Bröckelmann<sup>3)</sup> mit Frau von Reppert über Bodensee, Pfänder, Füssen und Tegernsee nach dem Wendelstein, Hauptmann von Gugelberg nach Oberstdorf und de Beauclair nach Ungarn. Ferner gehören hierher zwei Fahrten Usuelliis aus dem Süden: die eine von Mailand über Bernina und Ortlergruppe nach Oberbozen, die andere von Venedig über den Golf von Venedig, über Udine, die Julischen Alpen und die Karawanken nach Klagenfurt.

Über zwei der großartigsten unter den genannten Fahrten mögen einige Einzelheiten folgen. Zunächst über die als Alpenfahrt gar nicht beabsichtigte Alleinfahrt Major von Abercrons am 3. Mai 1908 in dem winzig kleinen Wasserstoffballon Gersthofen. Die Fahrt begann in Augsburg mit ganz schwachem Südwestwinde (ca. 10 km in der Stunde). Allmählich bog die Fahrtrichtung nach Südost um, und die Geschwindigkeit steigerte sich. Als der Ballon nördlich von Salzburg stand, war im Südwesten bei aufstrebenden Kumuluswolken eine schwarze Gewitterwand sichtbar. „Während ich mir überlegte“, erzählt Major von Abercron,<sup>4)</sup> „ob ich landen sollte, kam ein eigentlich ungemütliches Erlebnis. Eine plötzlich einsetzende Gewitterböe brachte den Ballon mit Schleppseil derart ins Schwanken, daß ich mich an den Korbleinen festhalten mußte. Die Richtung änderte sich gegen Südsüdost und nun begann bei 70—80 km Geschwindigkeit eine Fahrt, deren großzügige Eindrücke sich kaum wiedergeben lassen. Die schneebedeckte und vergletscherte Bergwelt der Salzburger Alpen unter mir, die hochaufstrebenden Gewitterwolken hinter mir, das gänzliche auf mich selber Angewiesensein wirkten derart auf mich, daß ich ernst und feierlich gestimmt wurde. Charakteristisch war das donnernde Geräusch der Wasserfälle, das immer zu mir heraufdrang. Ein Bestreben hatte ich andauernd: nur noch recht lange diesen einzigartigen Genuß und möglichst weit über die Alpen hinüber! Im Hochgebirge landen war ausgeschlossen. Ich hatte weder eine Bergausrüstung, noch genügenden Proviant. Nach der Fahrtrichtung gegen Nordost bei der Abfahrt hatte ich an eine Landung im Hochgebirge nicht gedacht. Ich besaß nur noch zwei Sack Sand, von denen ich einen halben Sack in 1 ¾ Stunden verbrauchte, um eine vereiste Hochgebirgskette mit jähem Steilabfall nach Süden zu überfliegen. 6 Uhr 30 Minuten fiel der Ballon ganz langsam durch die Wolken, die mir kurze Zeit die Aussicht auf das Gebirgspanorama geraubt hatten. Ich spähte aus, wo ich meinen Ballon unterbringen könnte, überflog einen schneebedeckten Gebirgszug, sah eine Mulde mit einigen Sennhütten, dann einen niedrigen Kamm und dahinter ein größeres Tal. Durch einen kurzen Ventilzug fiel der Ballon schneller, fing sich selbst am Schleppseil ab, und es gelang mir, 5 Minuten

<sup>1)</sup> Jahresbericht des Münchner Vereins.

<sup>2)</sup> Bull. d. Schw. Ac.-Cl. 1907, Nr. 4.

<sup>3)</sup> Dr. Bröckelmann: „Die Alpen entlang von Zürich bis zum Wendelstein“ in Kirchhoff: „Die Erschließung des

Luftmeers“.

<sup>4)</sup> Jahrbuch des Deutschen Luftschifferverbandes 1909:

Jahresbericht des Augsburger Vereins, und Aufsatz in Kirchhoff: „Die Erschließung des Luftmeers“.

vom Bahnhof St. Georgen westlich Judenburg eine sehr glatte Landung durchzuführen.“

Sodann ein Auszug aus der ganz prächtigen Schilderung, die ein Mitfahrer über de Beauclairs Zürcher Fahrt veröffentlicht hat.<sup>1)</sup> „Zürich unter uns, leuchtend im Glanze seiner Million Flammen, der lichterumsäumte See, welch' ein Bild! Sanft und schnell trug uns der West dahin. Im Norden tauchte in fahlem Glanz der Bodensee auf; Lindau und Bregenz leuchteten herüber. Dann ging's auf 2000 m hinauf und über dem Bregenzerwald in die Wolken. Oft lichteten sich die Schleier, und ein strahlender Sternenhimmel entzückte das nebelmüde Auge; oft grüßten die Lichter der Ortschaften von unten herauf. Mächtig packte mich der Reiz dieser unbegreiflichen Reise durch die Rätsel dunkler, nebelerfüllter Unendlichkeit! Leise dämmerte der Morgen herauf, und die Geister der drei Menschen, die im nächtlichen Raum einhergespensterten, belebten sich aufs neue. Indem wir langsam tiefer gingen, ließ uns der anbrechende Tag eine Voralpenlandschaft erkennen. Das Schleptau fing an zu zittern. Sein unteres Ende schlängelte sich behende auf dem Boden hin. Wie von Zauberkraft getragen, kletterten wir einen bewaldeten Berghang hinauf. Es war zum Jubeln und Jauchzen! Gleich einem Märchen erschien ein in einem langen Tal hingestreckter See, an seinen Ufern saubere Dörfer und ringsumher auf den Wiesen verstreut Villen, Hotels und Höfe, alles umsäumt von prächtigen Wäldern. „Ich hab's!“ ruft de Beauclair: „Tegernsee!“ Wie ein Lenkbarer zog der Ballon hinein ins Tal, gehorsam seinen Windungen folgend, und wie ein Lift schoß er an der steilen Wand, die das Tal jäh abschloß, schnurstracks hinauf. In 2400 m Höhe fuhren wir über den Wendelstein und dann über den Inn. Im Norden der Chiemsee, im Süden das Kaisergebirge, unter uns eine heroische Landschaft, von ragenden felsigen Berggraten und tiefen Tälern, die wir leichtbeschwingt überschwebten. Südlich Salzburg stiegen wir durch eine Wolkenschicht hinauf ins Blaue. Zwei gute Stunden reisten wir über dem Wolkenmeer dahin. Dann ließen uns Wolkenlücken unter uns hohe Berge erkennen. In weltverlorner Gebirgseinöde setzte unser Korb recht unsanft auf einer Alpenrosenhalde nieder und trieb sich dann unentschieden zehn Minuten lang in dem hochumschlossenen Kessel umher, bis plötzlich ein günstiger Luftstrom eine kräftige Aufwärtsbewegung bewirkte — und nun Exzelsior! Von 2000 m in einer halben Stunde auf 5000! — Über Hochtor und Hochturm, über Bruck a. M. flogen wir weiter. Gebadet im Sonnenglanze dehnte sich ein mehr und mehr sich verdichtender Nebelozean unter uns hin, eine gigantische, mythologische Schilandschaft! „Ballonsport!“ Wie klingt das Wort so prosaisch und nüchtern, und was sich dahinter verbirgt, ist mächtigste Poesie, intensivstes Erleben der gewaltigsten Schönheit der Natur! Als wir wieder unter die Wolken kamen, lag die weite Ungarische Ebene wie ein Schachbrett unter uns. Bei Boba unweit des Plattensees endete unsre über alle Begriffe herrliche Fahrt.“

Sogar von Orten, die weit vom Gebirge entfernt liegen, sind schon zweimal Alpenfahrten geglückt. Von dem im Herzen Deutschlands gelegenen Bitterfeld gelang es 1908 V. de Beauclair und H. Riecken,<sup>2)</sup> die ganzen Ostalpen in der Richtung Totes Gebirge, Niedere Tauern, Karawanken zu überqueren, eine Fahrt, die, wie de Beauclair selbst schreibt, die Luftschiffer entzückte „durch das Mondscheinglitzern einer grimmig kalten Winternacht und die eisige Pracht des Hochgebirges“. Die Fahrt endete, von vornherein als Rekordfahrt (Erwerbung des Santos Dumont-Preises) geplant, erst nach 56 stündiger Dauer an der Westküste Italiens, der Insel

<sup>1)</sup> J. Voltz-Sprungli, Bulletin des Schweizer. Aeroklubs, III. Jahrgang, Nr. 4. <sup>2)</sup> Bulletin des Schweizerischen Aeroklubs, III. Jahrgang, Nr. 1.

Elba gegenüber. Die zweite Fahrt 1910 nahm ihren Ausgang in Nünchritz an der Elbe (zwischen Meißen und Riesa). Einige mir persönlich vom Führer, Herrn Oberleutnant von Quast, mitgeteilte Stichwörter seien zu einem kurzen Fahrtbericht zusammengestellt: Nach einer Nachfahrt über Dresden und durch Böhmen stiegen wir 10 Uhr 45 Min. morgens am Böhmerwald kurze Zeit über die bis 2400 m hoch reichenden Wolken, aus denen vor uns der Dachstein und einige Gipfel der Salzburger Alpen emporragten. Eine Schleppfahrt an der Donau folgte. Dann durchstießen wir um die Mittagszeit die Wolken zum zweiten Male. Da ihre Grenze jetzt bis 3800 m reichte, war von den Alpengrößen nichts mehr zu sehen; doch fuhren wir vier Stunden, allmählich bis 5400 m ansteigend, über den Wolken in dem Bewußtsein, daß die Alpenwelt unter uns lag. Fern im Süden, offenbar über der italienischen Tiefebene, senkte sich die Oberfläche des Wolkenmeeres tief hinab. Da wir uns dieser Gegend nicht näherten, nahmen wir an, daß wir nach Westen abgedreht waren. 5 Uhr 45 Min. nachmittags begannen sich die Wolken zu teilen: zum ersten Male sahen wir unter uns Felsen, Eis und Schnee. Im Wolken-schatten unter uns liegend, machte die Erde einen unheimlichen Eindruck. Vor uns, scheinbar zum Greifen nahe, tauchten die Dolomiten auf, sich gegeneinander verschiebend und rot von der untergehenden Sonne beleuchtet, ein überwältigend schöner Anblick! Da keine Aussicht war, Italien noch vor der Nacht zu erreichen, und wir uns trotz 18 Sack Ballast mit dem Firnisballon kaum in die zweite Nacht wagen konnten, beschloß ich, den Ballon zum Sinken zu bringen, um nach einer günstigen Landungsstelle zu suchen; wir wußten ja nicht, wo wir waren. Unter uns ein tief eingeschnittenes Tal; wie wir später erfuhren, war es das Defereggental bei St. Veit; die überflogene, stark vergletscherte Gruppe war die Glocknergruppe gewesen. Doch wir waren noch zu hoch, um rechtzeitig in das Tal hinabgelangen zu können. Schon trieben wir wieder den Bergen zu. Hoch oben stießen wir auf dem Schnee auf, und nun ging es den felsigen Berg hinauf, zum Glück stets einige Meter von den gefährlichen Felsspitzen entfernt. An den Südhangen des Degenhorns, wo uns auf einmal ein schwacher Wind entgegenkam, gelang es durch Ventilzüge, den Ballon zum Stehen zu bringen. Ein Mitfahrer nach dem andern stieg aus, um nun den Korb gegen den berganwehenden Wind so weit wie möglich abwärts zu schieben. Einige hundert Meter tiefer jedoch, am untern Ende des Grates, fasste uns plötzlich eine Böe und warf den Ballon gegen die felsige Berglehne. Da die drei Herren den Korb kaum mehr erhalten konnten, riß ich auf. Wir waren 2230 m hoch im obersten Teile des Ahrntales glatt gelandet (Abb. 8, S. 37).

Auch innerhalb der Ostalpen haben schon viele Aufstiege stattgefunden. Zunächst sind da zu nennen zwei Fahrten von Davos: 1906 Ing. Frischknechts und P. Meckels Fahrt über den Piz Kesch nach dem Val di Rezzo und 1909 die schon erwähnte Fahrt de Beauclairs und von Frankenberg über die Silvrettagruppe (Abb. 9, S. 37) nach dem Wettersteingebirge.

Zu den am besten gelungenen Fahrten gehören ferner drei Aufstiege in St. Moritz. Zunächst die Fahrt des im Sommer 1910 mit seinem eigenen Luftschiff verunglückten Oskar Erbslöh<sup>1)</sup>). Er stieg am 9. Februar 1909 in St. Moritz auf, fuhr bei wundervollem Wetter über den westlichen Teil der Berninagruppe und zwischen Comersee und Lago Maggiore nach Mailand, dann bei abdrehendem Winde über dem Adriatischem Meere längs der Küste nordöstlich über das im Mondenschein und herrlichen Lichterglanz strahlende Venedig und endlich nach den Alpen zurück und im Schneegestöber über die Karawanken und die östlichen Ausläufer der Alpen bis in die Gegend von Budapest.

<sup>1)</sup> Deutsche Zeitschrift für Luftschiffahrt, Jahrgang 1909.

Die zweite Fahrt<sup>1)</sup> ging nach der entgegengesetzten Richtung. Sie fand statt am 21. und 22. August 1909 unter Führung Hauptmann Meßners. Über Bevers in einer Höhe von 4550 m fand der Ballon seine erste Gleichgewichtslage und überflog die Ausläufer des Piz Kesch, den Piz Vadret und den Piz Linard. 6 Uhr 25 Min. passierte er den Inn bei Haiming und gelangte bei einbrechender Dämmerung in die Mieminger Kette und das Wettersteingebirge, deren messerscharfe Grate und senkrechte Abstürze einen tiefen Eindruck auf die Luftschiffer machten. Um halb 8 Uhr stand der Ballon über dem Walchensee. An München und der Walhalla vorbei führte die Fahrt weiter bis in die Gegend von Karlsbad.

Die dritte Fahrt von St. Moritz am 12. Februar 1910 führte wie die erste, aber auf einem weiter östlich gelegenen Wege, nach Mailand, wo sie wegen fast völliger Windstille ihr Ende fand. Aus einem mir vom Führer, Herrn Leutnant Holt-hoff von Faßmann, freundlichst zur Verfügung gestellten ungedruckten Bericht mögen einige interessante Einzelheiten folgen. „3 Uhr 15 Min. nachmittags überflogen wir (Mitfahrer: Bremer) den Bergkamm südlich St. Moritz und gelangten kurz darauf in das Rosegtal, dessen weite Schneefelder den Ballon durch ihre niedrige Temperatur gewaltsam zu sich hinunterzogen. Eine unerklimmbar scheinende Felswand verlegte uns hier den Weg. Zwei Sack Ballast, und der brave „Berlin“ kletterte tapfer hinauf, um uns über den nächsten Kamm in schnellem Fluge nach dem Morteratschgletscher hinüberzubringen. Tiefe Eisspalten und steile Eiswände wechselten hier mit den eintönig weißen Schneefeldern ab. Ehe wir's uns versahen, hatten wir auch den letzten Kamm der Berninagruppe überflogen. Ein starker absteigender Luftwirbel riß uns gewaltsam in Höhe des Berninahospizes hinunter. Der Ballon fing sehr stark an zu pendeln, so daß wir regelrechte Schaukelbewegungen im Korbe verspürten. An die acht Sack Ballast gab ich aus, um mich gewaltsam aus dem Luftwirbel herauszuarbeiten, doch nützte es nicht viel. Nur langsam erholt sich der Ballon von dem raschen Fall und stieg wieder auf 3500 m. Leider hörte hier mit einem Male fast jede Luftbewegung auf. Dafür bot sich uns ein neues herrliches Panorama. Die ganzen Bergmasken Alpen lagen im schönsten Sonnenschein zu unsern Füßen. Über dem Addatal lagerte eine langgestreckte, schmale Wolkenbank, die sich auf die beiden Bergflanken fest auflegte, so daß es aussah, als ob das Addatal nach Westen hin durch ein mächtiges Felsentor abgeschlossen wäre. Purpur fluteten die Strahlen der Sonne hindurch, während sich gleichzeitig all die Berge ringsum mit glühendem Rot färbten. Doch bald verblaßte die Glut wieder, und die greisen Häupter der Berge tauchten nach und nach ein in das Dunkel der Nacht. Sternenklarer Himmel und die zunehmende Sichel des Mondes luden uns ein, die lange Winternacht bei ihnen zu verbringen. Aus dem Addatal glitzerten die Lichter in unsre eisige Höhe, und geisterhaft bleichen Gestalten gleich stiegen die Nebel aus den Tälern herauf. Einen Sack Sand nach dem andern hatte ich schweren Herzens opfern müssen. Es blieben uns für die lange Winternacht nur 16 Sack übrig. Die Temperatur war in zirka 4000 m Höhe bereits abends um 10 Uhr auf — 31° gesunken und sank allmählich bis — 38°. Unsere Ziegenpelze froren oben durch den Atem zu; die Getränke froren ein; die elektrische Lampe mit feuchter Batterie funktionierte nicht mehr. Doch schien uns die Nacht durch den klaren Sternenhimmel und den weißen Schnee ganz hell. Nur im Süden verdunkelte sich auffallend der Horizont. Man konnte deutlich eine Schattenlinie verfolgen, die im Westen immer stärker nach Süden sich aus bog. Das mußte die Po-Ebene sein. Über dem Monte Torena kamen wir eine Zeitlang in völlige Windstille. Dann krochen wir ganz langsam dem Iseosee zu. Endlich rüsteten sich Erde und Himmel zum Empfange der lebenspendenden

<sup>1)</sup> H. v. Gugelberg, Bulletin des Schweizer. Aeroklubs IV. Jahrg. Nr. 4.

Sonne. Der Horizont im fernen Osten flammte in glühendem Rot, die ersten Sonnenstrahlen brachen durch den Äther, und im Morgenglanze lag zu unsren Füßen die ganze gewaltige Alpenkette. Aus der Tiefe grüßten die Italienischen Seen. Unter uns aber hatte sich mit einem Male der Frühling aufgetan. Der Wind kam mehr und mehr aus Nordost. Nach einem Höhenfluge bis 7000 m gingen wir langsam tiefer und überflogen in 3000 m den Mailänder Friedhof, während die Glocken des Domes die Mittagsstunde kündeten. 12 km westlich von Mailand ließen wir uns von einigen Italienern ganz sanft auf eine Wiese niedergeziehen.“

Ein Ereignis von höchster Bedeutung für den Luftsport in den Ostalpen war es, daß Dr. Bröckelmann und Max Krause 1907 Innsbruck zu ihrem Aufstiegsorte wählten. Der glatte Verlauf der Füllung beim dortigen städtischen Gaswerk ermutigte zu weiteren Aufstiegen. Drei Fahrten folgten schon in den nächsten zwei Jahren, darunter die unsere, eine vierte 1910. Eine weitere Folge war die Gründung eines Luftschiffervereines für Tirol. Am 29. Mai 1910 fand in Innsbruck die Taufe des Ballons Tirol statt. An der Tauffahrt nahmen außer dem Führer, Hauptmann Hinterstoßer, noch dessen Gemahlin und zwei Innsbrucker Herren, Hauptmann Deutelmoser und F. Heigel, teil. Sie endete auf einem Schneefelde an der Gerlosplatte. Um die Festfreude bei der Ballontaufe zu erhöhen, stieg zugleich als Vertreter des Oberösterreichischen Vereins für Luftschiffahrt Erzherzog Joseph Ferdinand mit seinem Bruder Erzherzog Heinrich Ferdinand im Ballon Salzburg auf. Sie hielten ihren Ballon tiefer, flogen darum mehr südlich und landeten bei Gries am Brenner in 1525 m Höhe. Im Laufe des Jahres 1910 hat der Ballon Tirol von Innsbruck aus noch neun Aufstiege unternommen. Darunter sind zwar einige vom Winde wenig begünstigte, kleinere Fahrten, nach Patsch, Ronach, Zell a. Ziller, Götzens; die letzte, ein Beweis für die Launen des Windes, über Ampass und Igls im Halbkreis um Tirols Hauptstadt herum! Aber auch einige großartige Hochgebirgsfahrten hat der Verein schon zu verzeichnen. Wird es doch auch wenige Orte geben, die so günstig für Alpenballonfahrten gelegen sind wie gerade Innsbruck. Die herrlichsten Gebirge, teils stark vergletschert, teils wild zerklüftet, nach allen Seiten ringsum! Einige der bedeutenderen bisherigen Fahrten von Innsbruck seien hier skizziert.

Daß schon eine Brennerfahrt prächtige Eindrücke bieten kann, möge ein Auszug aus der Beschreibung beweisen, die Hauptmann Härtel über seine 1908 unter Dr. Bröckelmanns Führung unternommene Fahrt veröffentlichte.) „Ganz senkrecht hebt sich die Augusta empor. Morgensonnenchein liegt über Innsbruck, das sich in entzückender Schönheit vor unseren Augen ausbreitet. Bewundernd schweift unser Blick über die Stadt; er eilt an dem grünen Inn dahin, fliegt zu den Bergen und Schlössern hinüber, die das jenseitige Ufer zieren, und bleibt in Bewunderung an den steilen, zackigen Bergwänden haften, die das Bild harmonisch abschließen. Doch „Innsbruck, ich muß dich lassen!“ Ein leichter Nordostwind treibt uns in 1200 m Höhe in der Richtung gen Natters. In Ruhe ergötzt sich das Auge an der lieblichen Lage von Igls und Lans. Fast in gleicher Höhe mit dem Patscherkofelhause angekommen, eröffnen sich herrliche Ausblicke ins Stubaital mit den Stubaier Alpen im Hintergrund und gen Osten nach der Rißflur- und Olperergruppe. Schon haben wir Matrei in stolzem Höhenflug erreicht. Über St. Jodok schwimmen wir dem Brennerpaß entgegen. Hinter Brennerbad sperrt die Amthorspitze mit ihrem steilen Absturz unsren Weg. Um nicht weniger als 500 m überragt der Gipfel unsre Fahrbahn. Da heißt es Ballast

<sup>1)</sup> Hauptmann Härtel: Im Fluge über den Brenner, Leipziger Neueste Nachrichten, 3. September 1908.

geben, um über das Hindernis hinwegzusetzen. Immer drohender schiebt sich das Ungetüm heran — nur noch 50 m trennen uns . . . Da schwenken wir halblinks ab und gleiten knapp vorüber. Tief zu unsren Füßen breitet sich jetzt die Anmut des Pfitschertales aus: grünende Matten, tosende Wasserfälle, Sennhütten mit steinbeschwertem Dächern. In 3800 m Höhe treiben wir dem Eisak-tale zu. Im Nordosten ragen die ungeheuren Gipfel der Zillertaler Alpen mit dem Hochfeiler zum blauen Äther auf. Hinter ihnen stehen in unerhittlicher Schröffheit die monumentalen Schneepyramiden der Dreiherrnspitze, des Großvenedigers und des Großglockners. Im Westen türmen sich die Eisberge der Ötztaler Alpen. Darüber hinaus starrt der Ortler, und aus dem Schleier der Ferne schimmert gar die Bernina. Vor uns aber klettern die grotesk gezackten Gipfel und Türme der Dolomiten am Horizont hin (Abb. 10, S. 38)! Jetzt noch über die Vorberge der Sarntaler Alpen! Waldungen breiten sich unter uns aus. Der Ballon fällt. Herbeilende Leute dirigieren ihn zur Landung auf eine Bergwiese.“

Nun zu den eigentlichen Hochgebirgsfahrten, zunächst zu den Fahrten über Gletscher!

Gleich die erste Fahrt Dr. Bröckelmanns führte nach einer der schönsten Richtungen, nach Südosten. Der Ballon flog, wenn auch leider über Wolken, mitten über die Zillertaler Alpen weg, deren Herrlichkeit zu schauen den Luftschiiffen wenigstens vor dem Gebirge und dann nochmals am Schluß der Fahrt vergönnt war. „Bei langsamem Falle“, so schreibt M. Krause gegen Ende seiner Schilderung<sup>1)</sup> der Fahrt, „öffnen sich plötzlich unter uns die Wolken: wir erkennen Berge und Gletscher unmittelbar unter uns; wir schweben hoch über dem Zillertaler Kamm der Alpen. Einmal im Fallen ging es rasch hinab, in 15 Minuten fast 4000 m. Wir überflogen die Leipziger Hütte auf dem Schwarzenstein und die Daimerhütte und genossen im Fallen noch einen großartigen Gesamtanblick der Zillertaler Berge. Erst ca. 300 m über dem Boden wurde aller Ballast hinausgeworfen, und ganz glatt, ohne starken Stoß, setzte der Ballon in einer ebenen Wiese bei Luttach im Ahrntale auf.“

Eine etwas östlichere Richtung schlug der Ballon Tirol bei seiner fünften Fahrt ein, die von zwei Innsbrucker Herren, Ingenieur Albert und H. Schwaighofer, unter der Führung W. Andernachs unternommen wurde. Nach kurzem Flug innabwärts bis zum Haller Salzbergwerk wendete sich der Ballon gegen Zell a. Ziller und trieb dann bei prächtigem Wetter über Plauener Hütte, Keesarkopf und Dreiecker der Dreiherrnspitzgruppe zu. „Über die Gletscher mit ihren grünlich-blauen Eisspalten hinweg“, so erzählt der Führer,<sup>2)</sup> „blieb der Blick an den gewaltigen Eismassen des Venedigers und weiter an dem Großglockner und den übrigen Gipfeln und Bergkämmen der Hohen und Niederen Tauern haften. Rechts sahen wir die Zillertaler Alpen in ihrer ganzen Majestät ausgebreitet. Im Süden lagen die Rieserferner vor uns, aus denen der Hochgall, der Wildgall und der Schneebige Nock hervorleuchteten. Im weiteren Süden erschienen die zackigen Kämme der Dolomiten, teilweise mit leichten, sonnenbeschienenen Wolkenfetzen malerisch behangen. Über die Gipfel des Panargenkammes hinweg, am blauen Oberseitsee vorbei, näherten wir uns dem anmutigen Defereggental. Ununterbrochen ging es in derselben Richtung nach Südosten weiter, über die Villgratner Berge, die Roth- und Weißspitze hinweg, dem Pustertal zu, das wir um 10 Uhr 43 Min. bei Abfaltersbach erreichten. Nun flogen wir auf die bizarre Welt der Dolomiten zu, die bald mit ihren höchsten Gipfeln, wie Marmolata,

<sup>1)</sup> Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 1907.

<sup>2)</sup> W. Andernach: Überfliegung der Alpen im Freiballonen Tirol, Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1911; siehe auch: W. An-

derach: Überfliegen der Alpen im Ballon Tirol, Deutsche Zeitschrift für Luftschiffahrt 1910. Über alle Fahrten des Ballons Tirol siehe ferner: I. Jahresbericht des Vereins für Luftschiffahrt in Tirol.

Pelmo, Antelao, unter uns ausgebreitet lag. Um 11 Uhr 10 Min. überflogen wir die österreichisch-italienische Grenze und kreuzten dann weiter den Hauptkamm der Karnischen Alpen, ungefähr 5 km östlich der Königswand. Zwischen Cima del Longarin und Monte Paralba näherten wir uns der Sappadagruppe. Um die Mittagsstunde wurden ihre Gipfel überflogen. In der Ferne blitzte das Adriatische Meer auf. Wir flogen gegen die Mündung der Fella in den Tagliamento zu. Die mit hellfarbigem Geröll erfüllten Talsohlen des Tagliamento und Isonzo und die von ihnen durchflossene Tiefebene mit der Stadt Udine waren klar zu erkennen. Die leichten Nebel hatten sich allmählich zu Kumuluswolken verdichtet. Aus ihnen ragten die Berggruppen des Monte Cridola, der Cima dei Preti und des Monte Duranno in den Clautaner Alpen hervor. In der Gegend von Tolmezzo gerieten wir in fast völlige Windstille. Leichte Wolken tief unter uns hatten den Zug nach Nordost. Um aus Italien wieder herauszukommen, zog ich Ventil und brachte dadurch den Ballon in die gewünschte Strömung. Bald hatten wir den Monte Amariana unter uns und überflogen dann die scharfe Gratschneide des Zuc del Boor. Nach starkem Fall bis 1600 m und Ballastabgabe stiegen wir wieder bis 3150 m. Von dieser Höhe hatten wir jetzt prächtige Blicke auf die sich im Osten auftürmenden Felsmauern der Julischen Alpen, die vom Canin und Montasch flankiert wurden; im Hintergrunde reckten der Wischberg, Manhart und Triglav ihre Häupter machtvoll empor. Der Ballon trieb nunmehr, wieder in tieferen Schichten, auf die Felswände des Montasch zu. Die Führung erforderte jetzt ganz besondere Aufmerksamkeit. Gingen wir höher, so kamen wir wieder in die windstille Schicht; blieben wir in unsrer Höhe, so war es nicht ausgeschlossen, daß wir gegen die Felsen getrieben würden. Meine Hoffnung erfüllte sich aber: als wir bis auf einige hundert Meter an die Wände herangekommen waren, erkannte ich an dem Schleppseil, daß wir links abbogen und nunmehr parallel an den gewaltigen Felswänden vorbeifuhren. Dann drückte uns der Wind über den Dogniasattel hinüber nach Österreich. Die Landung erfolgte glatt unterhalb der Felswände des Kleinen Nabois.“

Noch östlicher, direkt über den Großvenediger, flog der Ballon Tirol bei seiner vierten Fahrt unter Oberleutnant von Sarlay. Die Landung fand unterhalb des Muntanitzgletschers in der Glocknergruppe statt.

Auch das andere große Gletschergebiet in der Umgebung von Innsbruck, im Südwesten, wurde bereits überflogen, und zwar am 17. September 1910 bei der sechsten Fahrt des Ballons Tirol. Der Führer bei jener Fahrt, Ed. C. von Sigmundt, berichtet in einer Innsbrucker Zeitung kurz darüber: „Bei 1800 m Seehöhe tauchte der Ballon aus dem Morgen Nebel in die goldenen Strahlen der Sonne bei herrlichem Rundblick auf die sonnenbeschienenen Bergesgipfel. In stolzem Fluge überfuhr der Ballon die Stubauer Ferner und querte bald darauf die Ötztaler Gruppe in der Nähe des Gurgler Kammes mit prachtvollem Blick auf die umliegenden Eishäupter, insbesondere auf die charakteristische Weißkugel. Um 10 Uhr 30 Min. trat der Ballon bei Schlanders in den Vinschgau. Die Ortlergruppe links liegen lassend, steuerte er nunmehr direkt der Berninagruppe zu. Der majestätische Piz Bernina wurde in 5000 m Höhe überflogen, wobei sich der Blick auf die Bergesriesen des Graubündner und Berner Oberlandes eröffnete und aus der Tiefe die Oberitalienischen Seen grüßten.“ Am Comersee erfolgte die Landung.

Die Nördlichen Kalkalpen wurden von Innsbruck aus schon viermal überflogen, zum ersten Male von den Erzherzogen Joseph Ferdinand und Heinrich Ferdinand im Januar 1909. Diese Fahrt war zugleich auch die erste Winterfahrt von Innsbruck aus. Der Ballon flog zunächst das Inntal ab-

Aletschhorn

Gletscherhorn

Hochfirn  
Jungfrau

Silberlücke      Gr. Silberhorn  
Schneehorn      Kl. Silberhorn  
Lauterbrunner Breithorn

Jungfrauflüe

Station Jungfrau-  
joch der  
Jungfraubahn



Ballonaufnahme von G. A. Guyer

Kühlaueengletscher

*Jungfrau von Norden (aus 4100 m Ballonhöhe)*

*Ballon Cognac, 29. Juni 1908*

wärts bis Schwaz, wandte sich dann nach Nordwesten, übersetzte bei prächtigem Wetter das tiefverschneite Gebirge und landete in der Nähe von Scharnitz bei 2 m hohem Schnee.

Die dritte Überquerung mit Landung am Walchensee erfolgte am 30. Juni 1910 unter Führung Oberleutnant von Sarlays, leider bei bewölktem Himmel, Regen und zuletzt Schnee. Die vierte Fahrt fand vor kurzem (13. Dezember 1910) unter Führung Prof. Dr. von Fickers statt. Es war in erster Linie eine wissenschaftliche Fahrt, bei der Föhnstudien gemacht wurden. Die Landung erfolgte in Bayern unweit Holzkirchen.

Die zweite Fahrt über die Nordkette, bei der der Ballon zugleich die ganzen Nördlichen Kalkalpen vom Karwendelgebirge bis zum Salzkammergut überflog, war meiner Schwester und meine Fahrt unter Führung Hauptmann von Funckes am 23. Juli 1909.<sup>1)</sup> Bei glanzvollem Wetter stiegen wir früh um 8 Uhr auf. Drei Viertelstunden lang standen wir, stetig steigend, aber bei fast völliger Windstille, über Innsbruck. Da faßte uns plötzlich ein lebhafter Südwind. Eben noch 1500 m Luft unter uns und fern in der Tiefe die hellen Häuschen der Stadt und das sonnige, grüne Tal; alles Wilde, Großartige in respektvoller Ferne. Da auf einmal rückte die Gebirgsmauer auf uns zu, groß, gewaltig, drohend! Binnen wenigen Minuten wuchs uns der Erdboden entgegen — Wald, Matten, Schutt, kahles Gefels — plötzlich sahen wir es dicht unter uns. Einen Augenblick schien es, als kämen wir kaum über die Felsen hinweg. Jetzt ging es knapp darüber hin. Das lachende Inntal war verschwunden; ein schauriger Kessel tat sich unter uns auf, von senkrechten Wänden umstarrt, und ringsum eine wunderbare Felsenwelt mit Zacken und Türmen, mit scharfen Graten, von denen schon der Gedanke in die Tiefe glitt, mit düsteren, schneefüllten Schluchten und grauen Geröllströmen. Und je höher wir stiegen, desto großartiger wurde das Panorama: ein Grat hinter dem andern tauchte um uns her auf, eine Spitzestach hinter der andern vor; dazu im Süden die ganze Kette der Zentralalpen, von der Silvrettagruppe an bis zu den Tauern, im Westen und Osten die Kalkberge von der Zugspitze bis zum Dachstein, im Norden, erst weit draußen im Sonnenglast verschwimmend, die Bayerische Hochebene mit ihren Seen, Flüssystemen und Ortschaften. Über dem von zahllosen Schneeflecken erfüllten Roslach erschloß sich uns der Einblick in das Quellgebiet der Isar und in den höchsten Teil des Karwendels, die Hinterautaler Kette. Nach Südost aber über den Kamm der Speckkarspitze und Bettelwurfspitze hinweg und das Vomperthal hinaus boten sich entzückende Durchblicke nach dem Inntale. Zu unserer Freude drehte der Wind in der Höhe mehr und mehr nach Ostnordost ab. Die Umgebung des Hochglücks und der Lamsenspitze trat in den Vordergrund, und dort in der tiefen Einsenkung zwischen den Bergen schimmerte es bläulich grün: der Achensee. In sonnigem Glanze lag er bald darauf unter uns, glatt wie ein Spiegel, an den seichten Ufern hellgrün, dann rasch absinkend zu bläulichen Tiefen. Silberglänzende Fäden durchzogen die Fläche, die Bahnen der Dampfer und Boote. An den Ufern leuchteten wie Samtteppiche die angeschwemmten Ebenen. Dann bei 40—50 km Geschwindigkeit in raschem Wechsel das Sonnwendgebirge, Kufstein mit seiner Feste, mit dem leuchtenden Strombande und den kristallklaren Seen, der zersägte Kamm des Wilden Kaisers mit seinen berühmten Kletterbergen, das malerische Durcheinander der Salzburger und Berchesgadner Berge, Salzburg, das Salzkammergut mit seinen vielgewundenen, großen Seen, überragt von dem firngleißenden Dachstein! Erst am Traunsee ging's aus den Alpen

<sup>1)</sup> Siehe auch Daheim 1909, Nr. 52, und Meißner Tageblatt 1909, Nr. 227 und 228.

hinaus und dann östlich an Linz vorbei über den Böhmer Wald nach Mährisch-Budwitz, wo wir eine Stunde nach Sonnenuntergang landeten.

Außer in Innsbruck haben auch in anderen Städten der Ostalpen schon Ballonaufstiege stattgefunden. So fuhren Erzherzog Joseph Ferdinand und Erzherzog Heinrich Ferdinand 1909 von Klagenfurt aus; Hauptmann Tauber unternahm in den Jahren 1908 und 1909 fünf Aufstiege in der Gegend von Trient, und der Ballon Tirol machte am 13. November 1910 einen Aufstieg in Meran. Über diese Fahrt zum Schluß noch einen kurzen Auszug aus einer Schilderung, die ein Teilnehmer veröffentlichte:<sup>1)</sup> „Ein leichter Luftstrom trieb uns langsam nach dem Passeier Tale. Bewundernd sahen wir im Süden die hehre Schönheit der Brenta-, Presanella- und Adamellogruppe, die eigenartig prächtigen Formationen des Rosengartens, Langkofels und der Sella immer mächtiger auftauchen. Nahe standen der Ortler und imposant daneben die Königsspitze in ihrer einsamen Eiswelt. Nicht minder herrlich war der Blick in die zerrissenen Gebirgszüge der wuchtigen Texelgruppe, die zum Greifen nahe neben uns lagen. Nachdem St. Martin überflogen war, wandte sich der Ballon mehr nach Hinterpasseier, querte den Gebirgskamm in der Nähe der Hohen Kreuzspitze und überflog das Ratschingestal; dann fuhren wir mit prachtvollem Blick auf das ganz nahe Zuckerhütl und die andern Stubauer Berge zwischen Hoher Ferse und Hochspitze nach dem Valligeltale hinüber. In Höhe von 2426 m berührte das Schleppseil ein Schneefeld. Da das Seil im Schnee festfroh und den Ballon am Weiterfahren hinderte, kletterte auf Anordnung des Führers, Oberleutnants von Sarlay, der Mitfahrende Landtmann, als flotter Turner bekannt, hinab, worauf sich der Ballon sofort infolge der Erleichterung losriß und einige hundert Meter in die Höhe schnellte. Durch neuerliches Öffnen des Ventils näherte er sich wieder dem Boden, und langsam trieb ihn nun der Wind talabwärts. So wurden ein steiler Felsenhang und ein dichter Wald passiert. Gegen 5 Uhr erreichte der Ballon den Ort Ridnaun, wo mit Hilfe der Bauernschaft glatt die Landung von statten ging.“<sup>2)</sup>

#### IV. DER BERGSTEIGER UND DAS BALLONFAHREN IN DEN ALPEN ■

Es gibt Hochturisten, die das Freiballonfahren in den Alpen als zu wenig alpin für ihre Person ablehnen. In der Tat fehlt bei einer Alpenballonfahrt manches, was gerade bei Hochtouren besonders hervortritt und für den Bergsteiger eine Quelle des Glückes ist.

1. Charakteristisches am Bergsteigen, was dem Alpenballonfahren fehlt.

Da ist zunächst die körperliche Betätigung. Stundenlang sind beim Bergsteigen die Glieder in Bewegung. In gleichmäßigm Schritt geht's empor, auf gebahnten Wegen, über Geröll und Schnee, mit wohlabgemessenen Sprüngen über ein Blockgewirr, über Gletscherspalten, in fröhlichem Laufe bergab. Dort an der Eiswand wird kraftvoll der Pickel geschwungen, daß die Splitter fliegen. Und hier geht's am Fels in die Höhe; die Hände tasten und fassen zu, die Muskeln straffen sich; sich stützend, ziehend, stemmend ringt sich der Kletterer empor. Ein wonniges Lebensgefühl durchströmt den Körper! — Der Ballonfahrer steht an der Korbwand, stundenlang auf denselben Fleck, eine passive Anstrengung. Dann und wann hebt er einen der Sandsäcke auf den Korbrand, um den Ballast bei der Hand zu haben, eine unangenehme Notwendigkeit. Beides Anstrengungen,

<sup>1)</sup> Meraner Zeitung 1910, Nr. 137.

<sup>2)</sup> Auch 1911 haben bis Ende April schon wieder einige Alpenballonfahrten stattgefunden, z. B. unter Assozessor Bleischachers Führung von München über den Semmering nach Edlitz, unter Führung Professor von Fickers

nach Innsbruck über Karwendel- und Weitersteingebirge nach Memmingen und die bedeutendste am 14. und 15. April unter der Beauchairs Führung (Mitfahrer Freih. von Bissing und Dr. Siemers) von Augsburg über Ostalpen und Adriatisches Meer nach dem Trasimischen See.

die kaum der Rede wert sind, und von einem beglückenden Gefühle der Kraft keine Spur!

Auch für den Bergsteiger gibt es solche freudlose körperliche Anstrengungen. Er lernt sie kennen, wenn er schwerbepackt oder bei glühender Sonnenhitze steigt, wenn er gegen eisigen Sturm ankämpft, der ihm den Atem versetzt, wenn er einen steilen Geröllhang erklimmt, wo er bei jedem Schritt um die Hälfte zurückgleitet und nicht von der Stelle zu kommen scheint, wenn er im tiefen Neuschnee watet, aus dem er sich mühsam herausarbeiten muß, um bei jedem Schritt von neuem zu versinken. Aber selbst über die freudloseste Anstrengung, die ihm manchen Seufzer auspreßt, hilft ihm eins hinweg: dort winkt der Gipfel! Bergsteigen ist zielbewußtes Handeln! Ich will! Das ist der Grundton, auf den alles beim Bergsteigen gestimmt ist. Und je schwerer der Kampf, desto zäher der Wille, desto beglückender schon jeder kleine Erfolg unterwegs, desto beseligender der endliche Sieg. Selten wird ein Mensch so wunschlos glücklich sein, wie es der Bergsteiger ist, wenn er den letzten Schritt nach einem schwer errungenen Gipfel tut. Dieses zielbewußte und — von außergewöhnlichen Verhältnissen abgesehen — zum Ziele führende Streben flößt ihm Achtung vor sich selbst ein, so daß er sich in der schier erdrückenden Großartigkeit des Hochgebirges doch nicht niedergeschmettert fühlt, nicht als ein Nichts, sondern beglückt und erhoben, ein Stäubchen im All! — Auch der Ballonfahrer will. Er will die Alpen überfliegen. Da drüben liegen in schimmernder Pracht die Schneberge; dort recken sich phantastische Felsengebilde in die Luft. Mit tausend Fäden zieht's ihn hin; jede Fiber bebt in ihm vor Sehnsucht, diese Wildnisse von oben schauen zu können — und der Ballon fliegt über dem Tal hin, das dazwischen liegt! Oder der Luftschiffer sitzt daheim vor seiner Karte und rechnet und mißt: nur 30 km Stundengeschwindigkeit! und in wenigen Stunden geht's über weite Gebirgsstrecken, aus dem ernsten Norden ins sonnige Italien hinein! Nun steigt er auf — und kein Lüftchen röhrt sich. Schon wenige Kilometer vom Aufstiegsorte muß er landen. Dieses ziellose, willenlose Treiben im Winde, welchen Ballonfahrer hätte es nicht schon bei dieser oder jener Fahrt in tiefster Seele unbefriedigt gelassen! Nicht einmal die vertikale Bewegung des Ballons ist ganz in der Gewalt des Führers. Schon im Jahr der Erfindung der Luftballone wies der französische Genieoffizier Meusnier nach, daß die Gleichgewichtszone für den Ballon nach jedem Gasverlust höher als vorher liegen müsse. Wenn es dann und wann doch gelingt, den Ballon tiefer unten ins Gleichgewicht zu bringen, so ist das entweder wechselnden Temperatur- und Druckverhältnissen zu danken oder vielleicht, wie schon erörtert, dem Poeschelring. Im allgemeinen aber kann an dem von Meusnier aufgestellten physikalischen Gesetz auch die moderne Technik nicht rütteln.

Etwas Drittes kommt noch dazu. Bergsteigen ist Arbeit im kleinen. Es führt zu immer tieferem Eindringen in das Wesen der Berge. Der Alpinist sieht den Berg nicht bloß als Firntrapez, als Schneedom, als Felsenturm usw., sondern mit klaffendem Bergschrund, mit steiler Eisrinne und mit Firnschneiden, mit engen Kaminen, überhangenden Blöcken, grifflosen Platten, Reit- und Hangelgraten, mit all den landschaftlichen und hochtouristisch pikanten Einzelheiten, die ihm um so lieber sind, als sich persönliche Erinnerungen daran knüpfen. Und auch vom landschaftlichen und hochtouristischen Standpunkt abgesehen, bereichert er durch seine Wanderungen seine Kenntnis von den Alpen; er wird mit den Gesteinsarten vertrauter, dringt in das Wesen der Gletscher ein, belauscht die Naturkräfte bei ihrer Arbeit, lernt Pflanzen kennen usw.

Wie steht es nun mit diesem tieferen Eindringen bei einer Alpenballonfahrt? Wer z. B. Spelterinis, Gayers oder Schwaighofers Hochgebirgsbilder betrachtet,

der staunt über die Fülle landschaftlicher und hochtouristischer Einzelheiten, die diese zwischen den Bergen und nur wenig über ihnen aufgenommenen Photographien bieten. Man darf aber dabei eins nicht vergessen: auf diesen Bildern ist jedesmal ein Augenblick festgehalten aus einer Kette von Augenblicken, deren jeder das Bild veränderte. Glücklich der Ballonfahrer, der so künstlerisch vollendete Bilder herzustellen versteht! Nicht nur, daß er eine bleibende Erinnerung an eine Fahrt schafft, die genau so nie wiederkehrt; er gibt auch sich und seinen Mitfahrern die Möglichkeit, Ausschnitte aus der geschaute Herrlichkeit nachträglich tiefer zu erfassen. Denn sich so gründlich in alle Einzelheiten zu vertiefen, wie es viele nach den Bildern wohl für möglich halten, dazu ist, wenigstens für den, der nicht bloß genießt, sondern mithilft, während der Fahrt keine Muße, selbst nicht bei mäßigem Winde.

Tiefes Fahren, bei dem sich die Berge mit so vielen Einzelheiten zeigen wie auf den genannten Bildern, ist ferner nicht immer möglich, aus luftsportlichen Gründen sowohl wie aus alpinen. In luftsportlicher Hinsicht kann man, wie vorhin schon gesagt, im allgemeinen nur am Anfang der Fahrt tief im Gleichgewicht fahren, später meist nur bei Schleppfahrten, d. h. bei Fahrten, wo sich der Ballon am Schleppseil ausbalanciert. Und diese Schleppfahrten wieder sind oft aus alpinen Gründen ausgeschlossen. Um ein typisches Beispiel einer solchen Schleppfahrt im Hochgebirge zu geben, sei ein Stück zitiert aus Konrad Falke's Beschreibung der schon genannten Berneralpenfahrt mit de Beauclair und Guyer:<sup>1)</sup>

„Rapid nahte uns die weiße, vergletscherte Erde, und mit einem Krach berührte unser Korb den Eisboden des Aletschgletschers, um gleich darauf wieder 50 m emporzuschnellen. In einem ungeheuren Luftgalopp wogte der Ballon über den Eisspalten dahin, immer wieder sich dem Boden nähern und nicht nur mit dem Schleppseil, sondern auch mit dem Korb über den Schnee hinknirschend. Allmählich wurde der Gletscher zerrissen; aus dem Schleifen wurde ein wenig angenehmes Stoßen. Einmal wurde der Korb dermaßen an eine vorstehende Eisnase geschleudert, daß von der hinteren Außenseite zwei je 20 kg schwere Sandsäcke hereinfielen und der Korb sich wie in den Fingern einer Riesenhand ächzend verbog. Bald waren wir am untersten, in rauhem Geröll versiegenden Gletscherende angelangt, und der Wind riß uns jäh in die Massaschlucht hinein. Zu beiden Seiten starren graue, zerrissene Felswände auf, in deren Ritzen sich grüne Tannen wie verzweifelt festklammerten. Da plötzlich erfaßte uns ein starker Luftstrom von unten und riß uns hinauf, einer scharf abgebrochnen Felskante entgegen. Das Schlimmste erwartend, hingen wir uns in die Stricke — in kaum 2 m Entfernung schoß der Korb über die der Kanzel aufgesetzten Tannen hinaus, um sofort jenseits wieder in ein anderes, weniger wildes Waldtal niederzusinken. Von Tannenwipfel zu Tannenwipfel schnellte das Schleppseil. Auf einmal verfing es sich hinter einem Felsblock, und wir saßen fest, fest in diesem verlassenen Tal!“

Nach dieser Schleppfahrt bei nur 20 km Stundengeschwindigkeit stelle man sich eine solche vor bei 50 km oder mehr und etwa über den Seraks des Unteren Ortlerfingers, oder in den Hochkaren des Karwendels, zwischen den Granitnadeln des Montblancgebietes, am Nadelgrat hin oder in einer ähnlichen Gegend! In Gebirgskesseln herrscht zwar meist nur schwacher Wind, auch wenn es in der Höhe stürmt; Talwinde führen gewöhnlich im Tale hin und an dem ansteigenden Talboden empor; hohe Felswände stauen den Luftstrom auf und treiben ihn dann seitwärts an den Wänden entlang oder darüber hinweg. Manchmal also dürfte sich der Ballon ungestraft in die Nähe auch solcher Wildnisse wagen. Aber das Bewußtsein,

<sup>1)</sup> Konrad Falke: „Im Banne der Jungfrau“ und „Himalaya“, Anhang zu Gebb. Guyers Buch: Im Ballon über die Jungfrau nach Italien; ferner: Münchner „Propyläen“.

jeden Augenblick in der Gefahr zu schweben, hilflos mitten hinein geschleudert zu werden, kann doch dem Kühnsten den Genuss der Fahrt trüben. Bei starkem Wind und in wilder Gegend sind Schleppfahrten ein Spiel mit dem Leben. Jeder Führer muß, wenn nicht um seinet-, so doch um seiner Gefährten und auch um des meist nicht ihm gehörenden Materials willen darauf verzichten und den Ballon etwas höher fahren lassen. Aber je höher er steigt, desto mehr geht von den Einzelheiten verloren. Der Ballonfahrer nippt gleichsam nur von allem ohne tieferes Eindringen.

Mangel an freudeweckender körperlicher Tätigkeit, planloses Treiben als Spielball der Winde, flüchtiges Dahinschweben über die Berge ohne tieferes Eindringen in ihre Geheimnisse — das Ballonfahren in den Alpen hat in der Tat zu wenig Alpines, als daß es der Alpinist gegen sein Bergsteigen eintauschen könnte, ohne einen schweren Verlust dabei zu empfinden. Trotzdem aber wird es selten einen Bergsteiger geben, der nicht einem Ballon sehnuchtsvoll nachschaut, wenn er ihn über das Gebirge ziehen sieht, und die, die schon Alpenballonfahrten gemacht haben, sind darüber einig, daß es ein echt alpiner Sport ist. Es gibt auch

## 2. Verwandtes am Bergsteigen und Ballonfahren in den Alpen.

Wer bei der Ausübung des Bergsports nicht auf Irrwege geraten ist, so daß er nur mit der Uhr in der Hand läuft oder die Berge nur als Klettergerüst betrachtet, beides vielleicht gar in der unedlen Sucht, andere zu übertrumpfen, sondern wer im Bergsport das sieht, was er seiner ganzen Natur nach ist: einen idealen Sport, der geeignet ist, alle edlen Regungen im Menschen zu entwickeln, dem ist eine der Haupttriebfedern zu seinem Tun die Freude an der wunderbaren Schönheit und Großartigkeit der Alpenatur. Und diese Schönheit und Großartigkeit schaut auch der Alpenballonfahrer! Nur ein wenig Phantasie braucht's für den, der noch nicht gefahren ist, und er muß das erkennen! Das Lesen einer warmempfundenen Schilderung einer Alpenballonfahrt, ein Blick auf die prächtigen, vom Ballon aufgenommenen Bilder genügt, um dem Alpinisten die ganze Herrlichkeit seiner Berge vor die Seele zu zaubern! Diese Tatsache allein müßte schon hinreichen, aus einem Alpinisten auch einen Alpenballonfahrer zu machen.

Und die ganze Gebirgsschönheit kann der Bergsteiger beim Ballonfahren ohne körperliche Anstrengung haben. Was dem Hochturisten zunächst als ein Mangel erscheint, ist es nicht zugleich ein großer Vorteil? Die Hochturistik ist ja nur für eine erlesene Schar besonders kraftvoller Menschen. Unter denen, die die Berge lieben, ist mancher, der nicht oder nicht mehr die nötige Körperfunktion zu anstrengenden Hochturen hat, vielleicht daß ein Unfall, eine überstandene Krankheit ihm Schonung aufzwingt oder beginnendes Alter seinen alpinen Tatenrang hemmt. Der Tatendurst legt sich wohl ein wenig, wenn es an Kraft dazu gebracht. Aber dann zugleich auf die Gebirgsschönheit mehr und mehr verzichten zu müssen, die ihm ans Herz gewachsen ist, die sein Sinnen und Denken jahrelang, vielleicht sein ganzes Leben durch, erfüllt hat, das muß doch bitter sein! Müßte er nicht mit jubelnder Begeisterung Alpenluftfahrer werden?

Also ein Sport für Alte und Schwache, denkt jetzt vielleicht der eine oder der andere verächtlich im Vollgefühl seiner Kraft und Gesundheit. Nein, ein Sport nur für Gesunde und Kräftige, bloß mit dem Unterschiede, daß er nicht so viel Körperfunktion verlangt wie die Hochturistik. Ein Sport, der in einem Punkte sogar mindestens die gleichen Forderungen, oft vielleicht höhere, an die Ausübenden stellt. Bergsteigen ist neben körperlicher auch geistige Betätigung. Das weiß schon jeder Führerturist, der nicht blind und gedankenlos hinter seinem Führer hertritt. Das erfährt in noch viel höherem Maße der Führerlose, der sich selber auf unbekanntem Terrain, mitten durch Schwierigkeiten und Fährnisse hindurch, seinen Weg sucht. Auch Ballonfahren ist geistige Betätigung. In erster Linie be-

zieht sich diese Behauptung natürlich auf den verantwortlichen Führer; dann aber in fast eben so hohem Maße auf jeden Mitfahrenden, der nicht bloß im Korb sitzt, um sich einmal für ein paar Stunden den eigenartigen Genuß einer alpinen Ballonfahrt zu verschaffen, sondern der bleibenden Gewinn von der Fahrt haben will, der sich auch für die sportliche Seite interessiert und seine Ehre darein setzt, den Führer bei der Arbeit zu unterstützen.

Da heißt es zunächst unausgesetzt die Instrumente beobachten: Barometer, Barographen, Anemoskop, vielleicht auch Variometer und Statoskop. Alle diese Instrumente geben, einander ergänzend, Auskunft über die vertikale Bewegung des Ballons. Gewissenhafte Beobachtungen setzen den Ballonfahrer instand, jeden beginnenden Fall sofort aufzuhalten, also Ballast und Gas zu sparen und die Fahrt damit zu verlängern. Auch der Kompaß muß fleißig benutzt werden. Mit seiner Hilfe ist es oft möglich, nach den Flugrichtungen des Ballons und dem Zuge der Wolken verschiedene horizontale Strömungen festzustellen, und es gelingt auch manchmal, den Ballon in die Strömung zu bringen, die unter den vorhandenen als die wünschenswerteste erscheint. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch das Ballonfahren zielbewußtes Handeln, nur eben in anderem Sinne, als man diesen Ausdruck beim Bergsteigen in erster Linie meint. Ziel als örtlicher Begriff ist hier von vornherein auszuschalten als nicht in der Natur der Sache liegend. Das Ziel ist vielmehr, wie beim Bergsteigen noch nebenbei, beim Ballonfahren ausschließlich geistiger Art: den Ballon so gut zu führen, wie es bei genauer Beobachtung und geschickter Ausnutzung der Luftverhältnisse nur möglich ist.

Der Ballonfahrer muß ferner den Weg, den der Ballon nimmt, genau auf der Karte verfolgen. Die Orientierung ist an sich nicht schwer in den Bergen. Die Haupttäler geben untrügliche Anhaltspunkte, von wo aus sich das andere bei einiger Kenntnis der Gegend ohne sehr große Mühe bestimmen läßt. Trotzdem heißt es oft scharf aufpassen wegen des fortwährenden Wechsels. Der Ballonfahrer möchte aber stets orientiert sein in den Alpen, schon wegen der Landung; möchte genau wissen, was vor ihm liegt, um jederzeit beurteilen zu können, ob er den Flug noch weiter wagen darf oder lieber heruntergehen soll.

Die höchsten Anforderungen an den Geist aber stellt das Aufnehmen der Bilder. Der Bergsteiger weiß, daß schon das Erfassen des Gipfelpanoramas eine gewisse geistige Mühe ist. Sonst könnte es nicht vorkommen, daß er sich nach großer Anstrengung, oder wenn viel Zeit ist, ein gemütliches Plätzchen sucht und nun in die Schnee- und Eiswelt, das Zackenmeer und den blauen Himmel hineinträumt und sich einen ordentlichen Ruck geben muß, um sich in dem Chaos zu orientieren und sich die charakteristische Gestalt und Gruppierung der Berge gerade von diesem Gipfel aus einzuprägen. Wieviel größer muß die Anstrengung beim Ballonfahren sein! Im Fluge reiht sich Bild an Bild in schier endloser Folge! Die ersten Tage nach unserer Fahrt z. B. faßte es uns oft wie ein Taumel. War es nur möglich, daß wir binnen wenigen Stunden alle diese Gegenden, die halben Ostalpen mit ihren Bergen und Tälern, Seen und Städten gesehen hatten, wirklich gesehen, so nahe, so deutlich! Aus solch verschwenderischer Fülle doch einen kleinen Teil wenigstens aufzunehmen, ist wirklich eine geistige Leistung!

Bei einer Alpenballonfahrt — wenigstens bei einer, die viele Stunden lang, und vielleicht bei starkem Winde, über interessante Gegenden führt — ist es, als ob alle Sinne verschärft, als ob die geistigen Kräfte verdoppelt wären. Das Bewußtwerden solch geistiger Spannkraft ist auch eine Quelle tiefer Freude! Jeder Alpinist, der mit offenen Augen und tätigem Geiste steigt, am besten wohl der Führerlose, der Alleingehör, kennt diese Freude von seinen Turen her. Die Anspannung aller Geisteskräfte, die bei einer Alpenfahrt unter Umständen die denkbar

höchste ist, kann den Ballonfahrer entschädigen für den Mangel an körperlicher Be-tätigung. Tatsächlich kommt einem während einer interessanten Fahrt jener Mangel gar nicht zum Bewußtsein.

Wenn ich vorhin gesagt habe, daß einer Alpenballonfahrt manches alpine Moment fehlt, und sodann, daß beide Sparte auch manches Verwandte haben, so muß ich noch etwas Wichtiges hinzufügen, was sich ohne weiteres bei einem Vergleiche beider ergibt.

3. Eine Alpenballonfahrt bietet auch manches ganz Neue über die Berge. Der Bergsteiger, der Alpenballonfahrer wird, bereichert seine alpinen Vorstellungen in ungeahnter Weise.

Was ist's denn, was vom Ballon aus aufgenommene Alpenbilder für den Alpinisten so anziehend macht? Was er schaut, sind dieselben Berge, die er kennt, und doch sind sie ganz anders! Hier blickt man tief in ein Kar am Fuße des Gipfels hinein, das sich sonst bei allen Ansichten des Berges scheu vor den Blicken verbirgt; dort ist ein Gletscher in seiner ganzen Ausdehnung zu überschauen, der sonst nur stückweise oder stark verkürzt zu sehen ist; ein Grat liegt auseinandergefaltet da, der vom günstigsten alpinen Standpunkt aus zusammengeschoben und verworren erscheint; eine unnahbare Wand, die sonst nur aus weiter Ferne zu sehen ist, ist dicht vor das Auge gerückt u. dergl. m. Auch die Gruppierung der Berge ist neu, oft so anders, daß dem Bergsteiger ein bekanntes Gebiet im ersten Augenblick fremd erscheint. Dazu ist der Reichtum an Bildern beim Ballonfahren über das Gebirge ganz unerschöpflich. Jede Fahrt über die gleiche Gegend schafft durch die Abweichungen in der wagerechten und senkrechten Fahrtkurve doch eine Fülle neuer Ansichten.

Von besonderem Reiz sind auch die Bilder, ganz abgesehen von ihrer Wirkung an sich, durch die Bewegung des Ballons, vor allem bei raschen, tiefen Fahrten. Die Luftschieffer merken von ihrem eigenen Vorwärtsrücken nichts, und wenn auch der Sturm mit 15, mit 20 m Sekundengeschwindigkeit über die Berge rast — der Ballon fliegt ja mit dem Winde. Die Fahrer stehen regungslos an der Korbwand und blicken hinaus in die Wunderwelt. Da wird's ihnen, als sei Leben in den toten Massen ringsum: die Wände scheinen sich zu bewegen; sie falten sich wie Kulissen auseinander; Zacken langen heraus, die man zuvor gar nicht gesehen hat; die Grate schieben sich aneinander hin oder gegeneinander wie das Getriebe von Rädern; Gletscher und Schuttströme dehnen sich und verkürzen sich wieder. Wenn auch die Fahrenden dabei oft nicht zum Genießen der einzelnen Schönheit kommen, die Bewegung ringsum hat so einen wunderbaren, eigenartigen Reiz, dazu trotz der Untätigkeit der Luftfahrer bei starkem Winde so etwas Wildes, Kühnes, daß auch der verwöhnteste Alpinist entzückt davon sein muß. Ähnliche Verschiebungen, aber in der Vertikalen, bieten sich bei plötzlichem Sturz und raschem Wiederaufstieg. So reizvoll ist dieser Wechsel, daß der Luftschieffer schon deshalb lieber mit Wasserstoff fahren möchte, um dieses Fallen und Steigen absichtlich geschehen lassen zu können ohne schlimmen Nachteil.

Und wie ganz neu erscheint die Bergwelt auch bei einer Fahrt über den höchsten Gipfeln hin! Fernen erschließen sich da dem Luftschieffer, die dem Bergsteiger ewig verschlossen bleiben. Mancher meint vielleicht, daß aber dann Schönheit und Gebirgscharakter mehr und mehr verloren gehen. Über Mittelgebirge ist das in der Tat der Fall. Die Erde liegt dann wie eine Landkarte unter den Fahrenden. Aus zirka 4000 m Höhe z. B. macht es nicht viel Unterschied, ob man über den Böhmerwald fährt oder über die Ungarische Tiefebene. Beim Hochgebirge ist das anders. Einmal wird es selten vorkommen, daß der Ballon mehrere tausend Meter über die höchsten Spitzen einer Gebirgsgruppe hinaussteigt.

Und sodann sind die Erhebungen im Hochgebirge doch zu gewaltig und die Formen zu schroff, als daß sich das Gebirge so rasch verflachen könnte. Am Ende des Karwendelgebirges standen wir z. B. zirka 1000 m über den Spitzen der Berge. Nur die Grate direkt unter uns schienen zusammengedrückt. Das Gebirge aber, auf das wir zurückschauten, zeigte keine Spur von Verflachung; noch immer war es ein wildes Spitzenmeer, das wir nicht ohne Ergriffenheit betrachten konnten. Und wenn der Ballon noch höher über die Spitzen steigt und das Gebirge wirklich zum nüchternen Relief wird, selbst dann ist das Bild durch die reiche Gliederung und das bunte Nebeneinander noch von hoher Schönheit. Graues Felsgewirr und blaugrüne Seen, blendend weiße Schneegipfel und grünliche Gletscher, silberne Wasserfäden, schwarzgrüne Waldfächen, leuchtend grüne Matten, dicht gedrängte Haufen weißlicher Häuschen — all das aneinandergereiht, so weit das Auge reicht! Es ist ein Bild von unbeschreiblicher Pracht!

Schon für den nicht hochtouristisch tätigen Ballonfahrer sind Fahrten über das Gebirge die interessantesten Luftrreisen. Wie viel mehr Interesse müssen sie dem Alpinisten bieten! Ein Flug über unbekannte Gegenden, die er nur erst mit den Augen des Wünschenden, Hoffenden, Pläne Schmiedenden betrachtet, ist gleichsam eine Orientierungstour. Einen Weg auf einen Berg auszukundschaften, wird zwar selten möglich sein. Doch gewinnt man aus der Ballonperspektive den vollkommenen Überblick über ein Gebiet: die tote Karte gewinnt Leben.

Eine Ballonfahrt über bekanntes Gebiet ist für den Bergsteiger die großartigste Zusammenfassung alles dessen, was er auf Turen geschaut und erlebt hat. Sind es doch lauter liebe Bekannte, die ihn in der Runde grüßen! Dort auf dem breiten Schneedom ging ihm zum erstenmal eine Ahnung auf von der Hochgebirgsherrlichkeit. An dem schlanken Gipfel da drüben erprobte er seine Schwindelfreiheit. Hier kämpfte er sich durch Sturm und Kälte empor, da über vereiste Felsen. An jenem Grate wurden die tückischen Wächten überlistet; in der Schlucht dort entging er mit knapper Not dem Steinschlag. Jener kleine, spitze Zacken da unten sah ihn einst traurig umkehren — und mußte sich ihm später doch beugen! Dazu die Matten, Hütten, Wälder, die Täler und Ortschaften, die er so oft durchwanderte, wo er nach schweren Mühen rastete. Überall, wo hin er schaut, Erinnerungen an Stunden frohen Genusses, stolzen Ringens, glückseligen Sieges! Wie reich sein Leben ist, er ahnte es selbst noch kaum!

Und der Alpinist, der die Berge auf seinen Turen mit Forscheraugen betrachtet, sieht bei einer Ballonfahrt all die einzelnen Erlebnisse sich nach großen Gesichtspunkten ordnen. Von der kleinen Pflanze schweift sein Blick zu den Vegetationszonen der Alpen, vom einzelnen Gestein zum geologischen Bau des Ganzen. Hat er auf seinen Turen oft Gelegenheit gehabt, Wasser und Eis und die anderen zerstörenden und aufbauenden Naturkräfte bei ihrer Arbeit zu sehen, jetzt liegt das ganze Arbeitsfeld unter ihm mit Erosionstälern und ange schwemmten Ebenen, mit abschleifenden und geröllführenden Gletschern, mit den Schutthalden, auf denen die Berge zerbröckeln. Wenn er dann in Regionen steigt, wo die Berge immer mehr zusammensinken, dann wird ihm auch das gelingen, was ihm drunten unter dem Zauber der Berge trotz ihrer deutlichen Sprache nie recht gelingen wollte, sie als das zu sehen, was sie sind: Falten und Runzeln auf dem Antlitz unseres alt gewordenen Planeten, und als solche selbst nicht ewig, sondern vergänglich wie alles Irdische!

---

#### V. DIE LANDUNG

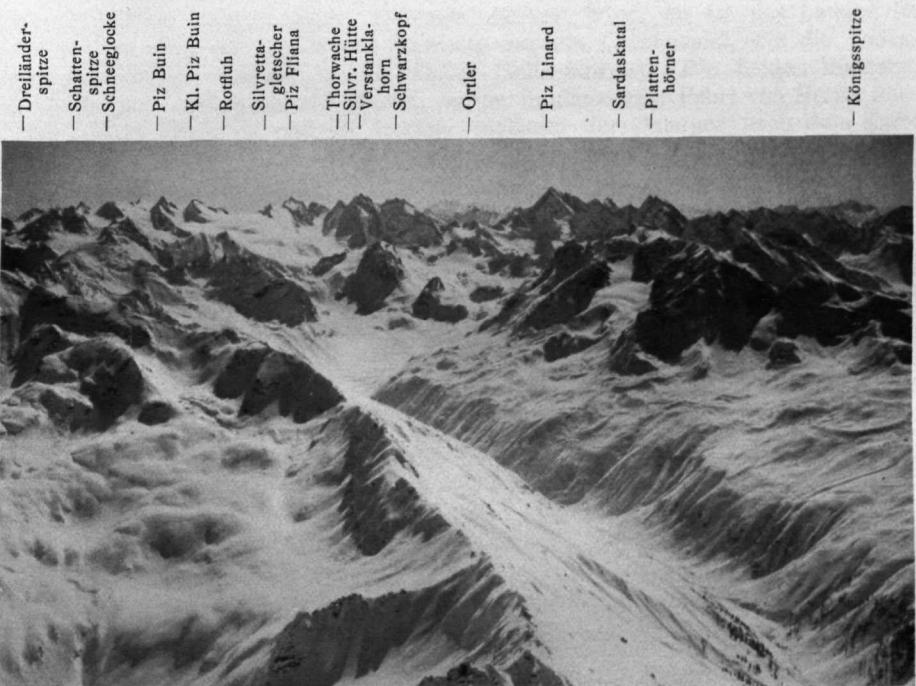
Unter dem, was eine Alpenballonfahrt Alpines hat, ist bis jetzt eins noch ganz unberücksichtigt geblieben, was unter Umständen das hauptsächlichste alpine Moment dabei werden kann: die



Ballonaufnahme von Oberleutnant Wilhelm von Quast

Abb. 8. Landung des Ballons Clouth IV am 25. März 1910

(Höchster Teil des Arntals im Defereggengebirge, 2230 m, am Südhang des Degenhorns) (Text S. 24)



Ballonaufnahme von Victor de Beauclair

Abb. 9. Silvrettagruppe (beim Überfliegen des südöstlichen Gratausläufers des Kefler)

Ballon Cognac, 16. März 1909 (Text S. 24)

— Dreiländer-  
spitze  
— Schatten-  
spitze  
— Schneeglocke  
— Piz Buin  
— Kl. Piz Buin  
— Roffuh  
— Silvretta-  
gleischer  
— Piz Filana  
— Thorwache  
— Silvr. Hütte  
— Verstantafel-  
horn  
— Schwarzkopf

— Ortler

— Piz Linard

— Sardaskatal  
— Platten-  
hörner

— Königsspitze



Ballonaufnahme von Hauptmann E. Härtel, Leipzig

*Abb. 10. Geislerspitzen und Langkofel, aus 3800 m Ballonhöhe  
Ballon Augusta, 10. August 1908 (Text S. 27)*



Ballonaufnahme von Hauptmann Lohmüller

*Abb. 11. Lindau i. B., östlicher Teil. Aufgenommen aus Zeppelin I am 18. März 1909  
(Im Vordergrunde rechts der Schatten des Luftschiffes)*

Landung. Viele Alpenballonfahrten enden allerdings nicht mit alpiner Landung, sondern mit einer Landung in breitem Tal oder gar außerhalb der Alpen.

1. Warum strebt der Führer im allgemeinen danach, den Ballon für die Landung aus dem wilden Terrain herauszubringen? Die Landung ist schon bei gewöhnlichen Freiballonfahrten dasjenige, was manchmal gefährlich für die Fahrenden sein kann. Wenn sich beim Ballonfahren Unglücksfälle ereignen, was verhältnismäßig sehr selten der Fall ist, so geschieht es meist bei der Landung. Darauf deutet schon der Luftschiessergruß: „Glück ab!“ Früher bediente man sich zum Landen des Ankers; wenn er nicht gleich faßte, konnten schlimme Schleiffahrten entstehen. Jetzt wird die Landung auf viel harmlosere Weise vollzogen: der Ballon wird mit Hilfe einer besonderen Vorrichtung aufgerissen, so daß in wenigen Augenblicken das Gas entflohen ist und der Ballon liegen bleibt. Immerhin aber bringt die Landung meist ein paar Minuten höchster Spannung. Wenn der Wind stark und die Gegend reich an Hindernissen ist, ist es schon bei einer gewöhnlichen Ballonfahrt nicht ganz leicht, eine glatte Landung durchzuführen. Wie viel schwerer muß das erst bei gebirgigem Terrain sein! Diese Schwierigkeit und Möglichkeit einer Gefahr hat an sich nichts Abschreckendes für den Luftschiesser, sondern, wie es ja dem Bergsteiger auch geht, einen gewissen prickelnden Reiz; ganz sanfte, sogenannte Damenfahrten werden bald langweilig. Aber eine rechte Hochgebirgsfahrt übt durch den fortwährenden Blick in grausige Wildnisse schon an sich einen Nervenreiz aus und bedarf eines besonderen Nervenkitzels zum Schluß nicht noch, um interessant zu werden. Außerdem kann es bei einer richtigen Gebirgslandung leicht so werden, daß die Wagschalen des Gelingens und Mißglückens gleich belastet sind. Herrscht starker Wind, so ist das Landen im Hochgebirge auch bei der besten Führung nur ein Glücksspiel, wie die Todesfahrt des Ballons Kolmar im November 1909 beweist. Die beiden Insassen, Dr. Brinkmann und Architekt Franke, waren in glänzender Fahrt von Berlin über Prag, Brünn, Preßburg und die letzten Ausläufer der Ostalpen nach dem Karst gelangt, wo sie bei Fiume wegen der Nähe des Meeres landen wollten. Die Bora aber schleuderte den Ballon gegen eine Felswand, so daß beide Fahrer getötet wurden. Wenn es nun auch in den Alpen einen so heimtückischen Wind nicht gibt wie die Bora, die sich durch den böigen Charakter und die Heftigkeit ihrer Stöße auszeichnet — einzelne Stöße sollen eine Schnelligkeit von 50 bis 60 m in der Sekunde erreichen —, so kann doch auch ein gewöhnlicher, starker Wind die Landung im Hochgebirge ähnlich gefährlich machen. Eine solche Lage absichtlich und grundlos herbeizuführen, scheut sich wohl jeder; es wäre auch Abenteuerlei und eines edlen Sports unwürdig. Der Luftschiesser wird also schon deshalb versuchen, sanftes Terrain zu erreichen.

Aber auch aus einem anderen Grunde noch wird er darnach trachten: bei einer Landung im Hochgebirge leidet sehr leicht das Material. Schon beim Niedergange an waldigen Hängen wird der Ballon meist beschädigt. Wie viel leichter in engen Hochtälern, an steilen, felsigen Hängen und dergleichen! Einen ausführlichen Bericht darüber, wie es dem Material bei einer Gebirgslandung gehen kann, gibt Ingenieur Frischknecht, der Führer der „Augusta“ bei der Davoser Fahrt mit P. Meckel:<sup>1)</sup> „Wir befanden uns 2 Uhr 30 Min. auf 3800 m mit noch 40 kg Ballast über dem oberen Veltlin. Ein kräftiger Nordwind setzte ein, und ich beschloß, diese Gelegenheit zu nutzen und zu landen. Ventil gezogen, und mit großer Schnelligkeit ging's der Mutter Erde zu. Auf etwa 1500 m Höhe ergriff uns ein Gegenwind und schleuderte uns in das Val di Rezzo, wo

<sup>1)</sup> Jahrbuch des Deutschen Luftschiesserverbandes 1907: Jahresbericht des Augsburger Vereins.

wir genau südlich Frontale die Landung bewerkstelligen konnten. Aber wo waren wir? In einem engen Tale, links und rechts hohe Felswände, die Talsohle ausgefüllt mit großen Steinen, dem Geschiebe des kräftig dahinbrausenden Gebirgsbaches. Es war absolut unmöglich, anderswo zu landen; denn selbst das Schleppseil und der Auswurf von 30 kg Ballast konnten nicht verhindern, daß wir zweimal kräftig an der nördlichen Felswand anschlugen, allerdings ohne Schaden zu nehmen. Mit ziemlich starkem Stoß setzte uns der Ballon vor einer höheren Steinaufschüttung ab. Ich zog die Reißbahn, und der Ballon legte sich auf die Seite. Aber was mußten wir sehen! Die schöne Augusta fiel mitten in den reißenden Gebirgsbach, der die Demolierung des Ballons sofort begann. Alle Bemühungen, die „Augusta“ diesem nassen Element zu entreißen, waren vergebens. Endlich langte Hilfsmannschaft an, und nach vielen Mühen — wir standen bis 20 cm über die Knie in dem kalten Gebirgwasser — gelang es uns, die Augusta herauszufischen.“ Über den Zustand, in dem der Ballon wieder in Augsburg anlangte, fügt die Ballonfabrik von Riedinger noch einige interessante Angaben hinzu: er hatte 39 Einschnitte, 3 Risse, 17 große Löcher, 50 kleine Löcher, 7 Bahnen waren ganz gerissen, 5 Bahnen quer gerissen, 215 neue Netzmaschen waren nötig! Die Reparatur eines so zugerichteten Ballons ist natürlich sehr kostspielig. Trifft den Führer bei der Landung ein Verschulden, so hat er die Kosten zu tragen; andernfalls übernimmt sie der Verein. In beiden Fällen aber hat der Führer wohl keine Freude an einer solchen Landung. Drum auch aus diesem Grunde: es ist besser, den Ballon für die Landung in sanfte Gegend zu bringen.

Es ist aber nicht immer möglich, für die Landung sanftes Terrain zu gewinnen. Bisweilen muß die Landung noch im Hochgebirge vollzogen werden. Unter den bisherigen Alpenfahrten haben schon eine ganze Anzahl auf Schneefeldern, Geröllhalden und dergleichen ihr Ende gefunden.

## 2. Wodurch kann eine Landung im Hochgebirge veranlaßt werden?

Es gibt Tage, wo fast absolute Windstille, auch in großen Höhen, herrscht. An Leutnant von Holthoffs stundenlangen Stillstand über dem Monte Torena kann hier erinnert werden. Auch Dr. Bröckelmann und Hauptmann Härtel gerieten, als sie sich schon zur Landung im Eisatal vorbereiteten, auf einmal über den Vorbergen der Sarntaler Alpen in völlige Windstille. In der Vertikale aber ist dabei der Ballon natürlich nicht stabil, so daß der verfügbare Ballast dann vielleicht zu Ende geht, ehe günstiges Gelände erreicht ist. Dasselbe kann durch Kumuluswolken, durch Regen, Schneefall, kalte Strömungen oder ähnliche ungünstige Witterungsverhältnisse veranlaßt werden. Wenn der Ballon in der Längsrichtung über Alpenzügen hinfliest, kann es auch sein, daß er bis zum Einbruch der Nacht kein sanftes Terrain erreicht und landen muß, wo er gerade ist, falls nicht genügend Ballast für eine Nachfahrt vorhanden ist. Endlich kann die Landung im Hochgebirge mitten am Tage und bei reichlichem Ballastvorrat durch Gewitter veranlaßt werden.

Mit dem Ballon in eine Gewitterwolke zu geraten, ist sehr gefährlich. Es droht zunächst die Blitzgefahr. Allerdings soll sie für gummierte Ballone nicht allzugroß, kaum größer als für Gegenstände auf der Erde sein. Aber der Gedanke daran ist unheimlich wegen der ungeheuren Gasmenge, die über den Häuptern der Fahrenden schwiebt. Mindestens ebenso unheimlich sind ferner für den Luftschiffer die mit dem Gewitter verbundenen Luftwirbel, für die schon Major von Abercrons Augsburger Fahrt ein Beispiel liefert und die manchmal noch viel schlimmer auftreten. Aufsteigende Ströme können — Hauptmann Hildebrandt und Professor Miethe haben einmal ein solch furchtbares Beispiel erlebt — das Fahrzeug so wild in die Höhe reißen, daß Korb und Schleppseil

mit dem Ballon in eine wagerechte Linie kommen und es für die Insassen nur ein Wunder ist, wenn sie nicht herausgeworfen werden, und durch absteigende Ströme kann der Ballon, ohne daß durch Ballastabgabe viel zu erreichen wäre, mit furchtbarer Wucht gegen die Erde geschleudert werden. Blitz und Luftwirbel sind objektive Gefahren, gegen die der Luftschiffer vollkommen machtlos ist. Wer darum mitten im Gewitter weiterfährt, geht nicht einen Kampf mit den Elementen ein, sondern überläßt sich lediglich ihrer Willkür. Werden die Luftschiffer, was aber nur selten vorkommt, von einem plötzlich entstehenden Gewitter noch in der Luft überrascht, so steht es schlimm um sie; denn wenn sie den Ballon dann noch zum Fallen oder Steigen bringen, so wird die Blitzgefahr sowohl durch die Reibung, wie durch das nach oben ausströmende Gas oder den erdwärts rinnenden Sandstrom nur erhöht, und Sturm- und Luftwirbel machen das Landen mindestens ebenso gefährlich wie das Weiterfahren.

In den meisten Fällen aber ist es möglich, die Entstehung eines Gewitters, wenigstens eines Wärmegewitters, rechtzeitig zu erkennen. Schon von der Erde aus gesehen, tragen Gewitterwolken ein ganz eigenartiges Gepräge. Wer den Himmel häufig beobachtet, lernt sie bald von andern Wolken unterscheiden. Noch leichter erkennbar aber sind Gewitterwolken für den Luftschiffer. Bei Neigung zu Gewitterbildung sind die Kumuluswolken stets in Aufruhr; einzelne schießen säulenartig nach oben aus der Masse empor.<sup>1)</sup> Wachsen sie auf nicht zu hohe Zirruswolken zu oder fließen sie — wie Geheimrat Hergesell und Dr. Stolberg es bei ihrer Friedrichshafener Fahrt beobachteten — oben selbst schirmartig auseinander, sogenannte falsche Zirren bildend, so sind mit ziemlicher Bestimmtheit elektrische Entladungen zu erwarten. Dann heißt es für den Luftschiffer aufpassen. Solange die Bahn des Gewitters außerhalb der Flugbahn des Ballons liegt, braucht er es noch nicht sehr zu fürchten. Andernfalls bleibt noch die Möglichkeit, dem Gewitter aus dem Wege zu gehen, entweder in horizontaler Richtung durch geschickte Benutzung verschiedener Luftströmungen, wie es V. de Beauclair bei der Fahrt vom Eigergletscher gelang, oder in vertikaler Richtung durch Überfliegen der Gewitterwolken. Ein Beispiel dafür erzählt Professor Poeschel in seinem Buche: *Luftreisen*; auch Hauptmann Hinterstoißer und Erzherzog Leopold Salvator überflogen ein Gewitter auf ihrer Fahrt von Augsburg nach Bludenz. Das Ausweichen in horizontaler Richtung ist aber nur selten möglich und auch nicht ganz ohne Gefahr, da Gewitter oft ungeheure Störungen in den Luftbewegungen hervorbringen, und das Überfliegen einer Gewitterwolke ist ein äußerst gefährliches Experiment, das die Luftschiffer nur im höchsten Notfalle anwenden; denn niemand kann im voraus mit Bestimmtheit behaupten, wie hoch ein Gewitter steigen wird, und oft wird es, besonders mit Leuchtgas, gar nicht möglich sein, den Ballon so hoch zu bringen, daß er völlig außer Bereich des Gewitters ist. Ein solcher Versuch, ein Gewitter zu überfliegen, hat erst 1910 bei einer Nachtfahrt zu einer schlimmen Katastrophe geführt. Schwebt der Ballon, wenn der Führer ein Gewitter sich in gefährlicher Nähe bilden sieht, gerade über bewohnter Gegend, so läßt sich vielleicht mit Hilfe der Leute eine Zwischenlandung bewerkstelligen, wie sie z. B. Hauptmann Tauber wegen Gewitter bei Völs durchführte; andernfalls aber wird dem Führer nichts übrig bleiben, als endgültig zu landen, und wenn er mitten im Hochgebirge ist.<sup>2)</sup>

3. Beurteilung der Landungsverhältnisse im Gebirge. Was eine Landung mitten im Hochgebirge oft zu einem sehr schwierigen Unternehmen macht, sind

<sup>1)</sup> Siehe die Jungfraubilder.

<sup>2)</sup> Über „Ballone im Gewitter“ siehe den Aufsatz von

Prof. Bamler in dem Buche: „Wir Luftschiffer“ von Dr. Brückemann.

nicht bloß die Unebenheiten des Bodens an sich und die Bewegung des Ballons, die ihn rasch von einem Hindernis zum andern trägt, sondern vor allem noch die Beurteilung der Landungsverhältnisse.

Der Führer muß zwischen dem zerklüfteten Terrain nach kleinen geeigneten Flächen suchen, die in der Flugbahn des Ballons liegen. Aus großen Höhen aber ist das Gelände nicht leicht richtig zu beurteilen; mancher von oben gesehen sanfte Hang zeigt sich dicht darüber doch als sehr steil; manches von oben ganz unschuldig aussehende Schuttfeld entpuppt sich in der Nähe als eine zur Landung ungeeignete wüste Blockhalde usw. Auch ist es sehr schwer, den Fall des Ballons je nach dem herrschenden Winde so zu regeln, daß er gerade auf der Stelle niedergeht, die man sich oben in der Höhe ausgesucht hat. Wenige Minuten Zeitunterschied genügen oft, ihn ganz wo anders herunterzubringen, vielleicht noch auf abschüssigem Terrain oder schon wieder über neuen Abgründen oder vor steiler Felswand. Von einer Landung unter solch schwierigen Umständen berichtet z. B. Franz Reichel, der Spelterini auf seiner Fahrt von Chamonix begleitete:

„Das Bild ist erschreckend geworden. Während wir den Dom passieren, sind zwischen uns und die Erde furchtbare Wolken getreten. Nur durch ihre Risse sehen wir noch die Gipfel. Langsam trägt uns der Wind den Bergen des Kantons Tessin zu. Die Sonne geht unter, und die Nacht naht. Unter dem Sirius gewahren wir nur schroffe Mauern und enge Schluchten. Wir haben noch fünf Sack Ballast. Ein Gewitter droht. Wir müssen landen, es koste, was es wolle! Der Wind treibt uns nach dem Pizzo di Ruscada, der sich, 2500 m hoch, in zwei schwindelnd steilen Mauern über den Paralleltälern der Melezza und des Onsernone erhebt. Ein schmales Joch, das seinen Namen trägt, verbindet ihn mit der Hauptkette. Oberhalb davon mutmaßen wir zwischen Felstrümmern eine Plattform. Wenn wir sie verfehlten, springen wir ins Unbekannte. Aber unser Kapitän, der seinen Ballon wunderbar meistert, regelt das schwierige Manöver mit Ruhe und Autorität. Er zielt auf das schmale Fleckchen und landet sanft, just am Rande des Abgrundes.“ Zu den genannten Schwierigkeiten kommt ferner noch, daß der Wind unten zwischen den Bergen oft anders weht als oben über den Bergen; jeder Grat, jede Bergecke lenkt ihn ja oft ab. Manchmal wird darum der Ballon von einem schönen Landungsplatz, den sich der Führer aussehen hat, durch einen entgegengesetzten Wind wieder weg und in unwirtliche Gegend zurückgetrieben. Dann heißt es, rasch die neue Situation erfassen und entschlossen handeln. Daß also eine Landung mitten im Gebirge vollkommene Nervenruhe und höchste Geistesgegenwart verlangt, ist ganz klar. Das ist aber nur ein Grund mehr, weshalb eine Alpenballonfahrt, vor allem die Führung einer solchen Fahrt, einen Hochtouristen locken müßte.

Wer Alpinist ist und also den Charakter des Hochgebirges genau kennt, vielleicht sogar mit der betreffenden Gegend vertraut ist, dem wird die Beurteilung des Landungsterrains und damit auch die Durchführung einer glatten Landung entschieden leichter sein als dem, der gar keine Ahnung vom Gebirge hat. Haben wir's doch mit eigenen Ohren gehört, wie bei der Vorführung von Gletscherbildern ein erfahrener Ballonführer, der aber noch nie im Schneegebirge gewesen war, sich über den schönen Weg freute, der am Berg entlang führte — es war nämlich die Randkluft! und wie dieselbe Luftschiffer kurz darauf ein ebenes Stück Gletscher, bei dem unter der Schneedecke deutlich die Spuren arger Zerkleffung zu sehen waren, als „ideales Landungsgebiet“ mitten im Hochgebirge bezeichnete! Es ist um der Möglichkeit alpiner Landungen willen schon oft die Forderung aufgestellt worden, daß eigentlich nur Bergsteiger Alpenballonfahrten

machen sollten. Manche haben sich, wenigstens wenn sie die Führung einer Alpenfahrt hatten und von lauter hochtouristisch Ungeübten begleitet waren, schon dadurch zu helfen gesucht, daß sie einen Bergführer auf die Fahrt mitgenommen haben; doch läßt sich manches dagegen sagen. Erstens ist das eine ziemlich kostspielige Sache — was allerdings für manche glückliche Sterbliche nicht in Betracht kommt — und sodann lohnt es sich bei vielen Fahrten nicht einmal; so wurde z. B. nach einer Alpenfahrt der mitgenommene Bergführer in der Mailänder Ebene abgesetzt und ein anderer bei einer Fahrt von Zürich, ohne daß ein Stück Alpen überflogen worden wäre, bei St. Goarshausen am Rhein! Aber auch bei einer Gebirgslandung ist der Nutzen, den der Bergführer gewährt, zweifelhaft. Wenn er nicht selbst Luftschiffer ist, was doch für gewöhnlich nicht anzunehmen ist, so kann er mit seiner einseitigen hochtouristischen Alpenkenntnis die Landungsverhältnisse ebenso schwer oder noch schwerer beurteilen als der nicht hochtouristisch erfahrene Ballonführer. Ja, wenn es bei der Landung ein wenig drunter und drüber gehen sollte, kann er mit seiner Unkenntnis geradezu eine Gefahr für den Ballonfahrer werden. Von Nutzen wäre der Bergführer nur nach der Landung. Da aber sind die Luftschiffer mit ihrem Ballon trotzdem noch auf Hilfe aus dem Tale angewiesen.

4. Alpines Nachspiel. Manche Ballonfahrt hat dann noch ein alpines Nachspiel in Gestalt eines beschwerlichen Abstieges oder gar, wenn es schon spät am Tage ist, eines Biwaks. So hat z. B. Oberleutnant von Quast bei seiner Fahrt im März 1910, während zwei seiner Mitfahrer, Freiherr von Bissing und F. C. Siemens, bis tief in die Nacht hinein nach Innervillgraten hinabwanderten, um Hilfsmannschaft zu holen, mit dem dritten Mitfahrer, dem Prinzen von Ratibor, in 2230 m Höhe übernachtet, und Spelterini hat sich sogar bei seiner dritten Alpenfahrt ein alpines Intermezzo geleistet. Er hatte beim Nahen des Abends über dem Lago Maggiore eine Landung versucht, indem er sich von einem Dampfer ins Schlepptau nehmen ließ. Der Sturm aber riß so ungestüm an dem Ballon, daß dieser sowohl wie der kleine Dampfer in Gefahr gerieten. Das Seil mußte losgelassen werden, und der Ballon wurde ins Gebirge zurückverschlagen. Über einem Schneefeld in der Nähe des Maggiatales kam er in Windstille, und Spelterini benutzte das, um den Ballon die ganze Nacht durch dort bei 8° Kälte in 2800 m Höhe zu halten, bis ihn die aufgehende Sonne von selbst hochzog und nach günstigem Gelände trug. Solches Übernachten im Ballonkorb ist aber sicher lange nicht so schlimm wie ein Biwak der Bergsteiger. Bei bescheidenen Raumansprüchen können sich's die Fahrer leidlich bequem im Korbe machen. Wir haben das bei einer gewöhnlichen Ballonfahrt einmal ausprobiert, als uns Schneegestöber unversehens in finstrer Nacht bei 5° Kälte zu einer etwas alpinen Landung mitten in tief verschneitem Hochwald zwang. Auf ein bißchen Frostschauern und Zähnekklappern kommt's ja dabei dem begeisterten Ballonfahrer eben sowein an wie dem Alpinisten, und wer sich reichlich mit Decken und Heu ausgerüstet hat, kann sich die Nacht sogar ganz behaglich gestalten.

Anders kann's natürlich sein, wenn sich die Landung nicht glatt vollzogen hat. So ging's V. de Beauclair und Rittmeister von Frankenberg bei ihrer Wettersteinlandung, der, nebenbei gesagt, bis jetzt einzigen schlimmen Hochgebirgslandung. Nach dem schon erwähnten jähnen Sturz aus 7000 m „trieb der Talwind“, so erzählt von Frankenberg, „den Ballon längs der Felswände des Wettersteingebirges hin, von Fels zu Fels, von Baum zu Baum, bis sich das Netz im Geäst einer Lärche endgültig verfling. Da weder Ventil, noch Reißleine infolge der großen Kälte funktionierten, ist diese Strandung vielleicht unsere Rettung gewesen, da wir sonst hilflos dem Winde preisgegeben waren. Mit großer An-

strengung arbeiteten wir unsern Korb bis dicht an den Felshang heran und zogen das Schlepptau herauf, das zur Verankerung an zwei Baumstämmen, die der Beauclair mittels der Spitzhacke erreichte, sehr willkommene Dienste leistete. Einen Versuch, bei gegenseitiger Anseilung einen Abstieg aus dem Korbe zu finden, mußten wir bald aufgeben und richteten den Korb, so gut es ging, für das Nachtlager her. Der ganze Proviant bis auf Feigen und Datteln war ungeeßbar. Allmählich tauchten die Lichter von Garmisch auf. Doch die Hilfe kam von der andern Seite, aus Mittenwald. Ohne es zu ahnen, hatten wir 4000 m über der Zugspitze geschwebt. Der dortige Observator, dem der „Cognac“ nur noch als Punkt in der Höhe erschien, sah den plötzlichen Sturz und meldete unsere Strandung telegraphisch nach Mittenwald. Nach einer halben Stunde war bereits eine Expedition zu uns auf dem Weg. Bei Dunkelheit erreichten die wackeren Leute die Windfallhütte, von wo sie Juchzer zu uns herauf sandten, so daß wir des kommenden Beistandes am andern Morgen gewiß waren. Die fast unerträgliche Kälte von —28° schützte wenigstens vor Lawinengefahr. Das stete Rauschen der vom Winde gefassten Hülle ließ uns nur kurze Zeit den Ort vergessen, den uns Äolus angewiesen hatte. Nach sehr beschwerlichem Aufstieg erreichte die Expedition bei Tagesanbruch eine Plattform. Auf Umwegen gelangten dann von oben drei Leute angeseilt zu uns.“ Nach dreistündiger, schwerer Arbeit gelang es endlich, die von der Kälte ganz erstarrten Luftschiffer aus ihrer Lage zwischen Himmel und Erde zu befreien. Der Abstieg auf Schneereifen machte die erstarrten Lebensgeister bald wieder lebendig. Ohne Schaden langten die beiden Gestrandeten mit ihren Helfern in Mittenwald an.

Von solchen außergewöhnlichen Verhältnissen abgesehen, hat der beschwerliche Abstieg, über den mancher bergsteigerisch ungeübte Alpenballonfahrer klagt, für einen Alpinisten nicht viel zu sagen. Wohl aber dürfte ihm manchmal der Taltransport des Ballons Kummer bereiten; denn er kann sich sehr schwierig gestalten. Man muß bedenken, daß ein großer Ballon mit Zubehör ungefähr zwölf Zentner wiegt! Bei Spelterinis Landung auf der Alp Ruscada waren 35 Mann nötig, um den Ballon ins Tal zu transportieren. Einfacher ist der Transport, wenn es möglich ist, ohne Reißsen zu landen, so daß der gefüllte Ballon zu Tal getragen werden kann. Leutnant von Sarlay z. B. hat bei seiner ersten Innsbrucker Fahrt den vollen Ballon von der Landungsstelle unterhalb des Muntanizgletschers bis nach einer Fahrstraße in der Nähe von Raneburg hinabziehen lassen, ebenso Leutnant Vogt bei der Landung bei Ronach; doch ist das nur bei leichter Landung möglich. De Beauclair meint, wohl mit Recht, bei Gebirgsfahrten werde deshalb vielleicht der Anker neben der Reißbahn wieder zu Ehren kommen.

#### ■ VI. DIE ALPENÜBERFLIEGUNG ALS PROBLEM

1. Für den Freiballon. In Luftschifferkreisen wird viel von dem Problem der Alpenüberfliegung gesprochen. Auch die Freiballondarsteller reden davon. In mancher Augen gelten als erfolgreiche Fahrten nur die Alpenfahrten, die einen Hauptkamm gekreuzt haben, also in erster Linie Fahrten über den Zentralkamm, dann allenfalls noch Fahrten über die Nördlichen und Südlichen Kalkalpen hinweg. Fahrten, die nur über sekundäre Kämme geführt haben, gelten im Gegensatz dazu als eine Art Mißserfolg. Als wertvollste Fahrten unter den genannten werden wiederum die bezeichnet, die aus der Peripherie der Alpen die ganzen Alpen überqueren. Und periphere Überfliegungen ohne vorherige Sondierung der Luftsichten durch Pilotballone werden etwas geringgeschätzt als Zufallsprodukte behandelt.

Mir persönlich sagt diese Beurteilung der Alpenballonfahrten nicht zu, weder vom Standpunkte der Luftfahrt, noch von dem des Alpinismus. Was Alpenballonfahrten über andere Ballonfahrten erhebt, sind vor allem zwei Tatsachen: daß sie gewaltigere Eindrücke bieten und ein etwas größeres Wagnis sind. Und was Alpinisten veranlaßt, Alpenfahrten zu unternehmen, ist der Wunsch, einmal von oben in die Hochgebirgswildnisse hineinschauen zu können. Von einem Standpunkt wie vom andern scheiden als weniger erfolgreiche Fahrten nur die aus, bei denen sich der Ballon stets über Tälern, niedrigen Pässen oder sanfteren Vorbergen gehalten hat. Alle anderen Fahrten aber müssen als Erfolge gelten, gleichviel ob sie über Gletscher oder Felsen geführt haben, ob dabei ein Hauptkamm überquert wurde oder der Ballon nur daran entlang fuhr. Die Firnenwelt, großzügig, leuchtend, voll majestätischer Ruhe, ist sicher das Erhabenste, was sich dem Luftschiffer bieten kann; Felsenwildnisse mit ihren engen, tiefen Schluchten, ihren starrenden Wänden und fratzenhaften Zacken und Türmen sind dafür vom Ballon aus wieder grausiger, als selbst zerklüftete Schnee- und Eisgefilde es sein können. Peripherie Überfliegungen oder Überquerungen wenigstens eines Hauptkamms sind meteorologisch interessant als Beweis dafür, daß auch große Unebenheiten des Bodens die Luftströmungen nicht immer abzulenken vermögen, und zeigen zugleich den denkbar größten Kontrast in den Bildern; Längsfahrten über einem Gebirgszug hin bieten dafür oft Hochgebirgsbilder in reicherer Folge und mehr Schwierigkeiten für die Landung. Jede Fahrt über eine wilde Gegend hat ihre besondere Großartigkeit, ihre besonderen Gefahren, bietet auch ihre besonderen interessanten Aufschlüsse über die Luftverhältnisse im Hochgebirge. Je nach Geschmack wird der eine sich mehr diese, der andere sich mehr jene Fahrten wünschen. Aber sie nach dem zufälligen Ergebnis der Kreuzung eines Hauptkamms in Erfolge und Mißerfolge einzuteilen, vielleicht gar eine Paßüberfliegung, eben weil sie eine Kreuzung des Kamms ist, höher zu stellen als eine Fahrt über prachtvolle Berge, die jedoch längs eines Hauptkamms hinführte, das erscheint mir nicht als richtig.

Zufallsprodukte sind schließlich alle Freiballonalpenfahrten, bis zu einem gewissen Grade selbst die Überquerungen, die durch Pilotballonaufstiege vorbereitet worden sind. Der Wind weht, wohin er will, trotz aller hochentwickelten Wissenschaft von heute. Es darf sich nur die Füllung ein wenig verzögern; es darf sich rasch ein Gewitter entwickeln und die Windrichtung kann binnen kurzem eine andere werden und die sorgfältigsten Vorbereitungen zu nichts machen. Unter allen Alpenballonfahrern sind de Beauclair und Spelterini wohl diejenigen, die sich ihre Erfolge noch am meisten verdient haben durch langes Warten und sorgfältigste Vorbereitungen. Aber auch sie geben zu erkennen, daß sie diese Zufälligkeiten fürchten; sonst hätten sie ihre Aufstiege gewiß nicht meist ins Gebirge hinein und gar dicht an die Kämme verlegt, die zu überfliegen ihr Wunsch war. Meinem Empfinden nach kann man, weil der Zufall eine zu große Rolle dabei spielt, beim Freiballonfahren streng genommen überhaupt nicht von einem Problem der Alpenüberfliegung sprechen.

2. Als Problem besteht die Alpenüberquerung eigentlich nur für die Kraftfahrzeuge, für die Luftschiffe sowohl wie für die Flugzeuge. Anfänge zur Lösung des Problems finden sich bei beiden. Den ersten Schritt dazu tat Graf Zeppelin mit der glänzenden zwölfständigen Fahrt seines Luftschiffes am 1. Juli 1908 von Friedrichshafen nach Luzern. Aus Geheimrat Hergesels hochinteressantem Bericht<sup>1)</sup>) über die denkwürdige Fahrt möge hier ein kurzer Auszug folgen, der die Fahrtlinie skizziert:

„In sieben Minuten war das Schiff aus der Halle und schwenkte backbord in voller

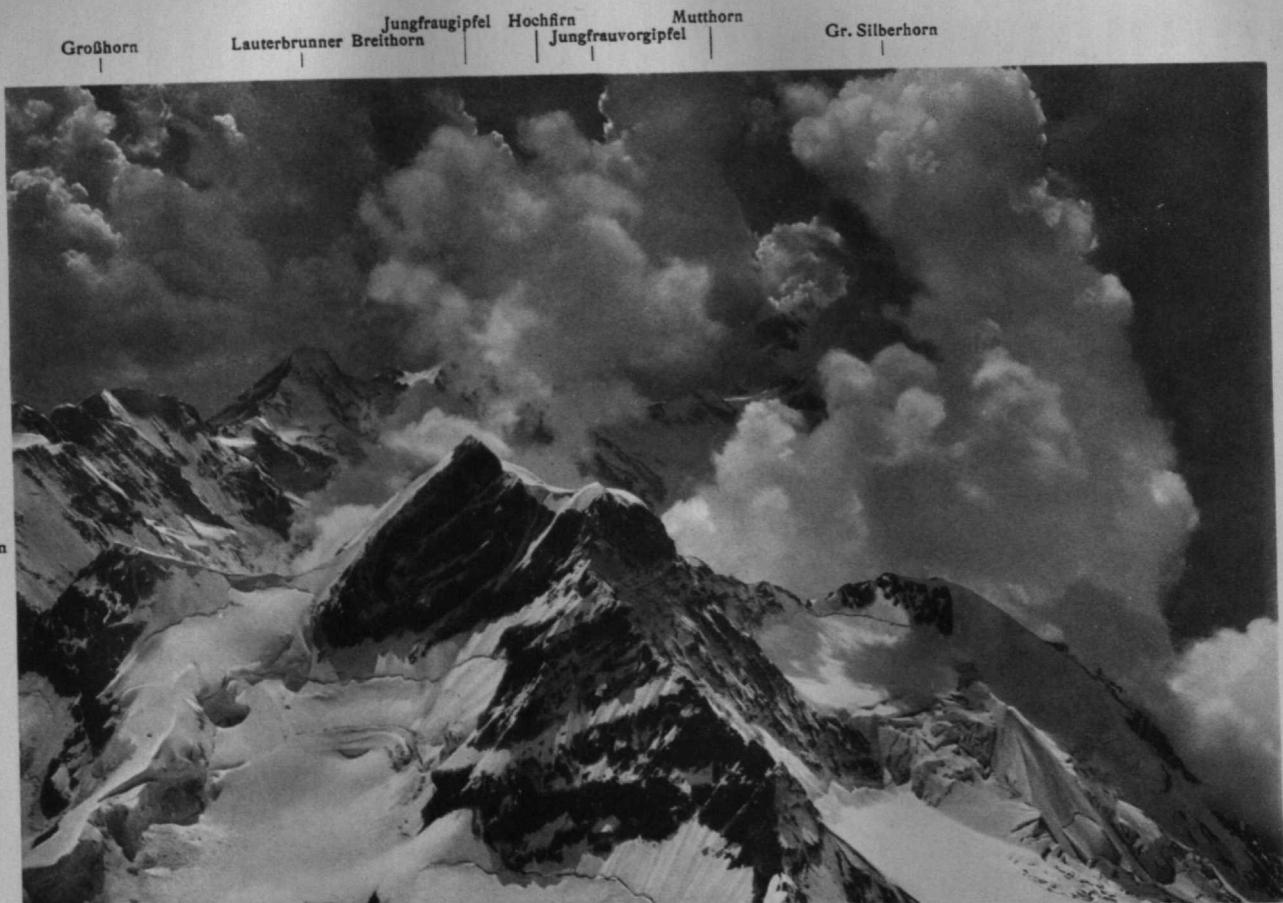
<sup>1)</sup> Die Woche 1908, Heft 28, und Aufsatz in dem Buche: „Die Erschließung des Lufimeere“ von Kirchhoff.

Fahrt auf Konstanz und den herrlichen Untersee zu. Mit fast 60 Stunden-kilometer durchzogen wir die Gegend. Schon traten wir in das sich immer mehr verengende Rheintal. Bald liegt die alte Schweizerstadt Schaffhausen mit ihren engen Gassen und hochgiebligen Häusern zu unsren Füßen, und kurz darauf ziehen wir über den tosenden Wasserfall dahin, der uns dumpf donnernd seine Grüße heraufsendet. Wir folgen dem Rheintal mit seinen vielen Windungen noch weiter bis zur Einmündung der Thur. Dann aber geht es dem romantisch im Limmattal gelegenen Baden entgegen. Durch ein kleines Seitental steuernd, gelangen wir nunmehr in das Tal der Reuß. Kurz vor Mittag erscheinen vor uns die blauen Flächen des Zuger- und Vierwaldstättersees, erheben sich vor uns die Bergklötze des Pilatus und Rigi; dahinter erblicken die entzückten Augen die Schneeflächen der Riesen des Berner Oberlandes. Bald sind wir über Luzern. Die Fahrt geht mitten auf die Seefläche, den Pilatus entlang; schon sind wir über dem sogenannten Kreuz. Wir wenden jetzt scharf nach links auf Küsnacht zu und überschreiten die Paßhöhe nach dem Zugersee. Durch die Enge von Lothenbach gelangen wir bald in den breiten nördlichen Teil des Sees. In flotter Fahrt geht es auf Zug zu. Nun werden die Höhensteuer emporgerichtet, und wir fliegen in schräger Richtung nach dem Paß von Horgen hinauf. Mit einem Schlage tut sich hier ein anderes herrliches Bild auf: vor uns liegt in seiner ganzen Längsausdehnung der Zürchersee. Die niedergedrückten Höhensteuer zwingen unser Schiff allmählich wieder hinab, und um  $2\frac{1}{4}$  Uhr schweben wir in 400 m Höhe die Seeachse entlang. In wundervollem Aufbau an den Berglehnen, übertragen von dem dunklen Rücken des Üliberges, liegt die bedeutendste Stadt der Schweiz bald zu unsren Füßen. Etwas nach 4 Uhr sind wir über Winterthur, nach 5 Uhr über Frauenfeld.  $1\frac{1}{2}$  Uhr erblicken wir wiederum die weite Fläche des Bodensees. Wir wenden den Schnabel des Schiffes ostwärts. Gilt es doch, unser Versprechen einzulösen, Rorschach und das Rheintal aufzusuchen. Nach 7 Uhr passieren wir die Rheinmündung und wenden uns dann zur Heimfahrt. Einer Feuerkugel gleich hängt der Sonnenball über der rotschimmernden Wasserschale, während wir direkt in den Glanz hineinfahren. Im stillen Abendfrieden liegen die Ufer des Sees; als helleuchtende Sterne strahlen die Lichter der Uferstädte; über uns summen die Propeller ihr eintöniges Lied, und ruhig und stetig schießt unser schlankes Schiff der bergenden Halle in Manzell zu.“

Wie ganz anders solch eine Fahrt als das plan- und willenlose Treiben der Freiballone! Wer zum erstenmal in seinem Leben, und sei es auch nur bei schwachem Wind und über sanftem Gelände, ein Luftschiff sich seinen Weg durch die Lüfte bahnen sieht, der steht tief ergriffen von der Größe des Augenblicks. Und nun stelle man sich vor, wie Graf Zeppelin sein Schiff bei jener Fahrt inmitten von Bergen, zeitweise gegen einen Wind von nahezu 60 km, absichtlich enge Täler entlang und knapp über Gebirgspässe hin zwang, um zu untersuchen, wie sich das Luftschiff dort, „wo sich die Luftstromfäden zusammendrängen und Wirbel und Geschwindigkeiten des Windes sich bilden müssen“, verhalten würde. Der Schriftsteller Emil Sandt, dem es auch vergönnt war, an jener Gebirgsfahrt teilzunehmen, schildert z. B. das gigantische Ringen des Fahrzeugs über dem Horgenpaß wie folgt:<sup>1)</sup>

„Der Graf zwang den Koloß, sich durch die wie in eine Schleuse zusammengepreßte Luft hindurchzuarbeiten. Die Schrauben pfiffen erst, dann heulten sie, zuletzt erklang es in den Ohren wie eine infernalische Musik, und das Trommelfell erzitterte unter dem tiefen, dröhnen Singen. An dem Schatten unten erkannten wir die Anstrengung des Fahrzeugs. Es dauerte lange Minuten, ehe sich

<sup>1)</sup> Vorwort zu dem Roman: „Cavete“ und Aufsatz in dem Buch: „Die Luftschiffahrt“ von Graf Ferd. v. Zeppelin jun.



Ballonaufnahme von G. A. Guyer

Jungfrau firn Rottalsattel

Silberlücke

Kl. Silberhorn

*Jungfrau von Nordosten (aus 4400 m Ballonhöhe)*  
Ballon Cognac, 29. Juni 1908

die Schattenspitze von einem Baum zum andern gequält hatte, und einmal fürchteten wir beinahe stille zu stehen, bis wir nach langem und interessantem Beobachten uns blitzenden Auges zunicken konnten: „Wir sind doch stärker!“ Zoll um Zoll eroberten wir die Chaussee. Und als wir die verengteste Stelle des Passes hinter uns hatten, als der Luftstrom in einer breiten Bahn uns entgegenzog, da glitten wir bald schneller durch die Luft, und mit immer sich steigernder Geschwindigkeit schoß unser Schatten wie ein Riesenvogel bald wieder über Täler und Hügel, über Schluchten und Auen.“

Außer dem starren System des Zeppelinschen Luftschiffs haben auch die beiden Systeme der Prallschiffe schon angefangen, in die Alpen einzudringen, das halbstarre durch die Passagierfahrten, die das von der französischen Gesellschaft Astra erbaute Luftschiff „Stadt Luzern“ seit dem 25. Juli 1910 über dem Vierwaldstättersee unternommen hat, und das unstarre System durch die Parsevalfahrten im vergangenen September von München nach Oberammergau und dem Eibsee.

Freilich, von einer Eroberung der Alpen durch die Luftschiffe kann bis jetzt noch gar nicht die Rede sein. Was bei Zeppelins Fahrt Kraft war: das Erzwingen der Fahrt durch enge Täler und Pässe, war zugleich auch Schwäche. Jedes Luftschiff hütet sich bis jetzt, bedeutende Höhen aufzusuchen, weil es durch den Gasverlust seine Manövriergeschicklichkeit mehr und mehr einbüßt. Über 1500 m sind meines Wissens Luftschiffe bis jetzt noch nicht gestiegen.<sup>1)</sup> So hat auch die „Ville de Lucerne“ den Rigi wohl umflogen, überschifft hat sie ihn noch nicht, und auch der Parsevalballon hat sich begnügt, bis an die Zugspitze heranzufahren. So lange es so bleibt, ist an große Alpenüberfliegungen durch Luftschiffe noch gar nicht zu denken. Manche meinen auch, daß es nie dazu kommen werde. Warum aber sollte es in unserer Zeit der Erfindungen nicht einmal einem gelingen, das verlorengehende Gas irgendwie während der Fahrt wieder zu ersetzen? Wir stehen noch viel zu tief in der Entwicklung, um solche Fragen entscheiden zu können.

Auch die Flieger haben nur erst begonnen, die Alpen zu erobern. Ein einziger hat bis jetzt ein Stück Alpenluft bezwungen: der Peruaner Géo Chavez! Und auch er nicht aus ureigenem Antrieb, sondern veranlaßt durch ein Preisausschreiben. Am 23. September 1910 startete er anlässlich des ersten Alpenflugwettbewerbs mit seinem Blériotapparat in Brig, überflog den Simplon und wandte sich von da durch die wilde Gondoschlucht nach Domodossola. Der Flug gelang, aber der Sieger büßte sein kühnes Wagen mit dem Tode: bei der Landung, 6—8 m über dem Boden, überschlug sich der Apparat; Chavez erlitt schwere Verletzungen, denen er einige Tage später erlag. Den „Besieger der Alpen“ nennt man ihn in Fliegerkreisen. Und er verdient den Namen. Wenn sein Flug auch unglücklich endete und wenn auch manches Opfer noch fallen wird, ehe die Alpen wirklich vom Flugzeug erobert worden sind: Chavez' Simplonflug hat bewiesen, daß das Gebirge nicht unüberwindlich ist. Sicher befand sich Chavez bei der Landung infolge der geschauten Wildnisse und äußerster Nervenanspannung in tieferer seelischer Erregung als sonst bei einer Fahrt, so daß das Unglück vielleicht indirekt mit durch die Alpen hervorgerufen wurde. Unmittelbar durch alpine Verhältnisse veranlaßt aber wurde es nicht; denn die Landung erfolgte auf einem „idealen Platz“, einer ebenen Wiese. Die verhängnisvollen Nebenumstände konnten ebenso bei jeder anderen Fahrt eintreten.

Die Entwicklung des Flugwesens ist bis jetzt eine fabelhaft schnelle gewesen: Vor reichlich 4 Jahren war — Gleitflüge abgerechnet — in Europa noch kein einziger Mensch mit einem Flugzeug geflogen. Am 12. September 1908 führte

<sup>1)</sup> Zeppelin „Deutschland“ im April 1911 mit dynamischen Mitteln 1810 m hoch.

der Däne Ellehammer den ersten Flug in Europa aus, der 40 m lang war und  $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$  m über dem Boden hinführte. Heute liest man fast Tag für Tag von meilenweiten und stundenlangen Überlandflügen (bis über 500 km und über acht Stunden). Auch Flüge mit Passagieren (Höchstzahl fünf<sup>1)</sup>) sind schon unternommen worden. Der Höhenrekord, der Ende vorigen Jahres nur erst 500 m betrug, hat sich im Jahre 1910 bis auf 3474 m gesteigert (Hoxsey 26. Dezember 1910). Frankreich zählte Anfang September 1910 bereits 180, Deutschland 22, Österreich 11 Flugzeugführer. Wer kann wissen, welche Überraschungen in Bezug auf Alpenfahrten von Flugzeugen uns schon das Jahr 1911 bringen wird!

Heute reisen wir noch alle in dumpfen, rußigen Eisenbahnzügen nach unsern Bergen und lassen uns durch qualmerfüllte Tunnel nach den entfernteren Gruppen tragen. In einigen Jahren vielleicht schon fahren wir durch die Lüfte nicht bloß bis an die Alpen, sondern auch über sie hinweg, sei es nun im Luftschiff oder im Flugzeug. Dann werden sich die Freiballon-Alpenfahrten überlebt haben, ehe sie noch recht Allgemeingut geworden sind, so meinen wohl manche. Nein, das werden sie nicht! Wer mit dem Luftschiff oder Flugzeug fährt, der ist entweder Führer — dann ist er verantwortlich für das Leben anderer und für kostbares Material; dann ist er Kämpfer für eine Idee, deren Sieg mit in seine Hand gelegt ist. Dieses Gefühl der Verantwortlichkeit wird ihm kaum ein Genießen erlauben. Je großartiger die Gegend, desto kühler, desto mehr mit dem Verstande muß er sie schauen. Oder er ist Mitfahrer. Dann vertraut er sich ganz fremder Intelligenz und Gewissenhaftigkeit an. Er selbst ist hilf- und tatenlos festgebannt in den Raum für Fahrgäste. Behaglich drückt er sich — die Kabine des Luftschiffes „Deutschland“ schwebt mir vor — in die bequemen Korbsessel und unterhält sich liebenswürdig mit seinem Nachbar. Dann und wann tut er auch wohl einen Blick schuldiger Bewunderung hinaus auf die Bergwelt ringsum und läßt sich dazu von dem serviettenwedelnden Kellner belegte Brötchen und zur Feier des Tages eine Fiasche Sekt servieren. Um ihn herum das Plaudern und Lachen der anderen Fahrgäste, und von drüben herüber tönt das Surren der Motore und das „infernalische Konzert“ der Luftschrauben — wo bleibt dann der ganze Zauber einer Freiballon-Alpenfahrt? Wo die Freude an der eigenen Leistung?

Wer das Luftfahren in den Alpen als Sport betreiben will, also nicht bloß als tatenloses Vergnügen, aber auch nicht als tiefernen Lebensberuf, sondern um zur eignen Freude seine Kräfte spielen zu lassen, der muß mit dem Freiballon fahren. Auch nur vom Freiballon aus kann er das Hochgebirge schauen, wie er es als Alpinist auf wenig begangenen Pfaden sieht: unbefleckt von dem Kleinkram des Alltags und von menschlichen Schwachheiten; kann sich, schönheitstrunken, seinem Zauber hingeben und seiner Sprache von Werden und Vergehen, von Sein und Ewigkeit lauschen in hehrer Stille und grenzenloser Einsamkeit!

<sup>1)</sup> Bis April 1911 Höchstzahl 7 Mitfahrer.

## ÜBERSICHT DER ALPEN-BALLONFAHRten

Zusammengestellt sind nur die mir bekannten Fahrten bis Ende Dezember 1910. Die bedeutenderen sind durch fetten Druck des Datums hervorgehoben. Weggelassen sind die Fahrten, die schon nach kurzer Voralpenfahrt ihr Ende erreichten.

An erster Stelle steht das Datum, dann folgt der Name des Ballons und eingeklammert der Rauminhalt in Kubikmetern. Ferner schließen sich die Namen der Insassen, an erster Stelle jener des Führers, an. Sodann sind angegeben der Aufstiegsort und die Abfahrtzeit (zwischen 6 Uhr abends und 6 Uhr früh sind die Stundenziffern fett gedruckt), in Klammern steht der Weg und am Schluß der Landungsplatz nebst Landungszzeit. Es folgen dann eingeklammert die niedrigste Temperatur und die größte erreichte Höhe in Metern, endlich besondere Bemerkungen. Bei letzteren bedeutet: W = Wasserstoff-Füllung, L = Leuchtgas, w.s.a. F. = wissenschaftliche Fahrt, G = Gewicht.

1890: 30. V. — Marne (540) — Kap. Zobel, Leut. Voyer — Grenoble 7<sup>10</sup> (Drôme-Alpen) St. Julien 1<sup>10</sup> — (+ 3<sup>0</sup>, 2480).  
4. IX. — (540) — Kap. Zobel, Leut. Marchal — Grenoble 6<sup>10</sup> (Mont de Juron, M. Ventoux) Carpentras 12<sup>10</sup> — (+ 7<sup>0</sup>, 2870) — Ball. nach Landg. entzündet.

- 1894: 19. VII. — An-Nam (300) — A. Boulade, Pelletier, Mme. Pelletier — Lyon 12<sup>th</sup> (Chartreuse) zu Touvet (Graisivaudan) 5<sup>th</sup> — (4000) 1/2 W., 1/2 L.
- 1897: 24. III. — (800) — A. Boulade, G. Le Cadet — Lyon 10<sup>th</sup> (Les Beauges) Aiguebelette 2<sup>th</sup>.
- 1898: 3. X. — Wega (3300) — Kap. Spelterini, Prof. Heim, Dir. Maurer, Dr. Biedermann — Sitten 10<sup>th</sup> (Diablerets-Jura) zwischen Dijon und Langres 4<sup>th</sup> — (-22°, 8800) — W., wiss. F.
- 1899: 10. VI. — Academie (1300) — Obtin. Blanc, Prof. Finsterwalder, Freih. v. Bassus — München 7<sup>th</sup> (Hallstätter See) Mitterndorf i. Salzkammergut (940 m. h.) 12<sup>th</sup> — (-3°, 2600).
- 1900: 12. V. — (1200) — Geh. R. Hergesell, Dr. Stolberg — Friedrichshafen 9<sup>th</sup> (Zugspitze) Scherlitz — (-13°, 4500) W.; wiss. F., Gew.-Wölfe überflogen.
1. VIII. — Jupiter (1250) — Kap. Speit., E. Gautier, Ing. Ernst — Rigifirst 1<sup>th</sup> (Mythen, Glärnisch) Schwanden 4<sup>th</sup> — (+ 5°, 4100) — W.
- 1901: 19. IV. — Meteor (1300) — Hauptm. Hinterstößer, Erzh. Leop. Salv. — Augsburg 7<sup>th</sup> (Allgäuer A., Vorarl.) Bludenz 3<sup>th</sup> — (-7°, 4200).
19. IV. — Nachtschwalbe (1187) — Hptm. Hiller, Stans, Wiedemann — München 8<sup>th</sup> (Würmsee, Linderhof, Kuchelberg, Lermoos) Obertraun 1<sup>th</sup> — (3800) — 1/2 W., 1/2 L.
20. VI. — Wien — Hptm. Hinterst., Obtin. v. Thierry, Ltn. Friese — Wien 7<sup>th</sup> (Semmering, H. Veltsch) Fischbach i. St. 9<sup>th</sup> — (+ 8°, 2300).
- 1902: 16. IV. — Meteor — Hptm. Hinterst., Erzh. Jos. Ferd. — Salzburg 8<sup>th</sup> (Dachstein, Nied. Tauern) Weissenkirchen 1<sup>th</sup> — (-20°, 4500).
5. VII. — Söhnecke (1450) — Frh. v. Ebert — München 3<sup>th</sup> (Hallstätter See) Kaarisp. b. Gröbming, 1900 m. b. 8<sup>th</sup> — (3600) — I. Gossauwang Schleppa, 1/4 Std. I. Felzenspalte hängen geblieb.
5. u. 6. VII. — Augusta Wind. (1300) — Scherzer, Schallmayr, Meller — Augsburg 8<sup>th</sup> (Wendelst., Inntal) auf Pichten 6<sup>th</sup>. Oberaudorf 12<sup>th</sup> — (+ 16°, 2200) — 12<sup>th</sup> fest, 5<sup>th</sup> aus Korb.
4. VIII. — Meteor II (1300) — Hptm. Hinterst., Dr. v. Schröter — Salzburg 7<sup>th</sup> (Schafberg) Steyr 12<sup>th</sup> — (3000).
16. X. — Meteor — Hptm. Hinterst., Erzh. Jos. Ferd. — Salzburg 8<sup>th</sup> (Aitersee, Traunstein) Seitensteinen 11<sup>th</sup> — (+ 8°, 3600).
- 1903: 21. II. — Söhnecke (900) — Prof. Dr. Emden, Prof. Dr. Helmke — München 11<sup>th</sup> (Kitzbühl. A., 6<sup>th</sup>. Glocknergr.) Renzweg 2<sup>th</sup> — (7200) — W.; wiss. F.
26. VII. — Mars (1650) — Oberst Schaeck, Ob. Audeoud, Dr. O. Schmidt, E. Heer — Bern 9<sup>th</sup> (Zür. See, Säntis) Rankwill 3<sup>th</sup> — (3300).
19. u. 20. IX. — Stelle (1650) — Kap. Speit., H. Wernecke, Dr. Steller — Zermatt 1<sup>th</sup> (Dom, Fleischb., Lago Maggi, Maggiatal) 1. Schneefeld b. Peggia, 2. Chiatti b. Bignasco 9<sup>th</sup> — (-10°, 5300) — W., über Nacht auf Schneefeld.
- 1904: 20. IX. — Stelle — Kap. Speit., Ing. Stöffler — Stat. Eigergl. 12<sup>th</sup> (Wildstrubel. Rhonetel, Wildstrubel) Adelboden 5<sup>th</sup> — (-6°, 5400) — W.
9. X. — Meteor II — Hptm. Hinterst., Erzh. Jos. Ferd. — Wien 8<sup>th</sup> (Neunkirchen, Wechselgeb.) Mureck 10<sup>th</sup> — (-8°, 3600).
20. XI. — Stelle — Kap. Speit., Frh. v. Hewald, Hptm. Hildebrandt — Zürich 9<sup>th</sup> (Rigi, Pilatus) westl. v. Neuenburger See 4<sup>th</sup> — (-12°, 4000).
- 1905: 27. V. — Augusta — Ing. Frischknecht, P. Meckel — Davos 12<sup>th</sup> (Plz Kesch) Val di Rezzo 2<sup>th</sup> — (4700) — schwier. Land., Bill. beschäd.
18. VI. — Sirius (1300) — Hptm. Hoffory, Obtin. Fichtna, Supputius — Wien 8 (Wechsel) Pöllauerberg 12<sup>th</sup> — (2700).
12. VIII. — Mars — Hptm. McNair, Oberstn. Frey, Hürlimann, Salzer — Zürich 9<sup>th</sup> (Bodenste., Sonnenhof), Aelpi b. Tannheim (1600 m. b.) 3<sup>th</sup> — (-19°, 3800).
14. IX. — Cognac — V. de Beauclair, Maj. Spoerry, G. A. Guyer — Chur 10<sup>th</sup> (Falknis) Schloß Marschlins 4<sup>th</sup> — (-13°, 4150) — 1/2 W., 1/2 L.
11. XI. — Clùa di Milano (2000) — Usuelli, Crespi — Mailand 10<sup>th</sup> (Tornavento, Montblanc) Aix-les-Bains 2<sup>th</sup> — (6800) — B. nur mit 1300 cm gefüllt.
- 1907: 7. III. — (1300) — Hptm. Tauber, Dr. Defaut — Wien 8<sup>th</sup> (Ausläufer d. A., Hornwald) Götschae 2<sup>th</sup> — (-6°, 2200).
18. u. 19. III. — Fernandez Duro (1200) — Vicomte de Lirac, Scharf — Bordeaux 4<sup>th</sup> (Provence A.) Cannes 8<sup>th</sup>.
29. u. 30. VI. — Milano — Usuelli, Borzalino — Mailand 4<sup>th</sup> (Monza, Berninagr., Ortlergr.) Oberbozen 11<sup>th</sup> — (6400).
14. VII. — Mars — Oberst Schaeck, Dr. Farmer, E. Fischer, H. Caspari — Bern 9<sup>th</sup> (Genfersee, Vorperte) Chambéry 2<sup>th</sup> — (3400).
20. VIII. — Augusta — Kap. Speit., Dr. Roth — Andermatt 9<sup>th</sup> (Gurschen, Mt. Pross, Ital. Seen) Bergamo 4<sup>th</sup> — (+ 12°, 4000) — W.
22. VIII. — Bezold (1380) — Dr. Brückelmann, M. Krause — Innsbruck 8<sup>th</sup> (Zillertaler A.) Lutach 1<sup>th</sup> — (-7°, 4900) — Wolkendecke üb. A.
- 1908: 3. V. — Gershofen (380) — Major v. Abercron — Gersthofen 10<sup>th</sup> (Salzb. A., Nied. Tauern) Judenburg gegen 7<sup>th</sup> — (4300) — W.; 10—80 km Geschw.; Luftwirbel, Gew. in d. Nähe.
10. VI. — Reicher (600) — Hptm. Tauber, Oberlin. Stohanzl — Röconeognosatet (Geierberg) Karneid — (4000) — W., Landung! Kraftleitung, Kurzschluß, Seil entzündet.
17. VI. — Reicher — Hptm. Tauber — d. Irland (Levia, Nave) Mezzolombardo 11<sup>th</sup> — (3000) — alter W.; Landg. weg. Gew.
24. VI. — Wien 11 — Erzh. Jos. Ferd., Obtin. Richter, Ltn. Dürth — Wien 7<sup>th</sup> (Wechselgeb.) Marienwas l. St. 10<sup>th</sup> — (2340).
27. VII. — Augusta II — Frh. v. Grünau, Frh. v. Veltheim, A. Leumann — Augsburg 9<sup>th</sup> (Beyr. Seen, Bayr., Salzb., Kitzb. A.) Zell a. S. 8<sup>th</sup> — (-8°, 3900).
29. u. 30. VI. — Cognac — de Beauclair, G. Guyer, Frau Guyer, K. Falke — Stat. Eigergl. 1<sup>th</sup> (Berner A., Simplon) Stress 10<sup>th</sup> — (15°, 5950) — W.; Schieppi über Aletschg.; Gew. in d. Nähe.
4. VIII. — Wien 11 — Erzh. Jos. Ferd., Erzh. Hrn. Ferd., Hptm. Hinterst. — Salzburg 8<sup>th</sup> (Gaisb., Schaffb.) Russbach i. O.-O. 9<sup>th</sup> — (-12°, 1850) — trüb.
10. VIII. — Augusta — Dr. Brückel., Hptm. Härtel — Innsbruck 10<sup>th</sup> (Brenner, Amiborap., Sarnt. A.) Brixen (1400 m. h.) 5<sup>th</sup> — (-5°, 4300) — zuletzt Windstille.
6. IX. — Sirius (2000) — Kap. Speit., de Katendyke — Interlaken 1<sup>th</sup> (Berner A., Wallis. A.) Alp. b. Brusson 7<sup>th</sup> — (+ 10°, 4940).
3. X. — Salzburg — Hptm. Hoffory, Dir. Cassinone, Ing. Buhlu — Wien 8 (Wechsel) Pöllau 2<sup>th</sup> — (2400).
25. X. — Salzburg (1300) — Erzh. Jos. Ferd., Erzh. Hrn. Ferd., Hptm. Hoffory — Salzburg 9<sup>th</sup> (H. Stauffen, Hochfellen, Chiemsee) Steinkirchen l. O.-Bay. 11<sup>th</sup> — (3100).
13. XI. — Salzburg — Erzh. Jos. Ferd., Erzh. Peter Ferd., Erzh. Hrn. Ferd. — Linz 9<sup>th</sup> (Eisenstein, Schneeb.) St. Lorenzen i. N.-Ö. 1<sup>th</sup> — (2480) — bewölkt.
- 4.—6. XII. — Cognac — de Beauclair, J. Blecker — Bitterfeld 3<sup>th</sup> (Totes Geb., Karawanken, Karst, Istrien, Adria, Apennin) Cassis Maritima 11<sup>th</sup> — (-15°, 3200) — W., 58 Sid., Sanz. Dum.-Preis.
31. XII. u. 1. I. 1909. — Usuelli, Visc. Modrone, Modigliani, Crespi — Mailand 11<sup>th</sup> (Lac de Varese, Mt. Vico, Merapien) Prélus b. Cannes 2<sup>th</sup> — (5700).

- 1909; 25. I. — Salzburg — Erzb. Jos. Ferd., Erzb. Hnr. Ferd. — Innsbruck 9<sup>oo</sup> (Schwaz, Karwendelgeb.) Scharnitz 1<sup>oo</sup> (— 110, 3350) — Landg. bei 2 m Schnee, Temp.-Umkehr.
9. u. 10. II. — Berlin (2200) — Erbslöh, Reimann, Grüneberg, Bergl. Zum Taugwald — St. Moritz 12<sup>oo</sup> (westl. Berninagr., Varese, Mailand, Venedit, Karawanken) 1. Mailand, 2. Kislook b. Budapest 7<sup>oo</sup> (— 250, 5800) — W.; über Karawanken Schneerreiben.
19. II. — Salzburg — Erzb. Jos. Ferd., Erzb. Hnr. Ferd. — Salzburg 11<sup>oo</sup> (Gaisberg) Hallein 1<sup>oo</sup> — (— 80, 1800) Landg. bei 1½ m Schnee.
16. III. — Cognac — de Beaucl., v. Frankenberg — Davos 10<sup>oo</sup> (Silvrettagr., Silbertal, St. Anton, Wetterstein-geb.) Zirchelkopf, 1600 m h., 3<sup>oo</sup> — (— 280, 7000) — ohnmächtig, Sturz, gestrandet, gerettet.
8. V. — Reither — Hptm. Tauber, M. Cajanek — Trient 8<sup>oo</sup> (Val di Cembra, Etschial) 1. Cembra, 2. Auer 11<sup>oo</sup> (3600) — alter W.
15. V. — Reither — Hptm. Tauber, Oblin, v. Sarlay — b. Trient 3<sup>oo</sup> (Val Sugana, V. di Pine) St. Stefano 5<sup>oo</sup> — (2840), 21. V. — Reither — Hptm. Tauber, Tille — Monte vaccino b. Trient 2<sup>oo</sup> (Valda, Predaja, Cavalese) Tesero 4<sup>oo</sup> — (4000).
31. V. — Helvetia. — Ing. Leder, Dr. Biely, Archit. Nixi, Ing. Rickly, Lüthold — Bern 9<sup>oo</sup> (Vorberge, Genf) Montpellier 7<sup>oo</sup> (3600) — Land. b. 95 km Stundengeschw.
18. VI. — Georg (1800) — Obtin. Langenmantel, Obtin. Ltn. Neuffer — München 6<sup>oo</sup> (Nördl. Kalksp., Kendl, Gilfert.) Volderbad, 1800 m h., 3<sup>oo</sup> (— 4300) — 1/8 W., 1/8 L., schwier. Bergung.
19. VI. — Stuttgart — Major v. Abercron, A. Blanckert — St. Gallen 8<sup>oo</sup> (Bodensee, St. Gallen, Pfänder) Grefenschaus 7<sup>oo</sup> (— 4850) — zuletzt Windstille, Landg. auf Fichten.
23. VII. — Graf Zeppelin — Hptm. v. Funcke, Elisabeth Große, Marger. Große — Innsbruck 8<sup>oo</sup> (Karwendelgeb., Kaisergeb., Salzkammerg., Böhmerwald) Mährisch-Budwitz 8<sup>oo</sup> (0°, 3600) — Schleppsell verloren, nach Land. Gew.
29. VII. — Cognac — de Beaucl., J. Voigt-Sprungli, Häuser — Zürich 10<sup>oo</sup> (Voralpen, Salzb. A., Gesäuse) Bobb b. Plattensee 12<sup>oo</sup> (— 5500) — teilweise Wolken.
1. VIII. — Augusta — Dr. Brückelm., Frau v. Reppert — Zürich 8<sup>oo</sup> (Bodensee, Voralpen) u. Wendelstein 4<sup>oo</sup> — (3200).
1. VIII. — Mars — H. v. Gugelberg; Aufstieg: Zürich; Landung: Oberstdorf.
8. VIII. — Sirius — Kap. Speit., Graf Chateaubriand, O. Duncker, Fr. Reichel — Chamonix 12<sup>oo</sup> (Savoy. A., Wallis. A., Tessiner A.) Alp Ruscard, 1856 m h., 7<sup>oo</sup> (— 35, 5620) — W.; nach Land. Gew.; Ballon durch 35 Mann zu Tal.
9. VIII. — Salzburg — Erzb. Jos. Ferd., Erzb. Hnr. Ferd. — Klagenfurt 9<sup>oo</sup> (draubewärts) Saldenhofen 1<sup>oo</sup> — (+ 110, 2070).
14. u. 15. VIII. — Helvetia — Hptm. Meßner, L. Givauden, A. Sulzer, Gamper, Dr. Schnell — Zürich 9<sup>oo</sup> (Säntis, Churfürst., Grauhörn., Ringelp.) 1. Alp a. Sänt. 2. Flims 1<sup>oo</sup> — (— 26, 3300).
21. u. 22. VIII. — Helvetia — Hptm. Meßner, H. v. Gugelb., Dr. Schnell, Dr. Jacob — St. Moritz 2<sup>oo</sup> (Silvrettagr., Miem.-Geb., Wetterat., Walchensee) Karlshaus 9<sup>oo</sup> — (— 100, 7200) — W.
3. IX. — Helvetia — Oberst Schaeck — Bern (Vorberge, Genf-See) Filtingen.
12. u. 13. IX. — Verne — Usuelli, Borsalino, Piccoli — Venezia 4<sup>oo</sup> (Golf v. Venedig, Udine, Villach) Klagenfurt 11<sup>oo</sup> (— 5800).
24. X. — Schwaben (750) — Fr. Schmidt, H. Scherer, Frb. v. Lutz, Frb. v. Tautphoeus — Gersthofen 9<sup>oo</sup> (Scheibbs, Rax, Mürrzuschlag) auf Lärchen am Stuhleck 6<sup>oo</sup> — (— 55, 2900) — W.; Fall; 8 m in Sek.
- 9., 16. u. 11. XI. — Cognac — de Beaucl., G. Guyer, Dr. Mercier, P. C. Siemens — Linthal 11<sup>oo</sup> (Glarner A., Tessiner A., Lomb., Tiefl., Ligr. Meer) 1. Novara 5<sup>oo</sup>, 2. Alessandria, 3. Ligur. Meer — (— 30, 4200) — W.; 2. u. 3. Tg. de B. allein; da B. von Dampfern aufgenommen, Ballon entgaßen, aufgeschliss.
- 1910; 12. u. 13. II. — Berlin — Ltn. Holthoff v. Fußmann, Bremer — St. Moritz 3<sup>oo</sup> (ostl. Berninagr., Monte Torens, Isersee, Mailand) Maiand 1<sup>oo</sup> — (— 38, 7000) — W.; Luftsw.; über M. Torens Windstille.
25. III. — Clouth IV (2200) — Obtin. v. Quast, Prinz v. Rathbor, Frb. v. Bissing, F. C. Siemens — Nürnberg (Weiβl.) 1<sup>oo</sup> (Böhmerwald, Salzkammerg., Glockner., Villgratner A.) Südhänge d. Degenhorns 2230 m 6<sup>oo</sup> — (— 130, 5400) — W.; Wolken; schwier. Landg.; üb. Nacht am Degenh.
12. IV. — Salzburg — Hptm. Hoffory, P. v. Pitner, W. Voith — Innsbruck 9<sup>oo</sup> (Inntal) Vord. Thiersee 1<sup>oo</sup> — (1800).
25. V. — Tirol (2200) — Hptm. Hinterst., Frau Hinterst., Hptm. Deutelmoser, F. Heigel — Innsbruck 8<sup>oo</sup> (Volders, Zillertaler A.) Gerlosplatte (2000 m hoch) 12<sup>oo</sup> — (— 60, 4200) — Tauff. d. Ball. T.; schwier. Landg.
28. V. — Salzburg — Erzb. Jos. Ferd., Erzb. Hnr. Ferd. — Innsbruck 8<sup>oo</sup> (Iglis, Matrei) Gries a. Br. (1525 m h.) 12<sup>oo</sup> — (1625).
28. V. — St. Gotthard — Ltn. Sorg, P. Schlatter, M. Boesch, C. Forster — St. Gallen 9<sup>oo</sup> (Bregenzerw.) Oberstaufen (1000 m h.) 12<sup>oo</sup> — (3100).
30. VI. — Tirol — Obtin. v. Sarlay, Prof. Dr. H. v. Ficker, Hptm. Andrich, Dr. Welzer — Innsbruck 8<sup>oo</sup> (Brandjoch, Karwendelgeb.) Jachenau 10<sup>oo</sup> (— 3400) — bedeckt, Regen, Schnee, Luftsw.
28. VII. — Tirol — Hptm. Tauber, Priv. Groß, Dir. Krautschneider — Innsbruck 1<sup>oo</sup> (Völs, Patscherkofel) 1. Völs, 2. Patsch (1500 m h.) 5<sup>oo</sup> — (3400) — Zwischenlandg. weg. Gew.-Gefahr.
7. VIII. — St. Gotthard — Hptm. Meßner, Ing. Walti, W. Gerber, Prof. Hafer — Zürich 9<sup>oo</sup> (St. Gall., Säntis) Salex 3<sup>oo</sup> — (— 50, 4500) — Wolken.
7. VIII. — Touring-Club (1540) — Ass. Bleischacher, Hptm. Jördens, Rechtsanw. Pündtner, Ltn. v. Kalbacher — München 8<sup>oo</sup> (Watzmann) Hinterkleinari (Hoh. Tauern) (180 m h.) 4<sup>oo</sup> — (— 48, 4300).
12. VIII. — Sirius — Kap. Speit., Baron L. Rothschild, Dr. Ed. Ertihofen — Mürren 12<sup>oo</sup> (Berner A., Walliser A., Grajische A.) Turin 6<sup>oo</sup> — (+ 50, 5240) — W.; Spei. 550 Fahr.
18. VIII. — Tirol — Obtin. v. Sarlay, Priv. Groß, O. Murr — Innsbruck 8<sup>oo</sup> (Zell a. Z., Großvenediger) unterhalb d. Muntanergr. (2150 m) 11<sup>oo</sup> — (— 26, 5400) — Ballon nach Straße gezogen.
26. VIII. — Tirol — W. Andermach, H. Schwaighofer, Ing. Albert — Innsbruck 7<sup>oo</sup> (Zentrale A., Karnische A., Julische A.) Schutthalden a. Kl. Nabols (1200 m h.) 3<sup>oo</sup> — (+ 80, 4360) — Windstille in hoh. Luftsichten.
17. IX. — Tirol — Ed. C. v. Sigmundt, Fr. v. Sigmundt, Ltn. A. Mayer — Innsbruck 6<sup>oo</sup> (Stubai A., Örtalergr., Piz Bernina) a. Comersee (1850 m h.) 3<sup>oo</sup> — (5400) — Nacht i. Freien; schwier. Bergung.
28. IX. — Tirol — Ltn. Vogl, Dr. Feldner, Ing. Leikner — Innsbruck 8<sup>oo</sup> (Jenbach, Schlitter, Märzen- u. Langengrund) Ronach 1<sup>oo</sup> — (— 70, 3500) — Ballon hinabgezogen, 3<sup>oo</sup> gerissen.
10. X. — Tirol — Obtin. v. Sarlay, Priv. Groß, O. Murr — Innsbruck 8<sup>oo</sup> (nach O., zurück, nach S.O.) Zell a. Z. 3<sup>oo</sup> — (+ 26, 4200).
17. X. — Tirol — Obtin. v. Sarlay, Frankl, Hanelich, v. Bohdanowitsch — Innsbruck 9<sup>oo</sup> (Ampaß, Igis, Mutters) Götzens 3<sup>oo</sup> — (3200) — fast gar kein Wind.
13. XI. — Tirol — Obtin. v. Sarlay, Landmaan, Klein, Hptm. Engel — Meran 11<sup>oo</sup> (Hohe Kreuzspitze) Ridnaun 5<sup>oo</sup> — (+ 45, 2880) — Schieppa. i. Schnee festgefroren.
13. XII. — Tirol — Prof. Dr. v. Ficker, Opt. Miller — Innsbruck 8<sup>oo</sup> (Karwendelgeb.) Holzkirchen 2<sup>oo</sup> (— 6°, 3500) — wiss. F., Föhnestudien.

## ÜBER TYPISCHE WINTERSPORT- □ VERLETZUNGEN □ VON DR. G. FREIHERR VON SAAR

**EINLEITUNG** Die jetzt so häufigen Wintersportarten, speziell das Schneeschuhlaufen und das Rodeln, bergen wie alle Bewegungssportarten die Möglichkeit von Verletzungen in sich, was uns die ärztliche Praxis ja auch allwinterlich bestätigt. Wer mit dem doppelt geschärften Auge des ausübenden Sportsmannes und des chirurgisch geschulten Arztes die verschiedenen Verletzungen betrachtet, der kommt bald zu der Erkenntnis, daß man zweierlei Gruppen unterscheiden muss:

1. Verletzungen, die bei jedem Bewegungssport vorkommen, die aber nicht in der Eigenart des betreffenden Sportes wurzeln, sondern bei jeder rascheren Bewegung gelegentlich einmal zustande kommen können.

2. Verletzungen, deren Ursachen aufs innigste mit der Eigenart der betreffenden sportlichen Bewegung verknüpft sind; hier bedarf es nur einer sehr geringen Störung der betreffenden sonst sportlich richtigen Bewegungsphase, um das Zustandekommen einer Verletzung auszulösen, deren Typus mit geringen Abweichungen bei der gleichen Ursache stets der gleiche bleibt.

Nur für diese letztgenannte Art möchte ich die Bezeichnung „typische“ Sportverletzungen vorschlagen.

Zwei Beispiele werden uns das Gesagte sofort klar machen.

Zu 1. Der Bruch des Schlässelbeines ist eine Verletzung, die jeder gelegentlich sich zuziehen kann, der bei einem Sturz nach vorwärts den Arm zum Schutze des Körpers vorstreckt. Rennreiter, Fußballspieler, Turner und noch viele andere Sportler können so stürzen und sich das Schlässelbein brechen. Etwas Spezifisches für einen dieser Sparten oder für Sport überhaupt hat also die genannte Verletzung nicht.

Zu 2. Dagegen gibt es eine Art von Oberschenkelbruch, die dann zur Beobachtung gelangt, wenn ein Schneeschuhfahrer beim sportlichen Weitsprung mit steifen Beinen statt mit locker gehaltenen Gelenken zum Aufsprung kommt. Wenn man bedenkt, daß heutzutage Sprünge von 30 m keine Seltenheit mehr sind, daß die hierbei erreichte Geschwindigkeit jener eines Schnellzuges nahe, wenn nicht gleich kommt und daß der Aufsprung auf harten, glatten Boden erfolgt, so muß man sich nur wundern, daß schwere Beschädigungen nicht öfters vorkommen. Unsere Knochen und Gelenke sind eben tatsächlich imstande, diesen gewaltigen Anforderungen gerecht zu werden, wenn der Springer bei aufrechter freier Körperhaltung im Fluge die Gelenke seiner Beine locker — das heißt nicht kramphaft gestreckt, sondern ganz unmerklich wenig gebeugt — hält. Diese sportlich richtige Haltung setzt den Springer in den Stand, beim Aufsprung leicht ins Knie zu sinken und damit jenen Grad von Federung einzuschalten, der die gewaltige Wucht des Sprunges abschwächt und unschädlich macht. Wird diese Vorsicht außer acht gelassen, so wird das Bein wie ein starrer Stab in der Richtung der Längsachse plötzlich gewaltig beansprucht und leidet naturgemäß dort Schaden, wo der Oberschenkelknochen am stärksten gebogen ist und einer biegenden Gewalt den geringsten Widerstand entgegenzusetzen vermag: in der

Mitte des leicht geschweiften Oberschenkels bricht der starre Knochenstab zusammen. Dieser Bruch hängt also, wie wir sehen, innig mit der sportlichen Ausübung des Schneeschuhlaufs zusammen; ein sonst vollkommen regelrechter Sprung kann für den Springer verhängnisvoll werden, nur durch den anscheinend sehr geringfügigen Umstand, daß er seine Beine statt locker — krampfhaft gestreckt hält. Das alte Sprichwort: „Kleine Ursachen, große Wirkungen“ erfährt hier durch die Nichtbeachtung einer sportlichen Regel eine grelle Beleuchtung.

In der sportlichen Literatur ist über diese Dinge ebensowenig zu finden wie in der medizinischen; und das wenige, das existiert, erhebt sich nicht über den Wert kasuistischer Mitteilungen.<sup>1)</sup> Wenn es auch den sportlichen Heißspornen ziemlich gleichgültig sein wird, nach welchem Mechanismus sie sich ihre Knochen brechen, so wird es doch vielleicht Leute geben, die es interessiert, bei welchen Gelegenheiten sie besondere, leicht eintretende und oft wiederkehrende Gefahren in ihrem Sport zu gewärtigen haben und ob und wie sie sich davor am besten schützen können. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die vorliegenden Ausführungen hauptsächlich zu betrachten.

Da die Erfahrungen einiger weniger Kollegen mir zur Bearbeitung der erwähnten Fragen zu gering und einseitig erschienen, habe ich zur groben Orientierung über das vorhandene Material eine einheitlich abgefaßte Rundfrage an etwa 500 Ärzte des In- und Auslandes abgesandt, und zwar vorwiegend an solche, von denen zu erwarten stand, daß sie zu den genannten Sportarten durch persönliche Neigung oder durch ihren Wohnsitz in Beziehung stünden. Besondere Berücksichtigung fanden dabei unsere Alpenländer (Steiermark, Tirol, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg); aber auch nach der Schweiz, nach Süddeutschland, nach Schweden und Norwegen gingen zahlreiche Anfragen ab. Wenn auf diese Anfragen auch nur etwa 150 Antworten eingingen, von denen wieder fast 70 mehr oder minder negativ waren, so war mit diesem Material (speziell mit den über 80 positiven Antworten) doch eine bei weitem breitere Basis gewonnen, als sie ein einzelner oder wenige noch so erfahrene Fachleute bieten könnten. Dadurch glaube ich den vorliegenden Ausführungen einen allgemeinen Wert zusprechen zu dürfen. Ich möchte auch an dieser Stelle allen jenen Herren, die meinen Fragebogen so bereitwillig und oft sehr ausführlich beantwortet haben, meinen verbindlichsten Dank für ihre kollegiale Mühewaltung aussprechen.

Nach kritischer Sichtung und Beurteilung des eingelaufenen Materials hat sich doch manches bemerkenswerte Moment ergeben, das nicht nur für den Arzt, sondern auch für den Laien von einem Interesse sein könnte. Wer vor medizinischen Dingen, vor Verletzungen und Knochenbrüchen und dergleichen auch auf dem Papier einen Abscheu hat, der überschlage ruhig diese Blätter. Wer aber nicht Vogel-Strauß-Politik spielen, sondern auch den unangenehmen Seiten seines Sports ernst ins Antlitz blicken will, der wird in den folgenden Ausführungen vielleicht doch manches Wissenswerte finden.

Meine ursprüngliche Absicht, vor allem die Bergsteigerei ausführlich zu berücksichtigen, Schneeschuhfahren und Rodeln aber als Anhang zu bringen, mußte deswegen eine einschneidende Änderung erfahren, weil das meiste und brauchbarste Material der eingelaufenen Antworten sich auf die zwei letztgenannten Sportarten vereinigte, während für das Bergsteigen nur wenige und kaum verwertbare Angaben gemacht wurden. Die Ursache hiervon ist bei näherer Über-

<sup>1)</sup> Ich gebrauche hier und anderwärts den Ausdruck „Sport“ mit Rücksicht auf die Kürze und Requemlichkeit im weitesten Sinne des Wortes (als körperliche Beteiligung von einem bestimmten Typus überhaupt), ohne damit die vielen Streitfragen anschneiden zu wollen, die in letzter Zeit darüber erstanden sind.

legung leicht ersichtlich. Schneeschuhläufer und Rodler bewegen sich mittels bestimmter Sportgeräte, in bestimmter Weise, auf bestimmtem Terrain; begrenzt und scharf umrissen in bestimmter Richtung, wie das Anwendungsgebiet und die Technik, ist auch die Unfallschronik dieser Sparte. Ganz anders das Bergsteigen! Die moderne Technik kennt fast keine Grenzen mehr. Die Unfallschronik gipfelt im Absturz. Mit wenigen Ausnahmen behauptet hier der Tod das Feld. Das wenige, was ihm entgeht, genügt einstweilen noch nicht, um von typischen Bergsteigerverletzungen sprechen zu können. Vielleicht sind andere hierin glücklicher als ich. Die Zukunft mag's erweisen.

### 1. TYPISCHE VERLETZUNGEN BEI SCHNEESCHUHLÄUFERN

Das sportliche Schneeschuhlaufen ist eine Leibesübung, bei der die Bedingungen zur Entstehung typischer Verletzungen besonders günstig liegen. Die raschen Schwünge und die weiten Sprünge bilden im Verein mit der großen Geschwindigkeit, die dabei teils freiwillig, teils unfreiwillig erreicht wird, die sportliche Gelegenheitsursache. Christiania- und Telemarkschwung sowie die verschiedenen Arten des Stemmabogens und des Stemmfahrens überhaupt stellen an die Drehfestigkeit der Knochen und Gelenke ganz gewaltige Anforderungen. Der Sprunglauf hingegen, bei dem der Fahrer in Eilzugsgeschwindigkeit 20 bis 40 Meter frei schwebend wie ein Vogel durch die Luft saust, um dann auf harter steiler Bahn landend in gleicher Geschwindigkeit weiter zu gleiten, beansprucht ganz besonders die Biegungsfestigkeit der Knochen der unteren Extremität. In beiden Fällen, beim Schwung- wie beim Sprunglauf, sind es naturgemäß gerade die Beine, die den weit überwiegenden Anteil an Kraft und Widerstand aufzubringen haben. Wenn wir noch bedenken, daß am unteren Ende des Beines der lange schwere Schneeschuh oft bestimmten Bahnen folgen will oder muß, während am oberen Ende das Gewicht des Oberkörpers beileibe nicht immer gleichsinnig sich geltend macht, so werden wir begreifen, daß in diesem Widerstreit der Kräfte das Bein am allerleichtesten zu Schaden kommt. Die Arme werden nur dann beansprucht, wenn bei Stürzen gewollte oder unwillkürlich ausgeführte Abwehrbewegungen zum Schutze des Kopfes oder Rumpfes ausgeführt werden. Die hierdurch zustande kommenden Verletzungen (häufig Verrenkungen im Schultergelenk, seltener im Ellenbogengelenk) kommen den Stürzen aller möglichen Sportarten gleicherweise zu und haben also nichts für den Schneeschuhsport charakteristisches.

Eine Ausnahme hiervon macht vielleicht eine Art von Brüchen, die von Borchgrevink (Christiania) öfters bei Schneeschuhfahrern geschen wurde: es sind dies Brüche des Vorderarms im unteren Drittel, die durch Sturz auf den seitlich als Stütze vorgestreckten Unterarm zustande kommen; angeblich dadurch, daß die Hand und der unterste Teil des Vorderarmes auf der ersten Stufe des Falles in den halbhartem Schnee einsinkt, während der Körper unmittelbar darauf weiterrutscht und den im Schnee festgehaltenen Teil des Vorderarms abknickt. Diese Brüche sind insofern recht unangenehm, als ihre Behandlung für den Arzt keine leichte Aufgabe darstellt und deren Endergebnis nicht gerade immer ein glänzendes ist. Die Gründe hierfür muß ich hier übergehen; ich möchte aber den guten Rat erteilen, sich ja in solchem Falle rechtzeitig in spezialärztliche Behandlung zu begeben.

Eine ganz eigenartige, für diesen Sport typische, wenn auch recht seltene Verletzung ist der Spiralbruch der Mittelhandknochen. Die Art des Zustandekommens ist so charakteristisch, daß über ihre Zugehörigkeit zu dieser Gruppe kein Zweifel obwalten kann. Diese Brüche entstehen nämlich dann, wenn der Läufer in rascher Fahrt mit dem freien unteren Ende des am oberen Ende krampfhaft festgehaltenen Stockes ein starres Hindernis streift oder wenn er in gleicher

Haltung — mit festgehaltenem Stock — zu Boden stürzt und dabei auf die Knöchel der umklammernden Hand auffällt. Mir sind zwar nur drei solcher Fälle bekannt geworden, doch zweifle ich nicht daran, daß bei darauf gerichteter Aufmerksamkeit diese Brüche viel häufiger gemeldet würden. Sie können nämlich unter Umständen anfänglich sehr wenig Beschwerden machen, so daß sie übersehen und erst nachträglich oder gar nicht entdeckt werden. Doch stellt dieses Verhalten nur eine Möglichkeit, nicht etwa die Regel dar.

Im ersten Falle — Aufschlagen des unteren Stockendes an ein starres Hindernis — ist es der Rückschlag am freien oberen Ende, der den Bruch bewirkt, eventuell noch bevor der Läufer zu Boden stürzt. Darauf liegen ganz einwandfreie Angaben und Beobachtungen vor. (Blauel-Tübingen, Hellauer-Linz.) Der Mechanismus ist hier der gleiche wie beim zweiten Falle, — dem Sturz des Fahrers auf die Knöchel der den Stock festhaltenden Hand; hier bildet der gebeugte, am harten Boden hinschleifende Finger einen Hebelarm, der mittels der starken Bänder der Mittelhand-Fingergelenke eine ganz bedeutende drehende Gewalt auf den entsprechenden Mittelhandknochen ausübt. Da dieser aber wegen der festen, fast unnachgiebigen Einkeilung seines oberen Endes zwischen die kleinen Handwurzelknochen diesem Drehbestreben nicht nachgeben kann, so wird er eben in Spiralform gebrochen. (Abb. 1).

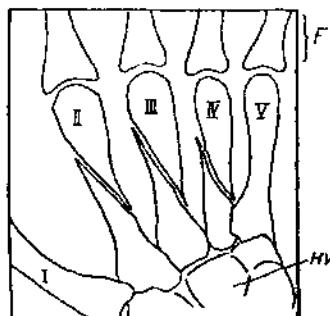


Abb. 1. Spiralbrüche der Mittelhandknochen  
(Röntgenpaar nach Blauel)

F: Fingerknochen.  
I, II, III, IV, V: Mittelhandknochen,  
davon II, III und IV mit den typischen Bruchlinien.  
HW: Handwurzel.  
Entstehung bei Prellung der Hand durch Auschlagen des freien unteren Stockendes an einen Baum bei rascher Fahrt.

Harte Unterlage (schneearmer Boden oder Harscht) und kramphaft in Beugestellung fixierte Finger sind also die Vorbedingungen zum Zustandekommen dieser Bruchform; Sturz auf die starr gebeugten Finger oder plötzliche Prellung der Hand durch den aufschlagenden Stock sind die auslösenden Ursachen.

Wir werden später der gleichen Bruchform bei Befragung der Rodelunfälle noch einmal begegnen. Der Mechanismus ist dort ähnlich wie hier. Doch davon später.

Hier sei nur erwähnt, daß, trotz der oft unscheinbaren Symptome, die Folgen für die Gebrauchsähigkeit der Hand keine gleichgültigen sind und der Bruch daher eine sorgfältige Behandlung erfordert. Bei Unklarheit oder Unsicherheit der Diagnose vermag ein Röntgenbild leicht den entscheidenden Ausschlag zu geben.

Zur Vermeidung des Bruches empfiehlt es sich, bei Stürzen den Stock auszulassen und die Hand nie zur Faust zu ballen, sondern locker geöffnet zu halten.

Wie wir schon eingangs erwähnt haben, sind es besonders die unteren Extremitäten, die beim Schneeschuhlaufen zu Schaden kommen. Das ist leicht erklärlieblich. Die Beine sind es ja, die nicht nur das ganze Körpergewicht im Gleichgewicht zu halten haben, sondern ihnen obliegt auch die Lenkung dieses Schwergewichts bei Sprung und Schwung. Die alte Regel, nur mit lockeren Gelenken zu arbeiten, die einzelnen Bewegungen weich auszuführen und schmiegsam ineinander überzuleiten, wird durch die Beobachtung der Verletzungen beim Schneeschuhlauf aufs neue bestätigt, ihr Wert aufs deutlichste bewiesen. Das Bein — vom Becken bis zu den Zehen als statische Einheit genommen — ist ein gegliederter Stab, dessen einzelne, zwischen den Gelenken gelegene Teilstücke in verschiedenster Weise sportlich benutzt werden können. Die Bewegung der einzelnen Teilstücke gegeneinander (z. B. Fuß

gegen Unterschenkel, Unterschenkel gegen Oberschenkel usw. usw.) wird durch Muskelkraft eingeleitet und festgehalten, durch die Elastizität der straffen Gelenksbänder jedoch innerhalb bestimmter Grenzen gehalten. Es ist nun eine bekannte Tatsache, daß die elastischen Bänder vielfach stärker sind als der spröde Knochen. Mit anderen Worten: wenn bei einer Bewegung der genannten Teilstücke die Kraft der Muskeln und die Elastizität der Bänder überschritten wird, so reißen oft nicht die Bänder durch, sondern jenes Stück des Knochens wird mit ausgerissen, an dem das Band angeheftet ist. Wir werden dafür einige Beispiele kennen lernen. Diese Straffheit der Bänder ermöglicht es aber anderseits, daß durch Stellungsänderung des einen Teilstückes — des Fußes z. B. — dem ganzen übrigen mehr oder minder starr eingestellten System eine bestimmte Richtung aufgezwungen werden kann. Darauf beruht ja zum größten Teil die Lenkung der Schneeschuhe — speziell bei den sogenannten „starren“ Bindungstypen —, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, da ja auch die übrigen Gelenke des gesamten Körpers verständnisinnig mitheisen müssen. Das ist ja das Schwere beim Schneeschuhlaufen, die geregelte Zusammenarbeit aller Muskeln und Gelenke zu erzielen. Diese Geschicklichkeit erst macht den Schwung ästhetisch schön, wie wir's bei den Norwegern zu sehen gewohnt sind. Daß es aber mit vorwiegender Kraftentfaltung bei Hintansetzung der Geschicklichkeit auch geht, beweist uns der unschöne aber zweckmäßige Stemmbogen der Lilienfelder Technik.

Wir müssen uns also darüber klar sein, daß der gelenkig gegliederte Stab unserer unteren Extremität beim Lenken und Schwingen fast in jeder Sekunde eine andere „Einstellung“ aufweist und daß demgemäß auch die „schwachen Stellen“ dieses mechanischen Systems jeweils wechseln. Gerade die typischen — d. h. bei gewissen Bewegungsphasen häufiger wiederkehrenden — Verletzungen werden es sein, die uns auf diese schwachen Stellen aufmerksam machen und uns vielleicht auch Winke an die Hand geben, wie gewisse Schädigungen nach Möglichkeit zu vermeiden sein dürfen.

Wir wollen die beim Schneeschuhlaufen vorkommenden Verletzungen der unteren Extremität von oben nach unten, also vom Becken zum Fuß vor schreitend, besprechen (vgl. Abb. 2).

Da haben wir zunächst einen typischen Rißbruch im Bereich des Darmbeines zu erwähnen, der von Sprungläufern als „Hüftbruch“ bezeichnet wird und angeblich nicht so selten sein soll. Er besteht im Abriß eines kleinen Teils des vorderen Darmbeinkammes und zwar an jener Stelle, an der die vordere (Streck-) Muskulatur des Oberschenkels ansetzt. (Haindl-St. Johann in Tirol.)

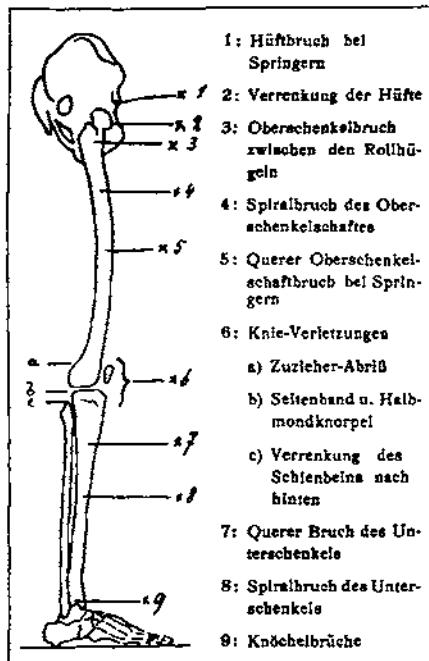
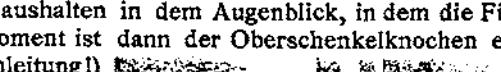


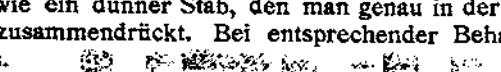
Abb. 2. Schematische Darstellung der Lokalisation der Schi-Verletzungen an der unteren Extremität

Der Entstehungs-Mechanismus dürfte der sein, daß der Oberkörper beim Absprung von der Schanze zu wenig nach vorn geworfen wird. Das ist bekanntlich darum so wichtig, weil der Körper stets senkrecht zur Oberfläche der Sprungbahn schweben soll. Der Hang ist aber bei richtiger Anlage der Sprungschanze unter der Schanze stets steiler als oberhalb; darum das Vorwerfen. Geschieht dies nun — ob zufolge falscher Technik oder ob unbewußt aus Angst, ist gleichgültig — zu wenig energisch, so bleibt der Oberkörper im Verlauf des Sprunges gegenüber der unteren Körperhälfte zurück und wird im Augenblick des Aufsprungs zur Wiedererlangung des Gleichgewichtes instinktiv nach vorne gerissen. Ist der Körper aber für die Oberschenkelmuskulatur zu schwer, dann kann es eben zum Abriß jenes Knochenstückes kommen, an dem die besagte Muskulatur am Becken sich anheftet. (Abb. 2, Nr. 1.)

Die Verletzung dürfte vermutungswise — eigene Erfahrungen fehlen mir — eine harmlose, bald und vollständig ausheilende sein, so daß durch sie der Sportbetrieb nur vorübergehend gehemmt sein dürfte. Da die Gelegenheit zu dieser Bruchart eine sehr häufig gegebene ist, bin ich begierig, ob nicht auch bald von anderer Seite Nachrichten hierüber verlautbart werden.

Im Bereich des Hüftgelenkes kommen Zerrungen häufig vor; selten ist dagegen die wirkliche Verrenkung der Hüfte (nur eine Mitteilung) im Sturz nach vorn bei gegrätschten Beinen, der an und für sich gewiß nicht gar so selten ist. Es werden eben bei dieser Sturzart andere Gelenke (Knie, Fuß) früher stark beansprucht und leiden allenfalls Schaden dabei, so daß das Hüftgelenk selbst nur unter ganz besonders ungünstigen Umständen zu Schaden kommt. Ich erwähne diese Verletzungsart nur, ohne einstweilen entscheiden zu wollen, ob sie für den Schneeschuhspорт (beziehungsweise für den Sturz mit gegrätschten Beinen nach vorn) charakteristisch ist oder nicht. Diese Sturzart führt auch verhältnismäßig häufig zu schweren inneren Verletzungen. (Leber- und Milzzerreibung, Blinddarm-entzündung usw.)

Einen verhältnismäßig großen Anteil an den Schneeschuhfahrer-Verletzungen stellen Brüche des Oberschenkels. In der fachlichen Literatur sind zwei Typen davon als „Schifahrerbrüche“ beschrieben. Zuerst hat Professor Ekehorn (Upsala) über elf Fälle berichtet, die er innerhalb dreier Jahre beobachtet hat, und die bei regelrechter Ausübung des Sprunglaufes entstanden sind. Es handelte sich in allen Fällen um junge, noch nicht ausgewachsene, höchstens 16 Jahre alte Burschen, die nicht mit losen und leicht gebeugten, sondern mit gestreckten und steifen Beinen Sprünge ausgeführt hatten. Dabei müssen die Skeletteile der unteren Extremität eine starke Gewalt aushalten in dem Augenblick, in dem die Füße den Boden berühren; in diesem Moment ist dann der Oberschenkelknochen entzweigebrochen. (Abb. 2.) (Vgl. Einleitung!) 

Diese Brüche sind wohl als Biegungsbrüche aufzufassen. Der Oberschenkelknochen hat nämlich schon normalerweise eine physiologische Krümmung, an deren Stelle er dann bricht, ähnlich wie ein dünner Stab, den man genau in der Längsachse (von oben nach unten) zusammendrückt. Bei entsprechender Behandlung heilen solche Brüche glatt aus. 

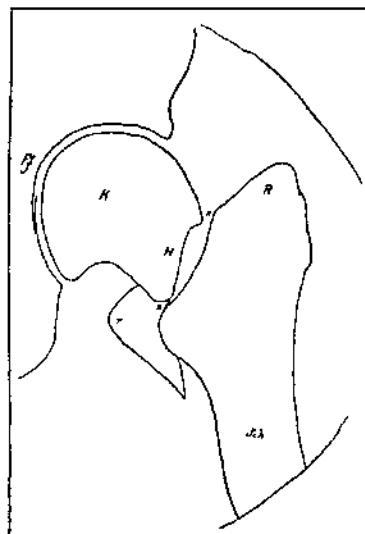
Auch von anderer Seite werden ähnliche Verletzungen gemeldet. Später hat Lauper (Interlaken) über drei Fälle von hohem Oberschenkelbruch berichtet, deren Bruchlinie schräg zwischen den beiden Rollhügeln des Oberschenkels verläuft; sie kamen durch Sturz beim Telemarkschwung zustande oder durch ähnliche Bewegungen, wo rasche Drehung mit großer Geschwindigkeit sich paart. Für sie wird der Entstehungsmodus folgendermaßen angegeben: Rasches Drehen um das linke Bein im Telemarkschwung; in diesem Augenblick Anstoß des

linken Schneeschuhs an den rechten infolge Neigung des Körpers, sich geradlinig fortzubewegen; Fall auf die rechte Seite und Bruch des linken Oberschenkels (noch vor Berührung des Bodens). Die Beobachtungen Laupers (drei Fälle) stehen einstweilen noch vereinzelt da, indem bisher nur eine einzige weitere gleichartige Beobachtung (von Madlener-Kempten) mitgeteilt wurde und mehrere Beobachter mit großem Material direkt angeben, diese Bruchform nicht gesehen zu haben. Häufig ist sie also gewiß nicht, und es sind weitere Mitteilungen hierüber sehr wünschenswert. (Abb. 3.) Anderseits sind Oberschenkelschaftbrüche, auch solche mit spiralförmiger Bruchlinie, nicht so selten und gewiß ein Zeichen dafür, daß die drehenden Gewalten sich bei dafür günstigen mechanischen Vorbedingungen vom Fuß aus bis auf den Oberschenkel fortsetzen können. Ist die Gewalt aber einmal so hoch gelangt, greift sie am Oberschenkel an, dann muß gerade der Knochen brechen aus dem Grunde, weil er, wie experimentell exakt nachgewiesen wurde, drehenden Kräften viel geringeren Widerstand zu bieten vermag, also eher bricht, als die überaus kräftigen Verstärkungsbander des Hüft- und Kniegelenks nachgeben.

Wir kommen zum Kniegelenk und seinen Verletzungen. Sehr häufig finden sich Zerrungen des inneren Seitenbandes des Kniegelenks. Die Entstehung dieser Zerrung wird verständlich, wenn wir daran denken, daß Drehungen des Unterschenkels nach außen und Fortbewegung des Körpers in der Fahrtrichtung geradeaus sehr häufig im Leben des Schneeschuhfahrers vorkommen (z. B. Hängenbleiben des einen Fußes in Furchen, Gebüsch, Schnee) und die kräftigen Muskeln ober- und unterhalb des Kniegelenks im natürlichen Bestreben, den Sturz zu verhindern, das Gelenk sehr stark beanspruchen. Diese Verletzung, die sich durch heftigen Druckschmerz im Bereich des Bandes und Schwellung dieser Gegend kennzeichnet, dauert ungemein lange an und hinterläßt leicht eine gewisse Schwäche und Unsicherheit im Knie.

In die gleiche Gattung gehören Blutungen in die Muskulatur der Zuzieher (Adduktoren) und Abrisse ihrer Ansatzstelle am inneren Oberschenkelknorren, die bei gleicher Gelegenheit entstehen, besonders dann, wenn das Knie nach innen einknickt, d. h. mit anderen Worten, in starke X-Fußstellung gedrängt wird. (Abb. 4a, b.)

Im Zusammenhang mit den Zerrungen des inneren Seitenbandes wollen wir die Verletzungen des inneren Halbmondknorpels besprechen. Bei dem Umstande, daß dieser Knorpel einerseits mit dem inneren Seitenbande innig zusammenhängt und anderseits besonders bei übermäßigen Drehungen des Unterschenkels gegen den Oberschenkel stark beansprucht wird, ist es erklärlieh, daß er ebenso wie das innere Gelenkseitenband häufig Schaden leidet. Mehr oder minder heftige Schmerzen im vorderen Anteil des Kniegelenks (innen neben der Kneescheibe), besonders bei unvermuteten Drehbewegungen, sind in leichteren Fällen



*Abb. 3. Oberschenkelbruch zwischen den Rollhügeln  
(Röntgenpausch nach Madlener)*

xx: Bruchlinie  
Pf: Hüpfanne  
K: Kopf des Oberschenkelknochens  
H: Hals des Oberschenkelknochens  
R: großer } Rollbügel des Oberschenkels  
r: kleiner } Rollbügel des Oberschenkels  
Sch: Schaft des Oberschenkelknochens



Abb. 4a. Schema der Lokalisation der Knieverletzungen

stellen konnte). Die Behandlung dieser Verletzung ist in den letzten Jahren aus der „konservativen“ Richtung in die „operative“ übergegangen, indem man den Knorpel von einem seitlichen Einschnitt aus ganz entfernt (u. a. Schloffer-Innsbruck). Die Akten sind hierüber jedoch noch nicht endgültig geschlossen. Eines steht aber leider fest, daß jede irgendwie erheblichere Verletzung dieser Halbmondknorpel (Abriß, Einriß, Längsteilung, Auffaserung, Aufrollung usw.) das Kniegelenk so schwer in der Sicherheit seiner Betätigung schädigt, daß der sportliche Betrieb des Schneeschuhlaufs nach solchen Verletzungen mindestens auf Jahre hinaus, oft aber überhaupt für immer zur Unmöglichkeit wird.

Hierher gehören auch noch Zerreißungen im Bereich der Muskelbinde des Oberschenkels knapp ober der Kniescheibe, besonders an deren Innenseite. Diese Verletzung soll bei guten Läufern zustandekommen durch stärkste Beanspruchung der Zuzieher des Beines im Augenblicke des Stemmens oder bei Sprüngen. Die Verletzung ist harmlos und der Sport kann meist schon nach wenigen Wochen wieder aufgenommen werden. (Meisel-Konstanz.)

Noch eine Verrenkung im Bereich des Kniegelenkes finde ich zweimal erwähnt, und zwar eine Verrenkung des Schienbeins nach hinten außen durch Hängenbleiben mit den Schneeschuhspitzen in rascher Fahrt und darauf folgendem Überschlagen nach vorwärts. Es reißt die Gelenkkapsel in beschränktem Aus-

vorhanden; in schwereren Fällen, die stets mit großem Erguß ins Gelenk einhergehen, steigern sich die Beschwerden zu solchen, wie sie ein freier Körper (Gelenksmaus) im Gelenk hervorruft. Dazu gesellt sich eine hochgradige Schwäche und Unsicherheit im Knie, die oft erst nach Monaten sich bessert, aber gewöhnlich nicht mehr ganz verschwindet. Die Erscheinungen unmittelbar nach dem Unfall sind die einer schweren Gelenkszerrung mit starkem Erguß ins Gelenk. Die Diagnose der Verletzung eines Halbmondknorpels kann meist erst später, nach Ablauf der ersten Erscheinungen, oft erst nach mehreren Wochen gestellt werden und ist für den Arzt nicht leicht, zumal das Röntgenverfahren hier im Stich läßt, da die Knorpel im Bilde sich nicht kennzeichnen. Die genannte Verletzung kann leicht durch einen Sturz vorbereitet und, bei Nichtbeachtung der Beschwerden, durch einen zweiten Sturz vollendet werden (wie ich leider an mir selbst bei einer anderen Gelegenheit — Turnen — feststellen konnte).

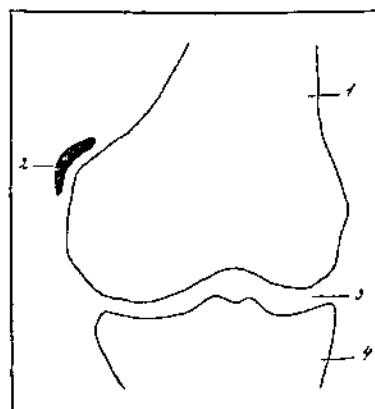


Abb. 4b. Abriß der Anheftungsstelle der Zuzieher am inneren Oberschenkelknorren

(Röntgenpaare nach Frey)

- 1: Unteres Oberschenkel-Ende
- 2: Schatten der abgerissenen Anheftungsstelle
- 3: Knie-Gelenkspalt
- 4: Schleimbeutel

maße ein, eventuell auch das innere Seitenband und es tritt das Schienbein mit seinem oberen Ende ein Stück weit nach hinten und außen vor. Die Verletzung ist eine schwere, mit dauerndem Schaden ausheilende. Es müssen wohl besondere, seltener zutreffende Verhältnisse obwalten (stark gebeugte Knie?), da nach diesem Mechanismus sonst gewöhnlich Querbrüche des Unterschenkels zustande kommen.

Im Bereich des Unterschenkels scheinen zwei Arten von Brüchen vorzukommen — ähnlich wie beim Oberschenkel. Erstlich Querbrüche in der oberen Hälfte des Schienbeins durch plötzliches Steckenbleiben des Fahrers mit den Schneeschuhen in irgend einem Hindernis (Harscht, Wurzeln u. dgl.) und heftiges Vornüberfallen. Hier wirkt die Gewalt genau von vorn nach hinten und bewirkt einen reinen Biegungsbruch. Häufiger aber wird es der Fall sein, daß der Sturz nicht genau in der Richtung vorwärts geschieht, sondern meist auch etwas zur Seite. Dann erfolgt aber durch die straffe Festhaltung des Fußes (Hindernis und Bindung) eine Drehung des Unterschenkels um seine Längsachse, die außer den eben vorhin erwähnten Verletzungen am Knie auch vorher am Unterschenkel sich erschöpfen und zu einem Spiralbruch des Knochens führen kann. Diese Verletzung wird sehr häufig angegeben und macht jedenfalls den größten Prozentsatz aller Unterschenkelbrüche aus. Anprallen an ein starres Hindernis mit einem Schneeschuh während eines rasch ausgeführten Drehschwunges oder anderweitige plötzliche Festhaltung des Fußes in diesem Sinne (Steckenbleiben usw.) ist die immer wiederkehrende, anscheinend oft sehr geringfügige Ursache. Der Fuß bleibt dabei unnachgiebig festgehalten; durch den Sturz seitlich vorwärts wird der mittels der Unterschenkelgabel mit dem Fuß zu einem starren System (mit kurzem Hebelarm) vereinigte Unterschenkel oben (beim Knie) um seine Längsachse gedreht, während er unten in der festgehaltenen Unterschenkelgabel steckt und demgemäß nicht ausweichen oder nachgeben kann. Dabei entsteht der Bruch noch vor erfolgtem Sturz (während der Drehungshemmung). Die Bruchlinie läuft in einer Schraubenlinie durch den Knochen, aus deren Verlauf man — ähnlich wie bei der Mittelhand — auf Richtung und Angriffspunkt der drehenden Gewalt schließen kann. Der Bruch setzt sich manchmal noch, den Zwischenknochenraum überspringend, auf das Wadenbein fort.

Diese Brüche sind nicht gerade bösartig, verlangen aber eine genaue, fachkundige Einrichtung und sorgfältige Nachbehandlung. Bei sachgemäßer Pflege ist nach einigen Monaten vollkommene Wiederherstellung zu erwarten. (Abb. 5.)

Verletzungen im Bereich der Knöchel und des oberen Sprunggelenkes sollen die Reihe beschließen. Brüche der Knöchel gehören mit zu den häufigsten Verletzungen der Schneeschuhfahrer. Der Entstehung nach kann man hier im großen und ganzen zwei Typen unterscheiden: direkte Knöchelbrüche durch Anfahren oder Anstreifen, die naturgemäß zumeist den äußeren Knöchel betreffen, und indirekte Knöchelbrüche, die durch drehende Gewalten entstehen, also meist durch Festhaltung des Fußes an oder in einem Hindernis und Vornüberfallen des übrigen Körpers. Daß schwächere Gewalten nicht zu Knochenbrüchen, sondern nur zu Zerrungen der Bänder und Gelenke führen, braucht wohl nicht eigens betont zu werden. Hier möchte ich nur bemerken, daß die Entscheidung, ob es sich in einem gegebenen Falle um eine Bänderzerrung

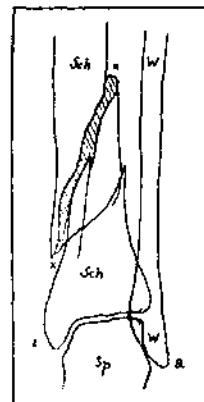


Abb. 5. Spiralbruch  
des Schienbeins  
(Röntgenpaare nach  
Meyersohn)

××: Bruchlinie  
Sch: Schienbein  
W: Wadenbein  
Sp: Sprungbein  
i: innerer Knöchel  
a: äußerer Knöchel

oder um einen Knöchelbruch handelt, vom Laien meist gar nicht und selbst vom Arzte oft nur unter Schwierigkeiten bei mehrtägiger Beobachtungsdauer und unter Anwendung des Röntgenverfahrens unter genauer Abwägung aller Erscheinungen getroffen werden kann. Es sollte daher in keinem Falle, in dem Zweifel an der Diagnose obwalten, die Anfertigung guter Röntgenbilder (in mindestens zwei Ebenen) verabsäumt werden. Daß in solchen Fällen allenfalls ein erfahrener Facharzt zu Rate gezogen werden soll, ergibt sich nach dem Gesagten wohl von selbst.

Die genannten Knöchelbrüche entstehen aus derselben Ursache wie die vorhin beschriebenen Spiralbrüche des Unterschenkels; dadurch nämlich, daß auf diesen (als geraden Stab gedacht) mittels zweier oben und unten ansetzender Hebelarme (Fuß und Oberschenkel) eine plötzliche heftige Gewalt im Sinne einer Drehung um seine Längsachse ausgeübt wird. Je lockerer und beweglicher dabei der Fuß im Sprunggelenk zum Unterschenkel gehalten wird, desto leichter wird es zum Knöchelbruch kommen. Je mehr aber der Fuß in rechtwinkliger Lage zum Unterschenkel festgehalten wird, desto eher wird die drehende Kraft sich höher nach oben auf den Unterschenkel fortsetzen und zu einem Spiralbruch seiner Knochenstützen führen.

An den Knöcheln pflegt jener, der von der Drehungsrichtung abgewendet liegt (also bei Drehung nach außen der innere Knöchel und umgekehrt) durch den Zug des gespannten Gelenksseitenbandes als kleines Knochenstückchen abgerissen zu werden, während der der Drehungsrichtung zugewendete Knöchel durch die andrängenden Fußwurzelknochen in etwas größerer Ausdehnung eingedrückt oder abgeschnitten wird.

Die Behandlung der Spiral- und Knöchelbrüche ist für den Arzt oft keine leichte; dagegen pflegen die Ergebnisse nach erfolgter knöcherner Verheilung meist keine schlechten zu sein und auch die Wiederaufnahme sportlicher Betätigung ist nach einer gewissen Frist meist möglich.

Ich brauche wohl kaum zu betonen, daß auch außerhalb der rein sportlichen Bewegung eine Unmenge von Unfällen sich ereignen können, die nichts mit den hier erwähnten Verletzungen zu tun haben. Diese haben aber natürlich nichts für den Schneeschuhsporth Typisches an sich und können hier also füglich übergangen werden.

Eine Frage wird sich vielleicht noch manchem Schneeschuhfahrer aufdrängen: Haben die verschiedenen Bindungstypen einen nachweisbaren Einfluß auf die Art, die Zahl oder die Schwere der Verletzungen? Diese Frage ist schwer genau zu beantworten. Ich kann hier nur einige Mitteilungen anführen, die mir von Ärzten aus bekannten großen Sportzentren zur Verfügung gestellt wurden. So berichtet z. B. Dr. Krainer (Lilienfeld), daß er verhältnismäßig sehr wenig Verletzungen bekomme und manche anderwärts beobachtete Dinge fast gar nicht sehe (so z. B. in 12 Jahren nur einen einzigen Oberschenkelbruch!). Das dürfte wohl mit der bekannten Tendenz der Zdarskyschen Schule und Technik zusammenhängen, die das Hauptgewicht auf sicheres, sturzfreies Fahren legt, weniger auf eleganten Schwung- und Sprunglauf.

Aus dem vielbesuchten Schwarzwald berichtet Dr. Könige über anscheinend viel zahlreichere und schwerere Verletzungen. Dort herrscht die norwegische Technik vor und der Sprunglauf wird eifrigst geübt; daher wohl auch die größere Unfall-Statistik. Er berichtet auch, daß früher bei Benützung der lockeren Norwegerbindungen mehr Knöchelbrüche vorgekommen wären, während jetzt bei Überhandnehmen der Treibsollbindungen die (unangenehmeren) Knieverletzungen überwiegen.

Sicher ist auch, daß die starren Metallbindungen (Lilienfelder, Bilgeri, Austria usw.)

nicht jene Gefahren in sich bergen, die ihnen von vielen Seiten zugeschrieben wurden; die Bewegung des Fußes ist in diesen Bindungen hinsichtlich der Beugung und Streckung eine so freie, daß die mehr theoretischen Befürchtungen, die von mancher Seite gehegt wurden, sich in der Wirklichkeit als unzutreffend erwiesen haben.

Zum Schluß noch eine Frage: Wer läuft also nach allem am meisten Gefahr, beim Schneeschuhfahren zu Schaden zu kommen?

Übereinstimmend wird von erfahrenen Beobachtern angegeben, daß der größte Anteil der Unfallverletzten von zwei Sportlertypen geliefert wird: Von den „Wildlingen“ und Draufgängern und von den sportlich ungeübten und körperlich untauglichen oder noch nicht tauglichen Anfängern. Über die erstere Gruppe ein Wort zu verlieren, erübrigt sich; da sie nie alle werden, sollen sie sich nur ruhig die Knochen brechen.

Über die zweite Gruppe möchte ich aber doch ein paar Bemerkungen nicht unterdrücken. Zu dieser Gruppe gehören beispielsweise ältere Herren, die schon lange ihre „Sportjahre“ hinter sich haben und deren Knochen und Gelenke steif und „ungelenk“ geworden sind. Diese mögen beherzigen, daß sie nicht mit den Jungen in gleichem Tempo anfangen sollen. Nicht nur das Fahren, auch das Fallen will geübt und das Aufstehen gelernt sein. Abgesehen davon, daß diesen Leuten jede Anstrengung an und für sich schwerer fällt, es hat auch die Elastizität ihrer Bewegungsorgane durch die langen Jahre sportlicher Ruhe soweit abgenommen, daß bei Bewegungen und Stürzen ihre Extremitäten weit mehr gefährdet sind, als die ihrer jungen Kommilitonen. Sie mögen bedenken, daß zum Sport nicht nur ein jugendfrischer Geist, sondern auch ein jung-elastischer Körper gehört; und Unterlassungssünden vieler Jahre lassen sich auch durch jugendfrische Begeisterung nicht in wenigen Unterrichtsstunden gut machen.

In diese Gruppe gehören auch jene jungen Damen, die — ich bitte im voraus um Vergebung für einige herbe Worte — das Schneeschuhlaufen mehr als Modekrankheit betrachten, denn als Teil allgemeiner Körperkultur. Mädchen und Damen also, die ihre Zeit im Boudoir oder Bureau verbringen, ohne auch sonst für ihre körperliche Ausbildung etwas Zeit und Mühe zu verwenden (d.h. andere Körperübungen, wie Turnen, Schwimmen, Tennisspiel usw. betreiben), und die jetzt mit mehr Hartnäckigkeit und Eifer als Talent und Geschick dem Schneeschuhfahren sich ergeben, stehen auf gleicher Stufe. Sie haben keine Ahnung vom Gebrauch ihrer Muskeln und keine Idee davon, in welche Situationen sie ihr „Modesport“ möglicherweise bringen kann. Der Umstand, daß auch sie einen großen Anteil der Unfallverletzten stellen, möge sie in Zukunft ein wenig besorger für ihr eigenes Ich machen. Die Überlegung, daß eine Dame als Schneeschuhläuferin nur dann eine elegante Figur macht, wenn sie Kraft und Geschmeidigkeit zu vereinen versteht, möge sie daran erinnern, daß diese Eigenschaften nicht innerhalb eines zehntägigen Kurses, sondern nur durch jahrelange, anhaltende körperliche Übung und Ausbildung zu erreichen sind. Diese letztere aber als vorhanden vorausgesetzt, mögen sie nur ruhig dem Schneeschuhsport huldigen; sie werden dabei kaum mehr Gefahr laufen als beim Tanzen.

Endlich noch ein paar Worte über das „Sportgerät“ selbst. Daß auch dieses an und für sich Gefahren bringen kann, haben uns schon die Spiralbrüche der Mittelhandknochen gelehrt; das bloße „Nicht-auslassen-wollen“ des Stockes beim Sturz führte dort zum Verhängnis. Daß die scharfe, eiserne Spitze des Stockes gelegentlich zu recht ernsten, ja lebensgefährlichen Verletzungen führen kann, beweisen jene Fälle, in denen sich Schneeschuhläufer gelegentlich eines Sturzes den Stock in den Oberschenkel oder gar in den Bauch hineinrannten; sie sind

nicht allzu selten. Darum: wer ein Gewaffen führt, der muß es auch zu meistern wissen. Die Spitze des (einfachen oder Doppel-)Stockes soll stets hinter dem Fahrer sein und nach hinten sehen. Beim Springen und ähnlichen Manövern aber gehört der Stock überhaupt ganz weg.

Eine weitere Gefahr bieten die Spitzen der Schneeschuhe. Sie haben schon manches Unheil angerichtet. Ausgeschlagene Zähne, zerbrochene Zwicker, blaue Flecken und Lappenwunden am Kopf, Löcher in der Hose; das ist so eine kleine Liste ihrer Missetaten. Leider können wir ihr Dasein nicht ändern, da sie notwendig sind. Aber wir wollen uns bei Stürzen nach vorne daran erinnern und uns bemühen, womöglich lieber etwas seitlich in den weichen Schnee zu purzeln, als gerade auf die Aufbiegung unserer Bretter.

Wenn wir schließlich jene goldenen Regeln erwähnen wollen, deren Außerachtlassung durch die Beschreibung der typischen Verletzungen gewissermaßen eine Bestätigung erfahren hat, so könnte dies etwa in folgender Form geschehen:

1. Beginne das Schneeschuhfahren womöglich in jungen Jahren, zusammen mit anderen Leibesübungen; in späteren Jahren beobachte Vorsicht wegen spröder Knochen und Ungelenkigkeit!

2. Laß dich nie von der Geschwindigkeit betören; du mußt die Schneeschuhe beherrschen, nicht diese dich!

3. Wenn du stürzest, so leiste keinen Widerstand; laß den Stock hinter dich fallen und purzle weich und geschmeidig!

4. Beim Sprunglauf mäßiglich anfangen; aufrechte Haltung, aber lockere Gelenke; beim Absprung vorwerfen, nicht zurücklegen; weich und geschmeidig aufspringen!

5. Bei Harscht und Vereisung Vorsicht, besonders beim Kanten, damit die Bretter nicht auseinanderlaufen!

6. Bei Drehungen (Telemark, Christiania, Stemmbogen) lieber nach innen als nach außen fallen!

7. Achtung vor dem Sportgerät selbst! (Stock- und Schneeschuhspitzen).

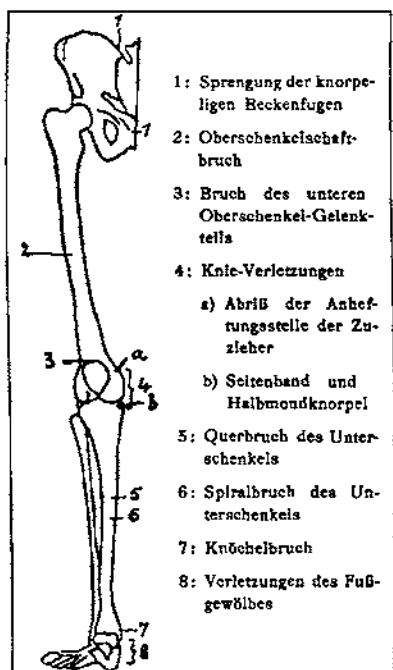


Abb. 6. Schema der Rodelverletzungen der unteren Extremität  
(Konturansicht aus Kollmann, Plast. Anatomie)

## 2. TYPISCHE RODEL-VERLETZUNGEN

Ähnlich dem noch gar nicht lange bei uns heimischen Schneeschuhfahren ist auch das noch jüngere „sportliche Rodeln“ — das Fahren auf kleinen Handschlitten — ein Sport mit ganz ausgesprochenen mechanischen Eigenarten. Der im Grätschsitz auf der Rodel sitzende und diese hinten am Ende der Sitzleiste haltende Fahrer lenkt sein Fahrzeug entweder durch seitliches Verlegen des Körpergewichts (so genannte Handlenkung) oder durch einseitiges Bremsen mit den Schuhsohlen (so genannte Fußlenkung). Die erste, schwierigere Lenkungsart („Weisung“) wird von Rennfahrern bevorzugt, die zweite, leichtere Methode ist die allgemeiner bekannte und geübte. In Tirol gibt es auch eine Stocklenkung der Rodel, bei der mittels

eines nach Art eines Steuerruders gebrauchten langen Stockes die Fahrtrichtung beeinflußt wird. Über diese Lenkungsart habe ich keine Erfahrung.

Sportlich charakteristische Haltungen sind also: 1. Der Grätschsitz, 2. der Handgriff an der Sitzleiste und 3. die Bremstätigkeit des Unterschenkels. Wir werden gleich sehen, in welcher Beziehung die genannten drei Stellungen zu den typischen Verletzungen stehen.

Die häufigst gemeldeten Unfälle sind nämlich:

1. Äußere und innere Beckenverletzungen.
2. Spiralbrüche der Mittelhandknochen.
3. Verletzungen, Brüche und Verrenkungen im Bereich des Kniegelenks, der Unterschenkelknochen und der Knöchel.

Wir wollen diese drei Gruppen je einer gesonderten Besprechung unterziehen.

Die erstgenannte Gruppe kommt dadurch zustande, daß die mit gespreizten Beinen fahrende Person in dieser Stellung mit geringerer oder größerer Wucht gegen ein starres Hindernis anfährt — etwa einen Baum, einen Prellstock oder dgl. Sitzt der Fahrer aufrecht, so kann er auch vornüber an das Hindernis geschleudert werden und kann einen Schädelbruch oder schwere Verletzungen im Gesicht oder an der Brust davontragen. Doch sind solche Ereignisse viel seltener, als die genannten Verletzungen im Bereich des Beckens. Die Ursache ist leicht zu erraten. Instinkтив legt sich der Fahrer, wenn er den Zusammenstoß mit dem Hindernis herannahmen sieht, stark nach rückwärts. Dadurch schont er zwar Gesicht und Schädel (auf den am meisten geachtet zu werden pflegt), gibt aber seinen Beckenring der einstürmenden Gewalt preis. Für den Effekt ist es ja gleichgültig, ob der Körper ruht und der harte Gegenstand sich bewegt (Mechanismus des Schlagens), oder ob das Umgekehrte der Fall ist, das heißt, der harte Gegenstand ruht und der Körper sich an ihn heranbewegt (Mechanismus des Anfahrens oder Sturzes). Je nach der Wucht nun, mit der der Anprall erfolgt, wird auch der Verletzungseffekt ein verschiedener sein. In leichteren Fällen werden nur Quetschungen und Schürfungen mit Blutunterlaufung der Mittelfleischgegend und der äußeren Geschlechtsteile auftreten, die zwar recht schmerhaft und unangenehm sind, aber recht bald wieder gut werden. In schwereren Fällen werden die genannten Teile mehr oder minder schwer verwundet, angespiest, zerrissen usw. Es sind recht unangenehme Verletzungen, die aber meist eine auffallend gute Tendenz zur Heilung zeigen. Die schwersten Fälle endlich sind jene, bei denen das feste Gefüge des knöchernen Beckenringes gelockert oder ganz zertrümmert wird.

Das Becken ist — grobschematisch — als knöcherner Ring zu betrachten, der an drei Punkten seines Umfanges Unterbrechungen durch sogenannte Halbgelenke aufweist: vorn in der Mitte die Schamfuge, und hinten rechts und links je eine Kreuz-Darmbeinfuge. (Abb. 7.)

Eine Beobachtung von Prof. Fischer (Darmstadt) ist so lehrreich für diesen Verletzungstypus, daß ich hier seine Angaben auszugweise kurz wiedergeben möchte.

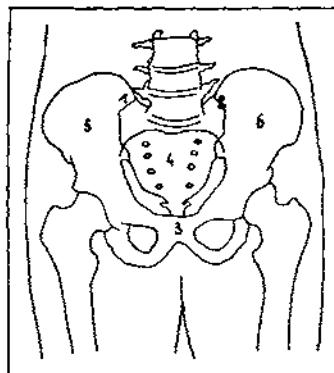


Abb. 7. Die Knorpelfugen des Beckens

(Konturpausse aus Kollmann,  
Plastische Anatomie)

- |                     |                      |
|---------------------|----------------------|
| 1: rechte           | } Kreuz-Darmbeinfuge |
| 2: linke            |                      |
| 3: Schamfuge        |                      |
| 4: Kreuzbein        |                      |
| 5: rechtes Darmbein |                      |
| 6: linkes           |                      |

Ein mit sechs Herren besetzter schwerer Bobsleigh fliegt bei einer Kurve mit großer Geschwindigkeit aus der Bahn gegen einen Baumstamm. Wir wollen die daraufsitzenden Herren einfach von vorne nach hinten mit den Zahlen 1 (Steuermann), 2, 3, 4, 5 u. 6 bezeichnen. Das Ergebnis war folgendes: Herr 1 wurde nach vorn abgeschleudert, direkt gegen den Baumstamm; er blieb sofort tot. Ebenso starben die zwei nächsten Herren 2 u. 3 innerhalb kurzer Zeit. 2, 3 u. 4 hatten einander sehr ähnliche Verletzungen; Herr 2 zeigte eine Berstung des Beckens in allen drei Fugen, ebenso Herr 3, merkwürdigerweise beide ohne begleitende Harnröhrenzerreißung, die sonst bei solchen Verletzungen stets dabei zu sein pflegt.

Herr 4 hatte im wesentlichen einen Bruch des linken Oberschenkels nebst Empfindlichkeit in den Beckenfugen. 3 u. 4 hatten außerdem eine Platzung der Haut des Damms mit Hodenvorfall. Herr 5 hatte außer einer Gehirnerschütterung nur Schmerzen in der Kreuzgegend ohne besonderen Befund. Herr 6 war noch vor der Katastrophe vom Schlitten gegliitten und hatte nur einige leichte Hautabschürfungen erlitten.

Bemerkenswert scheint an diesem gewiß typischen Beispiel die Zunahme in der Schwere der Verletzung von hinten nach vorn; die drei Hintermänner kamen mit dem Leben davon, die drei Vordermänner zahlten mit dem Leben. Die Schwere der äußeren und inneren Verletzungen nahm von hinten nach vorne stets zu. Das ist sehr begreiflich, da die vordersten ja auch noch das Gewicht ihrer Hintermänner auszuhalten hatten. Wir haben hier das Beispiel einer vollkommen einheitlichen, nur nach der Schwere der Verletzungen abgestuften Reihe, die durch einen ebenso einheitlichen Entstehungsmechanismus gekennzeichnet ist. Daß bei gleichem Mechanismus und spitzigem Hindernis (Zaunpfahl oder dgl.) auch Pfählerungen vorkommen, sei hier nur nebenbei erwähnt.

So schwere Unfälle, wie der eben beschriebene gehören gottlob zu den Seltenheiten. Mögen sie wenigstens als Warnung vor Auswüchsen des sonst so schönen Sports ihre Wirkung nicht verfehlten.

Die zweite Gruppe ist gleichfalls durch einen ganz einheitlichen Entstehungsmechanismus gekennzeichnet. Es handelt sich hier um Spiralbrüche der Mittelhandknochen, die durch seitlichen Sturz des Fahrers auf die die Sitzstrebe oder den Handgriff umklammernde Hand zu stehen kommen.

Die Gewalt des Sturzes braucht gar nicht bedeutend zu sein, um diese Art von Brüchen zu erzeugen. Auch die momentanen Schmerzen sind oft so unbedeutend, oft vom Wundschmerz der mitverletzten Haut übertönt, daß der Betreffende gar nicht ahnt, einen Knochenbruch erlitten zu haben, sondern vielleicht erst durch die innerhalb der nächsten Tage auftretende Schwellung am Handrücken darauf aufmerksam gemacht wird, daß an seiner Hand etwas nicht in Ordnung sei. Es können nur einer oder auch mehrere Knochen betroffen sein; in letzterem Falle kann sich die Bruchlinie von einem Knochen auf den anderen fortsetzen, wie wir es schon bei den Spiralbrüchen des Unterschenkels gesehen haben. Die Entstehungsweise dieser Brüche ist klar zu erkennen. Beim Umklammern der Längsleisten bildet jeder gebeugte Finger einen Hebelarm, der beim seitlichen Sturz durch Hängenbleiben respektive Schleifen der Knöchel am Boden mittels seiner starken Bandverbindung mit dem dazugehörigen Mittelhandknochen auf diesen eine starke Drehung um seine Längsachse ausübt. Da der Mittelhandknochen aber an seinem anderen Ende fest und unverrückbar zwischen die unnachgiebigen Flächen der kleinen Handwurzelknochen eingeklemmt ist, so befindet er sich in einer Lage, die man etwa mit der eines Wäschestückes beim Auswringen vergleichen kann; da der Knochen aber spröde ist und nicht

nachgiebig wie ein Wäschestück, so bricht er durch und zwar in einer Schraubenlinie. Dieser Bruch ist kein direkter, am Orte der Gewalteinwirkung stattfindender, sondern ein indirekter, durch Hebelwirkung übertragener. Dem entspricht auch der Umstand, daß die Hautverletzung, die den Angriffspunkt der einwirkenden Gewalt kennzeichnet, wo sie vorhanden ist, sich meist nicht an der Mittelhand vorfindet, sondern an den Knöcheln der Fingergelenke. Diese Mittelhand-Spiralbrüche sind gutartige Verletzungen, die bei halbwegs entsprechender Behandlung eine sehr gute Prognose geben und die Funktion der Hand gewöhnlich vollkommen unversehrt lassen. Bei dem Umstand, daß sie jedoch häufig so geringe Beschwerden verursachen, daß sie sogar leicht übersehen werden können, dürfte es sich empfehlen, beim Auftreten einer Schwellung am Handrücken nach genannten Rodelstürzen an die Möglichkeit eines solchen Mittelhandknochenbruches zu denken und einen erfahrenen Arzt darob zu Rate zu ziehen. (Vergl. auch die analogen Schneeschuhfahrer-Verletzungen!)

Vermeiden ließe sich die beschriebene Verletzung sehr leicht, wenn der Handgriff an der Rodel um etwa zwei Fingerbreiten nach innen vorspringend, also versenkt, angebracht würde. Das wäre technisch gewiß leicht möglich und dürfte das Vorkommen dieser typischen Art von Rodelverletzungen wesentlich einschränken. Ob sich die Herren Fabrikanten zu einer solchen Änderung, die ihre Bequemlichkeit stört, aufraffen werden, ist allerdings fraglich.

Auch beim Rodeln werden nicht so selten Oberschenkelbrüche beobachtet. Man kennt zwei Entstehungsmöglichkeiten. Entweder seitliches Anfahren an ein Hindernis beim „Schleudern“ der Rodel; diese Art von Brüchen gehört als nicht typisch nicht hierher. Oder Anfahren eines Hindernisses mit im Knie gestrecktem Bein; dann erfolgt ein Biegungsbruch in der Mitte ähnlich wie beim Schneeschuhspringer, der mit gestreckten Beinen aufspringt. Was häufiger ist, vermag ich einstweilen nicht zu entscheiden. Kürzlich erst hat Bertram auf eine typische Rodelverletzung aufmerksam gemacht; auf die Abtrennung des unteren Oberschenkel-Gelenkteils mit dessen Verlagerung nach vorne. Er hat diese Verletzung in drei Fällen gesehen, in denen der Rodler bei Sprüngen mit der Rodel mit den Sohlen der im Knie stark gebeugten Beine heftig auf den harten Boden aufschlug. Dieser Bruch ist allerdings nur im jugendlichen Alter — wenn die weichen Wachstumslinien der Knochen noch bestehen — möglich.

**Die dritte Gruppe umfaßt die Verletzungen im Bereich des Unterschenkels und seiner zwei angrenzenden Gelenke, des Knie und des Sprunggelenks.**

Diese Verletzungen entstehen sämtlich bei der mittels der gespreizten Beine bewirkten Lenkung („Weisung“) der Rodel. Zwei verschiedene Mechanismen, die jedoch manche Berührungspunkte aufweisen, kommen hier in Betracht. Der eine besteht im direkten (senkrechten) „Anfahren“ eines Hindernisses (mit einem Bein), der andere im indirekten (schießen oder schrägen) „Streifen“ oder „Hängenbleiben“ an einem Hindernis. Es liegt auf der Hand, daß eine genaue Analyse, ob das eine oder das andere statthatte, nicht immer möglich ist; aber die Extreme sind in ihren Verletzungsformen charakteristisch genug, um auseinandergehalten werden zu können.

Zum besseren Verständnis seien folgende sportlich-anatomische Bemerkungen vorausgeschickt: Der in der Unterschenkelgabel durch starke Bänder festgehaltene Fuß stellt einen ungleicharmigen Wagbalken dar, dessen längerer vorderer Schenkel der Vorfuß und dessen kürzerer hinterer Schenkel die Ferse (der Hacken) ist. Der Aufhängepunkt des Wagbalkens ist das zwischen den Knöcheln befindliche (obere) Sprunggelenk, in dem wesentlich nur eine Bewegung in einer einzigen Ebene (Beugung und Streckung) möglich ist. Der Unterschenkel besteht

aus zwei Knochen: aus dem die Rumpfplatze tragenden, starken Schienbein und dem schwachen Wadenbein, das unten mittels des äußeren Knöchels das obere Sprunggelenk mit aufbauen hilft. Die gelenkige Verbindung mit dem Oberschenkel besorgt das Knie. Dieses seitlich durch starke Bänder gefestigte Gelenk ist ein Doppelgelenk; das heißt, es wird durch zwei schmale, halbmondförmige Knorpellamellen in eine obere und in eine untere Abteilung geschieden, die ihrerseits wieder durch einen, in der Mitte angebrachten Bandapparat in eine rechte und in eine linke Hälfte geteilt werden. Der komplizierte Bau dieses Gelenkes wird zwar durch starke Bandmassen gesichert und geschützt und durch besonders kräftige Muskeln bewegt; allein er bedingt auch rein mechanisch schon eine ganz besondere Verletzlichkeit dieses kunstvollen Apparats, die uns durch die Erfahrungen der ärztlichen Praxis leider nur zu oft bestätigt wird. Vom muskulösen Bewegungsapparat des Kniegelenks erwähne ich nur die vorne befindliche Strecker-Gruppe, die rückwärts befindliche Beuger-Gruppe und die innen befindliche Zuzieher-Gruppe, die das Bein gegen die Mitte heranzieht.

Zunächst die Verletzungen, die durch direktes Anfahren mit der Fußsohle in der Richtung der Längsachse der Extremität zustande kommen. Die Erfahrung zeigt uns hier Brüche des Sprungbeins, Prellungen des Fersenbeines und Knöchelbrüche mit Verrenkung des Fußes nach hinten. In diesen Fällen ist es das Fußgewölbe, das den ganzen Anprall auszuhalten hat — vorausgesetzt, daß der Fuß im rechten Winkel zum Unterschenkel steif gehalten wird. Der „Schlußstein“ des Fußgewölbes ist das Sprungbein; dieses kann nirgendhin ausweichen. Nach oben ist es durch die Unterschenkelgabel am Entweichen verhindert und muß von unten die Summe aller das Fußgewölbe treffenden Gewalten aushalten; da wird dann eben die schwächste Stelle des Knochens (der sogenannte „Hals“) zwischen dem (unteren) Widerlager des Fersenbeinkörpers und der (oberen) scharfen vorderen Schienbeinkante entzweigeschnitten, ähnlich wie ein Stück Holz am Amboss von der Hacke.

Trifft aber die Gewalt des Anpralls ausschließlich den hintersten Teil des Fußes an der Hacke, so kann das Fersenbein allein geprellt werden, unter Umständen vielleicht sogar ein- oder abbrechen.

Trifft endlich die Gewalt den Fuß nicht genau in der Längsachse, sondern weicht die Stoßrichtung mehr oder minder schief nach hinten ab, so können Verrenkungen des ganzen Fußes nach hinten zustande kommen, ohne (selten) oder mit (häufiger) Abriß eines oder (gewöhnlich) beider Knöchel. Es ist eine hier, wie auch an anderen Orten, viel beobachtete Tatsache, daß die elastischen Verstärkungsbänder der Gelenke seltener selbst durchreißen, als vielmehr den Knochenteil, an dem sie befestigt sind, ausreißen oder abbrechen. So auch hier an den Knöcheln; es brechen leichter durch den Zug der sich spannenden Gelenksbänder die Knöchel selbst ab, als daß die Bänder ohne Schädigung des Knochens einreißen. Der ganze Fuß wird dadurch gegenüber dem Unterschenkel nach hinten verschoben; der Vorfuß wird scheinbar kürzer, die Ferse springt stärker hervor.

Die eben genannten drei Verletzungsarten sind keine theoretischen Phantasien, sondern sind sämtlich tatsächlich beobachtet worden. Es sind durchgehends sehr schwere Verletzungen, die arge Schmerzen verursachen, die Betätigung des Fußes vollständig aufheben, eine lange Heilungsdauer und eine noch längere gymnastisch-orthopädische Nachbehandlung erfordern und selten mit vollständiger Wiederherstellung enden. Meist bleiben dauernde Gebrauchsstörungen leichter oder schwerer Art zurück.

Bei den letzterwähnten drei Verletzungstypen hatte der Fuß mit der ganzen Sohlenfläche den Anprall auszuhalten. Häufiger noch kommt es vor, daß beim Bremsen oder Lenken nur einer der Knöchel des Fußes — meist der äußere, oft genug aber auch der innere — auf ein Hindernis (Stein, Baumwurzel usw.) anfährt. Da geschieht es dann natürlich leicht, daß er allein abbricht. Daß der äußere Knöchel hiervon öfters betroffen wird als der innere, erklärt sich ungezwungen aus der Nachbarschaft der seitlichen Wegböschung, an der sich weit mehr starre Hindernisse finden als auf der ebenen Straßenbahn selbst, mit der der innere Knöchel mehr in Berührung zu kommen pflegt.

Wir kommen nunmehr zu jenen Verletzungen, die durch Anfahren in einer zur Längsrichtung der Extremität schrägen Richtung (Bremsen!) zustande kommen.

Hierbei entstehen häufig Verstauchungen und Brüche der Knöchel, Spiralbrüche der Unterschenkel, Verletzungen des inneren Knie-Seitenbandes und des inneren Halbmondknorpels, sowie auch der Zuzieher des Oberschenkels bei seinem Ansatz über dem Knie.

Die zwei erstgenannten Verletzungen: die Knöchelbrüche und die Spiralbrüche des Unterschenkels entstehen hier auf gleicher mechanischer Grundlage durch gleichartige Ursachen wie beim Schneeschuhfahren. Der Vorfuß bleibt an einem starren Hindernis hängen und wird durch das Gewicht des weitersausenden Körpers gegenüber dem Unterschenkel nach außen herumgedreht. Da dies mit großer Heftigkeit geschieht, so wird durch den rechtwinklig zum Unterschenkel gestellten Fuß der Unterschenkel einer starken und raschen Drehung um seine Längsachse ausgesetzt. Der Effekt ist nun jeweils verschieden, wenn auch im Grunde vollkommen gleichartig; es werden die Unterschenkelknochen entweder unten (an den Knöcheln) oder höher oben (am Schaft) „abgedreht“. Im übrigen gelten für diese Spiralbrüche die gleichen Erwägungen, die wir für dieselben Verletzungen bei den Schneeschuhfahrern schon eingehend besprochen haben.

Die Verletzungen im Bereich des Kniegelenks sind insofern einander sehr nahestehend, als sie alle drei einem einzigen Bewegungsimpuls ihre Entstehung verdanken, nämlich dem Bestreben, das weggespreizte, leicht gebeugte oder gestreckte Bein mit Gewalt der (innen befindlichen) Rumpfachse zu nähern (Herumreißen der Rodel). Bei im Knie gebeugtem Bein leidet hauptsächlich der Halbmondknorpel, bei gestrecktem Knie dessen inneres Seitenband und der Muskelansatz der Zuzieher. Handelt es sich doch meistens darum, das ganze Bein samt seiner gelenkigen Unterbrechung im Kniegelenk als starres System zu fixieren. Daß dabei die versteifte gelenkige Verbindung besonders stark beansprucht wird, ist einleuchtend. Die Zerrungen des inneren Seitenbandes sind meist harmloser Natur, die nach kürzerer oder längerer Zeit gewöhnlich vollkommen wieder ausheilen.

Viel unangenehmer und folgenschwerer sind die mannigfachen Verletzungen des inneren Halbmondknorpels, die, wie gesagt, durch übermäßige Drehung des am Knie gebeugten Unterschenkels zu entstehen pflegen und in Einrissen oder Abrissen dieses leicht verletzlichen Gebildes bestehen. Da das Anheilungsbestreben solcher Knorpel ein sehr geringes ist, zeigen sie oft die Erscheinungen einer „Gelenksmaus“ und schädigen meist auf immer die Festigkeit und Verlässlichkeit des Kniegelenks, so daß ein so Verletzter fast immer zum Sportinvaliden wird.

Die Verletzung der Zuzieher des Oberschenkels bei ihrem Ansatz ober dem Knie an dessen Innenseite besteht in einer teilweisen Zerreißung der

sehnigen Endausbreitung der Zuzieher oder auch — gleichartige Beispiele haben wir schon mehrfach kennen gelernt — in der Abreißung einer flachen Knochenhautlamelle aus der Innenseite des Oberschenkels (vergl. Verletzungen beim Schneeschuhfahren!). Die Verletzung ist schmerhaft und langwierig. Sie pflegt aber meistens mit vollständiger Heilung zu enden.

Diese Verletzungen sind alle für den Einsitzer-Rodler charakteristisch. Für das Rodeln zu zwei und mehr Personen auf einem Schlitten gilt genau das gleiche, nur noch in erhöhtem Maße, da hier Wucht und Geschwindigkeit bei einem Anprall bedeutend erhöht sind.

Zwei Verletzungen muß ich hier noch ausdrücklich erwähnen, da sie auf fehlerhafter — leider noch oft geübter — Technik beruhen. Es sind die Spiral- und die Biegungsbrüche des Unterschenkels beim zweiten (rückwärtigen) Fahrer, wenn er seine Füße auf die Schlittenkufen stellt (anstatt sie frei seitlich wegzustrecken). Die Spiralbrüche entstehen dadurch, daß der durch den Absatz an der Kufe festgehaltene Vorfuß durch Anstreifen an einem Stein oder dergl. rasch und heftig nach außen gedreht wird, welcher Bewegung der durch den gebeugten Oberschenkel festgehaltene Unterschenkel nicht folgen kann. Die Folge ist der Spiralbruch, oft mit zahlreichen der Bruchlinie parallelen Sprüngen im Knochen. (Vgl. Abb. 8.)

Die Biegungsbrüche können bei derselben Gelegenheit (Sturz) auf zweierlei Art zustande kommen.

Entweder wird der Fahrer bei einer Kurve mit dem Oberkörper nach außen abgeschleudert, während der innere Fuß an der Kufe des weiterfahrenden Schlittens hängen bleibt, so daß nun der Unterschenkel über der Sitzleiste einfach abgeknickt wird, wie ein Stab über dem Knie. Oder aber der Fahrer kommt samt der Rodel seitlich zum Sturz, wobei das an der Kufe wie oben fixierte Bein dieser Seite durch die (doppelt belastete) Sitzleiste abgeknickt wird. Beide Mechanismen sind recht häufig, besonders bei „wilden“ Fahrern. Der Biegungsbruch zeichnet sich meist aus durch Aussprengung eines keilförmigen Knochenstückchens mit der Basis nach der konkaven Seite und gehört zu den schwieriger zu behandelnden, rebellischen Brüchen, deren Folgen der Verletzte oft monate- ja jahrelang noch zu verspüren hat. Doch pflegt trotzdem die Tätigkeit mit der Zeit wieder eine recht gute zu werden. Man könnte die letztgenannten Spiral- und Biegungsbrüche als die typischen Verletzungen der unsportlichen Fahrer bezeichnen.

Eine kurze Erwähnung verdient noch der Skeletonsport. Daß der mit dem Bauch auf dem Schlitten liegende und mit dem Kopf voran bergab sausende Fahrer bei Anrennen an ein Hindernis mit fast an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit sich den Schädel einrennt oder das Genick bricht, ist wohl ohne weiteres klar und auch nicht weiter interessant. An dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, daß auch die Rodler unserer Gegenden, besonders die der lieben Schuljugend angehörigen, nicht selten diesen unsinnigen, exotischen Sport nachahmen und dabei Schaden erleiden können. Da bei unseren landesüblichen kurzen Rodeln der Fahrer nicht genug Platz hat auf dem Fahrzeug, so hängt die untere Körper-

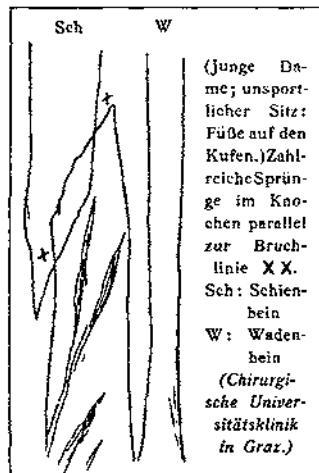


Abb. 8. Typische Verletzung der unsportlichen Rodler:  
Spiralbruch des Schienbeins

hälfte über den Hinterrand der Sitzfläche hinunter und der genannte Rand stemmt sich gegen die Bauchwand knapp ober der Schloßfuge. Wenn nun beim Anrennen an ein Hindernis der Schädel zufällig dem Verhängnis entgeht, so trifft die harte Kante des plötzlich gehemmten Schlittens mit voller Wucht den Bauch des weiterausgenden Körpers, woraus leicht schwere innere Verletzungen sich ergeben können, wie z. B. folgende (eigene) Erfahrung beweist.

Ein 14 jähriger Knabe war neun Stunden vorher so verunglückt, daß er, mit dem Bauch auf der Rodel liegend und zudem noch durch einen auf ihm sitzenden Gefährten beschwert, in scharfer Fahrt an einen Baum anrannte. Nach einviertelstündiger Bewußtlosigkeit wurde er aufgelesen und mit allen Zeichen einer inneren Bauchverletzung auf die Grazer chirurgische Klinik überführt. Die sofort vorgenommene Operation ergab Bauchfellentzündung durch Darminhalt, der aus einer geplatzten Dünndarmschlinge ausgetreten war. Der Knabe wurde geheilt entlassen. Daß der Ausgang aber nicht immer ein so günstiger zu sein braucht, liegt auf der Hand.

Soviel über typische Rodelverletzungen. Daß es daneben noch eine ganze Menge von Verletzungen gibt, die nichts für die Ausübung dieses Sportes Charakteristisches haben, brauche ich wohl nicht mehr eigens zu betonen. Daß bei schwereren Unfällen auch Schädelzertrümmerungen und Wirbelsäulenbrüche, Schulter-, Schlüsselbein- und Ellbogenverrenkungen häufig genug beobachtet werden, wird weiter nicht wundernehmen. Mit der sportlichen Technik des Rodelns haben diese Verletzungen nichts gemein, da sie bei Stürzen aus allen möglichen anderen Ursachen gleichfalls vorkommen.

Wir wollen auch hier, wie für das Schneschuhfahren, einige allgemeine Bemerkungen anschließen. „Das Sportgerät“ mit seinen verschiedenen Abarten (Stahl und Holz, verschiedene Kufenaufbiegungen usw.) spielt als solches für die Art der Verletzungen keine wesentliche Rolle. Der Fahrer sitzt ja nur auf der Rodel und kann sich jeden beliebigen Augenblick von ihr trennen; er steht niemals in so inniger Verbindung mit seinem Sportgerät wie der Schneschuhfahrer. Daher die Belanglosigkeit des Typus der Rodel. Nur eine Bauart ist unbedingt zu verdammen; jene nämlich, bei der die Längsleisten nicht bis zum Kufenaufbug verlängert sind, sondern einen Zwischenraum daselbst freilassen. Außer der Gebrechlichkeit eines solchen Fahrzeugs besteht auch noch die Gefahr, daß bei Prellungen ein Fuß zwischen Sitzstrebe und Aufbug eingeklemmt wird und zu Schaden kommt.

Allerdings, wenn wir die Rodel verlassen und uns zu anderen Schlittentypen wenden, dann ändert sich die Sache.

Da ist zunächst der Bob, der lange und schwere, von 4—6 Fahrern besetzte Rennschlitten zu erwähnen. Da die Erzielung höchster Geschwindigkeit sein Zweck, die Rennbahn sein eingeengtes Feld ist (Hohlwege werden nur selten benutzt), so haben Verletzungen bei seiner Benützung meist ein sehr ernstes Gepräge. Einen Baum anrennen kann den Insassen den Tod bringen, ihn streifen schwere Fuß- und Knieverletzungen, wie früher schon beschrieben.

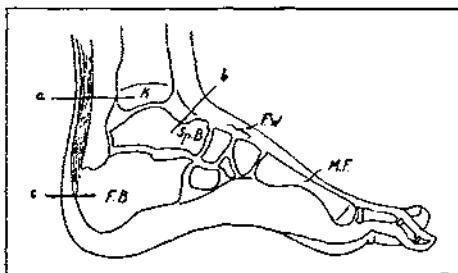


Abb. 9. Schema der Rodelverletzungen des Fußgewölbes  
(Konturpausch aus Kollmann, Plastische Anatomie)

- a: Knöchelbruch (K)
- b: Bruch des Sprungbeins (Sp. B.)
- c: Prellung des Persebeins (F. B.)
- d: F. W.: Fußwurzel
- e: M. F.: Mittelfuß

Der Skeleton wird in Deutschland und Österreich nur sehr wenig benutzt, da er eine eigens hergerichtete Bahn erfordert. Schädel, Genick und Wirbelsäule werden sehr leicht verletzt und haben schon manchem den Tod gebracht.

Der große und schwere Holzschlitten, wie er im Gebirge von den Holzknechten benutzt wird, ist kein Sportgerät. Seine Lenkung erfordert soviel Kraft und Übung, daß sich städtische Sportler wohl kaum je mit ihm befreunden werden. Wir können ihn daher hier füglich übergehen.

Wie beim Schneeschuhfahren, so stellen auch hier zwei Sportertypen den größten Anteil der Verletzten: die Wildlinge und die Neulinge. Sie sind schon im vorigen Kapitel genügend geschildert. Hier ist nur noch ein leider sehr häufiger Mißbrauch zu erwähnen: das Fahren ungeübter Leute zu zweit. Sehr gerne stellt dann der oder die zweite, hintensitzende Person ihre Füße aus Bequemlichkeit auf die Kufen, statt sie seitlich wegzustrecken. Das ist eine der verhängnisvollsten Stellungen. Sturz oder Streifen eines Hindernisses führt bei dieser Haltung fast sicher zu Knöchel- oder Unterschenkelbruch. Leichter als anderswo hat es der Rodler in der Hand, die Fahrt zu beenden, wenn er ihrer nicht mehr Herr ist; er braucht sich nur von der Rodel zu trennen, das heißt nach hinten und seitlich vom Sitz herabzugleiten. Nur rechtzeitig muß dies geschehen, bevor noch der gefährliche Zusammenstoß erfolgt.

Die goldenen Regeln des Rodlers würden nach diesen Untersuchungen etwa folgendermaßen lauten:

1. Jung beginnen; später Vorsicht!
2. Keine Geschwindigkeitsraserei; Beherrschung der Rodel!
3. Weich und locker stürzen; Sitzleisten auslassen!
4. Bei der Fußlenkung Achtung vor starren Hindernissen; Beine stets seitlich wegstrecken, nie auf die Kufen aufstellen; auch beim Bremsen stets lockere Gelenke!

Und nun genug von dem Thema der typischen Wintersportverletzungen. Wenn ich mir erlaubt habe, die Kehrseite der Medaille, die Schattenseite des Rodelns und Schneeschuhfahrens einmal etwas zu beleuchten, so geschah dies gewiß nicht, um durch Erzeugung von Angst und Schrecken vor diesen Sporten zu warnen. Ein solches Mißverständnis täte mir leid. Meine Absicht war vielmehr, an Hand der Erfahrungen vieler Mitarbeiter zu zeigen, wo und unter welchen Umständen der Wintersport Gefahren bietet, welcher Art diese sind und wie man ihnen begegnen kann.

Diese Zeilen erheben nicht den Anspruch, ein fertiges, abgeschlossenes Ganzes zu bieten. Sie sollen den vielen Tausenden, die mit Rodel und Schneeschuh hinausziehen in die winterliche Pracht der Berge, eine Warnungstafel sein vor Gefahren, die sie zum Teil leicht vermeiden können. Den ärztlichen Kollegen aber, deren tatkräftiger Unterstützung diese Ausführungen ihre Entstehung verdanken, mögen sie eine Anregung sein, gelegentlich ärztlicher Hilfeleistungen bei sportlichen Unfällen den Arzt mit dem Sportsmann zu vereinen und Ursache und Wirkung auf einfache mechanische Vorgänge von bestimmtem Typus zurückzuführen. Die fachlich-medizinische Seite des Themas ist ausführlicher dargestellt in den „Beiträgen zur klinischen Chirurgie“, 1911.

## LUDWIG STEUB, DER ALPENWANDERER UND ALPENSCHILDERER. VON DR. A. DREYER

Am 20. Februar 1912 vollendet sich ein Jahrhundert, seit ein Mann geboren wurde, der zwar kein Vertreter des Alpinismus im modernen Sinne war und doch auf die Entwicklung der ostalpinen Turistik so mächtig und nachhaltig wirkte, daß ihm Freundesmünd mit Recht den Ehrennamen eines „Pfadfinders von Tirol“ verleihen konnte.

Ludwig Steubs Schriften über das tirolisch-bayerische Hochland trugen in der Tat sehr viel dazu bei, daß sich allmählich auch ein Teil des Fremdenstromes, der vorher die Schweiz überflutete, in steigendem Maße in die stillen, weltabgeschiedenen Täler dieser Alpengebiete ergoß. Noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts spricht Karl Julius Weber<sup>1)</sup> sein Befremden darüber aus, daß „die bayerischen Alpen nicht nur dem Auslande, sondern selbst vielen Deutschen, ja selbst Bayern unbekannter als die Schweiz“ waren.

Im bewußten Gegensatz zu dem weit jüngeren Heinrich Noë, der die deutschen Alpen ganz durchstreifte, beschränkte Steub seine zahlreichen Wanderfahrten fast ausschließlich auf Tirol und Vorarlberg. Selbst im bayerischen Gebirge litt es ihn nie lange; immer wieder zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in das Land jenseit der weißblauen Grenzpfähle, das ihm förmlich zu einer Art zweiter Heimat geworden war. In seiner sarkastischen Weise sagt er einmal: „Wer im bayerischen Gebirg angenehm leben will, der muß eigentlich nach Tirol gehen“.<sup>2)</sup>

Zu Beginn der literarischen Laufbahn Steubs war Tirol gleich dem bayerischen Hochland noch eine terra incognita, und selbst die alpinen Großtaten in diesem Bergbereich zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die Bezungung des Großglockners und des Ortlers, sowie die bergsteigerischen Erfolge eines Peter Thurwieser, Anton von Ruthner und anderer alpenfreudiger Hochturisten erweckten bei weitem kein so allgemeines, tiefgehendes Interesse wie früher Saussures Bewältigung des Montblanc.

Aber auch die liebevollen Schilderungen Tirols von Einheimischen, von Beda Weber, von Johann Jakob Staffler und von Adolf Schaubach in seinem Monumentalwerk „Die deutschen Alpen“, drangen nicht in weite Kreise. Alle diese Schriften sind zwar von inniger Heimatliebe durchglüht und bieten eine unendliche Fülle von dankenswertem, wissenschaftlichem Material, das spätere Beschreiber der Ostalpen, wie Berlepsch, Umlauft u. a., als reiche Fundgrube ausschöpften; allein sie tragen keine so stark ausgeprägte persönliche Note wie Steubs bildkräftige, prickeinde, stets aus persönlichen Erlebnissen fließende Darstellung und haben im Grunde doch nur Auge und Sinn für das Leben im Tale, während Steubs gewandte Feder auch Wanderungen auf (allerdings mäßige) Höhen in eigenartig reizvoller Weise zu beschreiben wußte. Was Legras von Heine sagte, das paßt in gewissem Sinne ganz auf Steub; sein Lebenswerk war auch eine lange und wunderbare Galerie von Reisebildern, doch — von alpiner Bodenständigkeit.

Sein Dasein glitt äußerlich still dahin; kein abenteuerliches Schicksal versperrte ihm den Weg, keine himmelstürmende Leidenschaft blendete und verwirrte ihn, und wenn er auch vom harten Kampf ums tägliche Brot verschont blieb, so war ihm doch jener berauschende Erfolg versagt, der manchem Schriftsteller — wie Scheffel u. a. — schon bei seinem Erstlingswerke zuflog und ihn mit einem

<sup>1)</sup> Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen, Bd. I, S. 524.

<sup>2)</sup> „Drei Sommer in Tirol“, 3. Aufl., Bd. I, S. 7.

Schlage aus dem Dunkel der Unberühmtheit hervorzog. Seine Kindheitserinnerungen verflocht er in den Roman „Deutsche Träume“, und von seinem ganzen Leben erzählte er gar ergötzlich in der Zeitschrift „Nord und Süd“ (Bd. 26). Auch das „heitere Intermezzo“ in dem Buche „Aus Tirol“ (1878), betitelt „Die bayerische Lethe“, ist nichts anderes als ein kurzes, scharfumrissenes, launiges Selbstporträt.

Geboren am 20. Februar 1812 zu Aichach, in der Nähe des Stammschlösses der wittelsbachischen Fürsten, kam er schon im Alter von zehn Jahren nach Augsburg und ein Jahr darauf nach München, wo er sich dem Rechtsstudium widmete. In die schöne Literatur wurde er nach seiner eigenen humorvollen Angabe durch — Robinson Crusoe eingeführt.

Sein Wandertrieb regte sich früh, und schon im Sommer 1828, im Alter von 16 Jahren, trat er mit einem Mitschüler eine Fahrt in die Schweiz an, wohl vorbereitet durch die Lektüre von Ebel und Johannes Müller. Die jugendlichen Wanderer pilgerten von Appenzell nach Glarus und über den Klausenpaß nach Alt-dorf, zogen von da die Gotthardstraße hinan, überschritten die Furka und die Grimsel und gingen von Grindelwald nach Bern, Luzern, Zürich, Schaffhausen und von da an den Bodensee. Die ganze Reise dauerte 25 Tage und kostete nur 30 bayerische Gulden. Fürwahr, in der „guten alten Zeit“ verstand man die Kunst, billig zu reisen, weit besser als heutzutage.

Von 1828 an legte Steub auch ein Tagebuch seiner Reisen an. Eine der frühesten uns erhaltenen Aufzeichnungen darin lautet: „Wenn die Sonne am Morgen heiter in die Täler hereinlächelt und die Abendsonne die Alpenhäupter bepurpt, dann ist es am angenehmsten zu reisen, und ich bin dann immer außerordentlich froh und aufgeräumt; denn solange es im Gebirge schön Wetter ist, kann ich es nicht aushalten zwischen meinen vier Wänden, ich muß hinaus auf die Firnen, von einem Wasserfall zum andern, den ganzen Tag zwischen Felsblöcken leben, und nur die Nacht treibt mich in die Sennhütte.“<sup>1)</sup>

Doch es verblieb nicht bei dieser ersten Alpenfahrt. 1830 ergriffen nicht weniger als sieben Jungen den Wanderstab, um unter der Anführung Steubs ein Stück der vielgepriesenen Schweiz zu sehen. Von Weilheim pilgerte die wanderlustige Schar auf Schusters Rappen nach Landeck, über den Finstermünzpaß bis Mals, dann über das Stilfserjoch ins Veltlin, sodann nach Como und Lugano und drang über den Simplon bis nach Chamonix und Genf vor.

In seinem Hauptwerke „Drei Sommer in Tirol“ gedenkt Steub dieser frohen Alpenfahrt. Ein halb Dutzend junger Leute — plaudert er — kamen wir durch das obere Inntal hergelaufen, alle ziemlich festen Vorsatzes, „durchs wunderliche Engadin“ zu wandern. Der Wirt in Finstermünz, den sie um Rat befragten, riet ihnen entschieden davon ab mit den Worten: „Nit ins Engadein!“ Seine Warnung vor dem damals verrufenen Engadin gab den Ausschlag; man wählte den Weg über das Stilfserjoch.

Ein höchst eigenümliches Licht auf die Beurteilung von Alpenreisen wirft ein Eintrag in Steubs Tagebuch aus jener Zeit: „Als ich . . . aus der Schweiz zurückkam und stadt-kundig wurde, daß ich in Meiringen nicht im Wilden Mann über Nacht geblieben und zu Chamonix nicht im Hotel de Conches zu Abend gespeist habe, hörte ich so herabwürdigend über meine Bildungsstufe sprechen, daß ich zum ersten Male in meinem Leben bereute, die Wahrheit gesagt zu haben.“<sup>1)</sup> In den nächsten Jahren kam er zwar ein paarmal nach Tirol; doch scheinen diese Reisen keinen nachhaltigen Eindruck in seiner Seele hinterlassen zu haben, wenigstens meldet das Tagebuch hiervon nichts.

Da ihn „der bayerische Himmel“ bedrückte, ging er am 30. März 1834 gleich so vielen Bayern „in die blaue Ferne“, in das heitere Griechenland, das kurz

<sup>1)</sup> Aus Steubs ungedrucktem Nachlaß.

vorher den zweiten Sohn des begeisterten Philhellenen Ludwig I. als König erkoren hatte. Nur zwei Jahre hielt er es dort als Regentschaftssekretär aus, dann kehrte er nach München zurück, umgaukelt von den frohen „Bildern aus Griechenland“, die er zu einem farbenreichen Gemälde in seinem Erstlingswerke vereinigte. Drei Jahre, vom Jahre 1837 an, arbeitete er an dem Buche; fast ein Jahr dauerte die Suche nach einem Verleger, und erst 50 Jahre später wurde eine Neuauflage nötig. Diese Erinnerungen an Griechenland tragen schon das Gepräge der literarischen Eigenart Steubs an sich: eine feingeschulte Beobachtung von Land und Leuten, das Bestreben, sich in das Kulturleben eines Volkes in Vergangenheit und Gegenwart mit voller Innerlichkeit zu versenken und besonders durch eine geglättete, geist- und humorsprühende Form das Interesse des Lesers zu fesseln.

Steub war damals „kgl. bayerischer Staatsdienstaspirant“ (seine Novelle gleichen Namens ist eine Art Selbstkarikatur, ein Stück Lebensgeschichte aus jener Zeit); er ließ sich im März 1845 als Rechtsanwalt in der Vorstadt Au nieder und trat 1863 zum Notar über, das er 1880 freiwillig niedergelegte.

Wie er eigentlich zum Ethnographen Tirols wurde, das erzählt er selbst<sup>1)</sup> in seiner unübertrefflichen kaustischen Art: „Im Jahre 1842 nach Christi Geburt erhob sich ein Verleger zu Karlsruhe, um ein Werk unter dem Titel „Deutschland im 19. Jahrhundert“ herauszugeben. Dazu wurden verschiedene deutsche Schriftsteller herangezogen. In jenen großen Tagen nun, als zu Karlsruhe die deutschen Länder verteilt wurden, fiel mir die gefürstete Grafschaft Tirol zu.“ Als Dreißigjähriger zog er nun in den Sommermonaten 1842—44 in Tirol und Vorarlberg herum, um Stoff für seine Arbeit zu sammeln. Zwar ließ der Verleger noch im gleichen Jahre seinen Plan fallen; allein Steub hatte das Land, dessen Naturschönheiten er geschaut hatte, schon so lieb gewonnen, daß er auf eigene Faust zu seinem Lobredner werden wollte. So erschienen 1846 die berühmten „Drei Sommer in Tirol“.

Ein Alpinist nach unseren heutigen Begriffen war Steub freilich ebensowenig wie die meisten Dichter vor ihm, die sich an der unvergleichlichen Pracht der Hochlandswelt weideten, von Petrarca bis zu Rousseau und Goethe; doch dafür — wie H. Nissen hervorhebt — „ein unermüdlicher Alpenwanderer“.

Die Vorliebe für die firnumwalte Hochgebirgsregion bildet bei der großen Mehrzahl der deutschen Poeten doch nur eine Episode in ihrem Leben und Dichten; bei ihm dagegen umspannte sie das ganze Dasein; sie verglähnte nicht trotz mancherlei bitterer Erfahrungen und Enttäuschungen, und sie schrieb ihm auch die Richtlinien seiner ganzen literarischen und wissenschaftlichen Laufbahn vor. Denn seine sprachkundlichen Forschungen bewegen sich ja nur im Rahmen der Alpenlandschaft, und seine Novellen sproßen nur auf diesem Boden empor.

Neben Goethe verstand wohl kein anderer die Kunst des Reisens in so hohem Grade, als Steub. Der Schwarzwälderzähler Bertold Auerbach röhmt von ihm: „Wandern ist eine Hauptkunst Steubs, das ist eine Naturgabe, die er zur Kunst ausgebildet hat. Wer mit ihm gleichen Schritt hält über Berg und Tal und in den nährsamen Schenken einkehrt, der hat gute Tage und Stunden und freut sich, daß er auf der Welt ist, wo es doch noch feste Berge mit freiem Atem und männliche Gesellen darin gibt, die tagtäglich daran denken und arbeiten, daß Deutschland wieder zu seinen alten Ehren kommt und neue dazu gewinne“.<sup>2)</sup>

Mit erstaunlichem Spürsinn wußte er gerade die von der Natur reichbedachten, von den Fremden bisher völlig vernachlässigten Orte und Täler aufzufinden. Deren Einwohner sahen ihn mit verwunderten Augen an und konnten sich gar nicht vorstellen, was ihn in ihre weltferne Einsamkeit getrieben haben mochte. So waren

<sup>1)</sup> Der Sängerkönig in Tirol, S. 1.

<sup>2)</sup> Deutsche Blätter (Beilage zur Gartenlaube), 1863, Nr. 15.

beispielsweise die Leute in Hintertux ganz überrascht, daß er „aus Bayern, dem feinen Lande“, gekommen war, um ihre „schiechen Löcher“ zu betrachten.<sup>1)</sup> Steub begann eben seine Streifzüge zu einer Zeit, als die Fremden in den Ostalpen noch sehr seltene Gäste waren; daher auch seine Klage: „Der Wanderer spielt in der Gebirgspolitik der unteren Obrigkeit in Bayern und im Lande Tirol zurzeit noch gar keine Rolle. Sie lassen ihn seine Pfade im Nebel selber suchen und stellen ihm nicht einmal Wegweiser, viel weniger Ruhebänke zum Ausrasten hin. Über sumpfige Wiesen verlässige Bretter, an schwindlige Steige sichernde Geländer zu legen, scheinen sie lediglich kommenden Jahrhunderten vorbehalten zu wollen.“<sup>2)</sup> Noch 1870, als er ins Alpbachtal vordringt, ist er ungehalten über den Weg, der „anfangs turmhoch hinaufführt und sich dann wieder in die Talsohle senkt“.<sup>3)</sup> „Wunderliche Geschichte, daß der Mensch über einen Berg klettern muß, um in ein Tal zu kommen, während doch der Bach unten ganz mühelos und gleichsam eben herausläuft.“ Manchen Seufzer erpreßte ihm auch 1844 der „verrenkte Pfad ins Sarntal“, dessen Steilheit oft zum Rasten nötigt.<sup>4)</sup>

Den schlummen Wegen entsprachen Unterkunft und Verpflegung. Neben guten Gasthäusern im Gebirge gab es damals auch noch recht schlechte, die kaum den bescheidensten Ansprüchen genügten, und in hohen Regionen mußte der Wanderer in einer Senn- oder Galthütte vorlieb nehmen. Auf dem Tuxerjoch traf Steub 1842 eine armselige Galthütte. Der Ochsenhirt war nicht in der Hütte und Steub benützte dessen Trinkgeschirr, das erst mühsam gereinigt werden mußte, um Wasser aus der nahen Quelle zu holen. Von dem alten, eisbärtigen Ochsner sagt der Dichter, daß er in seinem Schmutz erstickte und nur zu oft schlechter Laune sei.<sup>5)</sup>

Gern schlug Steub einsame Wege ein, selbst in Gebieten, die schon bekannter waren. So ging er 1870 zum Achensee mit ein paar Gefährten, aber nicht auf der breiten Heerstraße, sondern „links am Inn, den Füßen des Sonnwendjoches entlang“. Der höchste Punkt, den er auf seinen Bergfahrten erklimm, war wohl der Krimmler Tauern, 2634 m.

Von seiner Bergsteigerei sagt er selbst:<sup>6)</sup> „Von Jugend auf habe ich nie Glück gehabt, so oft ich mich vermaß, einen Berg bloß der Aussicht oder der sündhaften Augenlust wegen zu besteigen. Auf dem Bozener Horn, auf der Brixener Blose, auf der Hohen Salve traf ich immer nur bewölkten Himmel und nicht entfernt den Lohn, den meine Anstrengung verdient hätte. Darum hatte ich mir schon lange den Rat erteilt, keinen Berg zu scheuen, der mir im Wege läge, aber auch keinen zu erklettern, nur um wieder herunterzusteigen.“ Und von seiner Tur auf die Hohe Salve erzählt er ein andermal<sup>7)</sup>, daß er außer einem trüben Himmel auch schlechte Verpflegung fand, so daß er etwas verstimmt wieder ins Tal kam.

Im allgemeinen zog er das Alleinwandern der Begleitung vor. „Manche Touristen haben gern Führer um sich, andere gehen lieber allein. Letzter Methode gebe auch ich den Vorzug, wenn die Steige nicht gar zu bedenklich sind. Man versetzt sich wohl zuweilen, muß hin und wieder ein Geißwieglein gehen, das man lieber verwünschen möchte, aber wenn man unversehrt durchkommt, so hat man darnach Freude an den glücklich überstandenen Fährlichkeiten.“

Auf das Lisenzer Jöchl begleitet ihn 1842 der Schaffner Hans Krapf aus Lisenz „fast wider seinen Willen“. Bei dem Gang über „knatternde Kachel“, braune Platten, die bei jedem Tritt krachten, kann er des Führers wohl noch entraten, nicht aber bei dem Weg auf körnigem Sand, der sich in jäher Halde zum Joch hinaufzog. Hans Krapf sah seine Not und trat vorausgehend mit Be-

<sup>1)</sup> Drei Sommer, I, S. 184.

<sup>2)</sup> Ebenda, I, S. 177.

<sup>3)</sup> Ebenda, I, S. 13.

<sup>4)</sup> Ebenda, II, S. 386.

<sup>5)</sup> Ebenda, I, S. 102.

<sup>6)</sup> Ebenda, I, S. 37.

<sup>7)</sup> Ebenda, II, S. 191.

hutsamkeit die Schritte ein, manchmal reichte er ihm auch die Hand, und so kamen sie glücklich auf das Joch hinauf. Die Besteigung des Spitzhörnls unternahm Steub von St. Vigil aus, und hier war ein Postknecht, der Mathes, sein Begleiter, jedoch nur bis an den Fuß des Berges. Unter höchst ungünstigen Witterungsverhältnissen erfolgte der Übergang über den Krimmler Tauern, in Begleitung zweier deutscher Studenten. Hagel und Schnee klatschten auf die Wanderer nieder; von Aussicht keine Spur, sie mußten immer „in den Wolken steigen“. Nach beschwerlichem Marsche „schleppten“ sie sich zur Herberge.

Vom rein alpinen Standpunkt aus betrachtet, war Steub doch hauptsächlich ein Talwanderer, freilich kein gewöhnlicher; denn er „entdeckte“ so manches weltentlegene Tal Jahrzehnte vorher, ehe es die Eisenbahn dem allgemeinen Verkehr erschloß, und wie im 18. Jahrhundert Tausende von Wanderern die „heiligen Orte“ der „Neuen Heloise“ von Rousseau besuchten, so folgte man ein Jahrhundert später in Tirol den Spuren dieses Alpenschilderers.

Wenn auch seine Darstellung manchmal von wissenschaftlichem Beiwerk allzu üppig umrankt ist, wenn der erstaunliche Reichtum seiner kulturhistorischen, geschichtlichen, etymologischen Kenntnisse vielleicht da und dort sich zu breit macht, in der Zeichnung von Land und Leuten findet er doch stets die rechten, fein abgestuften Farben und Linien, und die ehrliche Begeisterung für die Alpenwelt, die aus seinen Schriften quillt, durchströmt bald unvermerkt den Gleichgültigen und Teilnahmslosen mit frischem Hauche.

Bei seinen Schildereien geht er mit echt deutscher Gründlichkeit zu Werke. Sorgfältig bereitet er sich auf seine Reisen vor, und es verdrießt ihn nicht wenig, daß Leute ein anderes Land aufsuchen, ohne darüber vorher etwas gelesen zu haben.<sup>1)</sup> Mit wahrem Bienenfleiß durchforschte er ein reiches Material und trat erst dann seine Fahrten an. Aber auch heimgekehrt, sah er sich noch nach Hilfsquellen zur Ergänzung und Vertiefung seiner persönlichen Beobachtungen und Wahrnehmungen um, und selbst wenn ein Aufsatz schon längst in einer Zeitung oder Zeitschrift erschienen war (der weitaus größte Teil wurde in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht, deren ausdauerndster und getreuester Mitarbeiter er war), so fügte er noch mannigfache Verbesserungen an.

Das Ferdinandeum in Innsbruck bewahrt den ganzen handschriftlichen und literarischen Nachlaß Steubs, darunter auch die Entwürfe zu seinen Aufsätzen und Büchern, und wer diese Handschriften durchblättert, ist überrascht von den vielen Zusätzen und Änderungen, die Steub hier nachträglich anbrachte.

Eine glückliche Hand hatte er auch in der Gliederung seines Stoffes. Steub wollte keine Monographie nach der landläufigen Schablone geben, die örtlich und sachlich alles gewissenhaft scheidet und abgrenzt und zuerst das Land nach den herkömmlichen Gesichtspunkten, hierauf ebenso die Bewohner in der altüberlieferten Abstufung beschreibt. Alles ist da eingeschaltet, und so wirkt gar manches, wenn auch die Sprache zuweilen einen höheren Schwung nimmt, beinahe so langweilig wie ein Lehrbuch. Bei ihm dagegen wirbelt alles viel bunter durcheinander, bald pflückt er — um mit Dahn zu reden — „das Edelweiß der Heldenage“, bald „die Alpenrosen schönster Landschaftsschilderung“, bald brütet er über der Deutung eines dunklen Namenrätsels, bald taucht er den Blick in die Vergangenheit, bald belauscht er das Volk der stillen Alpentäler bei seiner Arbeit und bei seiner Belustigung. So setzt er aus unzähligen farbigen Mosaiksteinen ein weit lebensvollereres Bild von Land und Leuten zusammen, als es selbst ausführliche Monographien zu geben vermögen. Und eines unterscheidet ihn von derartigen Werken wesentlich, das subjektive Moment tritt bei ihm stets in den

<sup>1)</sup> Lyrische Reisen, S. 106.

Vordergrund. Was ihm im Verlauf einer Wanderung begegnet, wird uns hier aufgetischt, und selbst das Unscheinbarste gestaltet seine kundige Hand zu einem kleinen „Ereignis“. Seine Hingabe an das Alpenland und Alpenvolk ist geradezu vorbildlich, und Ed. Richter hob mit Recht hervor, daß Steub alle seine seltenen Gaben in den Dienst der einen Aufgabe stellte, die tirolisch-bayerischen Alpen vor der Welt ins rechte Licht zu setzen, zu beschreiben und zu erforschen.

Hermann Sander betont ausdrücklich, daß kein Auswärtiger das schöne Alpenland auch nur entfernt mit gleicher Gründlichkeit durchforscht, es mit ähnlicher Anmut beschrieben und ihm seine tätige Liebe durch einen so langen Zeitraum bewahrt hat als Steub.<sup>1)</sup> Diese Liebe schlug ihn jedoch nicht mit Blindheit für die Schwächen des Volkes, dem er so nahe trat, und wenn er diesem manchmal ein kleines Sündenregister vorhält, so geschieht dies gleichsam in väterlicher Besorgnis, um unleugbare Übelstände auszurotten. Auch in seinen Novellen hält er sich von der schönfärberischen Art mancher Dorfgeschichtenschreiber fern; er schildert die Menschen, wie sie sind, nicht wie sie in der Phantasie des Dichters leben.

Steub darf auch heute noch den Ruhm eines Meisters der künstlerischen Prosa beanspruchen. Mit ein paar kecken Strichen wirft er ein Bild hin und gefällt sich nicht selten in überraschenden Ausdrücken und Wendungen. So sagt er beispielsweise von den Dolomiten: „Das sind wohl die verrücktesten Linien, die man in der Alpenwelt sehen kann.“<sup>2)</sup> Und ein andermal: „Die Dolomiten stehen in langen Reihen, drei und vier Mann hoch übereinander und strecken ihre Haifischzähne um die Wette empor. Sie sind wahrhaft prächtig, diese hintereinander liegenden und ineinander sich verlierenden Ungetüme, zuerst blaugrün, dann blau, dann bleich und geisterhaft und so verschwimmend in der Luft...“<sup>3)</sup> Den Schlern nennt er „ein breites Meertier“, das von seinen Hinternachbarn mächtig überragt wird; der Langkofel dagegen ist ihm ein „schrecklicher Fels, der eine ungeheuere Dolomitenzunge gen Himmel streckt“.<sup>4)</sup>

Die Schilderungen von einzelnen Tällandschaften aber wetteifern an idyllischer Lieblichkeit miteinander. Ein Gang über den Tannberg ist ihm „aller Reize voll“. „Der junge Lech rinnt unten in der Schlucht, zürnt, stürmt und bäumt sich in seinem Felsenbett, fängt sich aber dann wieder in einer Wasserstube und schlägt ruhig wirbelnd seine grünen Kreise. In der Höhe wechselt die Begleitung vielfach. Einmal geht's über Weiden..., durch hohen Fichtenwald, ein andermal kriecht der Steig an überhängenden Wänden hin, auf deren Grate einzelne Fichten in die Lüfte ragen wie Ähren, die dem Sturm zur Nachlese übrig gelassen sind... Oft wird's dann auch wieder frei um den Wanderer; er sieht weit hinein ins Gebirge; die beeisten Häupter glänzen so schön im Sonnenschein; stille Nebentäler gehen ein, jedes mit seinem eigenen Bach und seinen eigenen Wasserfällen; weit drinnen, drüber über der Schlucht stehen einsame Sennhütten, aus denen Rauch aufsteigt, und ihre Fensterchen funkeln im Morgenstrahl — das ist ein wirkliches Sirenenbild.“<sup>5)</sup>

Steub hatte aber auch einen merkwürdigen Scharfblick für die ethnographischen Eigentümlichkeiten der Alpenbewohner. Alte Volkssitten und alte Volksstrachten hatten es ihm angetan, und deren Verschwinden beklagt keiner vielleicht so aufrichtig wie er. Zu seinem Bedauern sieht er, wie sich die „alten, dreißig bis vierhundertjährigen“ Gaststätten in Tirol, in denen „der alte, treue deutsche Tirolersinn lebt, den Gott noch lang erhalten möge“,<sup>6)</sup> immer mehr und mehr in luxuriös ausgestattete Hotels umwandeln, in internationale „Fremdenfallen“. Die Table d'hôte mit ihren Unterhaltungen „über die Deszendenztheorie, die Bestimmung der Frauen, Friederike von Sesenheim u. dgl.“ ist ihm ein Greuel, und das rück-

<sup>1)</sup> Literaturblatt von A. Edlinger, 1878, Heft 11, S. 343.

<sup>4)</sup> Ebenda, II, SS. 199 u. 340.

<sup>2)</sup> Drei Sommer, II, S. 96.

<sup>5)</sup> Streifzüge durch Vorarlberg, S. 9.

<sup>3)</sup> Ebenda, II, S. 199f.

<sup>6)</sup> Lyrische Reisen, S. 205.

sichtslose Verhalten der damaligen Turisten geißelt er wiederholt in scharfen Worten. Mehr als drei Jahrzehnte vor dem Erscheinen der „Zehn Gebote für den Bergsteiger“ mag ihm die Ausgabe eines „Knigge“ für Turisten vorgeschwobt haben; denn seine Bemerkung „über die Anstandspflichten des Turisten überhaupt sehe man meine „Sittenlehre für Reisende“,<sup>1)</sup> welche demnächst erscheinen wird“, war vielleicht doch etwas mehr als ein bloßer Scherz, und in seinem Buch „Aus Tirol“ widmete er dem „Reisepöbel“ ein eigenes Kapitel: „Von den Leiden der Reisenden“.

Seine Schilderungen sind auch reichlich mit „attischem Salz“ gewürzt. Er ist ein Meister der Satire, deren sämtliche Register er ziehen kann: von dem harmlos-liebenswürdigen Humor Jean Pauls bis zum grimmigen Sarkasmus Martials. Die ihm innewohnende satirische Gabe kannte er wohl selbst in ihrem vollen Umfange nicht. Nicht verletzen, sondern nur kritisch beleuchten wollte er; darum meinte er auch: „Wenn ich über die betrübte Welt heiter schreiben soll, muß ich schon bitten, daß sie mir nicht alles übel nimmt.“ Und ein andermal sagte er: „Wenn ich ein wirklicher Satiriker wäre, so würde ich in München am hellen Tage erschlagen.“ Freilich wurde seine Spottlust oft mißverstanden; doch wer ihm einen groben Klotz vor die Füße warf, der konnte darauf rechnen, daß Steub einen entsprechenden Keil auf seinen Rücken sausen ließ. Eine Reihe von Freunden und zwar von führenden Geistern in Tirol erwarb sich Steub diesseits und jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle, doch auch manche Fehde hatte der streitbare Mann auszufechten, und er „forcht sich nit“.

Ein streng sachlicher Beurteiler wird ihm in diesen literarischen und wissenschaftlichen Kämpfen nicht immer zustimmen; allein gerade die bedeutendsten Männer haben den Spruch an sich selbst erfahren: „Viel Feind, viel Ehr!“

Daneben leuchtete wie ein freundlicher Sternenhimmel die Freundschaft so vieler bedeutender Männer Tirols: Fallmerayers, Zingerles, Gilms, Streiters usw., wie tirolfreundlicher Reichsdeutscher: Lentners u. a. in sein Leben.

Der frühere erste Vorstand unseres Alpenvereins, Gustav Bezold, schrieb am 12. Dezember 1880, daß Steub das hohe Verdienst gebühre, für die menschliche Kultur gekämpft und gewirkt zu haben, ein Verdienst, das über das menschliche Leben hinausreicht. Der Germanist Moritz Haupt fand Steubs Art in der Schilderung und Betrachtung von Land und Leuten „geradezu unvergleichlich“, und in den angesehensten Zeitungen und Zeitschriften wurden Steubs Werke aufs günstigste besprochen; trotzdem erlebten die meisten keine Neuauflage. Nur die „Drei Sommer“ brachten es — erst nach seinem Tode — zu einer dritten Auflage.<sup>2)</sup>

Am Schluß seiner Autobiographie bricht er angesichts dieser herben Enttäuschungen in die Klage aus: „Dies ist mein Leben, ein trübseliges Tableau eines mehr als 40jährigen Ringens, das fast nur Nieten, nie einen schönen, beneidenswerten Erfolg eintrug.“ Gerade aus diesem schlüchten Selbstbekenntnis strahlt seine Liebe zur Alpenwelt ganz besonders hervor. Jeder andere von der Begabung Steubs, dem es um den „Erfolg“, um den literarischen Ruhm zu tun gewesen wäre, hätte nach solchen „Nieten“ dem Alpenland den Rücken gewendet und auf einem anderen Gebiete um den Lorbeer gerungen.

Nicht so Steub, dessen Liebe zu den Alpen zu tief wurzelte, als daß sie jemals hätte ausgerottet werden können. Doch was ihm die Mitwelt schnöde versagt hat, wird ihm die Nachwelt nicht vorenthalten, Tirol wird wohl seiner stets mit freudigem Stolz gedenken, und soweit die deutsche Zunge klingt, wird man ihn als Klassiker der Alpenschilderung preisen.

<sup>1)</sup> Lyriache Reisen, S. 222.

<sup>2)</sup> Sie wurde von Steubs Sohne, dem Konsul Ludwig

Steub in München, unter Mitwirkung von Della Torre  
besorgt.

## FJORD-, BERG- UND SCHNEESCHUH- FAHRten IN GRÖNLAND. VON A. DE □ QUERVAIN UND A. STOLBERG □

Eine aus dem stellvertretenden Direktor der Meteorologischen Zentralanstalt in Zürich, Dr. A. de Quervain, dem Geographen Dr. E. Baebler, gleichfalls Schweizer, und dem Privatgelehrten Dr. A. Stolberg aus Straßburg i. E. bestehende Expedition hielt sich vom Frühjahr bis zum Beginn des Herbstes 1909 in Grönland auf. Nach stürmischer Überfahrt auf einem dänischen Dampfer traf sie bereits Mitte April, also noch im arktischen Winter, in Grönland ein, wo sie sofort mit den aërologischen Arbeiten nach der de Quervainschen Pilotanvisierungs-methode begann und ihre Stationen dann im Laufe des Mai und Juni immer weiter nördlich bis zur Baffinbai vorschob. Die Ergebnisse erschütterten die theoretisch gewonnene Vorstellung von dem Vorhandensein eines sogenannten permanenten Polarwirbels stark. Neben diesen meteorologischen Arbeiten wurden auch hydrographische Messungen ausgeführt.

An diese Arbeiten anschließend wurden im Bereich des mächtigen Karajak-gletschers, eines der Hauptproduzenten der an Westgrönlands Küste triftenden Eisberge, photogrammetrische Randvermessungen ausgeführt. Gerade in diesem Gebiet zwischen dem 70. und 71. Grad nördlicher Breite waren die Eisverhältnisse bereits durch E. v. Drygalski Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zum Gegenstand einer Spezialuntersuchung gemacht worden und es war demnach eine Basis für die Arbeiten der schweizerischen und deutschen Expedition vorhanden.

Von ganz besonderem Interesse erschien es auch, das rückwärtige Gebiet dieser von E. v. Drygalski nur am Absturz untersuchten Eisströme kennen zu lernen, und so kam eine sechsundzwanzigjährige strapaziöse Schlittenreise ohne Hilfe der Eingeborenen zustande, seit Nansen der längsten auf dem Inlandeise. — Einige Schilderungen der Wasser- und Bergwelt, sowie der hier noch völlig unbetretenen Eiswüste des inneren Grönlands sollen dem Leser im folgenden geboten werden. S.

### FJORDFAHRten VON A. STOLBERG

Obgleich im orographischen Bau eine starke Verwandtschaft zwischen Norwegen und Grönland vorhanden ist, so gewährt eine Fahrt auf einem grönländischen Fjord doch Bilder, wie sie ein skandinavischer nicht bieten kann. Hier wie dort sind die jetzt vom Meerwasser gefüllten Täler durch die Gletscher der Eiszeit „wie mit einem Riesenflug“ in den Rumpf des Landes eingeschnitten; wenn aber in dem Landschaftsbilde Skandinaviens unter gleicher geographischer Breite, ähnlich dem Bilde des mitteleuropäischen Hochgebirges, ein unerschöpflicher, fast kaleidoskopischer Reiz durch die fortwährenden Gegensätze zwischen Gletschern, gelb-braunen Hängen, grünen Matten, Waldstreifen und oft bebauten Talböden vorhanden ist, ein Moment, das auch der nordischen Landschaft noch einen freundlicheren Zug zu verleihen vermag, so ist zwar die Abwechselung von Seespiegeln und Bergen in Grönland in unerschöpflicher Fülle auch vorhanden,



Naturaufnahme von Dr. Arnold Heim

Bruckmann aut. et impr.

Der große Karajak-Fjord und das Gneisgebirge der Nugsuak-Halbinsel, von Ikerasak aus gesehen (Nördliche Fjorde)

doch das Fehlen aller jener freundlicheren Attribute isoliert hier die Physiognomie, läßt sie einfacher, aber auch noch gewaltiger und düsterer erscheinen.

Wie in Norwegen so greift auch in Grönland das Meer bis in die innersten Verzweigungen der Gebirge hinein, zeigen sich auch hier die Gletscherpolituren überall an den Wänden, gleitet man auch hier von einer Seekammer in die andere; doch fehlt in Grönland außer merklicher Vegetation — die Klimagrenzen liegen 2000 m tiefer als in Mitteleuropa — so gut wie jede Spur menschlichen Lebens. Der Eindruck des Erhabenen tritt in Grönland gegen den noch stärkeren des Heulend-Wilden zurück. Morphologisch erinnert noch alles unmittelbar an die Eiszeit, ja diese Epoche der Erdgeschichte ist hier noch geheimnisvoll lebendig! Die Natur der grönlandischen Fjorde beruht nur auf den Elementen Wasser und Stein. Wasserfälle und Bäche, die bei Mangel an Vegetation durch ihre Lebendigkeit das harte Antlitz der Natur wesentlich zu mildern vermögen, sind in Grönland, im besonderen Gegensatz zu Skandinavien, nur spärlich vertreten. Statt ihrer stürzen sich häufig die Kaskaden des Inlandeises unvermittelt und geradezu furchtregend in die Fjorde hinein. Viel weniger hat auch an den Wänden dieser riesigen Buchten die Erosion gewirkt und die Schroffheit der Ufer durch Schuttkegel gemildert.

Sowie der Reisende in Grönland bei einer Fjordfahrt die Kolonie verläßt und die wenigen braunen und roten Häuser der Europäer, sowie die Erdhütten der Eingeborenen beim Biegen um die nächste Felsenecke verschwunden sind, befindet er sich bereits in völliger Wasser- und Felswildnis. Es ist daher eine sehr richtige Maßregel, stets einen Kajakmann in seinem eigenen Boote als Begleiter mitzunehmen, wenn man, wie es häufig geschehen muß, im Lederboot, dem sogenannten Frauenboot (Umiak) reist. Den großen Vorzügen des Frauenbootes, in dem auch ein Segel aufgestellt werden kann, seinem bei 8 bis 12 m Länge und etwas über 1 m Breite verhältnismäßig großen Fassungsvermögen (ganze Familien gehen hinein) steht eben die leichte Verletzbarkeit durch das treibende Eis oder die scharfen Steine an den Ufern einschränkend gegenüber. Passiert etwas, so hat man dann im Kajakmann gewissermaßen einen Melde-reiter zur Verfügung, um Hilfe herbeiholen lassen zu können. Ein Nachteil des Frauenbootes ist auch darin zu erblicken, daß bei längerer Benutzung die gespannten Häute, aus denen es zusammengenäht wurde, im Wasser aufweichen und das Ganze dadurch schlaff wird. In Südgrenland wird dies Boot nur von den Frauen gerudert, daher sein Name; in Nordgrönland geben sich auch die Männer dazu her. Ein Motorboot, oder doch wenigstens ein stark gebautes Walfänger-boot, ist den genannten Fährlichkeiten in viel geringerem Grade ausgesetzt und selbstverständlich bei weitem vorzuziehen. Die Benützung eines Holzbootes zwingt allerdings häufig zu größeren Umwegen, da ein Transport über Land, wie er mit dem Frauenboot noch möglich ist, sich von vornherein verbietet. Immerhin ist der Transport des großen Frauenbootes stets ein schweres Stück Arbeit. Die einzelnen Lasten, wie das zusammengelegte Zelt, Proviant, Instrumente, Gewehre, Ruder usw. müssen auf einzelne Träger verteilt werden, das leere Boot selbst wird dann von 5 bis 6 Männern umgekehrt auf die Schultern genommen und kann innerhalb einer Stunde bei günstigen Verhältnissen etwa 2 km, horizontal gemessen, weitergeschafft werden.

Zur Bedienung des Ruderbootes braucht man in der Regel 7 bis 8 Grönländer, wobei auch eine oder mehrere Frauen sein dürfen. Man ist verpflichtet, den Unterhalt der Mannschaft mit Ausnahme des Fleisches, das sie sich selbst besorgen müssen, vollständig zu bestreiten. Die Lebensmittel bestehen bei den im Verhältnis zur Arbeitsleistung bescheidenen Ansprüchen der Eingeborenen in Hülsenfrüchten, Fett und Schiffsbrodt; allerdings darf auch Kaffee und Kandiszucker

dabei nicht fehlen. Im Durchschnitt bezahlt man dann noch pro Kopf eine dänische Krone. Die Abrechnung wird aber meistens durch den Bestyrer der Niederlassung ausgeführt und dem Reisenden der Betrag zur späteren Verrechnung mit der Verwaltung der Kolonien in Kopenhagen selbst einstweilen kreditiert. Wenn es nötig ist, so kann eine grönländische Bootsmannschaft ganz außergewöhnliche Tagesleistungen vollbringen und bewahrt selbst in sehr bewegten Situationen Ruhe und Humor.

Der Bedarf an Fleisch erklärt es, warum zuweilen zur Jagd auf die hier und da auftauchenden, neugierig und drollig umherspähenden Seehunde oder auch zum Aufsuchen einer Felswand, wo die Vögel brüten, eine vorübergehende Abweichung vom Kurs seitens des Reisenden eingeräumt werden muß. Bei Wetterumschlag können solche Abstecher zuweilen gefährlich werden, wie wir es im Juli im Sermiitfjord erlebten. Die Mannschaft eines unserer beiden Boote hatte sich, um Vogelei zu suchen, am südlichen Rande des Fjords gehalten, als plötzlich ein außerordentlich starker Föhnwind mit der Wut eines wilden Tieres von den Felsmauern, die den Schluß des Fjords bildeten, herabstürzte. Das Boot mußte den Fjord in den Böen des Fallwindes notgedrungen überqueren, wobei es beinahe zum Kentern kam. Die Windgeschwindigkeit betrug 22 Metersekunden, was ein Stehen unmöglich machte. Es war ein nervenerregendes Schauspiel.

Als treibende Plankler des Inlandeises zeigen sich nicht selten kleinere und größere, oft recht phantastisch geformte Eisstücke. Da sie mit  $\frac{1}{3}$  ihres Gewichtes unter Wasser stecken, so machen sie allerdings häufig nicht den Eindruck wie jene gewaltigen Kolosse, die weiter draußen am Ufer des Meeres stranden. Anders ist es freilich, wo der Blick in einen der direkten Abfuhrkanäle des Inlandeises dringt, das sich in der Ferne in langen Wellenformen emporzieht. Solch ein durch Eis verstopfter und verrammelter Fjord, wie der große Eisfjord bei Jakobshavn an der Diskobucht oder der große Karajak bei Umanak ist ein Chaos, dessen Anblick so wild und abstoßend wirkt, wie ihn die Furchtbarkeit der Natur nur irgendwo aufweisen kann. Hier könnte die Heimat jener Vorstellungen sein, die in den Eisriesen und Eisdämonen der nordischen Mythologie ihren Charakter aufdrücken. Als Gletscher erscheint auch hier und da Eis auf den bald mauerartig, bald isoliert aufsteigenden Bergen, aber die Wasser, die von ihnen herabschmelzen, sind nur dünne Fäden und können nicht dazu dienen, die grenzenlose Verlassenheit und die eherne Stille dieser Landschaft zu mildern. Bei trübem Wetter kann man sich eines unheimlichen Gefühls oft kaum erwehren, wenn man zwischen dem treibenden Eis und den von Nässe triefenden düsteren Gneiswänden einen solchen Wasserweg verfolgt. Das Wetter bringt dann auch in die droben in den Kaminen eingekielten Blöcke Bewegung und läßt sie in gewaltigen Sprüngen zu den schon am Fuß der Wände aufgesammelten herunterpoltern. Solche Todesboten verraten auch die Gefahr, die diese feindliche Natur überall birgt. Im Juli 1907 brachte uns ein solcher stürzender Block im Tasiusakfjord beinahe in Lebensgefahr und wohl nur dem Umstand, daß er wenige Meter vom Rande des Wassers entfernt liegen blieb, verdankten wir unsere Rettung. Traf der Stein das Boot, es war ein Frauenboot, oder stürzte er auch nur daneben ins Wasser, so wäre es ohne Zweifel gekentert. Selbst geistesgegenwärtiges Handeln, das den Grönländern im hohen Maße im kritischen Augenblick eigen ist, kann hier oft nicht helfen. In diesem Falle zog sich zum Greifen nahe rechts das steile Ufer hin, während links, noch näher, die phantastischen Stücke zertrümmerter Eisberge die Flucht unmöglich machten.

Ausblicke in eisfreie Seitenarme der Sunde sind oft von großer Anziehungskraft.

Außerordentlich wirkungsvolle Bergformen, wie sie die Lofoten bieten, erschließen sich da nicht selten dem überraschten Blick. Jahrhunderte wird es aber noch dauern, bis auch die Seitenpfade dieser terra incognita, soweit überhaupt zugänglich, auch nur einigermaßen durchforscht sein werden.

Ein romantisches Moment, das in psychischer Hinsicht nicht unwichtig ist, da sich in ihm die Geschichte der Menschen, die vor uns waren, wenigstens in verschleierten Umrissen kund tut, ist hier recht kümmerlich entwickelt, ohne jedoch ganz zu fehlen. So knüpft sich um das stolze Horn des Pisigsarfik, das sich im Hintergrunde des Kornofjordes unmittelbar 1800 m hoch erhebt, das Band der Sage. Einstmals lebten auch hier die Normannen, die ja vom Jahre 1000 bis ins 15. Jahrhundert hinein in den inneren und daher klimatisch begünstigteren Winkeln der Fjorde des südlichen Grönlandes (bei Julianehaab und Godthaab) ihre Stätten hatten. Pisigsarfik oder „Bogenschützenplatz“ heißt dieser Berg und das sich ihm anschließende Gelände. Noch jetzt erzählen die Eingeborenen, daß dort einmal ein blutiger Kampf stattfand, wobei ein Teil der Kämpfer ins Meer gedrängt worden und ertrunken sei. Diese Tradition deutet darauf hin, daß das spurlose Verschwinden der mittelalterlichen Europäer, der „Kablunakker“, auch mit blutigen Kämpfen mit den „Skrälingern“ (dem Eskimovolke) zusammenhängt.

Ein Gespenst, der Kivigtok, wohnt in dieser einsamen Welt. Es ist die Verkörperung der Gefahren, die den Menschen beim Eindringen in diese Wildnis auf Gletscher und See erwarten. In der Tat haben die Eingeborenen eine außerordentlich große Abneigung, Gletscher zu betreten. Dies gilt nicht nur für den einzigen Riesengletscher des Inlandeises, sondern auch für die Sondergletscher, die die Berge des Landes zwischen dem Binneneis und dem Meere bedecken. Ebenso sind manche der öden Inseln und Schären draußen wegen des Kivigtok verfekt.

Nicht alle Fjordfahrten haben dieses ernste Relief. Zuweilen lernt man die Natur Grönlands auch von einer freundlicheren Seite kennen. So fuhren wir vor einigen Jahren einmal von der Kolonie Kristianshaab in den Orpiksuitfjord hinein (nach den dort gedeihenden Weidenbüschchen Fjord „der großen Bäume“ genannt), dessen Umwallung nahezu schneefrei war. In den warmen Strahlen der Nachmittagssonne bekam diese Fjordlandschaft einen so heiteren Farbenton, daß man ohne weiteres an den Gardasee erinnert wurde. An solchen schönen Tagen tritt auch das Leben der Vogelwelt besonders lebhaft in die Erscheinung. Da streichen Eidergänse, Möwen und sonstige Vögel dicht über unseren Köpfen dahin und büßen diese Keckheit nicht selten zugunsten des Suppentopfes mit dem Tode. Die Fahrt auf dem Wasser hat auch noch den großen Vorteil, die infame Plage des arktischen Sommers, über die noch jeder Grönlandreisende ein sehr bewegtes Lied gesungen hat, fern zu halten. „Culex nigripes“, die gemeine Stechmücke, hat ihren Triumphzug vom Äquator bis in die entlegensten Winkel dieser Ultima Thule ausgedehnt. Den Tümpeln und moosigen Mulden des Vorlandes entsteigt sie nicht zu Myriaden, sondern zu Millionen und überfällt den Wanderer mit einer durch nichts zu vermindern Blutgier. Es ist sehr unangenehm, bei warmem Wetter die dicke Mütze über die Ohren ziehen, die schwere Joppe bis unter das Kinn zuknöpfen und die Hände in die starken Handschuhe bergen zu müssen, dabei zum Ersticken Pfeife zu rauchen, selbst beim Bergansteigen, um schließlich diesen kleinen Scheusalen, die auch unter den Mückenschleier kriechen und in Augen, Ohren und Nase eindringen, dennoch zu erliegen. Sie verfolgen uns in Wolken und stehen auch noch draußen auf dem Fjord wie ein schwarzes Brett über dem Boot, bis endlich der Wind einfällt und diese höllischen Quälgeister vertreibt. Ihre Hauptzeit ist von Mitte

Juni bis Anfang August. Noch jeder Grönlandreisende hat ein bewegliches Lied von diesen „lieben Engelein des Teufels“ gesungen.

Am 7. Mai 1909 verließen wir Godthaab, — das trotz seiner rund 300 Einwohner dennoch ein wichtiger Handelsplatz an der Westküste und der Sitz des Inspektors von Südgrönland ist, — um mit „Åskulap“, dem Motorboot des Arztes, eine Fahrt in das Innere des 80 km langen Godthaabfjordes zu unternehmen. Es war ein außerordentlich ruhiger und schöner Tag. In schroffen Wänden fallen die westlichen Partien des „Sadlen“ (grönäisch Sermitsiaq, auf deutsch „ein ziemlich großer Gletscher“) in die See. Nach einstündigter Fahrt hat das Boot die Westseite des Berges erreicht. Ein einziger weißer Gletschermantel leuchtet im Sonnenschein und umwallt dieses Finsteraarhorn Grönlands vom scharfen Grat bis zum Fjord hinab, in den das Spiegelbild dieses Königsmantels noch weiter hinabtaucht. Die eisige Majestät des Berges ist es, die diesem Gestade den Stempel der Unnahbarkeit und Verlassenheit im hohen Maße aufdrückt. Lawinen stäuben von seinem Gipfelgrat auf die Gletscherbrüche herab; wir sehen sie stäuben, doch vernimmt das Ohr in diesem weiten Naturtheater von Berg und Wasser ihren Fall nicht mehr. Weit im Westen dehnt sich die flache Schärenwelt, die dort einen ganz gewaltigen Himmelshorizont frei läßt. Im warmen Nachmittagssonnenchein fahren wir an den Inseln Björnöen und Storöen vorbei, weiter nach Nordosten in den Fjord hinein, dorthin, wo die Berge sich nähern, der Siedlung Kornok zu. Während uns die Sonne strahlend ins Gesicht scheint, bleibt die wirkliche Lufttemperatur doch so niedrig, daß man den Atem sieht.

So ein Fjord ist wie ein riesiger See. Wir dürfen an die größten Alpenseen, wie den Boden- oder Genfersee dabei denken. Seen und doch keine Seen, da die Eindrücke weit über die hinausgehen, die uns alpine Seetypen gewähren. Auch Abenteuer begegnen uns hier, wie sie höchstens noch in den Fjorden Spitzbergens vorkommen können. Verschiedene 5—6 m lange Weißfische (*Beluga leucas*) tummeln sich bei dem schönen Wetter auf dem Wasser. Sie tauchen, kommen wieder empor, um Luft zu schöpfen, wobei der ausgestoßene Atem wie ein kleiner Springbrunnen in der kalten Luft kondensiert. Von dem püssenden Geräusch des Motors erschreckt, fliehen die Tiere weiter dem Fjordinnen zu, wo unser Ziel liegt. Es wäre die beste Empfehlung unseres Besuches bei den Siedlern von Kornok, wenn wir ihnen als Visitenkarte diese stattliche Jagdbeute abliefern. Der Motor wird daher auf die höchste Geschwindigkeit eingestellt und in schärfster Fahrt geht es den hin- und herkreuzenden, einen Ausweg suchenden und schon halb ermüdeten Walen nach. Ein berechtigter und nützlicher Jagdeifer hatte uns im Boot gepackt, da die Erlegung dieser Tiere eine wesentliche Ergänzung der Kolonievorräte bedeuten mußte. Die Fjordwände nähern sich, schmäler wird die Sackgasse, in die die Wale hineingetrieben werden. Schon haben wir den Tieren den Weg nahezu verlegt, da gewährt ihnen der Fjord selbst die Rettung. Im Jagdeifer, die gespannten Gewehre in den Händen, haben wir zu wenig auf das Fahrwasser geachtet. Mit geisterhafter Schnelle tauchen in dem tiefgrünen Wasser helle Flecke unter uns auf, und ehe wir uns noch recht über die drohende Gefahr klar werden, sitzen wir schon mit gewaltigem Stoß — mitten im Fjord — auf einer unter dem Wasserspiegel verborgenen, sogenannten blinden Schäre wirklich felsenfest. Durch den starken Stoß flogen wir alle nach vorn über und erwarteten gleichzeitig das Wasser durch ein Leck ins Boot hineinstürzen zu sehen. Glücklicherweise hatte das feste Fahrzeug nur eine Havarie am Kiel bekommen, aus dem ein Stück herausgerissen worden war. Fast eine Stunde saßen wir fest, bis es im Verein mit der steigenden Flut und

dem rückwärts arbeitenden Motor endlich gelang, wieder von dem Felsen abzukommen; die weißen, atemdampfenden Waltiere waren natürlich inzwischen längst verschwunden. Ein am Bord selbst bereiter Kaffee, der, wie das immer in Grönland der Fall ist, ganz vorzüglich war, folgte zur Erholung auf diesen Schreck.

Lange Schatten lagerten sich gegen 5 Uhr über dem Meeresarm, dessen grellbeleuchtete Westnordwestseite von wie mit dem Meißel bearbeiteten Bergspitzen begrenzt wird. Von kühnen Berggestalten umrandet, erweitert sich die Wasserfläche wieder etwas und wir blicken aufs neue in wilde, mit Fels, Schnee und Eis verrammelte Seitenfjorde hinein. Im Süden öffnet sich ein eisiges Bergtheater mit hängenden Gletschern, das ein auf breitem Sockel stehender brauner Steinriegel abschließt. Über dem Ganzen liegt die Lilatönung des warmen Nachmittags. Was hilft es hier, landschaftliche Eindrücke in sich aufzunehmen, um sie dann mit Worten wiedergeben zu wollen! Die Wirklichkeit ist so großartig, daß sie jeden Vergleich mit Szenerien des mitteleuropäischen Hochgebirges oder der Fjordwelt Skandinaviens übertrifft. Am späten Nachmittag kommen wir in Kornok an, von der Bevölkerung auf das lebhafteste begrüßt. Besonders auffallend gibt sich der „Udligger“ („Gemeindevorsteher“), da er mit einem Strohhut geschmückt ist. Hätten wir den Kornokern nun gar erst die Weißwale, auf die wir so verwegen jagten, in die Arme getrieben, so wäre der Enthusiasmus auf die Spitze gestiegen. Dicht beim Ort schlagen wir unsere Zelte auf, kochen unser Abendessen und erfreuen uns an dem herrlichen Abend. Wir sind bereits im Mai, wo es auf dieser Breite kaum noch Nacht wird. Im Nordwesten steht das Abendrot, der Himmel ist blaßblau bis apfelgrün. Nur wenige Sterne sind am Himmel sichtbar. Jupiter und Arktur sind kaum noch zu erkennen. Dicht am Ufer ziehen sich einige Striche niedrigen Weidengestrüppes hin. Die Stämmchen liegen am Boden und senden ihre Zweige, die gerade anfangen Knospen zu bekommen, senkrecht nach oben. 9 Uhr ist es vorbei, als wir im dämmernden Abend langsam zu einer Felsschwelle emporsteigen, die hier den Fjord in zwei Seekammern trennt. „Spitzbergen“ auf der einen und der „Comersee“ auf der anderen Seite, so möchten wir beim Anblick dieses so gegensätzlichen Bildes ausrufen. Der Fjordarm im Südwesten, aus dem wir kamen, gleicht einer Winterlandschaft, während die Umwallung des nach Nordnordwesten zu gelegenen Teiles völlig schneefrei mit braunen Wänden daliegt. Wir sitzen hier auf dem Felsriegel, umgeben von Haufen aufgeschichteter Steine, den alten Gräbern der heidnischen Bevölkerung. Hier und da schreien die Wildenten, aber sonst unterbricht kein Laut, auch kein Bach und kein Wellenschlag die Stille. Zu Füßen des Felshügels liegt der christliche Friedhof. Den ernsten Eindruck eines solchen arktischen Begräbnisplatzes mildert kein Baum und kein Strauch. Schon seine Öde ist ein verkörpertes Memento mori. Die Gräber der Eingeborenen sind mit Rollsteinen eingefaßt und haben auch vielfach Grabkreuze auf den wegen des harten Bodens nur flachen Hügeln, unter denen die Verstorbenen ruhen. Manchmal sind die Gräber mit kleinen Blumenpolstern und Rasenkränzen geschmückt oder auch mangels eines natürlichen, mit einem auf das Kreuz gemalten Vergißmeinnichtkranz. Glitzernde Glimmerstückchen, bunte Stoffreste, auch zusammengeflochtene Papierschnitzel sind die Erinnerungszeichen, die die Pietät den Toten spendet.

Am andern Morgen wurde durch de Quervain von einem lebensgefährlichen Kahn aus noch eine Profillotung des Fjordes vorgenommen und dann fuhren wir weiter nach einer anderen Siedlung, namens Umanak. Wieder zeigten sich die wilden Berggestalten im Süden. An der Basis eines gewaltigen, 1000 m hohen Klotzes, des Kangerssuak, fuhr das Motorboot eine Weile dahin. Wie am

Vortage ging es aus einem in den andern blau verdämmerten Prachtsaal, auf dem hier und da Inlandesstücke wie weiße Schwäne segelten. Bald fuhren wir dicht an grauen Hängen und unter steilen Wänden mit drohenden Steinen dahin, bald fern vom Ufer auf spiegelglatter Fläche. Den Aufenthalt in Umanak, wo wir zunächst wieder eine Lotung vornahmen, wollen wir hier nicht näher schildern. Wir wurden mit derselben Freundlichkeit wie in Kornok aufgenommen. In Umanak steht noch ein kleines Gotteshaus der Herrnhuter Brüdergemeinde, die bis zum Jahr 1900 in Grönland waltete und jetzt nach Labrador übergesiedelt ist, zum Segen der von der Regierung von St. Johns so arg vernachlässigten und gegenüber dem raubenden Großfischer nicht geschützten Labradoreskimos, die ohne die Brüder dem Hungertod ausgesetzt wären. Noch drei sehr gut erhaltenen Gräber europäischer Frauen liegen hier am Berghang; die Inschriften auf den Schieferplatten sind noch deutlich zu lesen. Erst 1900 fand die letzte Bestattung statt.

Unsern Rückweg nach Godthaab nahmen wir durch den wilden Koroksfjord. Es sei hier bemerkt, daß die Oberflächentemperaturen der Fjorde durchschnittlich nicht über  $+3^{\circ}$  hinausgehen; umso merkwürdiger mußte es erscheinen, daß der Verfasser dieser Zeilen an einer Stelle desselben Fjords am 15. Juni 1907 einmal die Temperatur von  $7,8^{\circ}$  (mit verschiedenen Thermometern gemessen) vorfand. Eine Erklärung dieses sonderbaren Phänomens wissen wir nicht.

Es ist 8 Uhr geworden. Der Fjordspiegel ist in violette Schatten getaucht, während die Berge vom Feuer des Abendhimmels glühen. Sie werfen ihren Widerschein in das Wasser, während an der lichtlosen Ostseite der Fels graubraun und der Schnee weiß bleibt. Am südlichen Gestade hin ruht jetzt wie geflammt ein roter Goldglanz. Das Glühen der Berge mahnt an die Farbenpracht der Dolomiten. Grüne Gletscher senken sich abgetreppet zuweilen bis zum Wasser herab, während sich über ihnen die mächtigen, wegen ihrer Steilheit oft schneefreien Massive zum Himmel emporbauen. Winterkönige sind diese Berge, einen wirklichen Sommer kennen sie nicht. Bei der Weiterfahrt des Bootes dämmert einer nach dem andern aus der blauweißen Nacht hervor. So großartig ist der Eindruck, daß niemand von uns ein Wort spricht, nur der Grönländer am Steuer singt gedämpft eine sehr getragene und schwermütige Weise. Vor einem ganz fabelhaften Schrofen, der als Ausläufer einer gigantischen Wand rechts vor uns steht, erscheint plötzlich ein Seeadler. Die Stunde, zu der er seinen Horst verläßt und nach Beute späht, ist gekommen. Unter krächzenden Schreien nähert sich der riesige Vogel mit seinen weitausgespreizten Fittichen, deren Spitzen sich noch deutlich am Abendhimmel abzeichnen, unserem im Dämmern der Wand dahingleitenden Boote. Furcht kennt der Seeadler nicht, noch hat er wenig Menschen gesehen, und wie blind ist er auf Beute erpicht. Wir lassen ihn bis auf etwa 15 m herabschwelen, dann aber empfängt ihn ein Schrotschuß; eine Kugel wäre freilich besser gewesen. Kaum berührt, hält es der Adler nun aber doch für richtiger, langsam wieder abzustreichen und seine Beute anderswo zu suchen. — Der nächste Tag sah uns wieder in Godthaab.

**HOCHTUREN IN GRÖNLAND  
VON A. DE QUERVAIN**

„Da käme jetzt mancher vom Alpenklub nicht mehr mit“, sagte mein Begleiter, Dr. Baebler, bei den unbequemen Platten des „Sadlen“-Aufstiegs. Er mußte es wissen, und mir war sein Ausspruch damals eine Genugtuung.

Aber wenn ich neben die alpinistischen Schwierigkeiten unserer grönlandischen Bergbesteigungen die Taten halte, die uns gerade in diesem Jahrbuch in Wort

und Bild oft so atembeklemmend vor Augen gestellt werden, dann zögere ich, in dieser zünftigen Gesellschaft von „Hochturen in Grönland“ zu reden. Wir haben nirgends stundenlang über Abgründen gehangen, nur der Fähigkeit unserer großen Zehe anvertraut; wir haben nirgends auf neuem, unglaublichem Wege die Gipfel erklimmen.

Denn diese Gipfel waren ja überhaupt noch unerstiegen und allerdings auch als unersteigbar verrufen. Und da haben wir in aller Einfalt zunächst nicht den schwierigsten, sondern überhaupt einmal irgend einen, und zwar einen möglichst leichten Weg zum Gipfel gesucht. Aber einen noch nie gewagten Weg zum erstenmal zu gehen, auch wenn er später vielleicht zum Kuhweg wird, darin liegt doch etwas von besonderer Art; jedenfalls etwas unvergleichlich Reizvolles. Gewiß würden diese grönlandischen Gipfel, mitten in unsere Alpen hineingestellt, längst keine Unbestiegenen mehr sein. Aber sie würden sich trotz ihrer bescheidenen 1000 bis 2000 m auch in Gesellschaft unserer kühnern Zacken sehen lassen dürfen. Denn die Höhengrenzen liegen hier mehr als 2000 m tiefer als in den Alpen; die grönlandischen Gebirge steigen in alpinen Formen unmittelbar aus dem Meer auf, und in Meereshöhe beginnt auch der Aufstieg, so daß man sich bei dessen Beginn ungefähr in der Lage des Turisten befindet, der Tags vorher bis zur Klubhütte emporgelangt ist und nun in die eigentliche Hochregion auszieht.

Wer nach zweiwöchentlicher, meist stürmischer Fahrt über den nordatlantischen Ozean das Glück hat, die Südspitze Grönlands, das Cap Farvel, bei hellem Wetter zu passieren, den grüßt aus der Ferne eine Alpenkette, deren abenteuerlich wilde Zacken und Türme in starker Gegensatz stehen zu benachbarten langgestreckten, runden Formen und zu der gebietenden Horizontalen des Inlandeises, das hoch im Hintergrund sichtbar wird.

Aber von dieser Küste sind wir durch viele Kilometer breite Barren von Treibeis getrennt, welche die Südspitze Grönlands bis in den Herbst unnahbar machen, und unser kleiner Dampfer, das erste Schiff, das in diesem Frühjahr Grönland besucht, kann erst 500 km weiter nördlich einen grönlandischen Küstenort anlaufen, das vielgenannte Godthaab. Übereist waren die niedrigen wogengepeitschten Schären am Fjordeingang, und bei wirbelndem Schnee fuhren wir ein; kaum daß wir die kleine Kirche und die paar bunten dänischen Holzhäuser erkennen konnten. Die Grönländerhütten vollends waren von Schnee und Fels nicht zu trennen.

Aber am andern Morgen, als unser braver „Hans Egede“ verankert und vertaut zwischen den weißen Felseninseln lag, und die Matrosen an der Arbeit waren, den Eisüberzug vom Vorderdeck und aus den Wanten herabzuklopfen, da lachte ein heiterer Himmel und eine wundervolle Berglandschaft uns an. Zwei Gipfel fallen besonders in die Augen und sind jedem Grönlandfahrer bekannt, die einzigen, die deshalb auch längst neben den grönlandischen dänische Namen bekommen haben: Näher im Süden, aus dem Meer aufsteigend, der wuchtige Kingitorssuak oder Hjortetakken („Hirschzacken“) mit seinem Eigerprofil, weiter im Osten, im Innern des Fjords, der Sermitsiak oder Sadlen („Sattel“) mit seinen beiden Hörnern. (Siehe das Bild.)

Infolgedessen war das erste, was wir von unsern 70 Expeditionskisten öffneten, die Kiste mit unseren Bergschuhen. Oh, die Augen des Kapitäns, als wir mit diesen Dingern auf dem Verdeck erschienen! Also dazu sollte sein blanke Eichenboden gut sein?! Da merkte ich zum erstenmal, daß Baebler eine dicke Haut haben mußte, wenn er diesem Blick so unbewegt standhielt! Auch von den Dänen und Grönländern in Godthaab wurden unsere Genagelten merkwürdig

angesehen. Es war allerdings ein großer Unterschied: diese klobigen Dinger neben den schmiegamen grönlandischen Seehundskamikern.

Die Bergschuhe brachten das Gespräch von selbst auf die Berge.

Wir bekannten uns als Schweizer und fanden uns unversehens schon dadurch allein verpflichtet, in dieser Richtung etwas zu leisten. Da war zunächst der Hjortetakken; den empfahl man uns mit feinem Lächeln — diese Schweizer werden schon sehen, ob sie weiter kommen, als einst unser Rink, oder als die Expedition Ryders, die unverrichteter Dinge zurückgekehrt waren.

Aber es ist jedenfalls zweierlei, ob man von Jugend auf gewohnt ist, das Gebirge als die wesentliche Form der Erdoberfläche zu betrachten, oder ob in der Heimat der Kolonisatoren der höchste Berg knapp 100 m erreicht, wie dort bei den Dänen. Die Eskimos selbst sind ja — wie Knud Rasmussen sagt — „ausgesprochene Wassertiere“, und die Dänen, in allem Respekt gesagt, sind es ebenfalls, — wenn auch nicht in jedem Sinn!

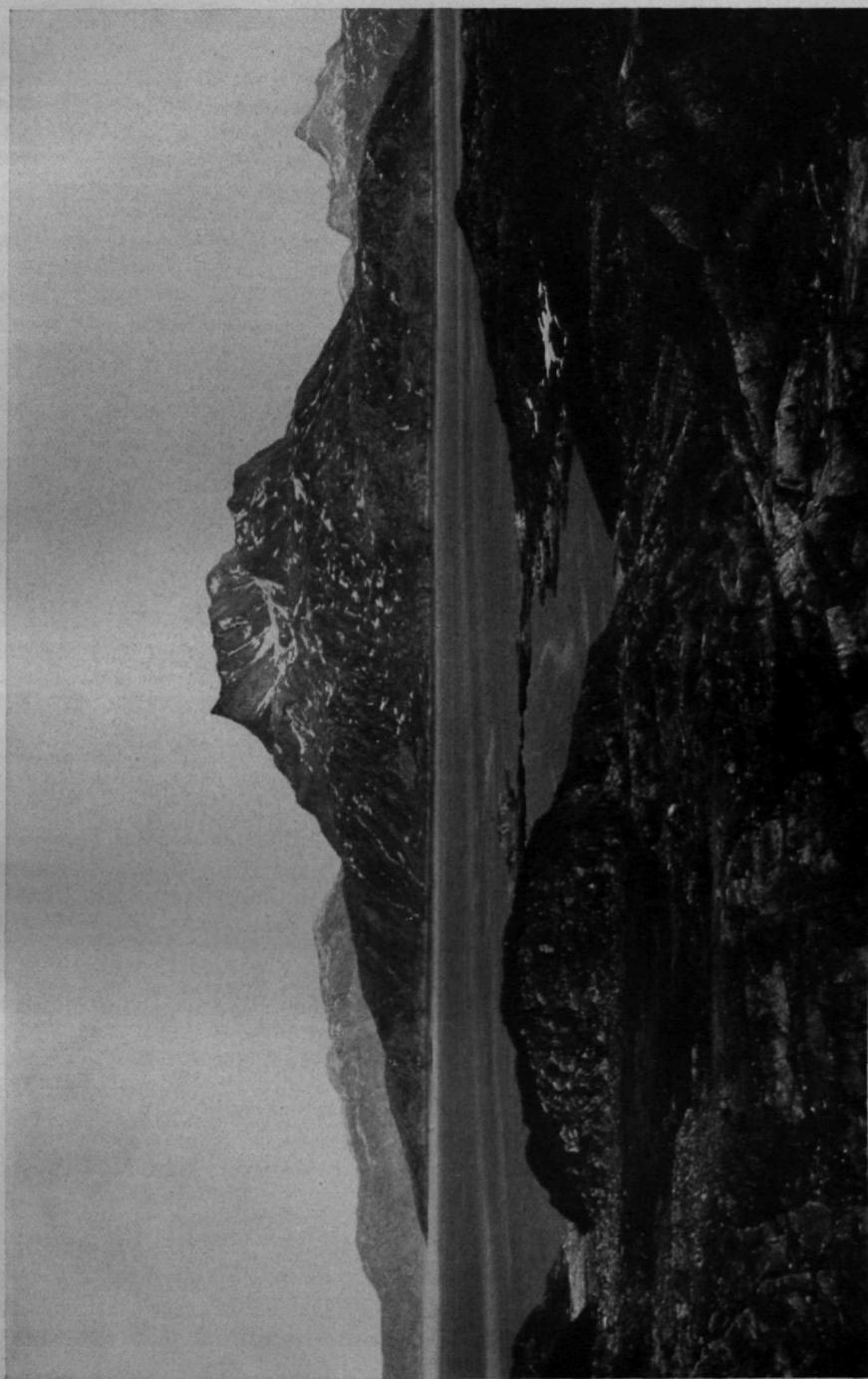
Nun standen im Programm unserer Expedition Bergbesteigungen nicht besonders verzeichnet. So fanden wir denn erst am 27. April, zehn Tage nach unserer Ankunft, Zeit, dem Hjortetakken einen Tag zu opfern. Morgens 4 Uhr, sobald der Tag graute, machten wir uns auf. Zunächst mußte freilich noch eine Messungsreihe erledigt werden, eine trigonometrische Bestimmung der Luftströmungen bis zu beiläufig 10000 m Höhe, mit unserer Pilotballonmethode.

In Grönland ist bei einer Bergbesteigung das erste — eine lange Ruderfahrt. So sehr greifen dort Meer und Land ineinander. Und als selbstverständlich gilt es, daß immer Zelte und Proviant für mehrere Tage mitgeführt werden, auch wenn man am gleichen Tag zurückzukehren vorhat. Das Wetter, die Entferungen, die Strömungen, eventuell die Eisverhältnisse sind dort oben so unbestimmt; alles ist „Imara“ d. i. „Vielleicht“. „Imara“ kann als Motto alles Reisens in Grönland gelten.

Unser Walfischfängerboot, von sechs Grönländern in strammem Takt gerudert — wir hatten ihre prächtige Arm- und Brustmuskulatur vorher bei anthropometrischen Messungen bewundert — durchschnitt das ruhige Wasser des Fjords, auf dem sich in der frühen Morgenstunde noch eine dünne Eisdecke bildete. Ein Umiak begegnete uns. Wie gewöhnlich wurde es von einer Anzahl Frauen gerudert, die als solche von weitem an ihrem indianermäßigen Kopfputz erkennbar waren. Wenn die Umiaks wieder auf Reisen gehen, bedeutet das für Grönland Frühlingsanfang.

Unsere Aufmerksamkeit wandte sich mehr und mehr dem Berge zu, dem wir entgegenruderten. Während sich seine Silhouette veränderte und langsam in die Höhe stieg, musterten Baebler und ich abwechselnd mit dem Fernglas die Flanken des Berges, und es war von guter Vorbedeutung, daß wir uns leicht über die einzuschlagende Route einigten. Das ist ein Hochgenuß, den wir später noch oft kosteten, ja eine wahre Paradiesesfreude, das noch nie betretene Gelände mit Augen und Gedanken zu erfassen, und so für das menschliche Bewußtsein erst zu erobern, zu schaffen, und es dann zu betreten.

Die Kontur des Berges stellte sich uns so dar, daß links der scharfe Hauptgipfel steil aus dem Meer emporstieg, während rechts in Zweidrittelhöhe eine Schulter mit einem kleinen runden Vorgipfel nach Westen sich vorschob. Die Gehänge waren bis zum Meer mit Schnee bedeckt, soweit dieser an den Feisen haften konnte. Eine ununterbrochene, mit Schnee gefüllte Rinne fiel auf, die sich vom Fuß bis in die Schultereinsenkung emporzog; es sah von weitem aus, als müßten wir an einer Wand hinauflaufen, wie die Fliegen. In der Nähe zeigte es sich aber als ganz tunlich.



Berg Sadlen, 1250 m, und der Godthaabfjord. (Rechts in der Ferne der Kingak)

J. Möller phot.



A. de Quervain phot.

Von Kornok nach Süden (Kingak). — Im innern Godthaabfjord



Dr. A. Heim phot.

Bei Ikerasak. — Dr. de Quervains Kajak

Um 11 Uhr machten wir uns alle drei auf den Weg. In 100 m Höhe am Eingang der Rinne lagen links und rechts typische Moränen, etwa 20 m hoch, aus Blöcken und feinem Schutt gemischt. Der Schnee war fest gefroren, wenigstens auf der Seite des Couloirs, die von der Sonne tags vorher erreicht worden war. Als die Neigung in halber Höhe so steil wurde, daß die Bergschuhe auf der harten Oberfläche keinen ausreichenden Stand mehr boten, zogen wir, Baebler und ich, die Steigeisen an, und Stolberg, von Baebler noch ein Stück begleitet, kehrte um, denn er hatte keine Steigeisen und verzichtete darauf, uns bis zur Kammhöhe zum Stufenschlagen zu nötigen.

Unser Couloir hatte links und rechts scharfe 15—20 m hohe Wände, an denen sich im glattgeschliffenen Gneis wunderhübsche Fältelungen zeigten, war also tief in den Abhang eingerissen, und wohl 10 m tief mit Firn gefüllt. Wir stiegen mit unsern Steigeisen, trotz der schweren Rucksäcke, schnell und begeistert in die Höhe; es galt allerdings, die Spitzen gut einzudrücken, denn es hätte sonst auf dem harten Abhang einen unfreiwilligen, jähnen Rückweg abgesetzt. Wir waren immer gespannter, was oben kommen werde; es war wohl nicht ein Kamm, sondern wir erwarteten irgend etwas Hohles dahinter, vielleicht einen Hochsee, einen Karsee? Und wirklich wurde es oben plötzlich eben, und wir standen am Eingang eines mächtigen Hochtals, eines prächtigen Zirkus mit schneedeckten Wänden; an der linken Flanke stieg der Hang des Hauptgipfels, alles überragend, steil in die Höhe. Ein schneidender Wind wehte uns aus dem Talhintergrund entgegen.

Entdeckergefühle ergriffen uns; das war unser Tal; und nicht würdiger schienen wir von ihm Besitz ergreifen zu können, als indem wir mit dem Peilkompaß schnell eine Aufnahme machten. Baebler schritt nach meiner Anweisung eine Basis ab und verzeichnete dann mit blauen Fingern alle die Höhenwinkel und Azimute, die ich, vor meinem Peilinstrument auf dem Bauche liegend, ihm diktierte, er notierte die Zahlen, wenn auch ohne Protest, doch mit wachsendem Unbehagen, denn er wußte, daß das kleine, für andere Menschen unsichtbare Gewürm — die wirbellose nivale Fauna — dem auf jedem apern Fleck nachzuspüren er sich zur wissenschaftlichen Aufgabe gemacht hatte, nun mit sinkender Sonne sich in auch für ihn unfindbare Schlupfwinkel verkriechen werde.

Um 5 Uhr erst brachen wir von der „Hjortealp“ auf. So hatte ich schließlich unser Tal getauft, nachdem Baebler vorher „Quervains Zirkus“ in ernsthaften Vorschlag gebracht hatte. Ich mußte aber dankend ablehnen, weil das meinen Charakter zu sehr nach der Seiltänzerseite kompromittiert hätte; davon hatte ich ja als Ballonführer gerade genug.

Über sehr steile Schneehalden ging der Weg, den wir uns suchten, links empor; streckenweise sanken wir tief ein, oder mußten an besonders steilen Stellen sorgfältige Stufen treten; in dieser Arbeit lösten wir uns ab. Im obersten Teil mußten wir ab und zu vom Schnee auf die seitliche Felswand übergehen, eine angenehme Unterbrechung durch bequeme Kletterei in gutem Gneis. Wir fanden, daß die von unten sichtbare, kühne Pyramide nicht der eigentliche Gipfel sei, sondern daß südwärts, nach einer Scharte, ein scharfer, nach Osten senkrecht abfallender Kamm weiter ansteige. Diesen Kamm krönten überhängende „Wächten“, durch deren Löcher wir ins gähnende Nichts hinabsahen, und die wir am Seil sorgfältig umgingen. — Und da waren wir auf dem Gipfel angelangt, die letzten Schritte fast springend, im unausgesprochenen Gedanken, ob nicht doch vielleicht ein grönländer „Hirtenbub“ oder fossiler Normanne schon vor uns da oben ein kleines Steinmannli hingestellt habe?

Nichts davon! Wir waren wirklich die Ersten, diese stolze Umschau zu halten:

Im Westen glänzte weit hinaus das Meer, zwischen den vielen niedrigen Felseninseln und Schären des Küstensaums reichte es bis an den Fuß unseres Berges, und links und rechts umfaßte es seinen Sockel und griff noch unabsehbar weit in das Land hinein in Fjorden, die in ihrer jetzigen Gestalt offenbar als jüngste Formen scharf wie mit dem Messer in die alten Gneismassive und früheren Tal-systeme hineingeschnitten sind. Wer gewohnt ist, in den Landschaftsformen nichts Gegebenes, sondern etwas Gewordenes zu sehen, bekommt den unmittelbaren Eindruck, daß hier in Art oder Stärke noch fremde, ungesehene Kräfte gearbeitet haben müssen, und versteht, daß es wohl nicht zum mindesten das Ergebnis der ausschürfenden Tätigkeit der mächtigen, schnell sich bewegenden Eisströme der Vorzeit ist, was hier vor uns liegt.

Nach Osten zu suchte das Auge vor allem das Inlandeis; aber vergeblich. Wir sollten es erst später kennen lernen, dann aber gründlich genug; hörten wir doch einen Monat lang wohl jeden Tag unter unserm Zeltboden das Eis krachen. Jetzt aber lag zwischen uns und dem Inlandeis vielleicht 100 km breit ein noch unbetretenes Gebirgsland. Dies Meer von Gipfeln heimelte uns zuerst an; aber als wir das Ganze zu entwirren und die einzelnen Formen zu verstehen suchten, da stockte mit einemmal beinahe der Atem, und die Hand ließ das Glas sinken. Unerbittlich, tückisch jäh fielen von sanften Hochfirnen die schwarzen Wände in die noch dunklern Fjordwasser ab, ohne daß sich in dieser ungeheuren Verlassenheit dem Leben irgendwo auch nur die kleinste Stätte zu bieten schien. Wehe dem, der nicht wohl überlegt, nicht gut ausgerüstet in diesen Irrgarten lauernder Riesen eindringt; er kehrt nicht zurück! Wir hatten beide den gleichen Eindruck: So grausam hatten wir das Gebirge noch nicht gesehen. —

Der Hochturist in Grönland kann schon Ende April auf sehr lange Tage rechnen. Aber trotzdem hatten wir nicht mehr viel Zeit zu verlieren; die Sonne stand schon nahe am nordwestlichen Horizont. Baebler ging daran, nach wirbelloser nivaler Fauna zu suchen, und fand wahrhaftig einen Falter und zwei andere, für unsreins namenlose Gewürme. Ich machte photographische Aufnahmen nach verschiedenen Seiten — (ein Eishörnchen oder ein Kivigok hole die schwarze Seele, die uns solch miserable, uralte Films verkauft hat!) — und baute dann einen Steinmann, der bescheiden genug ausfiel, weil die Steine rar und dazu noch fest angefroren waren. In ein Stück von einem Kautschukballon wickelten wir unsere Visitkarten und stopften das Päckchen in den Steinmann; dann meißelten wir noch ein Schweizerkreuz in den obersten Gipfelfelsen.

Ein purer Spaziergang kann die Besteigung nicht gewesen sein, denn ich dachte damals: „Oben wären wir ja; jetzt kommt es bloß noch darauf an, wie wir wieder hinabkommen.“ Mit dem Abfahren auf dem Schnee war es zunächst nichts; man brach zu oft ein, und riskierte dabei seine Beine. In der „Hjortealp“ schnalten wir die zurückgelassenen Steigeisen wieder an, nahmen einen letzten Tropfen Tee mit etwas Schokolade und stiegen ins Couloir ein, diesmal im obersten jähnen Teil angeseilt, weil wir doch etwas müde waren und unsere heilen Glieder für das weitere Expeditionsprogramm sehr nötig hatten.

Weiter unten war uns dann noch eine vergnügliche Abfahrt beschert. Um 10 Uhr waren wir wieder beim Zelt angelangt, wo Stolberg uns nicht nur mit einigen Salutschüssen begrüßte, sondern auch mit Tee erwartete. Die Grönländer kommentierten unsere Steigeisen und unsere Leistungen in ihrer uns unverständlichen Sprache; es stellte sich später heraus, daß sie, weil sie uns — aus guten Gründen — auf dem Pseudogipfel nie hatten erscheinen sehen, nach Godthaab den Bericht gebracht hatten, wir seien überhaupt nicht hinaufgekommen. Aber vorderhand waren wir noch nicht in Godthaab. Die Nacht lag über dem Fjord, die

Nebel trieben herein und ein zunehmender Wind blies uns entgegen und wühlte wachsende Wellen auf. Statt des Eispickels hatte ich nun wieder stundenlang die Steuerpinne in der Hand zu halten und durch das Dunkel nach Landmarken zu spähen. Unsere sechs Grönländer hatten ein böses Stück Arbeit, umso mehr als ihnen nun auch der starke Strom der steigenden Flut entgegen war. Nachts 2 Uhr waren wir endlich zu Hause.

In Godthaab wollte man uns nicht recht glauben, daß wir den Gipfel erreicht hätten. „Das sei erstens unmöglich, und dann sehe man ja keinen Steinmann.“ Natürlich war mein Steinmännchen auf diese Entfernung für böswillige Leute nicht zu sehen! „Aber das Wort ehrlicher und bergkundiger Leute ist doch mehr als ein Steinmann?“ „Nun ja; wenn wir also auf den Hjortetakken hinaufgekommen seien, so möchten wir es aber doch auch mit dem Sadlen probieren; der sei nämlich ganz unersteiglich.“

Ursprünglich hatten wir es, mit Rücksicht auf unsere übrige Arbeit, mit dem Hjortetakken bewenden lassen wollen. Aber nachdem wir so herausgefordert waren, ließ uns dieser Sadlen nicht mehr schlafen.

Also „auf nach dem Sadlen!“ Das war schon eine umständlichere Geschichte. Denn die Sadleninsel, von den Eskimos Sermitsiak, „der ziemlich große Gletscher“, benannt, liegt sechs Ruderstunden östlich von Godthaab. Wir fuhren zu einer ersten Rekognosierung am 30. April abends ab. Da ich mit dem üblichen Eigensinn durchsetzte, daß unterwegs noch mit dem Tiefenwasserschöpfer gearbeitet werde, kamen wir erst nachts um 1 Uhr zu Schlafversuchen; über den Versuchszustand gelangten wir in dieser ersten kalten Zeitnacht nicht wesentlich hinaus. Am Morgen kam zuerst wieder die unvermeidliche Pilotballonverfolgung an die Reihe, und dann brachen wir zu Land in der Richtung des noch fernen Sadlen auf. Wir bekamen einen schönen Blick in den Eingang des wilden Korokfjords. Um Mittag fanden wir uns aber erst hoch über einem Tal, das uns vom Sadlenmassiv trennte, und das in unserem Zeitbudget nicht vorgesehen war. Baebler und ich wollten trotzdem versuchen, wie weit man noch kommen könne. Unterdessen sollte Stolberg zurückkehren, das Zeltlager aufheben und unser Boot um das Nordwestvorgebirge herum in die nähere, eigentliche Sadlenbucht bringen, in die das unerwartete Tal zu unsern Füßen mündete, und nach der wir, wie wir jetzt sahen, besser schon von Anfang an gefahren wären. Wir beide mußten Stolberg bei allem, was uns heilig und teuer war, versichern, uns spätestens um 8 Uhr in der Bucht am Meer unten einzufinden.

Unter diesen Umständen war natürlich an den Gipfel selbst nicht zu denken. Wir begannen aber doch ein Wettrennen, strebten längs des steilen diesseitiger Hanges des Tales gegen eine tiefer liegende Wasserscheide zwischen Godthaab- und Korokfjord, die mit flachem Rücken und jähnen Wänden, wie eine Mauer, das Tal überbrückte, eine Art des Talschlusses, wie ich sie in den Alpen nie, wohl aber in Norwegen, in der Gegend des Jostedals, schon gesehen habe. Wir konnten aber morphologische Eindrücke nur im Vorübergehen pfücken; denn zugleich mit uns stieg das Nebelmeer, das vom Meer herangekrochen war, und drohte uns zu überholen. Wir kletterten noch ein Stück in die Höhe, bis Baebler ein Gletscherfloh-Dorado fand, von dem er sich nicht mehr trennen konnte; ich stieg noch hundert Meter höher, bis ich die entscheidenden Partien des noch übrigen Weges auf die Sadlenspitze übersehen und die Besteigung als möglich, wenn auch an einzelnen Stellen vielleicht heikel feststellen konnte. Mit dieser erfreulichen Botschaft kletterte ich zu Baebler zurück und beschwor ihn, nun an unser Stolberg abgelegtes Gelübde zu denken. Dem Instinkte folgend und unsern Erinnerungen an den Anblick, den wir am Morgen von der gegenüberliegenden

Talseite gehabt hatten, kletterten wir in den Nebel hinab und kamen an einem kleinen grasgrünen Quellgletscher vorbei schließlich noch fünf Minuten vor der Zeit wohlbehalten zur Bucht hinab. Aber da war kein Stolberg und kein Boot zu finden. Hungrig und im Gefühl unserer moralischen Überlegenheit stapften wir am Ufer auf dem an dem steilen Strand angeklebten Eisfuß durch hohen Schnee in der Richtung weiter, aus der sie kommen sollten. Als wir endlich zusammentrafen, war es gar nicht so einfach, vom hohen Eisfuß in das schaukelnde Boot zu gelangen; es mußte auf gut Glück ein Sprung hinab gewagt werden, der uns beiden in der Hauptsache auch gelang.

Ein fjordauswärtswehender Ostwind setzte ein; nun konnten wir das Rudern bleiben lassen, unsere zwei Masten aufpflanzen und Segel setzen. Das paßte unsren Grönländern großartig, der Weltordnung, der in Grönland das Rudern müssen zugrunde liegt, ein Schnippchen zu schlagen, und nun in rauschender Fahrt und dreimal kürzerer Zeit den Rückweg zu machen.

Eigentlich hätten wir auf dieser Rückfahrt noch die früher angefangenen Lotungen zu Ende führen sollen. Aber daran wagte ich nicht zu tippen. Wer wußte, wie lange der Segelwind anhalten würde? Ich glaube, wäre ich mit dem Vorschlag gekommen, die Segelfahrt für die Lotung zu unterbrechen, meine lieben Begleiter, unterstützt von den Grönländern, hätten mich wie weiland den bornierten Jonas unverzüglich den Walfischen zum Fraße hinausgeworfen.

Bei der Ankunft in dem Hafen imponierte uns unser grönländischer Steuermann Frederic Heilmann — die Grönländer empfingen oft Namen durch die Missionare — durch ein glänzendes Segelmanöver. Der Wind stand direkt auf den Landungsplatz zu, und da die Bauart des Bootes nur ein beschränktes Lavieren erlaubte, hatten wir uns schon lang gefragt, wie die Grönländer sich wohl helfen würden. Aber nur 5 m vom Ufer: ein Kommando, die Segel fielen auf einen Schlag hinunter, und mit einer scharfen Wendung des Steuern stand das Boot an der Landungsbrücke still. — Uns war es nicht sehr angenehm, nach unsren Sadlen-Erfolgen gefragt zu werden. Da half es nichts, daß wir wahrheitsgemäß erklärt, wir haben uns die Situation erst einmal ansehen wollen. Wir bekamen das bekannte feine Lächeln zu sehen und zu fühlen: „Ja, ja, das kennt man — Trauben zu hoch“. Dabei durfte es nicht bleiben.

Früh morgens drei Uhr am 10. Mai waren Baebler und ich im Boot wieder unterwegs nach der Sadleninsel. Dichter Nebel lag auf dem Fjord. Den unvermeidlichen Pilotballon hatten wir gefüllt mitgenommen mitsamt dem Theodoliten-gestell, in der Hoffnung, daß der Nebel vor dem Anstieg weichen werde. Um nicht Zeit zu verlieren, hatten wir darauf verzichtet, unsere Morgensuppe noch an Land zu kochen; wir wollten es unterwegs im Boot besorgen. Dabei stellte sich heraus, daß wir viel zu wenig Wasser mitgenommen hatten. Aber schließlich konnte man Meerwasser dazu nehmen; Salz gehört ja sowieso in die Suppe. Das war dann auch merklich drin, und zwar so deutlich, daß selbst die stoischen Grönländer darob Grimassen schnitten.

Merkwürdig und zugleich ganz unheimlich war es zu sehen, wie die Wasseroberfläche in starken, unruhigen, kurzen Wellen sich bewegte, trotzdem sich kein Lüftchen regte. Die starke Ebbe und Flut erzeugt in diesen tiefen und langen Fjorden heftige Gezeitenströmungen, die gerade in jener Gegend, wo der Hauptarm des Fjords sich mit dem Korokfjord vereinigt, sich treffen und das Wasser zuzeiten so sehr aufregen.

Merkwürdig war es auch, mit welcher Sicherheit die Grönländer in diesem Nebel drauflos ruderten. Nach dem Kompaß und der dänischen Seekarte, und später nach der einen Augenblick durch den Nebel scheinenden Sonne kannte

ich ungefähr die Richtung und zeigte sie den Ruderern. Diese sagten zwar ergeben „áp“ (ja), hielten aber hartnäckig etwas links davon, was sich auch als zutreffend erwies, als nun der Nebel endlich zerfloß und hoch über dem Fjord die charakteristische Kontur des Sadlengipfels vor uns erscheinen ließ. Dieser Anblick drängt geradezu einen Vergleich mit der Dent du Midi auf, wie sie scharf und wuchtig den Genfersee abschließt. Die von uns ins Auge gefaßte Nordwestspitze, die als der eigentliche „unersteigliche“ Sadlengipfel gilt, entspricht genau der Cime de l'Est; die entferntere südöstliche Spitze ist vielleicht einige Meter höher, aber jedenfalls leichter zu besteigen.

In der Sadlenbucht angekommen, spülten wir zuerst unsere scheußliche Salzsuppe mit etwas Tee hinunter. Dann wurde das Theodolitgestell am Strande aufgestellt, dem Wasser etwas zu nahe, und dem kleinen Ballon, der während der langen Fahrt hinten am Boot, an einen langen Faden angebunden, seine Kapriolen gemacht hatte, die Freiheit gegeben. Wie ein Meteor glänzte er am tiefblauen Himmel, als ihn nun in der Höhe die Sonnenstrahlen trafen. Seine Verfolgung dauerte mehr als eine Stunde, während der uns einerseits die steigende Flut kalt, anderseits die Überlegung warm machte, wir hätten diese Stunde recht gut für den noch ungewissen Aufstieg verwenden können. Endlich in 9800 m Höhe tat der Ballon uns den Gefallen und platzte; wir verfolgten noch einen Augenblick seine fallende Hülle und konnten dann abmarschieren, nachdem wir den Eskimos mit allerlei Handbewegungen und grönlandischen Brocken bedeutet hatten, wir wollten auf die Spitze des Berges hinauf, „krakramut“. Nachdem wir die schon unsichern Eisbrücken des vom kleinen grünen Gletscher herfließenden Baches vorsichtig überschritten und ein sanft ansteigendes, breites, mit Bergsturzbrocken übersätes, hartgefrorenes Schneefeld leicht durchquert hatten, hielten wir auf die tiefe Furche, die sich nach links, am steilen Sadlenhang hinaufzog. Ursprünglich wollten wir in ihrem schneeverfüllten Grund hinaufsteigen, fanden es aber besser, ihrer fast schneefreien linken Felsenflanke zu folgen, die ein bequemes Klettern erlaubte. Hier oben in 400 m Höhe schien die Sonne warm an das Gestein und in einer Ritze blühten wahrhaftig schon ein paar verschämte Alpenpflanzen, eine Silene acaulis, und eine andere Art. Nach drei Stunden Steigens waren wir oben an der Furche angelangt, die sich zu einem karartigen Kessel erweitert hatte; unten in der Furche hatten wir eine Endmoräne, weiter oben, in Verbindung mit dem Kessel, einen Querriegel aus anstehendem Fels angetroffen. Über diesem Kessel lag in etwa 750 Meter Höhe eine flache Schulter mit hohem Schnee, die sich nach rechts zu einem isolierten, runden Vorgipfel, nach links zur Wand des linken Sadlengipfels hinzog. Zwischen dem Hauptkamm des Sadlen und des Vorgipfels war ein firnerfülltes, tiefes Hochtal eingesenkt, das an seinem Grund die Andeutung eines gefrorenen Sees und nach Süden einen in Fels geschliffenen, U-förmigen Ausgang mit nachfolgendem jähem Absturz zum Korokfjord zeigte. Wir überlegten uns hier noch einmal den Anstieg auf den eigentlichen Gipfel. Baebler meinte, wie ich schon bei der früheren Rekognosierung glaubte behaupten zu können, daß ein bestimmter Weg doch wohl sicher ans Ziel führen müsse, den unter  $40^\circ$  geneigten Gneisplatten nahe dem Kamm folgend. Wir überschritten die ebene Schulter und fanden auf dem andern Hang bald einen Einstieg. Über steile, jetzt schon aufgeweichte Schneehalden, die mit Strömen großer, wackelnder Blöcke wechselten, zuerst nach rechts ansteigend, fanden wir dann nach links, in der geraden Richtung auf den Gipfel zu, in einem mit Schnee und Eis erfüllten steilen Couloir den einzigen Weg, der in Betracht kommen konnte. Unter dem Eis hatte sich das Schmelzwasser einen Weg gegraben, tropfte auch reichlich von der Wand auf uns herab, und

wir mußten eine Weile recht auf unsere Tritte und auf das bröcklige Eis achten, um dem Wasser nicht auf seinem Weg über das Eis hinab oder drunter durch zu folgen. Links vom Couloir gewannen wir dann wieder die Felsen selbst. Baebler kletterte voran über glatte, steile Platten aus gutem Gneis, aber mit spärlichen Griffen, die auch für meine eher bescheidene Körperlänge leider meistens eine Hand breit zu weit entfernt waren. Ich schlug vor, das Seil zu brauchen. Wozu hatten wir es schließlich mit? Mein Begleiter, obschon wenig erfreut über den Aufenthalt, der ja sein Zusammensein mit den Gipfeltieren verkürzen mußte, war einverstanden. Wir brauchten es dann aber doch nicht mehr; denn bald wurde die Neigung geringer und die letzten hundert Meter über bröckligen, tief verwitterten Felsboden waren bald zurückgelegt. Ein Viertel vor 5 Uhr abends waren wir oben. Der Gipfelplatz ist recht klein und fällt nach Norden senkrecht zum Godthaabfjord hinunter; nach Südosten zieht sich ein langer, scharfer, vermischter Kamm zum zweiten Hauptgipfel. Östlich lehnt sich an diesen Kamm ein tieferes, weites Gletschergebiet.

Und jetzt den Steinmann für die Ungläubigen in Godthaab! Ich machte mich zunächst allein an die Zyklopenarbeit. Baebler von seinen Wirbellosen, die bei der tiefen Sonne leider schon nicht mehr recht zu parieren schienen, wegzuwerfen, erschien mir fast ebenso lebensgefährlich, wie die eine Hand breit neben dem Steinmann abstürzende Sadlenwand außer acht zu lassen. Er gab aber doch schließlich noch seinen kräftigen Segen in Gestalt einiger gewichtiger Schlüßsteine, die der Statik des Gebäudes sehr nützlich waren. Im Innern verwahrten wir eine gut verschlossene Flasche mit unsren Visitkarten — wo soll man sonst in Grönland seine Karten abgeben? — und einem entsprechenden Vermerk über die Erstbesteigung.

Bevor wir wieder hinabstiegen, betrachteten wir noch einmal das weite niedrige Felsengebiet jenseits des Godthaabfjords, „Nordland“ genannt, ein Gebiet für die Rentierjäger. In seiner scheinbar so unregelmäßigen, buckligen Oberfläche entdeckten wir seltsam nordsüdlafende, gerade Furchen, als Wasserlauf nach den jetzigen Verhältnissen nicht zu verstehen, jedenfalls eine schwer zu deutende Erscheinung, wie so manches in der Oberflächengestaltung dieses Landes.

Der Abstieg bis zur Schulter des Berges ging gut vor sich. Wir merkten aber erst jetzt, daß wir glücklich beim Aufstieg wohl den einzigen gangbaren Weg gewählt hatten; etwas mehr links oder rechts ging es nicht mehr.

Um so unerquicklicher war der weitere Abstieg; der tiefe Schnee war jetzt zum größten Teil aufgeweicht, gerade so, daß die Oberfläche bei dem einen Schritt trug, bei dem folgenden uns aber bis an die Hüften versinken ließ, so daß man sich manchmal fast das Bein ausreißen konnte, um wieder herauszukommen. Wir versicherten uns gegenseitig, noch nie, wirklich gar nie, seitdem wir Schnee und Berge kannten, sei uns ein so außerordentlich miserabler Schnee vorgekommen. Leider hatten wir die Schneereifen diesmal nicht mitgenommen. Ab und zu setzten wir uns auf einen Block und schimpften über den Schnee in allen Wendungen, deren wir gerade habhaft wurden. Dem Schnee machte es keinen Eindruck, aber uns erleichterte es sichtlich. Zu guter Letzt fiel Baebler in ein heimtückisches Schmelzloch und verrenkte sich die Hand. Verrenktes und Gebrochenes ist mir antipathisch; ich überlasse das Operieren lieber andern. Nun aber war nicht lang zu ästhetisieren. Eins, zwei, drei, kommandierte Baebler sehr sachlich; ich zog, was ich konnte — und es klappte wieder.

Die Grönländer beim Boot sahen uns mit Befriedigung zurückkehren. Bis wir aber am andern Morgen um 3 Uhr wieder in Godthaab angelangt waren, hatten wir noch ein paar mehr feuchte als fröhliche Stunden in unsren nassen, ge-

frierenden Kleidern über uns ergehen zu lassen. Die Grönländer bekamen doch wenigstens warm vom Rudern und vertrieben sich die Zeit mit Psalmensingen.

Die Kunde von der Besteigung des Sadlen verbreitete sich rasch in der kleinen Kolonie. Schon am Morgen um 9 Uhr, als wir noch auf dem Boden unserer Dachkammer, im Hause des Inspektors, in unsern Schlafsäcken schnarchten, überbrachte uns der dänische Augenarzt Dr. Normann Hansen einen Glückwunsch „im Namen ganz Godthaabs“, zugleich mit einer deutsch abgefaßten, pompösen Siegeshymne, die den Lesern nicht vorenthalten sei:

Godthaab, zum 11. Mai 1909.

Also hebt sich, jungfräulich unberührt,  
Die kühne Feisenspitz' aus Morgennebeln,  
Die ersten Sonnenstrahlen zu empfangen  
In ewigem, unbesiegbarem Stolz!  
Doch sieh! Aus dieses Morgens Nebelschleier,  
Zum erstenmal besiegt,  
Wie eine junge Braut erhebt sie sich,  
Vom ersten Sonnenstrahl beleuchtet,  
Ihrem Besieger  
Glückselig entgegenlächelnd!

Wir nahmen die Huldigung blinzelnd und schlaftrunken entgegen; sie war übrigens wohl nur mit halbem Herzen entgegengebracht. Den Tag über hatten sie ja schon triumphiert, daß kein Steinmann sichtbar werde, und als dann am Abend Stolberg ihn doch durchs Fernrohr entdeckte, und auch die Skeptiker ihm Recht geben mußten, fanden sie es eigentlich nicht nett, daß wir uns ihrem heiligen Sadlen gegenüber diese Freiheit herausgenommen hatten.

AUF SCHNEESCHUHEN  
IN NORDGRÖNLAND ■  
VON A. DE QUERVAIN

jenes Riesengletschers, unter dessen Leichtentuch das ganze Innere Grönlands begraben liegt.

Es war am Abend des 24. Juli. Wir hatten von der Küste des dänischen Nordgrönlands aus vor drei Wochen die mühsame Wanderung auf das Inlandeis mit unsern beiden Nansenschlitten angetreten und waren durch Schmelzwassergräben, Eislöcher und über ungezählte Spalten weg glücklich bis hierher gelangt, 60 km vom Eisrand, in der Luftlinie gemessen. Was wir in Wirklichkeit kreuz und quer zurückgelegt hatten, das war wohl viel mehr als das Doppelte.

Diesen letzten Zeltplatz hatten wir grönäandisch „Ajungilak“ (es geht gut) genannt; aber was half es, daß die Schlitten nun endlich auf dem gefrorenen und sanft nach Osten ansteigenden Firn gut liefen, die Spalten endlich aufgehört hatten? Die Zeit zum Vorwärtsgehen war abgelaufen, der Proviant war zu knapp. Nur ein Vorstoß mit Schneeschuhen konnte noch helfen, unsere Aufgabe ganz zu erfüllen, festzustellen, wie weit ins Innere noch irgendwelche Unebenheiten reichten.

Abends 9 Uhr zogen Baebler und ich mit schweren Rucksäcken ab, über ziemlich verharschten Schnee von Anfang an gegen einen starken Ostwind kämpfend. Stolberg, der für die Fahrt im Augenblick nicht disponiert genug schien, blieb im Zelt, und konnte so die sehr wünschenswerten Vergleichsmessungen machen. Das Alleinbleiben war übrigens unter solchen Umständen keine kleinere Leistung, als das Mitkommen. Was nun, wenn wir binnen der verabredeten 48 Stunden nicht zurückkehrten? — —

Die tief am Nordhorizont stehende Sonne warf unsere Schatten gespenstisch weit über den rauhen Firn. Links von uns lief parallel zu unserm Weg ein höherer Eisrücken, den wir Nordhügel nannten; einige Schneedünen auf seiner Höhe erlaubten uns, unser Vorrücken abzuschätzen. Sonst wuchs um uns eine einförmige, weiße, nach Osten schwach ansteigende Fläche, auf der die kleinste Unebenheit ein Ereignis bedeutete. Nur hinter uns, ganz fern am Westhorizont, tauchte noch ein schwarzer Punkt auf; es waren die Gipfel des höchsten Randberges, des Ainuk; auf ihn richteten wir unsren Peilkompaß, bis auch dieser Richtpunkt verschwand. Voraus lag am Horizont ein unregelmäßiges Etwas, das nicht näher kommen wollte. Die Stunden verrannen; die Sonne stieg langsam im Nordosten höher. Das Eis hob sich stärker, der Horizont vor uns rückte näher, und da zeichneten sich links vor uns ein paar gewaltige Schneehügel. Sollten wir wohl die halbe Stunde an den Umweg setzen und hinauffahren? Es müßte einen guten Überblick geben. Noch berieten wir im Vorwärtsfahren über diese Hügel — da stolperten wir auch schon darüber: es waren nur einige ein paar Meter hohe Dünen! (So täuschen dort die Entfernung; oft freilich auch in entgegengesetztem Sinn!) — Aber hinter jenen Dünen gähnte ein Abgrund im Eis; da war die Schneedecke einer riesigen Spalte eingestürzt, die sich unabsehbar weit nach Norden und Süden zog.

Dieser gähnende Schlund, dessen Wände klares Eis und weißen Firn in regelmäßiger Jahresschichtung zeigten, wirkte inmitten der sonst so einförmigen Ebene überraschend, ja fast beklemmend. Er öffnete sich wie ein Grab, bereit, die schweigend aufzunehmen, die töricht in die nie betretenen Gefilde des eisigen Todes als Störenfriede eindrangen.

Es galt nun, den 20 m breiten Schlund links oder rechts auf der Schneibrücke zu überschreiten; sonst fand unser Vorstoß hier ein Ende. Aber wir hatten kein Seil mitgenommen, weil wir dergleichen Hindernisse nicht mehr erwarteten. Die Brücke war nach der Mitte zu ziemlich eingesenkt und durch zwei ganz schmale Risse von den Ufern getrennt. Ich war zufällig etwas voran und Baebler schien gespannt zu sein, was ich tun werde. So ließ ich denn die Schier gleiten, meinerseits ebenso gespannt auf das Verhalten der Schneibrücke; diese aber war loyal. Doch stellte ich die Loyalität nicht auf eine längere Probe, sondern half mir mit ein paar — wie ich zugeben muß — ziemlich hastigen Stößen jenseits wieder ans sichere Ufer. Über das in kurzen Abständen folgende Dutzend Spalten, die ebenso mächtig wie die erste und unabsehbar weit von Nord nach Süd ließen, fuhren wir immer unbekümmerter hinweg.

In der Höhe der Spalten hatte der Eisabhang aufgehört und eine neue unabsehbare Ebene lag vor uns; fern am Osthorizont zeichnete sich als einziger Anhaltspunkt wieder die Spur einer Unregelmäßigkeit. Darauf hielten wir zu: Links, rechts, links rechts ... die Bretter schiebend, scheinbar mit der Unendlichkeit um die Wette laufend, während die Sonne langsam, langsam höher steigend uns umkreiste.

Und noch ein stärkerer Anstieg, und noch eine Schar von Riesenspalten, mit Schründen, die von weißen Schneehügeln begleitet waren, — und dann noch eine kleine Unendlichkeit, noch ein Anstieg, da stand die Sonne im Mittag; hier mußte ich die astronomische Breite messen, und das sollte unser Endpunkt sein. Im scharfen Ostwind flatterten bald an den Schistöcken das weiße Kreuz im roten Feld und der Berner Bär. Einen so weiten Vorstoß in das Reich seines weißen Veters hatte dieser braune Geselle noch nie gemacht.

Das Inlandeis erreichte hier eine Seehöhe von 1700 m. Nach Osten hin ging der Anstieg, soweit man sehen konnte, in ähnlicher Weise weiter. Ich machte mit dem mitgebrachten Sextanten eine astronomische Breitenbestimmung; dann

legten wir uns ein paar Stunden zum Schlafen auf die Bretter. In steter Besorgnis, die folgende Beobachtungszeit zu verpassen, wachte ich trotz der Müdigkeit alle halben Stunden auf und sah nach dem Stand des Chronometers. Es folgte eine Anzahl Sonnenbeobachtungen zur Längenbestimmung. Einen letzten Blick warfen wir über den ganzen Eishorizont; am längsten blieb er im Osten haften. Jetzt, wo wir freie Bahn hatten, wo wir uns so stark und unternehmungsfreudig fühlten, umkehren zu müssen! Bitter! bitter! — Wir werden wiederkommen!! Wir wandten uns, fuhren den Abend und die Nacht hindurch. Der Wind hatte die Spuren des Hinwegs schon völlig verwischt; ich benutzte fleißig den Kompaß, und so kamen wir am folgenden Morgen früh doch glücklich wieder beim Zelt an, der unverwüstliche Baebler, den die Tur weniger angestrengt hatte, mir etwas voraus, um „das Essen zu bestellen“. Es war uns eine Erleichterung, als unsere Augen zum erstenmal wieder dies kleine graue Nichts mit dem roten Pünktchen — der Schweizerflagge, die uns grüßen sollte — durchs Glas vor uns entdeckten. Es ist mir noch wohl erinnerlich, daß ich mich damals fragte, wie sich wohl das Straßburger Münster ausnehmen würde, wenn man es in diese Umgebung hineinstellte; wie weit es den Raum beherrschen, wie bald es von dieser Unendlichkeit auf ein Spielzeug, dann auch auf einen Punkt reduziert sein würde. —

Die Berechnung zeigte später, daß wir den Hundertkilometerpunkt, vom Eisrand aus in der Luftlinie gerechnet, etwas überschritten und auf diesem Vorstoß vom 24. bis 26. Juli hin und zurück etwa 85 km zurückgelegt hatten. Im Augenblick, als wir zurückkamen, mochte ich freilich nicht mehr zur Logarithmentafel greifen; ich für meinen Teil war recht müde; auch hatte der Rucksack mit den schweren astronomischen Instrumenten meine „russische“ Schulter — ich hatte sie vor vielen Jahren bei Moskau auf Schlittenfahrten beschädigt — wieder so gefühlvoll gestimmt, daß ich zuletzt meine Bürde alle tausend Meter hatte niederliegen müssen. Und dann der Durst! Wir konnten das Sieden des Tees nicht abwarten — nur Wasser! Dann legten wir uns zur Ruhe, ohne zuerst die Luftkissen der Schlafsäcke nachzusehen, und träumten von einer Durchquerung Nordgrönlands!

---

AUS DEM ZENTRALEN KAUKASUS. VON  
DR. WALTHER FISCHER, DR. GUSTAV KUH-  
FAHL UND OSCAR SCHUSTER □ □

I. DURCHS LAND DER OSSETEN  
VON DR. GUSTAV KUHFAHL

Wenn man die Eindrücke und Erinnerungen einer fünf- bis sechswöchigen Kaukasusexpedition mit denen vergleicht, die bei ähnlichen Unternehmungen in den europäischen Alpen gewonnen werden, so läßt sich unschwer erkennen, daß die vergletscherten Regionen des Kaukasus für den Kenner der alpinen Hochgebirgslandschaft keine allzugroßen Geheimnisse bergen. Die ähnliche Durchschnittshöhe beider Gebirgsmassen, ihre Lage auf benachbarten Breitengraden, sowie ihr gleiches Verhältnis zu weitgedehnten Kontinenten und Meeresflächen bringt es ohne weiteres mit sich, daß die bekannten Erscheinungen der europäischen Gletscherwelt sich mit allen charakteristischen Einzelheiten auch an den asiatischen Hochgipfeln vorfinden, daß die Witterungsverhältnisse einander gleichen, und daß nebenbei auch die Pflanzen- und die Tierwelt der Hochregionen im allgemeinen dieselben Vertreter aufweisen, wie sie in den Hochalpen heimisch sind oder doch vor dem Überhandnehmen menschlicher Kultur dort zu treffen waren. Der geübte Bergsteiger begegnet beim Vordringen nach den kaukasischen Höhen also auch gewohnten Schwierigkeiten; er sieht sich auf Fels und Firn den gleichen Gesteinsformationen und Gletscherbildungen, denselben Gefahren von Steinfall oder Lawinen, Nebel oder Blitzschlag gegenüber und muß die Einflüsse von Hitze und Kälte sowie die dünne Luft mit ihrer augentäuschenden Klarheit u. a. m. in Betracht ziehen.

Absonderliche und eigenartige Eindrücke dagegen gewinnt der europäische Besucher des Kaukasus in den tieferen Gebirgslagen, sei es, daß diese mit ihren Schluchten und Wäldern, ihren wilden Gewässern und ihrem Getier noch in dem natürlichen Urzustande zu treffen sind, den unsere Alpentäler nirgends mehr aufweisen, sei es, daß sie den Stempel einer menschlichen Kultur tragen, die uns Westeuropäern ihrer Art und ihrem Grade nach durchaus fremdartig vorkommt. In den niederen Gebirgsgegenden, wo der Alpenbesucher stets auf ausgebauten Verkehrswegen aller Art in völliger Sicherheit und Bequemlichkeit reisen kann, dort sieht sich der Kaukasuswanderer bereits für Fortkommen, Unterkunft und Verpflegung fast vollständig auf sich selbst angewiesen. In wohlvorbereiteter umständlicher Weise muß aller Lebensbedarf samt der bergsteigerischen Ausrüstung auf Tragtieren mitgeführt und sorgfältig gehütet werden. Bei der Unsicherheit vereinzelter Bezirke wird man auch einige Schußwaffen sichtbar tragen, zumal die Eingeborenen gewöhnt sind, selbst die russischen Verwaltungsbeamten, die Ortsvorstände und andere Respektspersonen stets in voller Bewaffnung zu sehen.

Wenn anderwärts mit der Beendigung einer Hochtur oder eines Talmarsches die Zeit der Erholung und Körperpflege gekommen ist, so beginnt bei kaukasischen Bergfahrten erst noch eine Menge ermüdender Kleinarbeit beim Abladen und Versorgen der Tiere, beim Aufschlagen der Zelte, bei der Bereitung des Essens und bei der Vorsorge für den kommenden Tag. An sonnigen, regenlosen Tagen gewinnt solch Zigeunerleben zwar einen gewissen Reiz, dieser schwindet aber

bereits nach wenigen Wiederholungen und wandelt sich ins Gegenteil, wenn Regen und Kälte selbst das poetischste Gemüt enttäuschen. Auch die eigentliche Nachtruhe im dünnen Flanellschlafsack und auf hartem, steinigen Boden läßt noch viel von den bescheidenen Bequemlichkeiten vermissen, die der Alpinist auf den Matratzen- und Heulagern unserer Schutzhütten findet.

Die Eigenheiten des Karawanen- und Lagerlebens führen deshalb stets zu besonderer Kraftvergeudung und Zeitverschwendug, so daß sie auf das körperliche Wohlergehen und damit auch auf das Gelingen der eigentlichen Hochturen einen erheblichen Einfluß ausüben; sie müssen also sowohl bei der Planung, wie bei der Beurteilung kaukasischer Bergfahrten stets als besonders erschwerender Umstand mit in Rechnung gezogen werden.

Zu dem Gesamtbilde einer Expedition gehören schließlich auch die vielen fremdartigen Eindrücke, die sich dem Kaukasusbewohner im Bereiche der menschlichen Niederlassungen auf Schritt und Tritt aufdrängen; den beiden Hauptberichten meiner Gefährten Oscar Schuster und Dr. Fischer über die hochtouristischen Unternehmungen im Gebiete des Midagrawin-Gletschers und des Adai-Chochs möge deshalb hier eine kurze Erläuterung unserer Absichten und eine Schilderung von unserem Zuge durchs Land der Osseten vorausgehen. —

Wir drei Dresdner hatten uns zu dem Unternehmen entschlossen, nachdem die Beteiligung eines sprachkundigen Gefährten, des Dozenten der Universität Riga, Viktor von Friedrichs, den zweifelhaften Verkehr mit bezahlten Dolmetschern überflüssig machte und uns die Gewähr zu bieten schien, daß wir unter den ungewohnten russischen Verhältnissen rasch und sicher vorwärtskommen und nicht allzusehr überteuert würden. Bedrohliche Nachrichten über die Ausbreitung der Cholera in Rußland brachten zwar den ganzen Plan in letzter Stunde beinahe zum Scheitern, denn wir konnten die Fahrt erst antreten, nachdem wir uns versichert hatten, daß auf der Hin- und Rückreise voraussichtlich kein Aufenthalt durch Quarantäne-Maßregeln entstehen würde. Vorher unterzogen wir uns übrigens noch beim Berliner Institut für Seuchenkrankheiten einer Schutzimpfung gegen Cholera.

Für die allgemeine Gestaltung unseres Reiseplanes fiel zunächst der Umstand ins Gewicht, daß mehreren Teilnehmern nur eine bestimmt bemessene Urlaubsfrist zur Verfügung stand, und daß außergewöhnlich hohe Reisekosten vermieden werden sollten. Infolgedessen richteten wir unser Augenmerk ausschließlich auf die Nordseite des Gebirges, die von Deutschland aus auf dem Landwege ziemlich rasch zu erreichen ist. Wir wollten versuchen, im westlichen Teile der Kasbekgruppe, in der anschließenden Tepligruppe oder im Bereich des Adai-Chochs einige noch unbetretene Hochgipfel zu ersteigen. Als Ausgangspunkt sollte die Gouvernementstadt des Terekgebietes, Wladikawcas, dienen.

Die vielseitigen Vorbereitungen für die Expedition hatten wir derartig unter uns verteilt, daß Dr. Fischer die Besorgung der Proviantfrage übernahm und schon daheim genaue Listen nach Art und Menge der nötigen Einkäufe aufstellte; Oscar Schuster brachte aus seinem Besitz das gesamte Lagergerät an Zelten, Kochzeug, Packsäcken sowie die bergsteigerische Reserveausrüstung mit und übernahm das eingehende Studium der einschlagenden Literatur, während mir die Beschaffung der photographischen Ausrüstung zufiel.

Herr von Friedrichs vermittelte bei den russischen Behörden die Überlassung von Geleitbriefen und militärischen Karten.

Nach fünftägiger, beinahe ununterbrochener Schnellzugsfahrt, auf der wir in Dünaburg (Dwinsk) verabredungsgemäß mit unserem Rigaer Gefährten zusammentrafen, langten wir am 14. Juli nachmittags in Wladikawcas an. Inmitten des bunten interessanten Straßenverkehrs wickelte sich sofort eine unserer wichtigsten

Aufgaben, der Einkauf von Proviant für 40 Tage, sehr rasch und befriedigend ab, weil die Stadt eine große Zahl gut ausgestatteter Läden besitzt, in denen fast alles Wünschenswerte in brauchbarer Qualität zu haben ist.

Vergeblich fragten wir nur nach Maggiprodukten oder ähnlich zubereitetem Suppen- und Gemüseproviant, ebenso fehlt, wie wir bereits daheim in Erfahrung gebracht hatten, jedwede Art von Fleischkonserven. Da unser russischer Gefährte, der aus dem Seehafen Riga einen größeren Posten mitbringen sollte, diese Besorgung leider unterlassen hatte, so mußten wir uns im Gebirge oft viele Tage hintereinander ohne jede Fleischkost behelfen.

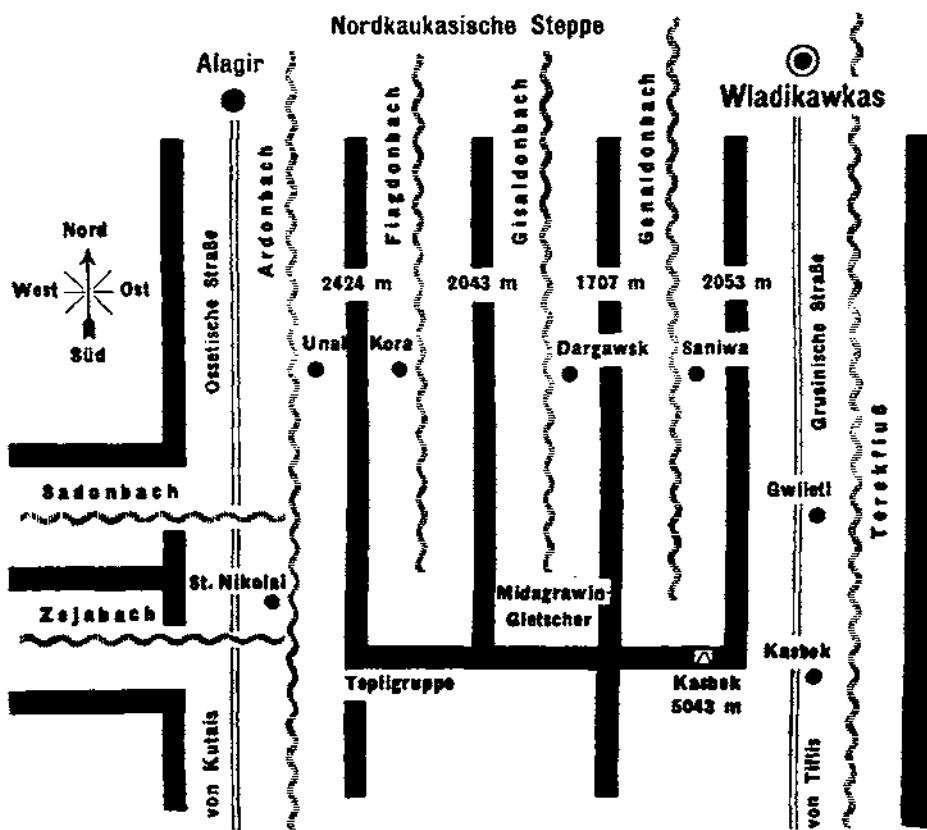
Die vergebliche Suche nach Packpferden kostete obendrein 4—5 wertvolle sonnige Tage, an denen wir drei Dresdner als Sprachunkundige recht untätig zum Warten verurteilt waren. Die Mitnahme eigener Tragtiere für die ganze Dauer der Expedition erschien uns nach den Erfahrungen aller früheren Kaukasusreisenden äußerst ratsam; man wird dadurch dem Ärger über die Unpünktlichkeit und Unverschämtheit der Eingeborenen enthoben, mit dem man sonst beim Mieten von Packpferden täglich aufs neue zu rechnen hat. Die Maßregel erfüllt natürlich nur dann wirklich ihren Zweck, wenn der Reiseweg schwere, vergletscherte Pässe vermeidet und längere Talmärsche mit häufigerem Ortswechsel in Aussicht nimmt. Da sich in der großen Stadt Wladikawkas angeblich keine Bergpferde aufzutreiben ließen, so verluden wir auf Veranlassung unseres russischen Gefährten die 300 kg Gepäck zunächst auf einen Lastwagen und fuhren selbst alle vier mit einer Troika fast eine Tagereise weit auf der Grusinischen Heerstraße hinauf, um in Gwileti und anderen kleinen Dörfern mit gleichem negativen Ergebnisse nach Pferden zu fragen. Die Sache endete schließlich damit, daß wir in Stepanzminda, einem Dorfe bei der Regierungsstation Kasbek, fünf Lastesel zu einem erschreckend hohen Preise kauften und gleichzeitig zwei Grusinier als Treiber und Diener mitnahmen. Nach diesen Erfahrungen und nach unseren späteren Erkundigungen bei der Heimreise wären wir höchstwahrscheinlich schneller und billiger zum Ziele gelangt, wenn wir in Wladikawkas einen der sprachkundigen Kommissionäre zu Hilfe genommen und ihm freiwillig oder unfreiwillig seinen Anteil am Geschäft bezahlt hätten; in dem kleinen Bergneste dagegen mußten wir die fehlerhaften Tiere samt dem zerlumpten Sattelzeug ohne Auswahl und um jeden Preis nehmen, wenn wir überhaupt weiterkommen wollten, denn die schlauen Grusinier hatten unsere Zwangslage natürlich sofort erkannt.

So war der Morgen des 19. Juli herbeigekommen, bis die Karawane im kleinen, mauerumgebenen Hofe der Station Gwileti endlich marschbereit stand. Bevor wir jedoch von dort aus den eigentlichen Gang ins Gebirge beginnen konnten, mußten wir erst wieder auf der Grusinischen Straße 17 Werst gegen Wladikawkas rückwärts ziehen, um an den vorgenommenen Reiseweg zu gelangen. Trübseliges Regenwetter und eine unsägliche Plagerei mit dem Gepäck, das infolge der kläglichen Beschaffenheit des Sattelzeuges immer abwechselnd im Straßenschmutz lag, lehrten uns gleich hier die Wahrheit des Merzbacherschen Wortes erkennen, daß auf Kaukasusfahrten Geduld, Geduld und nochmals Geduld eine der Hauptanforderungen sei. Kurz vor der malerischen Kosakenfeste Dscherachowski, wo der kleine Sorgombach in den Terek fällt, hielten wir Mittagsrast, um nunmehr die Heerstraße samt den letzten Ausläufern der Kultur zu verlassen und westwärts in die Berge zu ziehen.

An russischen Karten führten wir die im Handel käufliche sogenannte Fünf-Werst-karte sowie ein paar Dutzend Geheimblätter der sogenannten Ein-Werst-karte mit, die Herrn von Friedrichs durch das Petersburger Kriegsministerium in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt worden waren. Als handlicher

für den täglichen Gebrauch erwies sich für uns Deutsche jedoch die farbige Karte aus dem Merzbacherschen Kaukasuswerk, weil sie die Namen in lateinischer Schrift enthält und bei ihrem Maßstabe von 1:140 000 sehr übersichtlich und meist zuverlässig ist. Wir haben uns deshalb auch in diesem gemeinschaftlichen Berichte über unsere Expedition hinsichtlich der Höhenangaben, Ortsbezeichnungen und Schreibweise im großen und ganzen an dieses deutsche Vorbild gehalten.

Zur Veranschaulichung unseres Reiseweges mag den Lesern in Ermangelung einer geeigneten Spezialkarte die nachstehende schematische Skizze dienen, die mit dem gewöhnlichen Letternmaterial gesetzt worden ist.



Von kleineren Abzweigungen und Umwegen abgesehen haben wir in der Zeit zwischen dem 19. Juli und dem 1. August 1910 von der grusinischen Straße aus die Täler von vier nordkaukasischen Gletscherflüssen, des Genaldon, des Gisaldon, des Flagdon und des Ardon mit Überschreitung der eingezzeichneten Pässe gequert; dabei wurden kurze Marschquartiere in russischen Regierungsgebäuden von Gwileti, Saniwa, Dargawsk und St. Nikolai bezogen. Bei den neuen Hochtürmen im Gebiete des Midagrawin-Gletschers und des Zejatales stützten wir uns im wesentlichen auf das Standquartier unserer Zelte, während ein Teil des großen

Gepäcks inzwischen in Dargawsk und St. Nikolai eingestellt war. Für den Rückweg zur Eisenbahn nach Wladikawkas wurde die ossetische Straße bis Alagir und sodann die freie Steppe in der Richtung über Ardon und Archon benutzt. In der breiten, gut gepflegten und scharf bewachten grusinischen Heerstraße sowie in dem kleineren ossetischen Paßweg lernten wir übrigens gleich die beiden einzigen fahrbaren Übergänge kennen, die der Kaukasus auf seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung zwischen Kaspischem und Schwarzen Meere besitzt.

Das von unserer Karawane durchzogene Bergland zwischen jenen beiden Verkehrswegen wird von Osseten bewohnt. Die Gesamthevölkerung des Kaukasus setzt sich bekanntlich aus einer Unzahl von Stämmen zusammen, die seit Jahrtausenden unter dem steten Zuflusse der verschiedensten asiatischen und kleinasiatischen Einwanderer hier an den Toren Europas sesshaft geworden sind und sich nach und nach zu einem unentwirrbares Völkergemisch verschmolzen haben. Die neuere ethnographische Forschung bemüht sich zumeist vergeblich, über Ursprung und Geschichte dieser Bergvölker im einzelnen Licht zu verbreiten, und bei dem gänzlichen Mangel urkundlicher Nachweise oder sonstiger Kulturdenkmäler sowie bei der vielfachen Sprach- und Blutvermischung, die allerwärts durch Sklaverei, Weiberraub oder Nomadenleben stattgefunden hat, dürfte auch in Zukunft kaum eine durchgreifende wissenschaftliche Klärung zu erhoffen sein. Eine der wenigen Ausnahmen hiervon betrifft jedoch die Osseten und gerade dieses Volk ist es, das auch wegen seiner Abstammung das besondere Interesse der Westeuropäer beansprucht. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft und insbesondere nach den vergleichenden Sprachforschungen ist nämlich mit Sicherheit anzunehmen, daß die Osseten — im Gegensatz zu allen anderen kaukasischen Bergvölkern — dem indogermanischen Sprachstamme und zwar dessen iranischer Gruppe angehören. Wahrscheinlich sind sie bei der Völkerwanderung als einziger Rest germanischen Blutes hier im Süden Rußlands zurückgeblieben. Die Abgelegenheit ihrer Wohnsitze über dem schluchtenreichen Waldgürtel der nordkaukasischen Vorberge mag der Grund sein, daß sie dann von späteren Kriegsstürmen gleichfalls unberührt blieben und sich ihre Rasse und Eigenart ziemlich unverfälscht erhalten konnten.<sup>1)</sup>

Die Abhängigkeit von der russischen Herrschaftsgewalt, die seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besteht, scheint an den Verhältnissen zunächst auch wenig geändert zu haben, denn die russische Regierung hat sich um das innere Leben der Stämme, vornehmlich um Bildungs- oder Wirtschaftsfragen, noch wenig gekümmert. Die einzelnen Dörfer werden durch einheimische Starsschinas verwaltet, die den vornehmen Sippen entstammen. Da mancher von ihnen wahrscheinlich mit der Feder nicht allzu gewandt umgehen kann, so sind ihnen vielfach besondere Gemeindeschreiber zur Erledigung der Amtsgeschäfte beigegeben und in dieser Stellung fanden wir mehrmals russische Verbannte, die das Schicksal aus glänzender Lebensstellung in die kaukasische Weltabgeschiedenheit verschlagen hatte. Sowohl bei den Ortsvorständen wie bei der Bevölkerung selbst haben wir während unserer Märsche zumeist gastfreundliche Unterstützung gefunden und uns im allgemeinen auch völlig sicher gefühlt.

Der gesamte Kulturgrad der Osseten ist noch überaus niedrig und kommt vielleicht am deutlichsten in der untergeordneten Stellung zum Ausdruck, in der das Weib gehalten wird. Während der männliche Teil der Bevölkerung zu allen Tageszeiten schwatzend und gaffend an der Dorfgasse sitzt, fällt den Frauen die schwere Haus- und Feldarbeit fast ganz allein zu. Selten zeigen sie sich dem

<sup>1)</sup> Einen Überblick über die wissenschaftlichen Forschungen sowie eine Zusammenstellung der einschlagenden, ziemlich umfangreichen Literatur gibt Merzbacher im

ersten Band des Werkes „Aus den Hochregionen des Kaukasus“ auf Seite 196 ff.

Fremden; schlicht und ärmlich sind ihre Kattungewänder, und selbst bei Festlichkeiten fehlt ihnen jede Spur der farbenreichen Volkstrachten, mit denen die Frauen anderer Stämme sich zieren können. Dagegen tragen die Männer in Ossetien, genau wie die Mehrzahl der übrigen kaukasischen Völker, zu der charakteristischen Lammfellmütze und zu geschmeidigen, absatzlosen Reitstiefeln stets die kleidsame Tscherkeska, jenes kaftanartige Gewand, das etwa bis zu den Knien reicht und in allen möglichen Farben von hellgrau bis zu dunkelbraun und schwarz gefertigt wird. Aufgesteppte Stoffstreifen dienen auf beiden Seiten der Brust zur Unterbringung der Gewehrpatronen, während ein schmaler mit Schnallen, Ösen, Knöpfen und Beschlügen reichverzierter Gürtel das Gehänge für Revolver, Dolch, Säbel und Feuerzeug abgibt. Alle diese Gegenstände sind unter Verwendung von Edelmetallen, von Elfenbein, Ebenholz oder Stahl in künstlerischer Weise verziert; zusammen mit dem Reitpferd bilden sie den Stolz und oft wahrscheinlich den einzigen wertvolleren Besitz des Mannes. Da die Erwerbung und das Tragen von Feuerwaffen einschließlich des Munitionsersatzes nur mit schriftlicher Erlaubnis der russischen Gouverneure möglich ist, so bildet für den europäischen Reisenden das offene Tragen von Gewehr und Schnellfeuerpistolen in unsicheren Gegenden eine etwas zweischneidige Maßregel, denn es kann ebenso abschreckend wirken, wie zum Überfall und zur Erbeutung der Waffen erst recht herausfordern.

Sehr zurückhaltend sind die Russen bisher mit der Einführung des christlichen Glaubens gewesen, denn bloß an zwei Orten, in Saniwa und in Barschkaw am Fiagdon kamen uns kleine Kirchenbauten zu Gesicht. Ferner fanden wir nur ein einziges Schulgebäude und zwar in Dargawsk, wo gleichzeitig ein Priester wohnt; die verstaubten Holzbänke, die in einem der sechs Räume hoch übereinander gesetzt waren, ließen schwerlich auf eine regelmäßige Benützung schließen; auch erschien es dem Geistlichen, der uns in liebenswürdigster Weise in den Schulräumen Unterkunft gewährte und bewirtete, durchaus als nichts Ungewöhnliches, daß Hunderte seiner Dorfgenossen sich eines Tages auf einem benachbarten Hügel zu heidnisch-religiösen Opferfestlichkeiten versammelten und dabei an Araki, einem entsetzlichen Fuselschnaps, gründlichst betrunknen.

Im persönlichen Umgange zeigen die hochgewachsenen und vielfach blondhaarigen Osseten ein äußerst sicheres Auftreten und ein hohes Maß von Intelligenz. Die letztere kommt namentlich bei jeder geschäftlichen Unterhandlung in der Geriebenheit zum Ausdruck, die hinter dem berüchtigten Gebaren von Armeniern und Grusiniern durchaus nicht zurücksteht. Während der Ossete also einen gewissen Stolz darein setzt, bei Vertragsverhandlungen den Gegner möglichst zu übervorteilen, haben wir unter gewöhnlichen Diebereien gar nicht zu leiden gehabt und nicht ein einziges Stück unserer Ausrüstung vermisst. Selbst unsere zwei grusinischen Diener benahmen sich durchaus ehrlich, umso gründlicher räumten sie freilich alles zusammen, was wir auf den Lagerplätzen absichtlich wegwarfen; da die Traglasten somit nicht kleiner wurden, mußten wir schließlich zerrißene Wäsche, Kleider, Bergstiefel usw. heimlich in die Gletscherströme versenken, um die Tiere mit der Zeit wenigstens etwas zu erleichtern.

Unsere ersten hochtouristischen Absichten galten dem unbetretenen Gipfelkranze des Midagrawin-Gietschers im Hintergrunde des Gissaldontales, worüber Oscar Schuster im folgenden Aufsatze eingehend berichtet. Dazu mußten wir von der grusinischen Straße her die beiden trennenden Gebirgszüge auf zwei Pässen überschreiten, von denen der erste bereits von Merzbacher im Herbste 1891 als Übergang nach dem ossetischen Dorfe Saniwa benutzt worden ist.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Bd. I, S. 908 u. 909.

Undeutliche Wegspuren führten uns beim Verlassen der grusinischen Straße am Nachmittage des 19. Juli aus dem breiten Hauptale des Terek westwärts in das Seitental des Sorgombaches. Die sonnverbrannten, rotbraunen Hänge rückten bald enger und enger zusammen und bedeckten sich gleichzeitig an beiden Ufern des Baches mit üppigsten, undurchdringlichen Laubholzbeständen. Ohne sonderliche Steigung rückten wir zumeist pfadlos in dem geröllerfüllten Bachbette taleinwärts und blieben — im Vertrauen auf die Karte — auch noch auf der Talsohle, als ein ziemlich deutlicher Steig einmal nach rechts zur Höhe abzweigte. Später erfuhren wir, daß dieser auf den nördlichen, waldreichen Gebirgsrand und obendrein zu den Ansiedlungen der räuberischen Inguschen führt, die unmittelbar vor den Toren von Wladikawkas ungestraft ihr Wesen treiben. Erst weit im Talhintergrunde fand sich auch für uns ein Weg, der zwar vielfach von Rasen und Gestrüpp überwachsen, aber ganz kunstgerecht angelegt war und nunmehr ohne jede Unterbrechung in zahllosen Windungen aus der Urwaldregion durch parkähnliche, blühende Lindenbäume zu den baumlosen Matten hinaufleitete. Während die neuartige, üppige Blumenpracht uns zu anderer Zeit wahrscheinlich zum Schauen und Rasten verlockt haben würde, ergoß sich während des Aufstiegs stundenlang ein Gewitterregen schlimmster Art über Mensch und Tier und stellte die Güte unserer Ausrüstung gleich beim ersten Marsche auf eine harte Probe. Aber das Glück war trotzdem mit uns, denn für die weitere Dauer der Expedition blieben wir von heftigem Regenwetter vollständig verschont und auch heute klarte es wieder etwas auf, als wir gegen 5 Uhr den 2053 m hohen Paß bei schneidendem Ostwinde erreichten. Mit größter Spannung schauten wir von hier zum ersten Male über die fremde Landschaft hin, von der aus brauenden Nebelmassen bald einzelne Gletscher der nahen Kasbekgruppe hervorblinkten, bald lange, grüne Höhenzüge und einzelne dolomitähnliche Tafelberge sichtbar wurden.

Die Nordseite des Kaukasus baut sich bekanntlich überaus schroff aus der Endlosigkeit der südrussischen Steppenländer zu den höchsten vergletscherten Häuptern auf; schaut doch sogar in die Straßen von Wladikawkas ein ganzes Heer von Gipfeln herein, die in gelbroten Wänden von Jurakalk fast unvermittelt bis zu 3000 m emporwachsen und durch eine Reihe von Eisgipfeln, darunter den 5043 m hohen Vulkankegel des Kasbek, noch wirkungsvoll überragt werden.

Bei unserem Quergange über die vier Pässe, der uns oft unmittelbar auf der Grenze der geologischen Formationen hinführte, haben wir die langen, zerklüfteten Mauern oder die einzelnen Berggestalten des nördlich vorgelagerten Kalkstreifens meist zur Rechten und das anstoßende Urgebirge unmittelbar zur Linken gesehen. Besonders deutlich sprang der Gegensatz in dem weiten Talboden von Dargawsk und auf dem Passe 2424 m oberhalb Kora ins Auge.

Beim Scheine der durchbrechenden Abendsonne näherte sich unsere Karawane, die seit Morgengrauen auf den Füßen war, dem Dorfe Saniwa, in dessen Amtshaus wir zu übernachten beabsichtigten. Wie die Mehrzahl der ossetischen Ortschaften hebt sich selbst diese volkreiche Ansiedlung aus der Ferne nur wenig von ihrer Umgebung ab. Wohnungen und Ställe für Pferde, Esel und Rinder sind gewöhnlich mit der Rückseite halb in den Berghang hineingegraben und vielfach übereinander angelegt. Die Umwandlung besteht aus rohen Bachkieseln, die ihre runden Flächen ohne Verputz nach außen kehren und nur selten eine verglaste Fensteröffnung besitzen. Das wagrechte Dach wird von Holzstämmen und Steinplatten gebildet und trägt darüber eine dicke Lage festgestampften, schwarzen Flüssandes, so daß ein solches Dorf von oben her den Eindruck einer kahlen, terrassenförmigen Anlage macht. Bei einzelnen wohlhabenderen Leuten



Dr. Gustav Kuhfahl phot.

Abb. 1. Grabhäuser in Saniwa (Text S. 109)



Dr. Gustav Kuhfahl phot.

Abb. 2. Begräbnisplatz in Saniwa (Text S. 110)



Dr. Gustav Kuhfahl phot.

Abb. 4. Churchatencoche vom Chizanchoch



Dr. Gustav Kuhfahl phot.

Abb. 3. Zitiochoc, 3907 m, vom Chizanchoch



Dr. Gustav Kuhfahl phot.  
Abb. 6. Der Kaltber vom Zeyatale



Dr. Gustav Kuhfahl phot.  
Abb. 5. Am Nordende der Ossetischen Straße



*Dr. Gustav Kuhfahl phot.*

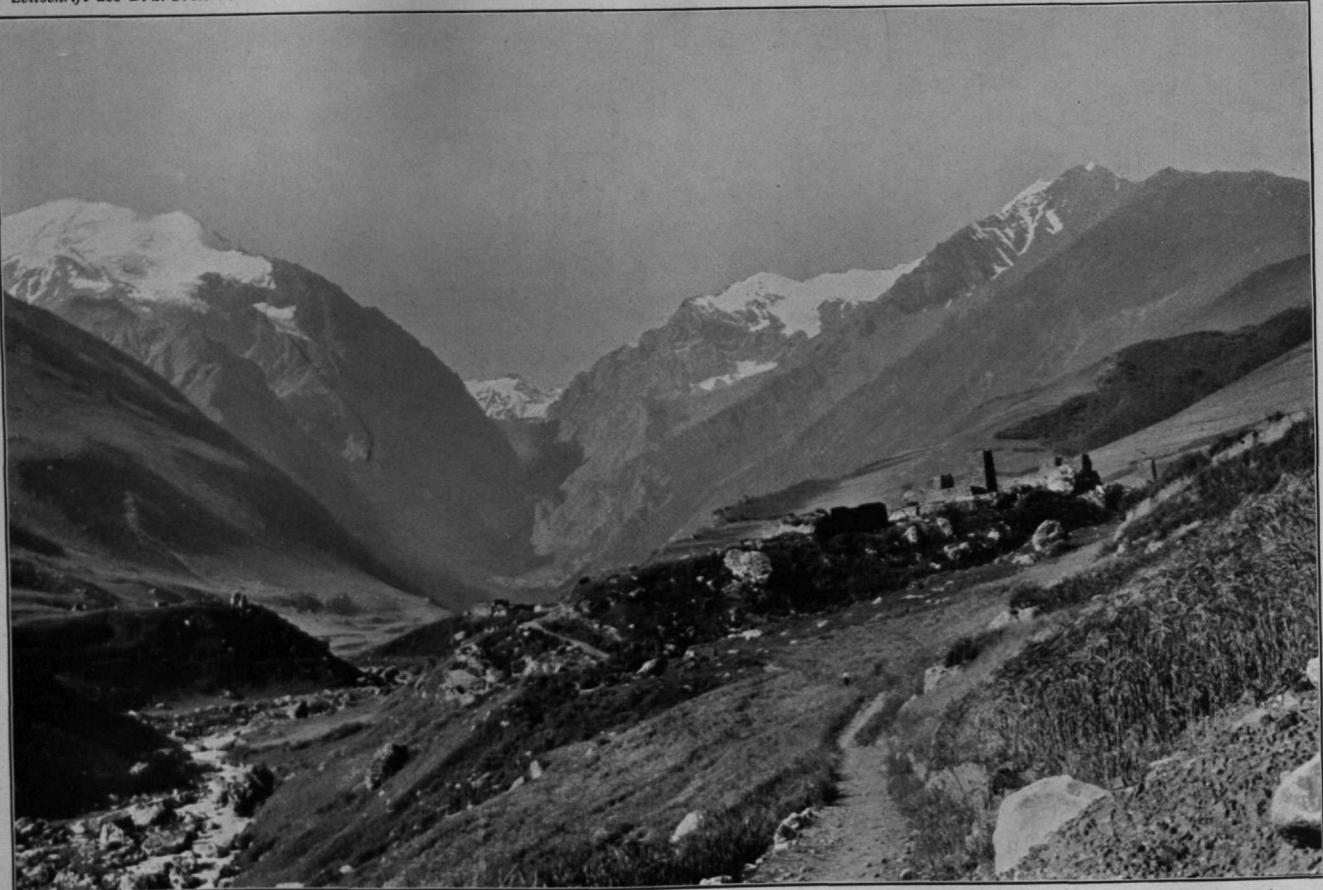
*Abb. 7. Alte Gräberstätte bei Dargawsk im Gisaldontale*



*Dr. Gustav Kuhfahl phot.*

*Abb. 8. Kaltbergletscher*

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*



Naturaufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl

*Bruckmann aut. et impr.*

*Das Midagrawin-Tal*

findet man wohl noch einen hölzernen Vorbau, der den Eingang und die Fenster notdürftig vor Sonnenglut und anderen Witterungsumbildern schützt. Nur ausnahmsweise aber habe ich im Bereich der grusinischen und der ossetischen Straße wirkliche Giebelbauten mit Ziegel- oder Blechbedachung gesehen, denn im allgemeinen ist der Wohnbau in Ossetien so roh und kunstlos, wie man sich nur denken kann. Trotzdem entbehren die Ansiedelungen aber nicht eines gewissen malerischen, charaktervollen Eindruckes, denn zwischen den niederen flachen Bauwerken und ihren von Schlamm und Unrat bedeckten Gassen oder Höfen erheben sich hier und da schlanke, vierkantige Türme. Ihr sorgfältig behauenes Mauerwerk zeugt durchgängig von größerer Kunstoffertigkeit, als sie der heutigen Generation eigen ist, und in ihrer Wehrhaftigkeit erinnern sie an die mittelalterlichen Burgbauten in deutschen Landen. Tatsächlich sind diese fensterlosen Türme, die sich stets nach oben verjüngen und eine Höhe von 12—15 m erreichen, bereits vor Jahrhunderten errichtet worden, um den Dorfgenossen bei räuberischen Überfällen, bei Blutfechten und Stammeskriegen als Zuflucht zu dienen. Gegenwärtig geraten sie allerwärts in Verfall und tragen durch ruinenhaftes Aussehen auch ihrerseits noch dazu bei, den Ortschaften ein düsteres, ungastliches Aussehen zu verleihen. Selbst wohlhabenderen Ansiedelungen, wie es z. B. Saniwa innerhalb einer sorgfältig bestellten Feldflur zu sein schien, fehlt darum jede Spur von dem anheimelnden Eindruck, den die alpinen Dörfer mit ihren weißgetünchten, buntbemalten oder holzgeschnitzten Giebelhäusern, mit ihren freundlichen Blumengärtchen und anderen Merkmalen heimatlicher Kultur bieten. Deshalb erscheint die nordkaukasische Landschaft dem Beschauer namentlich von Bergeshöhe aus öde und unwirtlich, auch wenn die grünen Täler — wie das in Ossetien meist der Fall ist — eine ziemlich dichte Besiedelung aufweisen.

Und doch fehlt selbst diesem halbbarbarischen Bergvolke trotz des sonstigen Tiefstandes seiner Lebensverhältnisse das Kunstbedürfnis nicht vollständig; mit doppelter Bewunderung steht man infolgedessen vor den Bauten und Bildwerken, die der Totenverehrung ihre Entstehung verdanken. In vielen Dörfern des Ginaldon- und Gisaldontales fallen dem Besucher schon von fern neben den flachen Steinhütten und den altersgrauen Turmruinen auch eine Anzahl Grabkammern in Gestalt hellgetünchter Häuschen mit hohem Satteldach oder mit kegelförmiger Spitze auf. Ueber der rechteckigen oder achteckigen Grundlage erhebt sich der fensterlose Bau 2—3 m vom Boden, dann beginnt das aus behauenen Steinplatten aufgeschichtete Dach, bei dem schwarze Schieferschichten mit hellen Mauerstreifen in regelmäßigen Lagen abwechseln und oben durch eine stumpfe Kegelspitze geschlossen sind. Daneben kommen niedrigere, backofenähnliche Gehäuse vor, die aus massivem Mauerwerk als Einzelgräber aufgeführt und an einer der Stirnseiten mit Inschriften versehen sind. Diese Gräberbauten finden sich sowohl einzeln innerhalb oder in der Nähe der Dörfer, z. B. in Kakidur und bei Dschimara, oder sie stehen gruppenweise beieinander, wie um das Kirchlein von Saniwa; besonders malerisch nimmt sich eine ganze Gräberstadt aus, die wir im Gisaldontale unterhalb von Dargawsk fern von menschlichen Behausungen und inmitten einer öden Felswildnis an steilem Berghange hingelagert sahen. Weitaus die Mehrzahl dieser Grüfte befindet sich noch in gutem Zustande, nur auf dem einsamen Gisaldonufer gegenüber von Dschimara sah ich die vereinzelt herumstehenden Türmchen bereits in ruinenhaftem Verfall. (Abb. 1, S. 105.)

Während diese großen und kleinen Grabkammern ihre Entstehung einer Zeit verdanken, die mehrere Jahrhunderte zurückliegen dürfte, widmet der Ossete heutigentags den Verstorbenen ein Denkzeichen von anderer, noch eigenartigerer Gestaltung. An der Grabstelle, die keinerlei Erdhügel, wohl aber manchmal eine

Einfriedigung aus Steinplatten, Holzstäben oder Korbgeflecht erhält, wird eine schlanke Denksäule errichtet. Auf hölzernem oder steinernem Grunde trägt sie in buntbemaltem Flachrelief einen seitsamen Schmuck von ornamentalen und figürlichen Darstellungen, sowie Inschriften in ossetischen oder russischen Buchstaben. Die 30—40 cm breite und über 2 m hohe Bildsäule schließt oben stets mit einem Kreisbogen ab und besitzt auch eine ganz gleichbleibende Anordnung der Malerei und des Schriftwerkes. Das oberste Drittel der langgestreckten Bildfläche wird regelmäßig von einem farbigen Ornament eingenommen, die dabei verwendete Kreisfigur gleicht oft der japanischen Chrysanthemumrosette, während das anschließende Linienwerk an indische und persische Vorbilder, manchmal sogar an die Formen der Frührenaissance erinnert. Zwischen dem ornamentalen Zierat ist je nach dem Glaubensbekenntnisse des Toten entweder das russische Kreuz oder der Halbmond mit angebracht. (Abb. 2, S. 105.)

Auf dem mittleren Stück der Denkmalsfläche zeigt sich sodann der Waffenschmuck und die sonstige wertvollere Habe des Mannes in höchst origineller und anschaulicher Weise verewigirt. Obenan stehen stets die beiden Patronenreihen, die das Gewand des Verstorbenen an der Brust geziert haben. Da an Stelle der wirklichen Munition auch kostbare Zierknöpfchen aus goldenem oder silbernem Schmiedewerk, aus gedrechseltem Elfenbein oder Ebenholz getragen werden, so findet man dies samt dem Behang von feinen Ketten oder Schnüren gleichfalls getreulich abgebildet. Ein großes Feld darunter zeigt den quer gespannten Gürtel, an dem ohne Rücksicht auf das wirkliche Größenverhältnis die Hieb-, Stich- und Handfeuerwaffen nebst der Knute hängen, während die lange Flinte und größere Reiterpistolen gewöhnlich quer darunter folgen. Auf zwei kleineren, nebeneinanderliegenden Bildflächen wird ferner die Taschenuhr mit der Kette und ein krummes Horn dargestellt; das letztere mag entweder an die kleinen, kupfernen Pulverhörner oder auch an größere, silberbeschlagene Trinkhörner erinnern, die ich mehrfach, z. B. im Hause des Starschina von Kora, gesehen habe. Darstellungen des Reitpferdes, der Ackergeräte oder dergleichen nehmen mit der Inschrift das untere Drittel der Säule ein. Als jüngste Jahreszahl auf den von mir photographierten Denksteinen läßt sich 1901 entziffern.

Bildwerke wie Buchstaben sind aus dem Holz, Kalkstein oder Granit als Flachreliefs sorgsam herausgearbeitet, sowie in realistischer Weise auf buntfarbigem Grunde getönt. Bei aller Urwüchsigkeit zeugt diese Arbeit von guter Beobachtungsgabe und geschickten Händen; sie steht dadurch mit ihrem Kunstwerte weit über den fratzhaften Malereien oder rohen Schnitzwerken, die man oft genug bei oberbayerischen oder Tiroler Marterln zu sehen bekommt. Nach Art katholischer Heiligenbilder oder Gedenkzeichen fanden wir diese ossetischen Säulen auch fernab von Ansiedelungen oder Gräberstätten an Paßwegen und an der ossetischen Straße, den Vorübergehenden zugekehrt, aufgestellt, wiewohl keine Spuren darauf hindeuteten, daß auch das Grab selbst in der Nähe sei.

Die Zahl der russischen Bauten und Kulturanlagen außerhalb der grusinischen und ossetischen Straße ist äußerst gering. Neben den bereits erwähnten Kirchen von Saniwa und dem Schulhause von Dargawsk beschränkt sie sich an unserem ganzen Reisewege auf wenige ganz bescheidene Cancellarien. Mit zwei bis drei Räumen dienen diese als Amtsstube für die wenigen Verwaltungsangelegenheiten, als ständige Wohnung des Gemeindeschreibers und außerdem als Absteigequartier für russische Beamte oder für Reisende, die mit dem offenen Geleitbrief (Atkritilist) des Gouverneurs sich im Lande aufhalten. Ein Tisch, ein paar Stühle und einige leere Bettstellen sind das höchste, was an Ausstattung dort zu finden ist; manchmal haben wir unsere Schlafsäcke einfach unter dem Schreibtisch auf den

knarrenden Holzdielen aufgerollt und nächtlicherweise dort den Kampf mit Ratten und Mäusen geführt; oft wurden dazu von gastfreundlichen Nachbarn wenigstens Strohsäcke und Bettstücke herzugebracht. Verhältnismäßig sauber und geräumig wohnten wir auf der Station St. Nikolai, die seinerzeit bei der Erbauung der ossetischen Straße als Wohnungs- und Arbeitsstätte der Ingenieure geschaffen worden ist; sie besteht aus mehreren festgebauten Häusern nebst Stallungen und ist mit den benachbarten schönen Baumgruppen durch eine Steinmauer eingefriedigt.

Überrascht waren wir mehrfach über das Vorhandensein und über die geschickte Anlage von Wegen, von denen wir uns vorher nahezu gar nichts versprochen hatten. An den vier großen Gletscherströmen fanden wir sogar feste hölzerne Brücken, während alle anderen Gewässer natürlich von Mensch und Tier einfach durchwatet werden müssen. Als einzige bemerkenswerte Anlage der Zivilisation sei schließlich das weitgedehnte Bergwerk im Sadon- und Ardon-gebiet erwähnt, das übrigens auf der Merzbacherschen Karte noch nicht vollständig verzeichnet ist. Neue große Hochbauten, ein Elektrizitätswerk, Arbeiterwohnungen und Kramläden, in denen es Lebensmittel und Hausgerät zu kaufen gibt, stehen am linken Ardonufer bei Koro und P. 887. Alle Lasten werden auf kleinen zweirädrigen Karren befördert und auch eine Fernsprechleitung führt von hier hinab nach Alagir an den Rand der Steppe. Trotzdem wurden wir durch die eigenen Leute dringend wegen der Unsicherheit der ossetischen Straße gewarnt und an ihrer nächtlichen Begehung, die wir der Tageshitze wegen vorgezogen hätten, unmittelbar gehindert. Wie weit diese Ängstlichkeit unserer beiden Grusinier wirklich begründet war, konnten wir nicht feststellen, weil uns unser sprachkundiger Begleiter bereits im ersten Teile der Reise, bei Dargawsk, wieder verlassen hatte. Tatsache bleibt jedoch, daß die Kosakenposten, die an der grusinischen Straße in Abständen von zwei Stunden mit 20—30 Mann stationiert sind und fleißig Patrouillen reiten, hier im Westen völlig fehlen. Die malerische Zwingfeste von Alagir, die mit ihren Rundtürmen und zinnengekrönten Ummassungswänden halb in Ruinen lag, schien keine Besatzung mehr zu beherbergen. Selbst bei der vielstündigen Wagenfahrt über die Steppe schlossen sich bei Einbruch der Nacht die heimkehrenden Erntewagen gruppenweise aneinander und eine lange Flinte streckte sich vorsorglich gegen die hohen Maisbestände, Sonnenrosenfelder und Buschstreifen heraus, in denen sich natürlich das Gesindel in Masse verstecken könnte. Unangefochten wie wir selbst, kam aber am nächsten Tage gleicherweise unsere Eselkarawane mit dem großen Gepäck glücklich in Wladikawkas an, und so konnten wir auch mit dem Abschluß der interessanten ereignisvollen Kaukasusfahrt zufrieden sein.

**II. AUS DER WESTLICHEN KAS-BEKGRUPPE (MIDAGRAWIN)  
VON OSCAR SCHUSTER □ □**

Fischer und G. Kuhfahl aus Dresden, V. von Friedrichs aus Riga und mir.

Kürzer wäre der direkte Zugang von Wladikawkas zu unserem Ziele gewesen. Allein wir hatten im Terektafel erst Tragtiere und Begleitmannschaft erhandeln müssen. Später erfuhren wir auch, daß sich der Talweg nach Saniwa und Dargawsk nicht gerade durch Sicherheit auszeichnen soll. Es wohnen talaus Inguschen, ein mohamedanischer Stamm. Wir wurden in Saniwa vor ihnen gewarnt. Raub-Anfälle und gelegentlich auch Morde gegen die Osseten, die näher dem Hochgebirge sitzen, sollen ziemlich häufig sein. Besonders im Herbst, zur Zeit der Vieh-

Im Sommer 1910 zog eine kleine Karawane von der grusinischen Heerstraße aus in das Tal des Gisaldon und zum Midagrawin-Gletscher. Sie bestand aus den Herren W.

märkte in Wladikawkas, nimmt die Unsicherheit zu. Merzbacher wie Déchy geben den Inguschen ein schlechtes Zeugnis.<sup>1)</sup>

In der deutschen, italienischen und englischen Literatur haben die Eisregionen der westlichen Kasbekgruppe meines Wissens noch keine Behandlung erfahren. Merzbacher sah allerdings vom Gipfel des Gimarai-Choch aus auf die Umrandung des Midagrawin-Gletschers hinab<sup>2)</sup>), und Sella zog durch das Fiagdotal nach Kolata, streifte also die Gruppe an ihrem Rande. Ronchetti hat kürzlich einen längeren Artikel über eine Überschreitung des Trspasses veröffentlicht.<sup>3)</sup>

In der russischen Literatur findet sich eine sehr ausführliche Arbeit aus der Feder des russischen Forschers K. N. Rossikow.<sup>4)</sup> Er hat den Hauptgletscher der Gruppe, den Ziti- oder Midagrawin-Gletscher, wiederholt besucht, seine Arbeit stellt eine Monographie dieses Gletschergebietes dar.

„Seiner geographischen Lage nach liegt der Gletscher Ziti auf der Kreuzung des  $42^{\circ} 43' 30''$  nördlicher Breite mit  $62^{\circ} 0' 55''$  östlicher Länge. Er umfaßt einen Teil des nördlichen Abhangs der kaukasischen Nebenkette.“ „In orographischer Hinsicht zerfällt der nördliche Abhang der kaukasischen Nebenkette im Bereich des Zitigletschers in zwei typische Teile: den umfangreichen und ziemlich tiefen Gletscher Ziti und die düstere Gletscher-Klamm, aus der der Fluß Giseldon entspringt. Ihr unterer Teil, der nicht vom Gletscher bedeckt ist, ist unter dem Namen Midagrawin-Kom bekannt.“<sup>5)</sup> Das breite Gletscherbecken des oberen Teils wird durch eine Felsinsel ähnlich der Isla pers am Morteratsch in zwei Teile zerlegt. Sie trägt auf ihrem Rücken einige zerborstene Felstürme aus Kalkstein. Das westliche Becken, in dessen Umrandung der Schiefer überwiegt, ist das weniger großartige. Zwei Pässe führen von da in die benachbarten Täler, der Resipaß (Resiwzek) in das oberste Terekthal, ein nördlicherer in das Fiagdotal. Beide Übergänge sind leicht, wie wir uns durch den Augenschein überzeugten — wenn man einmal das westliche Becken des Zitigletschers von Norden her gewonnen hat.<sup>6)</sup>

Bei seinem Eintritt in die „düstere Eisklamm“ aber wird dieser Gletscher spaltig und bildet einen Bruch. Bei dem fortwährenden Rückgang der Schneedeckung haben sich die Chancen für eine Begehung immer mehr verschlimmert. Ich habe dreimal die Seraks durchklettert und halte es für ganz ausgeschlossen, daß Vieh da passieren kann. Das aber muß ehemals häufig der Fall gewesen sein, ja es scheint, daß ein lebhafter Verkehr zwischen dem Terek- und dem Gisaldental stattgefunden hat. Rossikow fand am Resipaß eiserne Pfeilspitzen und ältere persische Münzen, ferner halbverfaulte Holzstäbe und einen Sattel. Nach Aussage von Bewohnern von Dschimara, die uns Herr von Friedrichs übersetzte, war früher die Verbindung viel leichter.<sup>7)</sup>

Der Name Chizan-Choch für die Felsinsel bedeutet auf ossetisch nach Rossikow soviel als Weidenberg. Wahrscheinlich hat das Vieh, das über den Resipaß getrieben wurde, hier Nachtstation gemacht. Vielleicht war die Felsinsel auch wirklich einmal von Hirten befahren. Jetzt ist der Graswuchs fast ganz verschwunden, und außerordentlich kümmerlich wird er stets gewesen sein.

Würde man heute auf eine Länge von etwa dreißig Metern auf der orographisch linken Seite des Gletschers den Fels sprengen, so erlaubte dies eine Umgehung der Seraks. Gelegentlich unseres ersten Besuches des Zitigletschers versuchten

<sup>1)</sup> Vergl. Déchy, Kaukasus, 2. Band, S. 5; Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus, 1. Band, S. 784.

<sup>2)</sup> Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus, Band 1, S. 94.

<sup>3)</sup> Boll. della Società degli Alpinisti Tridentini 1910.

<sup>4)</sup> Iewestija der Russischen Geographischen Gesellschaft,

Band 29, S. 495.

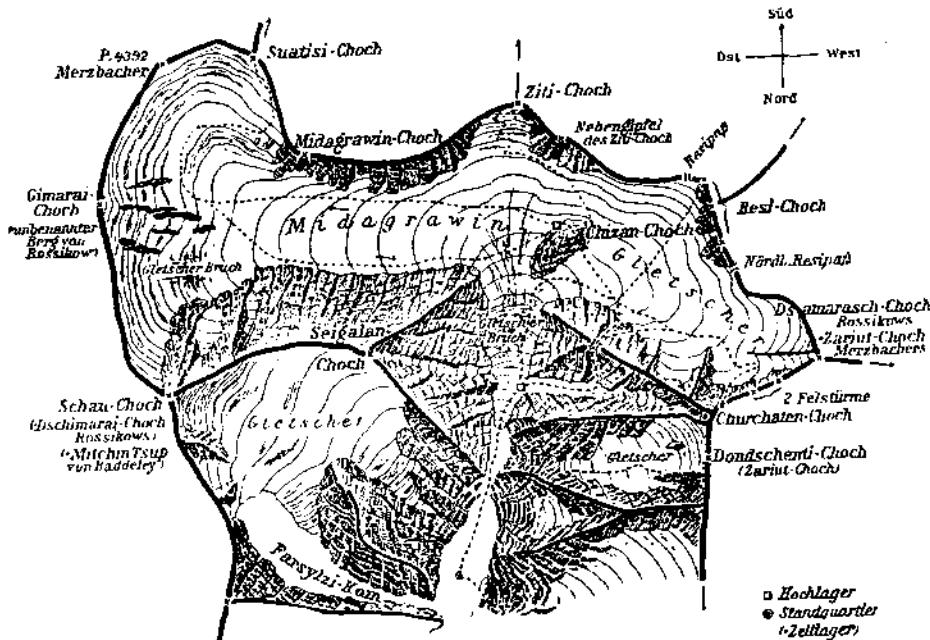
<sup>5)</sup> Kom = Schlucht.

<sup>6)</sup> Auf dem höchsten Gipfel des Real-Choch war die geologische Warte.

<sup>7)</sup> Vergl. dazu Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus, 1. Band, S. 830.

wir, da durchzudringen. Leider war alle Mühe vergeblich, der Fels ist durch den früher höher hinauf reichenden Gletscher ganz glatt poliert.

Rossikow zeigten seine Begleiter aus Dschimara einen großen Zufluchtsstein und Trümmer einer alten Schutzhütte. Der Rückgang des Gletschers begann nach der Aussage derselben Führer angeblich erst vor dreißig oder fünfunddreißig Jahren,<sup>1)</sup> vor fünfzehn oder zwanzig Jahren wurde der Gletscher für Lastiere und Gepäck unzugänglich, „und es sind schon acht oder zehn Jahre her, daß er nicht nur von Eingeborenen, sondern auch von tapferen Liebhabern vermieden wird.“<sup>2)</sup>



*Das Becken des Midagrawin-Gletschers.*

Das große Gletscher- und Firnbassin von Midagrawin liegt sehr verborgen. Naht man sich von Nordosten aus der öden, aber großzügigen Talweitung, aus der Dargawsk<sup>3)</sup> grüßt, so zeigen sich zuerst die weißen Höhen des Zariutstocks. Steigen wir gegen Kakidur hinauf, so erscheint der Schau-Choch über den Vорbergen, die — kahl und reizlos — seine Gestalt noch mehr heben. Er ist ein interessanter Berg. Man steht ihm fast zu nahe. Die herrlichen Gletscher seiner Nordseite<sup>4)</sup> kamen wohl am besten von dem langen Kalkberg zum Vorschein, der im Nordwesten von Dargawsk steht und den man talaus gewahrt, wenn man durch das Midagrawintal absteigt. Merzbachers Karte gibt ihm die Bezeichnung Tpau-Choch. Wir nannten ihn scherweise „Rosengarten.“<sup>5)</sup>

Diese Schlucht erscheint von der Ferne als düstere Klamm, man sieht auch

<sup>1)</sup> 1893 geschrieben.

<sup>2)</sup> Soll wohl bedeuten: von Jägern. Steindecke sahen wir wiederholte. Rossikow traf auch Luchs, Schneewiesel, Marder. In den Wänden der Midagrawin-Kom fand er den Wiedehopf.

<sup>3)</sup> Freshfields Schreibweise Dargwa ist wohl die richtige. Dargawsk ist russifiziert. Ich habe aber die Schreibweise von Merzbachers Karte beibehalten. Vergl. den Aufsatz im Alpine Journal, Vol. 22, S. 132 ff. über ossetische

Bergnamen.

<sup>4)</sup> Über den Namen Schau-Choch später. Ich nenne das ganze Massiv zwischen Midagrawinsbach und Zariutstock Zariutstock.

<sup>5)</sup> Abich wollte ihn bestiegen, kam aber aus ähnlichen Gründen nicht dazu, wie wir nicht durch den Hellenen Hain im Zeyatal mit unseren Tieren. Vergl. Abichs Kaukas. Reisebriefe, I. Teil, 568, und O. A. Z. 1910, Nr. 819.

an ihrem oberen Ende das Gletschereis blitzen und ein Stück der südlichen Gletscherumrandung westlich von Ziti-Choch. Auf allen anderen Seiten ist ein Einblick gegen das große Becken überhaupt verwehrt, man müßte denn gerade einen der Gipfel erklimmen.

Die stattlichsten Erhebungen hat es im Osten aufzuweisen. Der Gimarai-Choch erhebt sich hier bis beinahe zu Montblanc-Höhe. Er ist ein herrlicher Berg. Die Bilder entheben mich der Beschreibung. Sein Südwestgrat zieht über eine flache Firnkuppe in schwachem Bogen zu einem hochragenden Eisdome, dem Suatisi-Choch, 4473 m. Dieser ist stark südlich vorgeschoben. Ich stelle mir seinen Anblick von den Höhen oberhalb des rechten Terekufers besonders majestatisch vor.

Der Kamm zieht nun ein kurzes Stück nördlich, dann westlich.<sup>1)</sup> Der Midagrawin-Choch, 4040 m, besteht großenteils aus Fels, seine höchsten Erhebungen sind ein paar kecke Nadeln, die dem Ersteiger die Arbeit nicht gerade leicht machen werden. Es folgt der Ziti-Choch mit zwei Spitzen, von denen die östliche die höhere ist.<sup>2)</sup> Dann wird der Charakter des Kamms zahmer, die Einsenkung des südlichen Resipasses ist ziemlich tief.

Es folgt der dreigipflige Resi-Choch. An der südlichen, höchsten Spitzte dieses Berges biegt der Kamm nach Norden.<sup>3)</sup> Zwei andere Spitzen folgen. An der mittleren zweigt die Wasserscheide zwischen Fiagdon und Terek ab. Es folgt der wenig ausgesprochene, schon erwähnte nördliche Paß. Ob er den Namen „nördlicher Resipaß“ führen kann, ist mir zweifelhaft, jedenfalls hat er mit dem Residon nichts zu tun.

Der Kamm macht eine kleine Ausschweifung gegen Westen und vereinigt sich an einer kleinen Spitzte mit dem Grat, der, vom Sirchu barson kommend, nach Osten zieht. Er biegt bald nach der Vereinigung der beiden Schneiden nach Norden um und begrenzt die Midagrawinschlucht im Westen.<sup>4)</sup> Seine Osthänge sind reich gegliedert und Kare sind in ihm eingebettet. Nach Westen fallen schneedurchfurchte, glatte Plattenwände zum Zariutdon. Sieht man den Gebirgsstock von Westen, etwa beim Übergang von Chidi-Kus im Fiagdotal über Kora nach der ossetischen Heerstraße, so erscheint er als ein langer, ganz überfirnter Rücken, nach unten jäh abbrechend. Eine scharfe, kleine Spitzte überragt die fast wagrechte Kammlinie ein wenig. Es ist der von Kuhfahl, Fischer und mir am 24. Juli 1910 zuerst bestiegene Berg. In Nr. 819 der Österreichischen Alpenzeitung ist diese Spitzte auf 4000 m geschätzt. Sie ist etwas höher, jedenfalls überragt sie den Dsamarasch-Choch. Herr von Friedrichs brachte den Namen Churchaten-Choch für die am 24. Juli erstiegene Spitzte in Erfahrung.

Vom Weg zum Resipaß stellt sie sich als ein scharfes, schönes Felsdreieck dar, das etwas an den Portjengrat im Wallis erinnert, aber kleinere Dimensionen aufweist. Zwischen ihr und der kleinen Spitzte westlich, an der der vom Resipaß kommende Grat anschließt,<sup>5)</sup> stehen noch zwei scharfe Felszacken.<sup>6)</sup>

Ob sich der Name Dondschenti-Choch von Rossikow auf die am 24. Juli von uns bestiegene Spitzte bezieht, wage ich nicht zu entscheiden. Überhaupt muß ich bei meiner ganz mangelhaften Kenntnis des Russischen, bei der Schwierig-

<sup>1)</sup> Vergl. Merzbacher, I. Band, S. 394.

<sup>2)</sup> Über die Besteigung dieses Berges s. Deutsche Alpenzeitung 1911, zweites Februar-Hef.

<sup>3)</sup> Die Karten setzen den Resi-Choch, 3820 m, östlich vom Paß. Unser einheimischer Begleiter (siehe Ö.A.Z. 1910, Nr. 819) bezeichnet den dreigipfligen Berg als Resi-Choch, wohl mit Recht. Er steht westlich vom Paß bzw. nordwestlich. Dort, wo die Karte ihn setzen, ist gar kein ausgesprochener Gipfel. Die Höhenkote ist für die Südspitze vielleicht etwas zu niedrig.

<sup>4)</sup> Der Sirchu barson, 4156 m (Merzbacher), ist ein schöner Berg. Sein eleganter, überfirnter Nordgrat fällt bei Kora

oberhalb des Fiagdontales stark in das Auge. Die Süd- und Ostseite sind felsig. Ein Versuch wäre von Norden, aber wahrscheinlich noch leichter von Südosten zu machen.

<sup>5)</sup> Bei Rossikow heißt sie Dsamarasch-Choch. Er gibt ihr 1900 Saschen Höhe. Fast genau so hoch kostet sie Merzbacher und legt ihr den Namen Zariut bei. Dieser Name ist nicht mit „Zariu“ zu verwechseln, Tal und Gletscher an der Nordseite von Merzbachers Schau-Choch Merzbacher schreibt „Zata“ dafür.

<sup>6)</sup> Auf den westlichen gelangte ich am 24. Juli allein gelegentlich einer Rekognosierung bis etwa 40 m unter die Spitzte.

keit des Verkehrs mit den Eingeborenen und auch bei der Kürze der Zeit, die wir im Gebiete verbrachten, mich darauf beschränken, kompetenteren Männern die Wege etwas zu ebnen. Ebenso will die Kartenskizze aufgefaßt sein.

Wahrscheinlich ist mir, daß der Name sich auf den Schnee- und Schieferrücken bezieht, den Fischer und ich am 30. Juli erreichten. Der Abfluß des Gletschers, der in unserem Anstiegskar liegt, heißt bei Rossikow im Text wie auf der Karte Dondschenti-Don. Nun trennt aber ein breiter Schneesattel die am 24. Juli erstiegene Spitze von dem erwähnten Schnee- und Schieferrücken und sie liegt außerhalb des Bereichs des Kares, während jener es überhöht.

Nördlich von diesem Kar sind parallel damit zwei weitere Kares in die westlichen Hänge des Midagrawintals eingeschnitten.<sup>1)</sup> Wir durchschritten sie alle drei bei unserer Ersteigung am 30. Juli.<sup>2)</sup> Diese Tur bietet prächtige Blicke auf den Schau-Choch und die Gletscher seiner Nordwestflanke. Sie erinnerten mich an das Zermatter Weißhorn. Den Seigalan-Choch würde sinngemäß das Biesshorn vertreten.

Noch ein weiteres Hochkar liegt in den Wänden des Zariutstocks eingebettet. Die Örtlichkeit trägt auf Rossikows Karte den Namen Bachwandak und die tiefe Schlucht, die vom Kar zum Midagrawin-Gletscher hinableitet, führt nach unseren Erkundungen den Namen Bachwandadshi-Kom.<sup>3)</sup> Von diesem Kar aus ließen sich ohne große Schwierigkeit die am 24. und 30. Juli 1910 bestiegenen Spitzen erreichen.

Ein schwieriges Kapitel ist die Benennung der beiden mit 4371 m und 4778 m vermessenen Berge. Bereits Rossikow und dann Merzbacher haben darauf hingewiesen, daß die Benennung Schau-Choch, der „Schwarzberg“ für den in reines Weiß gehüllten Gipfel falsch sein müsse. Der Name kommt einer niedrigeren Spitze weiter im Norden zu.<sup>4)</sup> Ich habe nichtsdestoweniger diesen Namen hier beibehalten, um nicht Verwirrung zu stiften. In Dschimara heißt der mit 4371 m kotierte Gipfel Dschimarai-Choch. Dieser Name scheint festzustehen. Baddeley hat in einem sehr lesenswerten Artikel im Alpine Journal Vol. 22, S. 132 ff., den Namen Mitchin Tsup für den Berg aufgeführt. Im Jahrbuch 1903 des „Russischen Bergklubs“ wird er Tambal Ziti genannt.

Der von Merzbacher bestiegene 400 m höhere Berg hat mit dem Dorfe Dschimara überhaupt nichts zu tun. Er liegt ganz versteckt. Rossikows einheimische Begleiter wußten keinen Namen, und er nannte ihn darum auf seiner Karte „Unbenannter Berg“. Die Einwohner von Dschimara bekommen den „pic sans nom“ nie zu Gesicht, es müßte denn Einer von ihnen zum Gletscherbecken hinaufgehen. Ob der Name mit dem Dorfe Gimara im Terektaal zusammenhängt, kann ich nicht entscheiden. Merkwürdig ist, daß auch im Genaldontal der Name bekannt war. Bleiben also noch die Gimarer, ein etwas sagenhaftes Volk.<sup>5)</sup>

Die Nordabstürze des mit 4371 m kotierten Berges gehören zweifellos zu dem Großartigsten, was man im Kaukasus sehen kann. Leider stand ich ihnen immer zu nahe. Die Rasenpässe zwischen der grusinischen und ossetischen Heerstraße bieten nicht das, was man erwarten sollte. Künftigen Besuchern des Gebietes

<sup>1)</sup> Das dem Dondschentikar zunächst liegende ist das kleinere, eher eine Art Kessel. Alle drei Kares dienen als Weideplätze für Schafe und sind durch Viehwege miteinander verbunden.

<sup>2)</sup> Vergl. Ö. A.-Z. 1910, Nr. 819.

<sup>3)</sup> Diese Schlucht trägt in Nr. 819 der Ö. A.-Z. den Namen Zarutschlucht. Sie diente uns zur Umgehung des Gletscherbruchs und ist den Jägern in Dschimara wohl bekannt. Man steigt etwa zehn Minuten den Gletscher hinan, wendet sich dann westlich und klettert über alte Moränen zum Eingang der Schlucht. Am besten ist sie anfangs längs der nördlichen Begrenzungswand zu begreifen. Später baut man sich dann mehr in der Mitte. Die Steilwände im Süden werden niedriger, man wendet sich auf eine Art breiter Terrasse aus der Schlucht und gewinnt über Geröll und Schnee die Höhe des Kamms

gegen den Midagrawingletscher. Auf der Ecke übersieht man den Gletscher und hat auch einen Blick auf das Dorf Lamardon (Chussas). Jenseits leicht über Geröll zum Westbecken des Gletschers. In umgekehrter Richtung langer Geröllhang beim Anstieg vom Westbecken des Zili-Gletschers.

Unser Zeltlager befand sich oberhalb der Einmündung des Farayixi-Kom in das Haupttal. Bis zum Erreichen des Gletschers bleibt man immer auf der östlichen Seite: Blockwerk, Schrofen und alte Moränen machen den Aufstieg zur Gletscherzunge ungemein anstrengend. Vergl. D. A.-Z. 1911, zweites Februarheft.

<sup>4)</sup> Merzbacher, I. Band, S. 878.

<sup>5)</sup> Vergl. dazu Merzbacher, II, S. 881. Inhaltsverzeichnis, hier ist alles angegeben. S. auch II, S. 701ff. u. 717.

wäre anzuraten, einmal von Süden her einzudringen und mit leichten Zelten am Chizan-Choch zu bivakieren. Möge ihnen der Himmel ein so freundliches Gesicht machen wie unserer Partie im gesegneten kaukasischen Sommer 1910.

Noch ist ein weites Feld für die Tatenlust an den Hochbergen von Midagrawin.

**DIE ERSTE ERSTEIGUNG  
DES SUATISI-CHOCH, 4473 m  
VON O. SCHUSTER □ □**

Es war eine dunkle, kalte Nacht, als sich drei Gestalten beim Scheine einer Laterne über die Randmoräne von Chizan-Choch zum Gletscher hinauf bewegten. Anfangs ist dieser aper, und es war, da es gefroren hatte, nötig, vorsichtig zu gehen. Späterhin kamen Schneeflecken. Sie nahmen mit der Höhe zu, und ab und zu brach der Fuß durch die Unterlage. Da man nicht wissen konnte, ob es sich um verdeckte Spalten handelte, so war dieses Einbrechen immer etwas aufregend.

Mit Freude begrüßten wir darum den jungen Tag. Er fand uns schon ziemlich hoch droben. Die Marschrichtung gab eine lange Felsrippe, die sich vom Gimaraï-Choch tief herabsenkt.<sup>1)</sup> Sie ist auf dem Vollbild „Gimaraï-Choch“ gut kennlich. Rechterhand bauten sich ungemein steile, vom Schnee fast ganz entblößte Wände auf. Überall trat zwischen dem Fels das blanke Eis zutage. Es ist die lange Mauer des Midagrawin-Choch. Im Nordosten steht der Schau-Choch, der uns noch mächtig überragt. Mit ihm durch einen langen Grat verbunden steht weiter zur Linken der Seigalan-Choch. Er bildet eine Art Schulter der mächtigen Nachbarn. Seine Besteigung von unserem Gletscher aus dürfte nicht schwierig sein, dafür aber ungewöhnlich anstrengend, da der Weg großenteils über Schieferhalden leitet.

Unsere Karawane bog, am Fuße der Rippe angelangt, nach Südosten aus. Eine Firnmulde war das Ziel, die zwischen dem Gimaraï-Choch, dem Suatisi-Choch und einer Firnkuppe eingebettet liegt, die auf Merzbachers Karte mit 4392 m kotiert ist. Der Plan war: Die Firnmulde durchschreiten, über eine Firnwand den Ostgrat gewinnen und über ihn den Gipfel des Suatisi-Choch selbst.

Drohend erhob sich zu Häupten die steile Firn- und Eiswand, von Spalten durchsetzt, die den Ostgrat verteidigte. Die Szenerie ist großartig. Das breite Becken des Midagrawin-Gletschers liegt schon in beträchtlicher Tiefe, hoch über ihm thront der Gimaraï-Choch. Unser Gipfel mit seinen hohen Serak-Verschanzungen erinnert etwas an die Nordwand des Zermatter Breithorns. Einzelne Furchen und Eistrümmer in unserer Mulde mahnten, daß sich allzu langes Verweilen nicht empfahl. In der Firnmulde änderten wir unseren Plan. Schien der Weg zum Ostgrat wenig einladend, so der zum Nordgrat um so besser. Eine Felsrippe zog von ihm zu unserem Standpunkt. Sie bot zweifellos einen leichten Weg. Er war uns durch den Midagrawin-Choch bisher verdeckt worden. Über sehr steilen Schnee steuerten wir auf die Rippe los. Der starken Neigung wegen schlug ich eine Reihe Stufen. Dann kam der scharfe Schneefirst, dem wir bis zu seiner Vereinigung mit dem Nordgrat folgten. Während Kuhfahl den Berg mit der Kamera aufnahm, wurde Fischer und mir Muße, den Abfall zum Tepgletscher zu mustern.

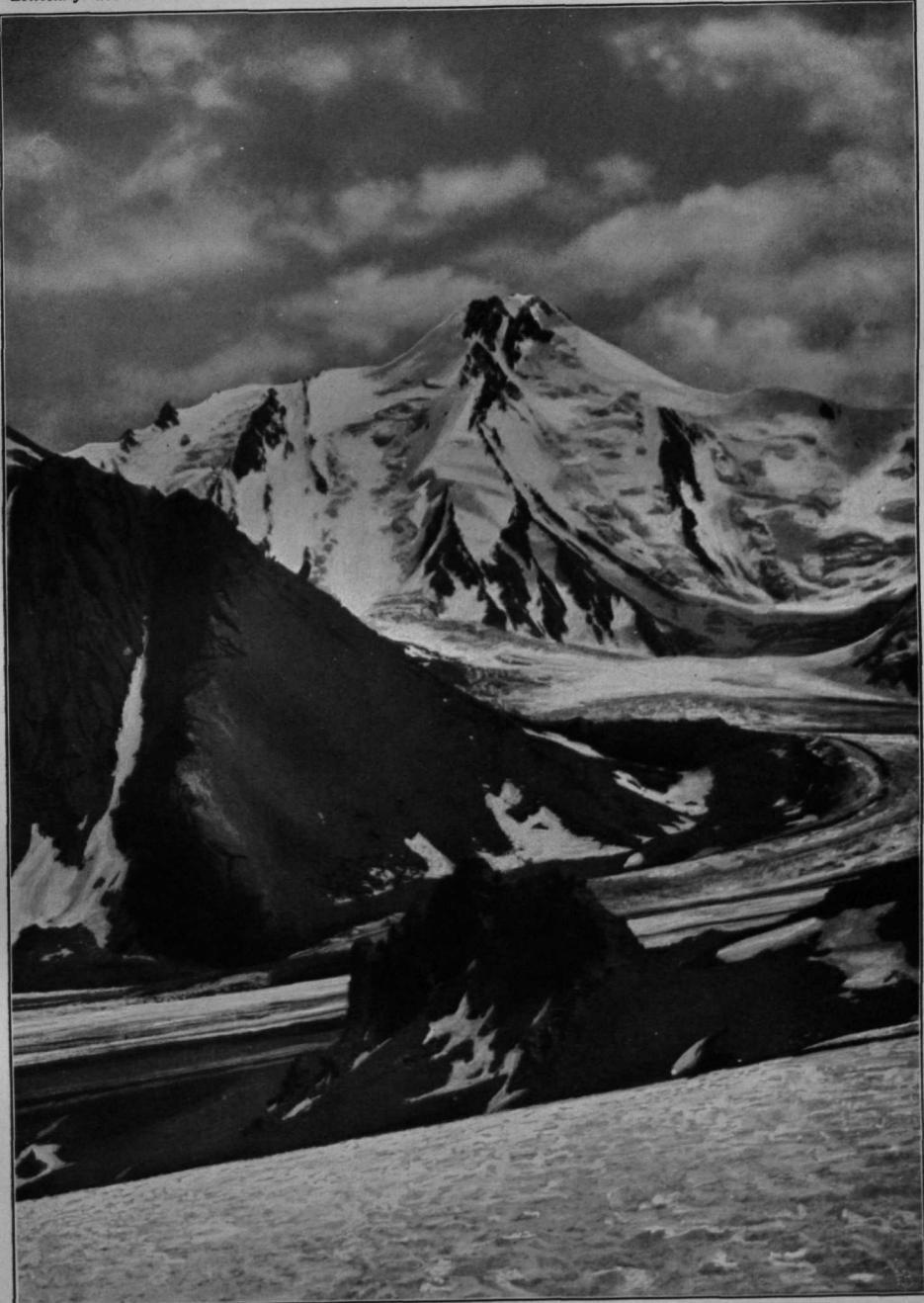
Schon einige Tage vorher hatten wir vom Gipfel des Ziti-Choch aus festgestellt, daß die Besteigung unseres Gipfels von Westen zweifellos möglich sei. Eine lange Schneerinne führt zum Nordgrat hinan, und ich sah jetzt aus der Nähe, daß sie steil, aber gut gangbar war.<sup>2)</sup> Noch mehr interessierte uns der Nordgrat. Einige Schieferzacken mußten umgangen oder überklettert werden, dann standen wir vor dem langen, im unteren Teile ziemlich breiten Rücken. Anfangs

<sup>1)</sup> Bis an den Fuß dieser Rippe kam Rossikow. Er fand hier ein Vogelskelett.

<sup>2)</sup> Merzbacher erstreckt den Süd. Gimari-Gletscher zu weit nördlich, bzw. das Wort „Süd“, ist auf den Midagrawin-

Gletscher überschrieben, von dem unsere Firnmulde einen Teil bildet. Die beiden Gletscher hängen nicht zusammen, sondern sind durch den Grat geschieden, der von P. 4392 nach dem Suatisi-Choch, 4473 m, zieht.

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*



*Naturaufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl*

*Bruckmann aut. et impr.*

*Gimaraichoch, 4778 m, von Westen*

eilten wir über ihn, mit Steigeisen, bewehrt hinan. Bald aber stockte der Fortschritt. Der Sommer war schön. Beinahe wie ich es 1903 in Swanetien getroffen hatte. Aber Sonne schmilzt Schnee! Am Gimaraï-Choch glänzte weithin das Eis, und der Firn war an unserem Berg stellenweise von großer Festigkeit.<sup>1)</sup> Unter dieser harten Schicht aber lag noch eine zweite, weichere, und dann stieß der Pickel auf Eis. Das Vorrücken gestaltete sich immer langsamer. Die Steilheit nahm beträchtlich zu. Die Zeit verrann in einem wahren Schneekentempo. Endlich kam ich auf den Gedanken, etwas vom Grat abzugehen und in die weniger den wärmenden Strahlen ausgesetzte Nordflanke einzubiegen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Eine kleine Spalte wurde mit gebührender Vorsicht passiert, dann stiegen wir in einem Tempo an der gleichmäßig geneigten Wand in die Höhe, welches das auf dem Grat eingeschlagene sicher um das vierfache übertraf.

Der Blick tauchte hinab in die Firnmulde und flog hinüber zum Ostgrat. In der jäh abschießenden Wand, die ihn von unserem Standpunkt trennte, hingen einige schöne Gletscherbrüche. Einige große Spalten und Wächten ließen es geraten erscheinen, dem Nordgrat wieder zuzustreben. Abermals mußte eine Spalte überschritten werden, dann kam eine kurze, sehr steile Schneewand, und wir standen droben! Der Erfolg war gesichert: so weit das Auge schaute, mäßig geneigter Schnee auf dem steilen Grat! Dieser vereinigt sich nach einiger Zeit mit dem von Osten kommenden. Langsam ging es über den Firnrücken hinan, bis er eine schwache Biegung gegen Süden macht: wir standen auf der höchsten Erhebung des Suatsi-Choch. Obwohl die Uhr schon die elfte Stunde zeigte: „Licht und lauter Bläue! Recht ein Wandertag!“ Dazu herrschte fast Windstille.

Ein langer, ungemein mühsamer Weg lag hinter uns, etwa 2500 m waren wir gestiegen seit dem Verlassen des Zeltlagers. Selten hat mich eine Aussicht so gefesselt wie die des Suatsi, weniger allerdings aus landschaftlichen, denn aus topographischen Gründen. Drei Bilder bannen zunächst den Blick: Das sind die Südabstürze der östlichen Kasbekgruppe, dann die Umrandung des Midagrawin-Gletschers und schließlich jenseits des Terek der kaukasische Hauptkamm.

Bei weitem der interessanteste war für mich der Südabfall. Zwischen dem Gimaraï-Choch und dem Kasbek wallen zerrissene Gletscherströme zur Tiefe. An ihren Spalten und Eistürmen spielte das Licht der Mittagsonne. Felsrippen schieben sich an einzelnen Stellen zwischen die zerklüfteten Massen. In ehrner Ruhe thront darüber der Kasbek, einem weiten, flachen Schneefeld entsteigt die runde Kuppe, der man den alten Vulkan anmerkt. Ein Übergang vom Terek in das Genaldon-Tal ist aller Voraussicht nach ein schweres und außerordentlich langwieriges Unternehmen. Zwischen Gimaraï-Choch und Kasbek entragt dem Kamm noch eine feine kleine Spitze aus reinem Firn, der Mailli-Choch.<sup>2)</sup>

Die Südumrandung des Midagrawin-Gletschers ist in die Tiefe gesunken. Den ganzen Kamm des Midagrawin-Choch kann man überblicken. Einige kühne Felstürme krönen ihn. Am besten ist der Berg wohl vom Tepgletscher anzugreifen, aber auch von der Stelle, wo wir auf den Nordgrat des Suatsi-Choch stießen, ist die Kammwanderung wahrscheinlich durchzuführen. Zwischen Ziti- und Midagrawin-Choch kann ein Gletscherpaß gefunden werden. Ich halte ihn für nicht sehr schwierig.

Die Nordumrandung des Ostbeckens vom Midagrawin-Gletscher, der Schau mit seinem Trabanten, dem Seigalan, stellt eine langgestreckte Mauer dar, von der gegen Süden Rippen vorspringen, die von West nach Ost immer mehr ausladen.

<sup>1)</sup> Als wir einige Wochen später das kaukasische Hochgebirge verließen, hatte die Vereisung und Zerklüftung der Hochgebirgsflanken rapide Fortschritte gemacht.

<sup>2)</sup> Nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn von

Friedrichs wurde sie von Poggendorff erzielt. Näheres im Jahrbuch des Russischen Bergclubs 1913 (Vol. III). (Auf der dort beigegebenen Karte Ausliegallinie.)

Es ist zweifellos möglich, dem Schau-Choch von hier aus beizukommen. Zwischen ihm und dem Gimarai-Choch senkt sich eine Gletscherbucht ein, die ihren Abfluß in den Midagrawin-Gletscher findet. Sie ist teilweise stark spaltig, doch lassen sich die Seraks nördlich umgehen.

Aufsehen erregte bei uns der Anblick des Schau-Choch. Man hätte meinen sollen, der Gipfel sei stark unter uns. Er ragte aber nach unserer Schätzung etwa 100—150 m über unseren Standpunkt empor. Anderseits aber waren wir sicherlich nicht mehr als 300 m tiefer als der Gipfel des Gimarai-Choch. Ich muß es künftigen Besuchern des Gebirges überlassen, das Rätsel zu lösen. Vielleicht ist der Schau zu niedrig kotiert.)

Der Hauptkamm im Süden erhebt sich zwar wirkungsvoll aus der tiefen Furche des Terektales, aber sehr edel kann man seine Gestalten mit wenigen Ausnahmen nicht nennen. Der schönste Berg, den ich zwischen Mamison- und Kreuzbergsattel gesehen habe, ist die Chalaza. Aber sie macht vom Suatsi keinen großen Eindruck. Außerordentlich fesselte mich die Tepligruppe. Der Tepli, eine schroffe, augenscheinlich aus Schiefer gebildete Pyramide, erdrückt durch die Wucht seiner Masse die anderen Spitzen. Der höchste Punkt liegt stark gegen Südwesten. Sella dürfte bei seinem Versuch auf den Tepli ihm noch ziemlich fern gewesen sein.<sup>2)</sup> Im Südkamm des Tepli fällt eine Doppelspitze auf, deren Wände von einer langen Schneerinne durchzogen sind. Der Berg erinnerte mich an das Kleine Seehorn in der Silvretta-(Litzner-)Gruppe. Merkwürdigerweise sieht er von der entgegengesetzten Seite ganz ähnlich aus. Ich beobachtete das einige Tage später vom Gipfel des Kaitber in der Adai-Choch-Gruppe. Diese vermag sich nicht so zur Geltung zu bringen, wie man wohl denkt, ein leichter gelber Dunst lag über ihren Gletschern.

Im Nordwesten erblickte ich einen alten Bekannten, den Elbrus.<sup>3)</sup> Zu seiner Linken stehen Koschtantau, Dychtau und Schkara. Erst in Warschau erfuhr ich, daß damals zwischen diesen Riesen wieder eine Partie weilte, und daß im Kaukasus ein Alpenführer gestorben sei.

Nach Süden blickten wir in öde Täler, nach Norden zeigten sich dem Blicke Kalkstücke.<sup>4)</sup> Rechterhand vom Kasbek erhoben sich die Berge südlich des Daghestan. Zwischen sie schoben sich Nebel, die von Kachetien heranfluteten.

Wir freuten uns der Gunst des Tages und lagerten im Schnee bis zur Mittagsstunde. Für mich hatte der Tag, der 28. Juli 1910, noch eine besondere Bedeutung. Am gleichen Tage hatte ich 20 Jahre vorher meinen ersten Viertausender erreicht, den Dom im Wallis, der annähernd die gleiche Höhe aufweist.

Endlich mußte geschieden sein. In den Spuren ging es langsam und vorsichtig abwärts. Kurz bevor wir die Firnmulde betrat, harrete unser noch eine unangenehme Überraschung. Der Schnee war gänzlich erweicht, und unter ihm lag Eis. Nur sehr bedächtig konnte der Abstieg vonstatten gehen. Im Laufschritt durcheilte aber unser Trifolium dann die Mulde. Ich atmete auf, als wir aus dem Fallbereich der Seraks waren. Ursprünglich sollte es auf unserer Anstiegslinie zurückgehen. Aber der Midagrawin-Gletscher war ein bodenloser Sumpf geworden. Der vorausgehende Kuhfahl quälte sich fast zu Tode. Und nach einer langen Tur krampfhaft den Untergrund prüfen zu müssen, ist eben kein

<sup>1)</sup> Nach Merzbachers Karte: Gimarai-Choch 4778 m, Schau-Choch 4371 m, Suatsi-Choch 4473 m. Ein interessantes Bild der beiden erstgenannten Berge von Osten in der Rivista mensile des C. A. I. Band 28, Nr. 1. Sie enthält einen Aufsatz von Roachert über den Kasbet.

<sup>2)</sup> Bollenino del C. A. I. Band 30, S. 321 und 337 ff. Von Nordwesten führt der Tepli dem Hochgall in der Rieserferner Gruppe, wie man diesen Berg etwa vom

Mösle her sieht.

<sup>3)</sup> Vgl. Wandern und Reisen, Verlag Schwann, 1. Jahrgang, S. 713. Der Elbrus ist im Sommer 1910 einige Male bestiegen worden. Er hat jetzt sogar eine Unterkunftshütte.

<sup>4)</sup> Sie müssen einen herrlichen Blick bieten. Einen von Ihnen, den Karlu, bestieg Abich. Siehe die begeisternde Schilderung in Abich, Kaukasische Reisebriefe, 1. Band, S. 56ff.

Vergnügen. So steuerten wir rechter Hand auf die nördliche Seitenmoräne unter die Wände des Seigalan. Da ging die Reise auf einmal ganz gut vonstatten. Teilweise konnte man auch auf den Schneeflecken vorwärts kommen, die sich zwischen der Moräne und den Felshängen eingelagert hatten. Der Schatten der Moräne hatte sie bis jetzt vor der Zerstörung geschützt. Nachträglich habe ich gesehen, daß unser Abstieg sich genau mit Rossikows auf seiner Karte rot punktierten Route deckt.<sup>1)</sup> Zuletzt gab es noch eine kleine Hüpferei über apere Spalten und durch Blockwerk, dann tauchte unser Gefährte, Herr von Friedrichs aus Riga, vor uns auf. Er hatte am 27. Juli den Resi-Choch bestiegen und heute Rasttag gehalten. Wir standen am Biwakplatz.

Es war  $\frac{3}{4}$ ,6 Uhr abends. So mußten wir denn zum zweiten Male ein Freilager am Chizan-Choch beziehen. Kühl zog die Nacht herauf, aber mein mit dem Fell des Opossums gefüllter Schlafsack feierte wieder einmal Triumphe. Auch meine Gefährten schlummerten gut.

Gegen 10 Uhr sah der Himmel einmal drohend aus, am 29. Juli aber war es 4 Uhr früh sternenklar. Der Weg durch den Gletscherbruch konnte nicht in Frage kommen, seine Spinnweben-Architektur stand uns noch zu lebhaft vor der Seele. So stiegen wir denn einträchtig am Zariutmassiv eine Stunde aufwärts und querten dann unschwer, aber mit der gebotenen Vorsicht über Firn und luftige Felsbänder in die große Schlucht, die zum Gletscher hinabzieht.<sup>2)</sup>

Durch die Midagrawin-Schlucht ging es auf wohlbekanntem, schauderhaftem Gelände talaus. Gegen Mittag standen wir bei den Zelten. Da erfuhren wir zwei wichtige Neuigkeiten: eines unserer Tragtiere, eine Eselin, hatte gestern einem Sprößling das Leben geschenkt und — Mutter und Kind waren jetzt verschwunden. Später fanden sie sich aber wieder ein, und Suatisi, so wurde der langohrige neue Erdenbürger genannt, hat uns später auf manchem steinigen Pfad begleitet und sich seines Namens würdig erwiesen.

### III. DER KALTBER IN DER ADAI-CHOCH-GRUPPE VON DR. WALTHERFISCHER

Bei strömendem Gewitterregen erreichten wir am 2. August 1910 das einsam gelegene Ingenieurhaus von St. Nikolai an der ossetischen Heerstraße. Wir — Dr. Gustav Kuhfahl, Oscar

Schuster und ich — kamen aus der westlichen Kasbekgruppe, wo wir den ersten Teil unseres Programms, die Erschließung der Umgebung des Midagrawin- oder Ziti-Gletschers, beendet hatten. Von Dargawsk, dem Hauptorte des Gisaldontals, waren wir am Tage vorher auf leidlichen Wegen über Kakidur und Suarkaw nach Barsch-Kaw im Fiagdotal gelangt, hatten dann das zwar öde aber großzügige Tal bis Chidi-Kus verfolgt und waren noch am selben Tage über das burgartige, ungemein malerische Charis-Kin nach dem herrlich gelegenen Unter-Kora hinaufgezogen, wohin uns der freundliche Starschina von Chidi-Kus für die Nacht eingeladen hatte. Ein ermüdender Tag folgte: Bei erschlaffender Hitze ging es über Ober-Kora zu einem Paß von 2424 m Höhe empor und dann unter dem alten, trotzigen Bergnest Choist vorbei in interessantem Abstieg hinab nach Unal im Ardontale. Hier stießen wir auf die ossetische Heerstraße, die neben der von Wladikawkas nach Tiflis führenden grusinischen die einzige fahrbare Straße ist, die den Kamm des Kaukasus überschreitet. Sie führt von dem kleinen, etwa 50 km westlich von Wladikawkas direkt am Nordfuße des Gebirgs gelegenen Städtchen Alagir nach Kutais. Unsere Erwartung, sie in einem ebenso trefflichen Zustande zu finden wie die grusinische, wurde allerdings grimmig enttäuscht. Die

<sup>1)</sup> Beilage zu Band 29 der Iawestaja der Russischen Geographischen Gesellschaft. Im Maßstab der Ein-Werat-Karte.

<sup>2)</sup> Vergl. Ö. A.-Z. 1910. Nr. 819 und den ersten Abschnitt dieser Abhandlung.

in der letzten Zeit niedergegangenen Regengüsse hatten sie stellenweise völlig vermurkt, stellenweise sogar weggerissen. Ihrer Instandhaltung wird aber, wie wir später mehrfach feststellten, wohl infolge des geringen Verkehrs, der sich mit dem auf ihrer östlichen Gefährtin nicht im entferntesten messen kann, eine besondere Sorgfalt nicht zuteil. Auch landschaftlich hatte sie — wenigstens zunächst — nur geringe Reize: die öden, verbrannten Hänge und die schmutzig-grauen Fluten des Ardon vermochten nicht zu fesseln. Erst von der Einmündung des Sadontals an ändert sich das Bild zu seinen Gunsten, und manch schöner Blick auf kühne Bergformen erfreut von da an den Wanderer.

In St. Nicolai empfing uns eine niederschmetternde Nachricht. Wir hatten, um unsern Troß zu entlasten, einen großen Sack mit Proviant für die zweite Hälfte unserer Turen dem armenischen Kommissionär des Grand Hotel in Wladikawkas mit dem Auftrage übergeben, ihn sowie etwa inzwischen an uns eintreffende Postsachen hierher zu schicken. Der Mann hatte dies auch, nachdem er ein reichliches Trinkgeld eingesteckt hatte, mit heiligen Eiden gelobt, so daß wir beruhigt weiterzogen. Indessen hatten wir doch zu wenig mit den vortrefflichen Charaktereigenschaften gerechnet, die dem Armenier den Ruf des größten Gauners unter allen Völkern des Morgenlandes verschafft haben; weder Sack noch Briefe waren da. Einer unserer Leute, den wir eiligst auf die Suche schickten, fand denn auch beides noch im friedlichen Gewahrsam des Grand Hotel in Wladikawkas vor. Der edle Armenier hatte mit der Einkassierung des Trinkgeldes seine Tätigkeit für abgeschlossen gehalten.

Da der heiß ersehnte Proviant frühestens in 2—3 Tagen eintreffen konnte, so wollten wir wenigstens diese Zeit mit einer Rekognosierungstur ins Zeyatal ausfüllen. Schwerbe packt verließen wir am 4. August das gastliche Ingenieurhaus. Unser Plan war, irgendwo möglichst hoch oben zu bivakieren und am nächsten Tage einen Gipfel zu besteigen, von dem aus wir einen guten Einblick in die Adai-Choch-Gruppe — unser neues Arbeitsgebiet — erhalten könnten.

Der Weg ins Zeyatal biegt nicht, wie man nach Merzbachers und Freshfields Karten annehmen muß, etwa erst einen Kilometer talaufwärts von der ossetischen Heerstraße ab, sondern verläßt diese unmittelbar bei St. Nicolai, wo man den Ardon und bald darauf den Zeyabach selbst überschreitet, den man nun verfolgt. Im Gegensatz zu den übrigen Tälern auf der Nordseite des Kaukasus zeichnet sich das Zeyatal durch üppigen Pflanzenwuchs aus, der stellenweise sogar urwaldähnlichen Charakter annimmt: mannshohe Rhododendronsträucher bedecken die Hänge, herrliche Birken bilden ganze Wälder, dazwischen hindurch aber braust der schäumende Gletscherbach. So mag wohl auch manches Alpental vor hundert Jahren in seiner ursprünglichen Schönheit ausgesehen haben.

Der die Täler von Zeya und Sadon trennende begrünte Kamm, ein Ausläufer der Zeyakette auf der linken Talseite, dem mehrere ganz leichte Gipfel entragen, schien uns für unsere Rekognosierungszwecke trefflich geeignet. Besonders empfehlenswert aber machte ihn ein Steiglein, das von dem oben am Berghange liegenden alten Neste Zeya zwar bescheiden, aber für kaukasische Verhältnisse doch recht annehmbar über einen schwach ausgeprägten Paß hinüber nach Sgid und Sadon führt. Es verhieß uns Schwerbe packten nicht nur die Erklimmung der Hänge zu erleichtern, sondern bot uns auch die Möglichkeit, in das Sadontal abzusteigen, es abwärts bis an die Ossetische Heerstraße zu folgen und über diese St. Nicolai wieder zu erreichen, eine interessante Rundtur, die man bequem in zwei Tagen ausführen kann; auch ist sie nur wenig anstrengend und bietet hervorragend schöne Bilder und belehrende Einblicke in die Adai-Choch-Gruppe.

Leider setzte gegen Mittag ein Gewitterschauer nach dem anderen ein, und

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*



*Naturaufnahme von Dr. Gustav Kuhfahl*

*Bruckmann aut. et impr.*

*Firnbecken des Kaltbergletschers*

als wir um 4 Uhr die Kammhöhe erreichten, goß es in Strömen. Über Grashänge erstiegen wir in etwa 20 Minuten im dichtesten Nebel den nach dem Ardontale vorgeschenbenen Zachziri-Choch, 2714 m, und trabten, ohne von ihm aus außer ein paar kläffenden Schäferhunden auch nur das Mindeste gesehen zu haben, zum Sattel zurück. Nach langen Debatten, ob wir bei dem scheußlichen Wetter dort oben ein Biwak wagen sollten, bezogen wir dann doch noch am Südhang kurz unterhalb des Passes ein Freilager unter einem scheinbar von Hirten schon öfter zu diesem Zwecke benutzten Überhang.

Der Wettergott war uns gnädig. Am Spätabend verzogen sich die unheilvollen Wolken mehr und mehr, ein sternübersäter Himmel funkelte während der Nacht auf uns herab, und in kristallener Klarheit zog am anderen Morgen der junge Tag heraus. Während Kuhfahl die Bilder ringsum auf seine photographische Platte zu bannen suchte, bestiegen Schuster und ich den Sadonwzek-Tau, 2956 m, der dem Rücken westlich des Passes enttritt. Hier bot sich uns ein Blick, der zu den schönsten gehört, die uns überhaupt im Kaukasus beschieden waren; Im Hintergrunde des Zeyatals der Adai-Choch und seine trotzigen Trabanten im Schmucke des Eispanzers, an der linken Talseite die prallen Mauern der Zeyakette, an der rechten der Kaltberzug, in ihm aber alles überragend ein Juwel durch den Adel seiner Form und die Macht seiner Erscheinung: der Kaltber selbst.

Aber das Bergsteigerauge entdeckte am Adai-Choch selbst und an seiner näheren Umgebung auch etwas, das ihm wenig Freude bereitete: ungewöhnliche Ausaperrung stempelte den Kampf mit ihm von vornherein zu einem ziemlich aussichtslosen. So blieben uns nur Zeya- und Kaltberkette; in beiden wollten wir die noch unbestiegenen Hauptgipfel — Zeya-Choch und Kaltber — versuchen.

Dem Zuge der Kaltberkette entragen außer dem Hauptgipfel selbst noch zwei nach Osten vorgeschobene, unbenannte größere Gipfel, deren letzter direkt über St. Nicolai steht. An der uns zugewandten Nordflanke des Kaltber ist der Kaltber-gletscher eingebettet. Er bildet in einer Höhe von 3300—3400 m ein weites flaches Becken und stürzt sich dann in mächtigen Eiskaskaden zu Tal. In der letzten Zeit ist er bedeutend zurückgegangen, sodaß die Freshfieldsche Karte der Adai-Choch-Gruppe im Alpine Journal, Band XVI, Seite 31, ein völlig richtiges Bild von ihm nicht mehr gibt. Besonders drängen die steilen Felshänge, die ihn auf seiner linken Seite bis hinauf zum Becken begrenzen, weit mehr in ihn hinein, als es auf dieser Karte angegeben ist.

Unser Weg auf den Kaltber war klar vorgezeichnet: Wir mußten über die Hänge das Firnbassin und dann den Ostgrat zu erreichen suchen und ihn bis zum Gipfel verfolgen. Seine Beschaffenheit konnten wir allerdings bei der großen Entfernung nicht sicher beurteilen; einige Türme unterhalb des Gipfels schienen nicht einfach und das letzte Stück außergewöhnlich steil zu sein.

Vom Sadonwzek-Tau aus machten wir noch eine interessante Entdeckung. Sowohl auf der Merzbacherschen wie auf der großen Freshfieldschen Karte sind an den nördlich vorgelagerten Kalkbergen des Zagwei barson und des Kion-Choch Gletscher eingezeichnet, von denen in Wirklichkeit keine Spur zu sehen ist und die es dort ganz zweifellos auch nie gegeben hat. Wahrscheinlich hat das in solchen Dingen ungeübte Auge des Kartographen Schneefelder, die sich zur Zeit der Aufnahme gerade dort befanden, für Gletscher angesehen. —

Scharen von Osseten begleiteten uns, als wir am 6. August mit Troß und Knecht — der Proviant war unterdessen eingetroffen — in das Zeyatal zogen. Sie alle strebten nach ihrem uralten Stammesheiligtum Rekom, in dessen Nähe ossetischer Unternehmungsgeist das Gasthaus „Lebnik“ — in der Schweiz hieße es Hotel du Glacier — errichtet hat. Wir hatten allerdings nicht im entferntesten

die Absicht, es zu benützen; denn die Cholera, die ja in diesem Sommer in ganz Rußland ihr Haupt drohend erhoben hatte, grässerte hier besonders beständigend, und bei dem anhaltend trockenen Wetter und den eigenartigen hygienischen Anschauungen der Eingeborenen war nicht zu erwarten, daß sich dies bessern werde.

Der von uns eingeschlagene direkte Weg nach Rekom bleibt zunächst in der Hauptsache auf dem rechten Ufer des Bachs, ohne das oben am Hange liegende Zeya zu berühren; erst kurz hinter diesem überschreitet er den Bach auf einer Brücke, wo man uns für uns, unsere Leute und unsere Lasttiere einen gepfefferten Zoll abnahm, und führt nun bis zum Talschluß auf dem linken Ufer weiter.

Unser Zug durch das herrliche Tal war nicht frei von Verdrüß und Aufregung. Zu dem gewöhnlichen Ärger mit den Tragtieren und den Leuten, der nun einmal einen unvermeidlichen Bestandteil kaukasischer Wanderungen bildet, kam ebenso unerwartet wie unerwünscht noch hinzu, daß man unserer Karawane den Zutritt zum Bezirke des Heiligtums, hinter dem wir das Hauptlager für den Zeya-Choch aufschlagen wollten, verwehrte. Der unschuldige Anlaß hierzu waren unsere Esel, die als unreine Tiere ebenso wie Hunde und Schweine sich dem Heiligtum nicht nähern dürfen. Den Plan, dann eben vorher das Zelt aufzuschlagen, gaben wir aber schleunigst wieder auf, als wir erfuhren, daß sich der von uns nach längerem Suchen ins Auge gefäßte Lagerplatz in der unmittelbaren Nachbarschaft einer Cholerakranken befand. Die linke Talseite war uns nun gründlich verleidet. Glücklicherweise vermittelte ein Steg den Übergang zum rechten Ufer. Weiter oben gibt es, wie wir später feststellten, nur noch beim Gasthaus „Lednik“ und kurz vor der Gletscherzunge Brücken — von denen allerdings keine für die Ewigkeit gebaut schien.

Aber auch das rechte Ufer war mit verdächtigen Baracken und noch verdächtigeren Gestalten besiedelt, so daß wir hoch hinaufziehen mußten, um unser Lager wenigstens einigermaßen sicher aufzuschlagen zu können. So hatte uns das Schicksal von unserem nächsten Ziel, dem Zeya-Choch, abgedrängt und, worüber wir eigentlich ganz froh waren, direkt vor den Kaltber gesetzt.

So weltabgeschieden freilich wie im Midagrawintal war unser Lager diesmal nicht. Bis weit hinauf weideten in dem fruchtbaren Tale Schaf-, Ziegen- und Pferdeherden, und keiner der hier umherstreifenden Hirten und Jäger versäumte es, den fremden Gästen einen nicht immer willkommenen Besuch abzustatten.

Schon am nächsten Tage bezogen wir ein Hochbiwak am Rande des obersten Firnbeckens des Kaltbergletschers. Kurz hinter dem Lager wurde der Kaltbach überschritten, dann hielten wir uns auf die linke Randmoräne zu, verfolgten diese auf ihrem Rücken bis zu dem hier völlig aperen Gletscher und stiegen diesen zu den Hängen hinan, die wir schon vom Sadonwzek-Tau aus hierfür ins Auge gefäßt hatten. Ein stundenlanges, außerordentlich mühsames Emporklimmen über Geröll, Geschröf und grobes Blockwerk begann; aber mehr und mehr sank das Tal hinter uns in die Tiefe, und der Rand des Firnbassins kam näher und näher. Endlich waren wir am Ziele. Wo aber sollten wir das Zelt aufzuschlagen? Nirgends fand sich zwischen den großen Blöcken ein ebener Platz, und schon machten wir uns mit dem Gedanken vertraut, auf dem Schnee — wir befanden uns in einer Höhe von 3300—3400 m! — zu kampieren, als wir doch noch ein kleines ebenes Fleckchen entdeckten, gerade groß genug, um unser Zelt aufnehmen zu können.

Unser Biwakplatz lag an ungewöhnlich aussichtsreicher Stelle. Wie ein Adlerhorst hing er über dem Tale; weit schweifte der Blick über Zachziri-Choch und Sadonwzek-Tau hinweg zu den nördlichen Vorbergen hinüber. Uns gegenüber

aber zog sich auf der anderen Talseite der lange Felszug der Zeyakette hin, die von dem pyramidenförmigen Zeya-Choch gekrönt wird. Seine Besteigung erschien uns, von hier gesehen, recht anstrengend und langweilig. Ganz anders sah dagegen der Weg auf den Kaltber aus, der jetzt offen vor uns lag. Firnwälle vermittelten den Zugang zum Ostgrat, den wir fast genau südlich des Biwakplatzes dort erreichen wollten, wo er sich steiler aufschwingt. Dieser Punkt liegt westlich von einer markanten, von zwei Felstürmen gebildeten tiefen Scharte, hinter der der Grat eine Strecke weit als reiner Firngrat fast eben verläuft, um dann mit Felsen durchsetzt ziemlich unvermittelt energisch in die Höhe zu streben. Den Weiterweg über ihn konnten wir allerdings vom Biwakplatz aus ebensowenig beurteilen, wie seinerzeit vom Sadonwzek-Tau aus; nur sahen auch von hier aus die Grattürme nicht weniger unangenehm, das letzte Stück zum Gipfel nicht weniger steil, die Nordflanke nicht weniger abschreckend aus. Alles dies schien unsere Annahme, daß uns eine schwierige und lange Tur bevorstand, zu bestätigen. Kuhfahl verzichtete daher auf die Teilnahme, um sich lieber photographischen Studien zu widmen.

Eine bitterkalte Nacht folgte dem schönen Tage. Eine Heizung des Zeltes mit Kerzen und dem Spirituskocher hatte nur vorübergehenden Erfolg, und Schuster und ich waren froh, endlich aufzubrechen zu dürfen. In stockfinsterer Nacht zogen wir 3 Uhr 40 Min. beim flackernden Schein der Laterne los. Der beinhart gefrorene Firn ließ uns trefflich vorwärtskommen. Die Hänge zum Grat hinauf überwandten wir dank unserer Steigeisen ohne nennenswerte Stufenarbeit; bereits 5 Uhr 5 Min. langten wir oben an.

Ein herrlicher Tag war unterdessen heraufgezogen, und mit Staunen und Bewunderung ließen wir den Blick hinab nach Norden ins Zeya- und nach Süden ins Ardotal schwiegen. Hier stellten wir auch die Möglichkeit einer Überschreitung der Kette vom Zeya- ins Ardotal fest. Den Übergang würde man wohl am besten noch östlich der oben erwähnten Scharte nehmen und dann über die Hänge des Khubag-Gletschers absteigen. Auf ein Hindernis dürfte man — wenigstens in dem von uns übersehnen oberen Teil — kaum stoßen. Ob freilich eine solche Überschreitung bei der etwa 3900—4000 m befragenden Höhe des Passes sowie bei den ungewöhnlich langen und ermüdenden Anstiegen auf beiden Seiten jemals eine praktische Bedeutung erlangen wird, wage ich zu bezweifeln.

Einen zweiten, ebenfalls noch nicht ausgeführten Übergang erwähnt Freshfield im Appendix seines Werkes „The Exploration of the Caucasus“. Er liegt noch östlich des auf seiner oben erwähnten Karte der Adai-Choch-Gruppe mit 13331 Fuß kotierten Gipfels. Dieser ist übrigens von dem zuerst angeführten Passe westlich von ihm zweifellos ohne besondere Schwierigkeiten zu besteigen; am besten wird man etwas nach Süden absteigen und ihn dann über seine West- und Südwestflanke erklimmen.

Unser Grat zum Kaltber zeigte gutgestuften Fels. Ein fröhliches Klettern begann, nur hier und da von einer steilen Firnschneide unterbrochen. So kamen wir schneller und leichter als vermutet zu den Grattürmen, die wir von unten mit so großem Mißtrauen betrachtet hatten. Sie waren indessen gar nicht so schlimm, wenn sie uns auch einige recht hübsche Kletterstellen boten und uns schließlich doch zum Ausweichen zwangen. Einen Versuch, dies in der Nordflanke zu tun, gaben wir bald wieder auf; denn hier grinste uns blaues Eis entgegen und abschreckende Platten schossen zur Tiefe. Desto besser ging es auf der Südseite, wenn auch infolge der Vereisung und der großen Brüchigkeit des Gesteins immerhin Vorsicht geboten war. Der letzte Grataufschwung entpuppte sich als steiles Firndreieck von etwa 200 m Höhe, das zu unserer Linken von Felsen begrenzt

war. Zwei Wege standen uns offen: die Firnwand und die Felsen. Wir entschieden uns gegen diese, da sie recht bös aussahen, uns im Abstieg sehr aufgehalten haben würden und wir endlich erst eine stattliche Reihe von Stufen hätten schlagen müssen, um zu ihnen hinüberzugelangen. So hackten wir uns denn den Hang hinauf — eine recht anstrengende Arbeit von einer reichlichen Stunde. Trotzdem betraten wir bereits 8 Uhr 40 Min. den bis dahin noch unbestiegenen Kaltber, 4409 m, dessen Gipfel von einer mächtigen Wächte gekrönt war.

Eine ebenso reizvolle wie interessante Fernsicht bot sich uns hier; vom Dagestan bis zum Dschanga reichte der Blick.

Schon nach 20 Minuten schieden wir wieder; wir durften den letzten Hang, wollten wir uns nicht höchst unliebsamen Überraschungen aussetzen, nicht zu weich werden lassen. Vorsichtig stiegen wir ihn hinab und eilten dann über den Grat weiter. Jetzt umgingen wir sämtliche Türme in der Südflanke und gelangten so bereits 11 Uhr 25 Min. zu der Stelle, wo wir nach links zum Gletscher hinab abbiegen mußten. Zu ihm brachte uns eine sausende Abfahrt über die Hänge hinunter; Punkt 12 Uhr trafen wir wieder bei unserem Biwakplatz ein. —

Daß wir zum Aufstieg ausschließlich der Rasten nur 4 Stunden 20 Min., zum Abstieg aber gar nur knapp 2 $\frac{1}{2}$  Stunden gebraucht hatten, verdankten wir in erster Linie der ausgezeichneten Beschaffenheit der Felsen und vor allem des Firns, der uns nur am Schlußhang aufhielt. Dazu kam ein geradezu wonnevolleres Wetter und endlich der Umstand, daß wir beide trotz der schlecht verbrachten Nacht in so guter Verfassung waren, daß wir während der ganzen Tur — wir gingen bis auf die schwierigsten Stellen stets gleichzeitig — ein außerordentlich schnelles Tempo einhalten konnten.

Es war unsere letzte Tur im Kaukasus. Das Gespenst der Cholera, das immer schonungsloser seine Geißel schwang, trieb uns zu vorzeitigem Abbruch unserer Unternehmungen. Wenn uns aber etwas darüber trösten konnte, so war es der Gedanke, wenigstens noch einen der schönsten Gipfel in dieser herrlichen Gegend als Erste bestiegen zu haben.

---

**HOCHTUREN IN DEN ZENTRALPYRENÄEN  
1908—1910. VON DR. G. KÜNNE UND  
□ DR. H. SCHMIDT □**

(Dr. H. Sch.) Nach den Arbeiten von Dr. Bertram und seinen Turengenosßen (Zeitschrift d. D. u. Ö. Alpenvereins 1906 u. 1908) sind die Pyrenäen den Lesern dieser Zeitschrift kein unbekanntes Gebirge mehr. Sie sind nicht die Alpen. Dazu fehlt ihnen das Grandiose, die Wucht der Formen im einzelnen und die große Ausdehnung der Massive im ganzen. Aber sie haben die Sonne des Südens, die der Natur eine solche Leuchtkraft der Farben gibt und dem Landschaftsbild einen Reiz, wie ihn nur wenig Alpengebiete aufweisen können. Diese Verschiedenheit der Natur verleiht auch den Turen ihr Gepräge, so daß man unsere Turen mit pyrenäischem (*sit venia verbo!*) und nicht mit alpinem Maße messen soll. Was nur Ramond konnte und allenfalls Tonnellé, nämlich in Worte kleiden all das Herrliche an Harmonie der Farben und der Formen, das die Pyrenäen bieten, das will ich nicht einmal versuchen. Ich werde nur von meinen Turen berichten, soweit sie Gegenden berühren, die Bertrams Schilderungen nicht betreffen. Die Turen sind zum größten Teil turistisch neu und wurden ausgeführt 1908 mit den Herren Dr. R. Knod, Dr. K. Endell und meinem Bruder Ernst, 1909 mit Herrn Dr. von Martin und Hans Riebeling und 1910 mit Dr. G. Künne.

In Laruns bei Pau, direkt am Fuße der Pyrenäen, war es, wo wir uns Anfang August 1908 trafen. Mein Bruder Ernst, Herr Dr. Kurt Endell und ich. Schlechtes Wetter zwang uns einige Tage zur unwillkommenen Rast. Dann galt es dem Pic du Midi d'Ossau, 2885 m, jenem Bergriesen, der das Tal von Ossau beherrscht, und der isoliert nach allen Seiten seine Umgebung weit überragt und den Glanzpunkt des vielgerühmten Pyrenäenpanoramas der Terrasse von Pau bildet.

Der kleine Weiler Gabas am Fuße des Pic ist ein angenehmer Stützpunkt für diese und andere Turen. Am folgenden Tage (am 10.) brachen wir auf, um den Balaitous zu besuchen. Von einer Rekognosierungstour der vorhergegangenen Tage her war uns der Weg bekannt, so daß wir uns erst um 10 Uhr auf den Weg machten. Von Gabas hatten wir erst 8 km die große Route nach Panticosa zu verfolgen, soweit, daß man bereits die Paßhöhe des Col du Pourtalet sehen kann. Dann verläßt man die Chaussee nach links ungefähr dort, wo man rechts unten auf Wiesen die Ruinen der Case de Broussel sieht. Zuerst geht es einige Minuten auf kaum sichtbaren Spuren über steilen Wiesengrund, doch wird der Pfad in dem folgenden Wald deutlich sichtbar. Drei Viertelstunden nach Verlassen der Chaussee, 2½ Stunden nach Aufbruch von Gabas, erreichten wir einige Hirtenhütten, wo wir zwei Tage vorher Maulesel mit Brennholz für das Refuge bestellt hatten. Nach einem Warten kamen die Maulesel, die dann noch mit einem Teile unseres Gepäckes beladen wurden. Eine Stunde stiegen wir von der Bergerie auf relativ gut gangbarem Pfade zum Col d'Arrius, 2254 m. Schön ist der Blick von hier nach rückwärts auf den Pic du Midi d'Ossau. Tief unten auf der anderen Seite liegt der blaue Lac d'Artouste, zu dem man in einer halben Stunde absteigen kann. Er ist wegen seines Reichtums an Fischen berühmt und einer der größten Seen in den an Bergseen reichen Pyrenäen.

Vom Col d'Arrius ging es jetzt einige hundert Meter hinab, bis wir ziemlich

nahe an den See herangekommen waren. Dann querten wir etwas nach rechts und fanden wieder einen Pfad, der uns in einer Stunde Steigens an den ersten der drei Lacs d'Arrémoulit brachte, an dessen Ausfluß sich links das Refuge d'Arrémoulit des C. A. F. befindet. Die Treiber mit ihren Mauleseln gingen noch am gleichen Abend zurück. Es war gut, daß wir Holz hatten heraufbringen lassen und wollene Decken mitgebracht hatten, denn als die Sonne kaum weg war, wurde es empfindlich kühl. In der Hütte war nichts, und das wenige Stroh, das die Schlafstellen bedeckte, genügte nicht, um die unangenehmen Härten der Steine weniger fühlbar zu machen. Wir waren nicht allein, sondern ebenfalls von Gabas und über den Col d'Arrius waren die fünf Brüder Cadier gekommen, bekannte „Pyrenäisten“, von denen wir wertvolle Aufschlüsse über unsere Umgebung erhielten. Sie hatten ebenfalls vor, den Balaïtous zu besteigen, den sie zwecks einer Monographie gründlich durchforschen wollten. Sie wollten jedoch erst am Abend hinauf und beabsichtigten vorher eine andere Tur zu machen. Noch spät am Abend kamen drei Gemsenjäger von den Hängen des Pic de Palas herunter, die ebenfalls noch im Refuge übernachteten wollten. Da jedoch die Hütte nur für sieben Personen gebaut ist, war es recht eng, und die zuletzt angekommenen mußten zum Teil auf der Erde schlafen. Da der Balaïtous als schwer gilt, blieb mein Bruder, der dem Schwindel ausgesetzt ist, hier zurück.

### BALAÏTOUS, 3146 m

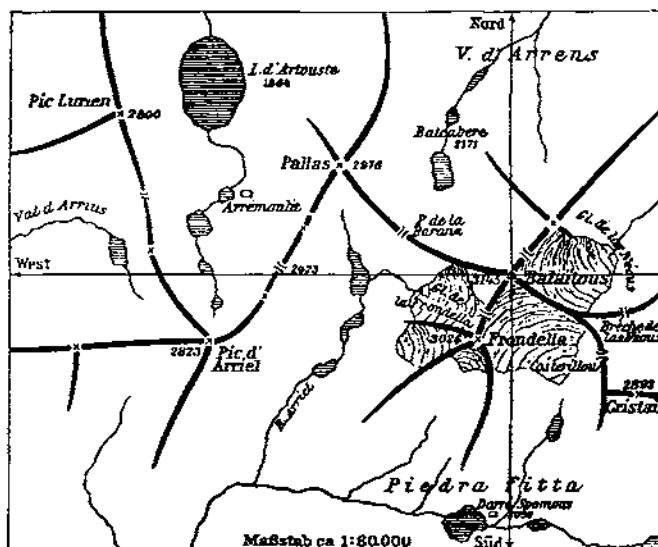
Man spricht vom Balaïtous als dem Matterhorn der Pyrenäen, und die Pyrenäisten sind stolz auf diesen Berg. Aber wenn sie damit sagen wollen, er sehe dem Matterhorn ähnlich, so hinkt der Vergleich sehr, und auch was die Schwierigkeiten betrifft, kann der Balaïtous in keiner Weise mit dem Zermatter Riesen konkurrieren. Immerhin ist er einer von den wenigen Bergen in den Pyrenäen, die von allen Seiten ein gewisses Maß an Können von dem Turisten verlangen. Aber warum vergleichen? Der Balaïtous ist in seiner Art auch ein schöner, ja ein imposanter und achtunggebietender Berg, und wer ihn erstiegen hat, hat das berechtigte Gefühl des Stolzes, eine Tat getan zu haben. Und doch ist die Ersteigung dieses stolzesten Berges der Pyrenäen so in Vergessenheit geraten, daß ihre Geschichte erst nach einem halben Jahrhundert wieder bekannt wurde und der Weg des Erstersteigers noch in einem Dunkel liegt, das bis zur Stunde noch nicht ganz erhellt ist.

Das Wetter war klar geblieben und versprach uns einen schönen Tag. Um 5 Uhr verließen wir das Refuge, 2304 m. Vom Balaïtous ist noch nichts zu sehen; erst wenn man nach 20 Minuten in den Col d'Arrémoulit, 2455 m, zwischen Pic de Palas links und Pic d'Arriel rechts, gelangt ist, sieht man ihn vor sich, zur Rechten flankiert von der Frondella. 250 m tiefer liegen drei Seen. Zu dem ersten der drei Seen stiegen wir in der Falllinie hinab, überschritten leicht seinen Ausfluß und stiegen rechts von einem markanten Felsabsatz, über grasdurchsetztes Geröll hinauf, uns weiter oben mehr links haltend, so daß wir den Glacier de la Frondella gerade dort erreichten, wo seine Schmelzwasser aus ihm hervorbrechen. (7 Uhr 40 Min.) Die gewöhnliche Besteigung des Balaïtous vollzieht sich so, daß man den Gletscher einige Zeit emporsteigt und sich dann tunlichst bald links wendet. Dann erreicht man ohne besondere Schwierigkeiten über Geröllhalden und -Bänder, sich stetig links haltend, schließlich mittels eines ausgesetzten Querganges, den Russell „le plus mauvais pas des Pyrénées“ nannte, den Nordostgrat des Balaïtous, wenige Meter vom Gipfel entfernt. Endell und ich stiegen aber über guten Schnee den Glacier de la Frondella seiner ganzen Länge nach hinauf und erreichten den Fuß der Eisrinne, die sich zur Brèche Latour, zwischen Balaïtous links und Frondella rechts, hinaufzieht, um 9 Uhr 30 Min., be-

vor die Sonne die festgebannten Steine löste, die die Rinne zeitweise gefährlich machen, wie uns umherliegende große und kleine Trümmer bewiesen. Die Neigung der Rinne ist eine beträchtliche und dürfte im oberen Teile wohl 50 Grad betragen. Dank unserer Steigeisen gelangten wir, ohne daß wir Stufen zu schlagen brauchten, hinauf, bis uns ein etwa 4 m hoher Kamin mit einem oben eingeklemmten Block Halt gebot. Die Brüder Cadier hatten uns von der Schwierigkeit dieser Stelle, die sie einmal im Abstieg begangen hatten, erzählt. Ich versuchte nun, sie an der linken Wand zu umgehen, was eine kurze, jedoch schwierige Kletterei erforderte, die mir erst gelang, nachdem ich meine Steigeisen gegen Hanfsohlen vertauscht hatte. Endell kam dann mit dem Gepäck, durch das Seil gesichert, schnell nach. Von da hatten wir wieder für einige Meter harten Firn, bis unter den gewaltigen, eingeklemmten Block, der die Höhe der Brèche Latour bildet. Durch eine kurze Kletterei an der linken, gutgriffigen Wand gelangten wir um 11 Uhr in die Scharte. Der Blick auf die grenzenlose Öde um uns her war von wilder Großartigkeit. Ein Adler zog über uns majestatisch seine ruhigen Kreise. Von der Scharte, die nicht mehr als 3 m breit sein dürfte, geht es zu beiden Seiten in gewaltigen, steilen und plattigen Wänden hinauf, von denen die der Frondella ganz unnahbar sind, und die zur Linken auch wenig einladend aussehen. Doch bietet die linke Wand weiter nach auswärts recht gute Möglichkeit hinaufzuklettern. Zuerst stieg ich, durch Endells Seil gut gesichert, auf dem überaus steilen Firnfeld auf der anderen Seite einige Meter ab, und kam nach einem kurzen, etwas heiklen Quergang auf gutgriffigen Fels, auf dem ich in 10 Minuten unschwer zum Südgrat gelangte. Jetzt hatten wir nur noch über mäßig geneigte Firnfelder emporzusteigen und erreichten um 12 Uhr den Gipfel, der in Gestalt eines gewaltigen Steinbaues sich auf einem großen Plateau befindet.

Die Aussicht ist in vielen Punkten derjenigen vom Pic du Midi d'Ossau ähnlich (vergl. Bertrams Aufsatz, Bd. 1906), besonders nach den Ebenen zu und in der Richtung nach Osten, wo auch diesmal besonders das Massiv der Vignemale imponierte, von dem aus rechts — aber nur undeutlich — die Eisberge des Cirque de Gavarnie zu sehen waren. Im Westen stand einsam die wuchtige Gestalt des Pic du Midi d'Ossau. Eine ganze Stunde sonnten wir uns im Windschutz des Steinmanns auf dem Gipfel und studierten die Gipfelkarten.

Die erste Besteigung des Balaitous fand im Jahre 1825 zum Zwecke der Triangulierung statt, und wurde ausgeführt von den Offizieren Peytier und Hossard. Diese beiden kühnen Männer bezwangen nach mehreren vergeblichen Versuchen



den Balaïtous über die Nordostseite auf einer Route, die noch jetzt zu den schwierigsten zählt; sie verbrachten auf dessen Gipfelplateau mehrere Tage unter dem Zelte, dessen Spuren noch zirka 40 Jahre später gefunden wurden, und haben den Abstieg unter winterlichen und denkbar ungünstigen Verhältnissen glücklich bewerkstelligt. Und doch hat diese erste Besteigung so vergessen werden können, daß es erst viele Jahre später, am 13. September 1864, dem Engländer Charles Packe gelang, nachdem er bereits ein Jahr vorher vergeblich den Berg von Norden angegriffen hatte, den Gipfel des Balaïtous über den Port de la Barane von Westen her zu erreichen. Ein merkwürdiges Zusammentreffen: 1825, in dem Jahre, in dem Peytier den Balaïtous bestieg, wurde Packe geboren und 1864, als Peytier starb, machte Packe die zweite Besteigung. Eine Woche später wiederholte Henry Russell die Besteigung auf dem gleichen Wege.

1865 war das Unglücksjahr für das Matterhorn und damals gebrauchte Russell zum ersten Male für den Balaïtous die Bezeichnung „Matterhorn der Pyrenäen“. Im gleichen Jahre wurde auch zum ersten Male seit der Erstbesteigung wieder die Ostseite benutzt; der Führer Orteig von Eaux-bonnes gewann allein den Gipfel über den Glacier de las Néous. Fünf Jahre später machte Russell diesen Weg mit dem Führer Gaspard und beschrieb ihn dann. Im gleichen Jahre (1870) wurde auch der heute allgemein übliche Weg gefunden, der die Westseite des Berges benutzt.

Von Cauterets durch das Tal der Piedra Fitta wurde der Balaïtous am 22. August 1873 durch E. Wallon mit dem Führer Clément Latour erstiegen. Sie gelangten von Süden her in die Brèche Latour, zwischen Frondella und Balaïtous, und gewannen von da aus den Gipfel. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Gipfelbuch hinterlegt. — Von der Brèche Latour aus sind die Brüder Cadier einmal in das Arrietal über den Glacier de la Frondella abgestiegen. Den ersten Aufstieg auf diesem Wege machten im August 1908 K. Endell und ich. Die Südwestwand des Balaïtous ist ebenfalls schon durchstiegen worden; zuerst 1893 von Louis Falisse, dann 1905 und 1906 von H. Sallenave und M. Heid. Im gleichen Jahre 1906 stiegen die Brüder Cadier durch diese Wand ab, und zwei Jahre darauf auf neuem Wege K. Endell und ich.

Die Route der Erstersteiger über die Ostseite wieder zu finden, gaben sich die Brüder Cadier große Mühe, doch kamen sie nicht über Vermutungen hinaus. Ebenso war es 1901 Brulle und d'Astorg gegangen, die den Einschnitt zwischen Grand- und Petit Balaïtous Brèche Peytier-Hossard taufsten und somit die Namen dieser verdienten Männer mit dem Balaïtous verknüpften, für alle jene, die sich für die Erschließungsgeschichte der Berge interessieren.

Um 1 Uhr begannen wir den Abstieg. Nachdem wir uns etwas orientiert hatten, stiegen wir den Nordostgrat hinunter, bis wir linker Hand eine gut gangbare Rinne fanden, die wir eine Seillänge weit verfolgten, um sie dann links (im Sinne des Abstieges) zu verlassen und auf Geröllbändern nur wenig absteigend zu queren. Rechts von unserem Standpunkt vollzieht sich der normale Au- und Abstieg. Wir querten solange das Massiv des Balaïtous, bis wir an eine Wand kamen und tief unten den Glacier de la Frondella sehen konnten. Nun gings in der Falllinie eine sehr steile, kaminartige Rinne hinab, die wir so weit verfolgten, bis ihre weitere Fortsetzung in derselben Richtung untrüglich wurde. Wir querten dann nach rechts, bis wir an eine Parallelrinne kamen, deren Kamine so steil abfielen, daß wir ihren untersten Teil nicht übersehen konnten. Indessen sahen wir in der Fallrichtung unter uns ein Schneefeld, das jedoch vom Gletscher noch durch eine hohe Wandstufe getrennt war. Vorsichtig wegen des lockeren Gesteins absteigend, hatten wir bald das Schneefeld erreicht, ohne sonderliche Schwierigkeiten gefunden zu haben. Vielleicht kann man hier, sich nach rechts haltend,

über die ungefähr 100 m betragende Wandstufe den Gletscher erreichen. Wir wandten uns, sowie wir aus dem letzten Kamin herausgekommen waren, sofort wieder nach links und querten das ziemlich steile Schneefeld an seinem oberen Rande bis an sein Ende. Wir befanden uns jetzt wieder in der Falllinie unseres obersten Einstieges in die Wand und ungefähr 80—100 m senkrecht unterhalb der Stelle, wo wir die erste Rinne wegen deren Ungangbarkeit verlassen hatten. Nun kam eine etwa 7 m lange, etwas schwierige Plattenrinne, worauf wir auf einen geräumigen, eingeklemmten Block zu stehen kamen, von dem aus wir uns abseilten, bis wir nach ungefähr 10 m die oberste Zunge der Eisrinne erreichten; es ist das jene Rinne, die vom Glacier de la Frondella aus am höchsten in die Wand hinaufreicht. Immerhin läßt sich diese Stelle, wenn auch schwer, ohne Seil überwinden. Die Eisrinne war steil und hoch. Sie mochte oben wohl 50° Neigung haben und ging unter schwächer werdender Neigung unvermittelt in den Gletscher über; sie gab uns noch harte Arbeit. Der Weiterweg war der gleiche, wie auf dem Hinwege.

Am andern Morgen Abstieg durch das Soussouéou nach Laruns. Um 8 Uhr 30 Min. brachen wir auf und hielten uns noch eine Weile am Lac d'Artouste auf. — So schön das Tal ist, mit schwerem Gepäck, bei großer Hitze und zum Teil ohne Weg, war es ein großer Schinder; wir waren froh, als wir ihn hinter uns hatten und am Abend in Eaux-chaudes eintrafen. In den nächsten Tagen stieß Dr. R. Knod zu uns. Wir bestiegen den Vignemale und wandten uns den Bergen von Gavarnie zu, die dem Leser bereits aus Bertrams Arbeiten bekannt sein dürften. Einige Tage später waren wir in Luchon, um uns den Monts Maudits zu widmen. Mein Bruder Ernst hatte uns verlassen müssen.

Bagnères de Luchon, oder kurz Luchon, ist der luxuriöseste Kurort der Pyrenäen. Inmitten großer Parkanlagen erhebt sich ein monumental er Bau, das Kasino, der Treffpunkt der zahlreichen, nach vielen Tausenden zählenden Kurgäste, die hier die heiße Zeit zubringen. Ende August beginnt für die Pyrenäen die „Saison“ abzuflauen, und die vornehme Welt findet sich dann in Biarritz. Umgeben von großen öffentlichen Anlagen, am Ende der langen und breiten Allee d'Etigny liegt das Etablissement des Bains, dem Luchon seinen Weltruf als Badekurort verdankt. Ein großes Bassin wird unter anderem dort von einer warmen Quelle gespeist. Man kann dort in zirka 35° warmem Wasser schwimmen. Da uns dieser Genuß noch neu war, nahmen wir auch ein solches Schwimmbad, wir waren jedoch davon nicht sonderlich entzückt und vermissten sehr eine kalte Dusche.

Während wir noch das schlechte Wetter abwarteten, brachten wir unsere Ausrüstung wieder in Ordnung und benutzten den ersten schönen Tag zum Aufbruch. Eine Menge staunender Menschen stand förmlich Spalier, als wir schwerbepackt, mit wuchtigen Nagelschuhtritten durch Luchons Straßen stampften. Die sich herandrängenden Führer wurden alle abgewiesen. Im allgemeinen ist der Luchoner Bergführer ein Maultiertreiber und geht nur ungern zu Fuß. Nur ganz wenige sind für ernste Bergfahrten zu gebrauchen. Es war bereits 11 Uhr, als wir Luchon verließen, und die Hitze war groß. Nach 2 Stunden Marsch auf der Chaussee, die jedoch für lange Strecken durch prächtigen Wald führt, kam das Hospice de France in Sicht. Wir waren vor den unverschämten Preisen darin gewarnt und rasteten davor im Schatten der Bäume, bis die schlimmste Hitze gewichen war. Viel Volk kam an uns vorbei und musterte uns neugierig. Kurgäste aus Luchon in eleganten Gefährten oder hoch zu Roß und spanische Wanderer, die mit Kind und Kegel über den vielbegangenen Port de Vénasque gekommen waren. — Das war auch unser Weg, und wir sahen seine Straße vor uns wie eine ungeheure Schlange ihre Serpentinen ziehen, bis das Auge in den hohen Geröllfeldern die Spur verlor.

Direkt über dem Hospiz, das vor uns freundlich inmitten grüner Matten lag,

erhebt sich die Pyramide des Pic de la Pique. Seine Besteigung gilt für schwierig, „et ne peut satisfaire que l'Amour propre“, wie der alte Russell sagt. 1850 vollführte Lézat mit Michot die erste Besteigung und erregte damals damit großes Aufsehen. Seitdem hat der Berg schon oft Besuch empfangen und ist bereits von allen Seiten erobert worden.

Um 3 Uhr brachen wir auf. Luchon liegt 629 m hoch, das Hospiz bereits 1360 m und der Port de Vénasque 2417 m. Also noch über 1000 m Steigung mit schwerem Gepäck. Stolz ritt eine Ausflugspartie nach der anderen — (der Port de Vénasque mit daran anschließender Besteigung des Pic de Sauvegarde ist eine der lohnendsten Turen für Luchoner Badegäste) — an uns vorbei, mit mitleidigen und staunenden Blicken unsere Pickel und unsere Riesen-säcke streifend. Bald waren wir schon so hoch, daß in der vorgerückten Zeit uns niemand mehr entgegenkam. Um 6 Uhr 30 Min. betratn wir das enge Fels-tor von Vénasque, wo wir mit einem ganz aufrichtigen Seufzer der Erleichterung unsere Schultern befreiten. Zum ersten Male sahen wir die ganze Kette der Monts Maudits unverhüllt vor uns. Ein großartiger Anblick, wenn er auch nicht so ergreift wie der Anblick des Mont Perdu von der Brèche de Tuquerouye.

Die ganze Gruppe der Monts Maudits liegt südlich des Hauptkammes und ganz auf spanischem Gebiet. Im Norden und Westen grenzt sie das tiefe Tal der Esera ab, aber im Osten gewinnt sie durch einen nördlichen Seitenzug Verbin-dung mit den hohen Bergen der Sierra Montarto, von denen sie jedoch tiefe Paß-übergänge trennen. Im ganzen scheinen die Monts Maudits ein einzeln stehendes Bergmassiv zu sein. Die Gesamthöhe des Massivs ist so groß, daß die einzelnen Gipfel, nur durch relativ kleine Scharten getrennt, den Anschein erwecken, als wären sie nichts wie kleinere Erhebungen und Türme auf einem und demselben Grate. Unmittelbar vor uns unterschieden wir den Pic de la Maladetta, 3312 m, von dem ein steiler Felsgrat abzweigt, der den Glacier de la Maladetta von dem des Néhou scheidet. Weiter bildet dieser Grat noch einen markanten Felsturm, den Portillon, zu dessen Füßen noch unterhalb der Baumgrenze die Cabane de la Rencluse zu finden ist, unser heutiges Ziel. Von der Maladetta zieht sich fast in gleichbleibender Höhe die Crête du Milieu nach Osten zum Pic de Néhou, 3404 m, dem Kulminationspunkt der Kette und der ganzen Pyrenäen überhaupt.

Als wir uns mit Hilfe von Land- und Ansichtskarten orientiert hatten und über die Nomenklatur Bescheid wußten, war es auch die allerhöchste Zeit ge-worden zum Aufbruch, denn die Sonne verschwand bereits hinter den Bergen und warf lange Schatten. Tief unten im Tal bemerkten wir viele Weiden und einige Hirtenhütten, die wie Erdlöcher aussahen. Vor uns, ca. 100 m tiefer, lag ein Haus, das dem alten Cabellud gehörte, dem Custos der Rencluse. Man schien uns von dort bereits bemerkt zu haben, denn als wir aufbrachen und, uns gleich links wendend, weit an dem Hause vorbei, in den Talgrund stiegen, kam ein junger Mann auf uns zu, der uns zur Rencluse führen wollte. Ich glaube, daß wir ohne den Führer in der schnell hereinbrechenden Dunkelheit, die schwer auffindbare Rencluse nicht gefunden haben würden, oder doch nur erst nach langem, ermüdenden Suchen. Es war schon Nacht, als wir anlangten, und so konnten wir die originelle Lage der Hütte erst im Lichte des folgenden Morgens sehen.

Da wo die Gletscherabflüsse des Pic de la Maladetta eine Felsenbarriere da-durch überwinden, daß sie auf eine lange Strecke unterirdisch fließen, befindet sich eine natürliche Bodenmulde, zum Teil von überhangenden Felswänden gebildet, und unter diesen steht, ganz eng an die Felsen angebaut und von oben kaum sichtbar, die Rencluse. Unmittelbar daneben verschwindet der rauschende Gebirgsbach durch ein Felsenloch in sein unterirdisches Bett.

**MALADETTA, 3312 m** | Nur mit dem notwendigsten Gepäck verließen wir um 6 Uhr morgens die Rencluse und wandten uns auf einem kaum kenntlichen, durch Steindauben bezeichneten Pfad aufwärts. Bald hatten wir die Höhe des Portillon erreicht, über dessen Grat die Steindauben den Weg zum Pic de Néthou wiesen. Wir ließen den Steindaubengang links liegen und gewannen mit Steigeisen über den harten Firn und den Glacier de la Maladetta, der sich sehr gutartig erwies, schnell an Höhe. Nur die Überschreitung der breiten und tiefen, durch den Tod des Führers Barrau berüchtigten Randklüft bereitete einige böse Momente. Auf schmaler Schneabrücke erreichten wir mehr kriechend als gehend den sicheren Fels. Der übereiste und steile Felshang war nicht immer leicht und bot stellenweise schöne Kletterei. Um 11/2 Uhr betraten wir den Gipfel der Maladetta, 3312 m. Tief zu unseren Füßen unter einer steilen Wand, deren Ende wir kaum sehen können, liegt wie ein weißer Teppich der Néthougletscher; einige dunkle Striche zeigen die verborgenen Spalten. Im Hintergrund steht er selbst, der Monarch. In fleckenloser Weiß leuchtet sein Dôme. Rechts davon die lange, zerhackte Crête de Milieu, die, in fast gleicher Höhe bleibend, unseren Standpunkt mit dem Néthou verbindet. Unser ganzer heutiger Weg lag so vor uns. Die Gipfelkarten in dem Steinmann auf der Maladetta waren spärlich, wie man das in den Pyrenäen gewohnt ist.

Die Ersteigungsgeschichte des Berges ist eng mit der des Néthou und mit der Erschließungsgeschichte der Monts Maudits überhaupt verknüpft. Da man vom Port de Vénasque zuerst den Pic de la Maladetta sieht, so ist es natürlich, daß der Maladetta die ersten Ersteigungsversuche galten.

Den ersten Versuch machte wie am Mont Perdu so auch hier Ramond 1787. Aber er mußte umkehren, nachdem er nur den Grat erreicht hatte, der den Glacier de Néthou vom Glacier de la Maladetta trennt. Im Jahre 1802, dem Jahr, in dem Ramond den Mont Perdu bezwang, wurde ein zweiter Versuch auf die Maladetta gemacht. Am 29. Oktober stieg Cordier (Ramonds Schwiegersohn) auf den Portillon, folgte dann 200 m weit schwierig dem Grat, stieg auf der Westseite ab und wandte sich dann direkt von Süden her gegen den Pic. Mit großen Schwierigkeiten überschritt er die breite Spalte, die sich längs der Maladetta hinzieht, aber auch er mußte sich, nur einige Meter vom Gipfel entfernt, für besiegt erklären und umkehren. Als im Jahre 1818 Reboul erkannte, daß die östlichen Teile der Monts Maudits höher sind als die Maladetta, wandte man sich dazu, diese zu besuchen, und gleich einige Jahre darauf machte Reboul mit Dufour einen Versuch, den Pic de Néthou zu ersteigen, der aber mißlang, schon deshalb, weil man die schwere Nordseite vom Plan des Aigoualats aus angriff. In der Zwischenzeit hatte am 15. September 1817 Frédéric Parrot mit dem Führer Pierre Barrau von Luchon die erste Besteigung der Maladetta ausgeführt. Diese Besteigung ist in der Folgezeit so vergessen worden, daß 1845 Lézat mit Michot glaubte, die Erstersteigung gemacht zu haben. In den folgenden Jahren erkannte man endgültig, daß nicht der Mont Perdu der höchste Gipfel sei, sondern der Pic de Néthou, und dieser gewann entsprechend erhöhtes Interesse. Als aber am 11. August 1824 gelegentlich einer Besteigung der Maladetta durch Blavier und de Billy mit dem Führer Pierre Barrau, dieser Führer auf Nimmerwiedersehen in der Randklüft des Glacier de la Maladetta verschwand, wirkte diese Nachricht so erschütternd, daß 18 Jahre lang kein Versuch mehr gemacht wurde, in die Monts Maudits einzudringen, und selbst nachher noch war die Furcht vor Gletscherspalten bei den dortigen Führern so groß, daß lieber die größten Umwege gemacht wurden, bevor man einen Gletscher überschritt.

1842 wurde wieder eine Besteigung des Néthou versucht und diesmal auch durchgesetzt. De Franqueville und de Tchihatcheff gelangten mit vier Führern zum Gipfel, aber nicht auf dem jetzt üblichen Wege, der vom Portillon aus direkt den Gletscher quert, sondern man wandte sich, da die Führer sich weigerten, den Gletscher zu überschreiten, über die Brèche d'Albe westlich von der Maladetta, umging auf der Südseite durch das Tal von Malibierne das ganze Massiv der Maladetta und gelangte erst am zweiten Tage (von der Rencluse aus) über den Col Coroné auf den Dôme und von da zum Gipfel. Auch im Abstieg nahmen die Genannten denselben Weg. Durch diesen Erfolg ermutigt, kamen sie nach einigen Tagen mit Laurent zurück, und diesmal entschlossen sich die Führer, direkt über den Gletscher zu gehen; ohne Schwierigkeit wurde der Gipfel erreicht. Zwei Jahre später, 1844, wurde die ganze Tur von Luchon aus von Lézat in zwei Tagen gemacht und seitdem ist diese Route die klassische und allgemein übliche geworden.

Viele Jahre vergingen, bis man wieder eine neue Route über die noch unbekannten Seiten des Néthou fand. Wie fast überall in den Pyrenäen, so unternahm auch hier Russell den ersten Angriff. Er war bereits 1863 von der Rencluse über den Portillon auf den Néthou gestiegen. Am 7. Juli 1876 erstieg er den Néthou direkt vom Lac des Barrancs aus über die steilen nördlichen Firnwände und gelangte über den Dôme zum Gipfel. Fast denselben Weg nahmen am 5. August 1902 Marcel und Henry Spont. Auch sie gelangten erst auf den Dôme und über den Pont de Mahomet zum Gipfel. Einige Tage darauf, am 8. August, stiegen vier Brüder Cadier vom Glacier des Salenques kommend über den Nordost-Gletscher des Néthou. Aber sie hielten sich links und gelangten zum Hauptgipfel, ohne erst den Dôme zu besteigen. An demselben Tage hat einer der Brüder Cadier, der sich von den andern getrennt hatte, vom Glacier des Salenques aus die Brèche des Tempêtes und über den Südostgrat in schwerer Kletterarbeit den Néthou erreicht. Ganz von Osten her wurde der Néthou bestiegen von „P. P.“ mit Célestin Passet, im Juni 1904 (Bullet Pyren. XI, Nr. 56 [1906], S. 114.).

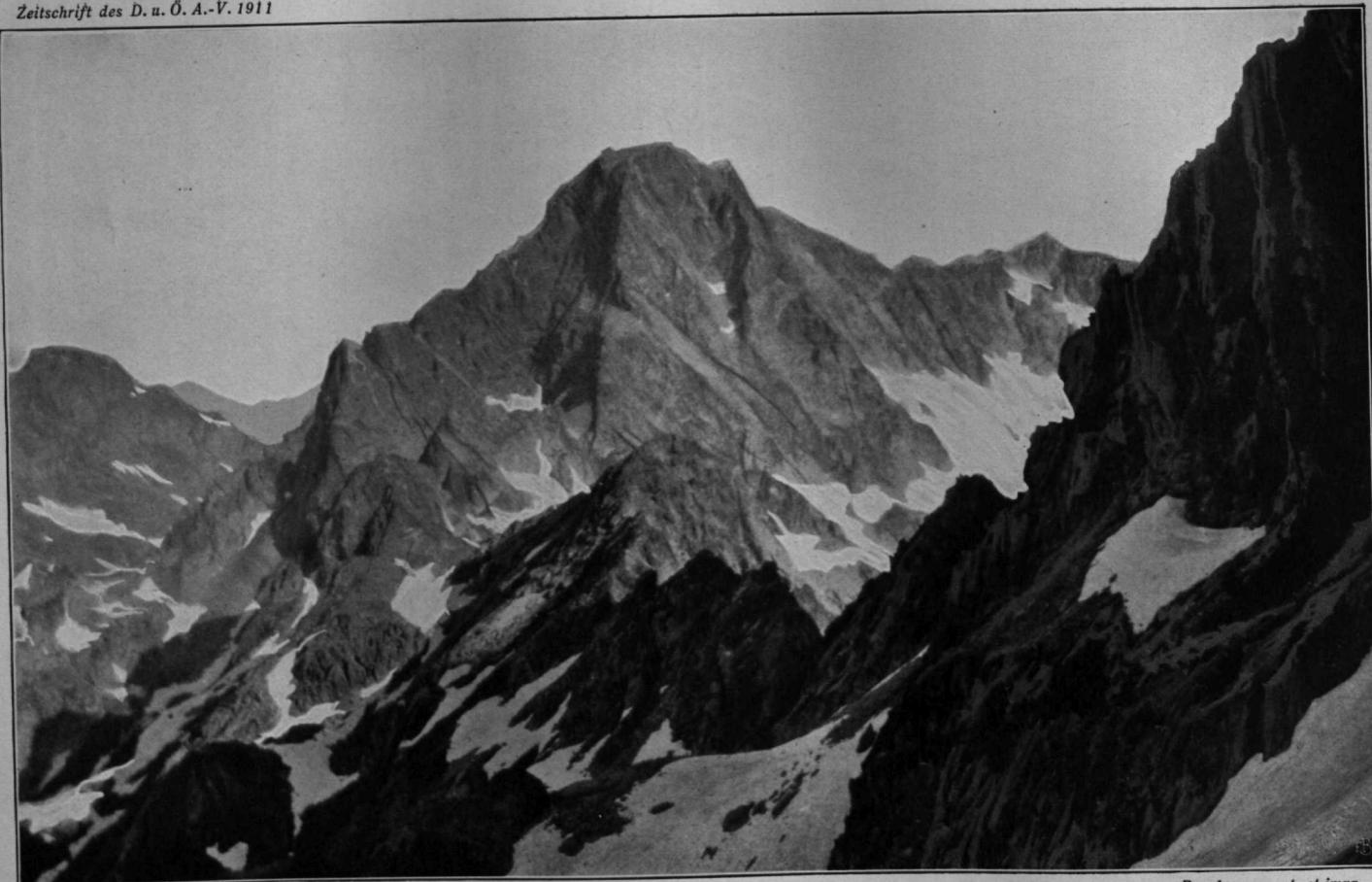
Jetzt war nur noch die Südwand undurchstiegen. Deren Durchkletterung gelang Renner, Candy und J. Serra am 20. Juli 1907. (Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1908.) Viele Jahre vorher, 1879, hat schon Narino den Versuch gemacht. Er war jedoch viel weiter östlich in die Südwand gestiegen und später gegen die Brèche des Tempêtes zu gequert. Er hatte so über den Südostgrat, den er 300 m vom Gipfel entfernt erreichte, den Néthou erstiegen, also die Südwand nicht in vollem Sinne durchklettert.

Lange blieben wir nicht auf der Maladetta. Obwohl es ein schöner, sonniger Tag war, blies ein unangenehmer, kalter Wind, so daß wir nach kurzem Imbiß aufbrachen. Wir verfolgten den Grat nach dem Col Maudit zu; als uns die an- und für sich unschwierige Kletterei zu lange dauerte, stiegen wir links über die zirka 50 m hohe Wand durch einen im untersten Teile etwas schwierigen Kamin ab und gelangten auf den Firn, der uns in mäßiger Steigung auf den Col Maudit brachte.

#### PIC MAUDIT, 3350 m

Einen prächtigen Anblick gewährt die fast 300 m hohe Granitwand des Pic Maudit, die der Zauber der Unberührtheit schmückt. Zuerst hat Russell im Juli 1880 diesen Sattel betreten und ihn Col Maudit genannt. Er ist seitdem höchst selten besucht worden. Überschritten hat ihn noch niemand.

Tief zu unseren Füßen liegt der große See von Grégonio in seinem schneefüllten Cirque. Von hier aus hat Comte d'Ussel mit Rauzy den Versuch gemacht, den Col Maudit zu gewinnen, war aber gescheitert.



Naturaufnahme von Dr. H. Schmidt

Bruckmann aut. et impr.

Cuje de las Palas, Südseite (vom Balaïtous aus gesehen)

Wir trennten uns hier; Freund Knod zog vor, über den Gletscher zu gehen, um uns nach einiger Zeit am Col Coroné wieder zu treffen. Wir zwei anderen, Endell und ich, griffen nun die Wand an, indem wir erst links auf einer Schneezunge so hoch hinaufstiegen als möglich. Nun kam ein enger, etwas mühsamer Riß, nach dessen Überwindung wir uns rechts wandten und so lange querten, bis wir die Gratschneide erreicht hatten, auf der wir nun blieben. Nachdem wir Kletterschuhe angezogen hatten, fanden wir die folgende Kletterei nicht sonderlich schwer. Die Griffe sind spärlich, aber das Gestein ist rauh und solide. Fast schon in Gipelhöhe erbauten wir auf einer isolierten Kanzel einen Steinmann, den wir mit den Ersteigungsdaten versahen. Über große Blöcke turnten wir dann zum Gipfel des Pic Maudit, 3350 m, hinüber. In dem Steinmann fanden wir nur die Karte von M. le Bondidier, der 1905 diesen Gipfel von Westen her erreicht hatte, eine Tur, die damals berechtigtes Aufsehen erregte. Sonst war nur Russell auf dem Wege dahin gewesen. Er machte am 12. Juli 1881 mit Célestin Passet und Firmin Barrau die Ersteigung des Pic du Milieu vom Col Coroné aus. Diese Tur ist wiederholt worden von den Brüdern Cadier 1902 und 1907 von Renner und Ronketti. Die Letzteren stiegen über die Nordwand des Pic du Milieu auf den Glacier de Néthou ab, eine Route, die jedoch am 7. Juli 1901 von d'Astorg und Brulle, mit Célestin Passet und Salles, im Aufstieg wie im Abstieg gemacht worden war; das schlechte Wetter hatte sie damals gehindert, die Crête du Milieu weiter zu verfolgen.

#### CRÈTE DU MILIEU, ca. 3350 m

Einige hundert Meter trennten uns von der Pointe d'Astorg, 3354 m, zu der der Grat fast eben herüberführte. Doch da zur Linken stets der Abgrund gähnte, erheischten die großen Blöcke, deren Gleichgewicht manchmal ein sehr labiles ist, Vorsicht, zumal der Wind mit seinen starken Stößen immer noch nicht aufgehört hatte. Beim Übergang von hier weiter auf den Pic du Milieu, der dem ganzen Grat den Namen „Crête du Milieu“ gibt, ist mir eine Stelle als schwer in der Erinnerung geblieben. Es handelte sich um die Überwindung eines Abbruches über eine hohe Platte, die nur spärliche Griffe besaß. Im großen Ganzen bietet aber die ganze Wanderung keine besonderen Schwierigkeiten. Auf dem Pic du Milieu, 3345 m, wurde eine längere Rast gemacht. Mittlerweile war Freund Knod über den langen Gletscher unter uns geschritten und befand sich bereits um diese Zeit unser wartend auf dem Col Coroné, wo wir ihn mit dem Fernglas erblicken konnten. Wir eilten nun über den unschwierigen Pic Coroné zur Scharte, wo wir berieten, ob wir noch den Pic de Néthou „mitnehmen“ sollten, da das Wetter umgeschilagen war und dickes gewitterschwangeres Gewölk heranzog. Mehr aus Pflichtgefühl, weil er eben der höchste Berg der Pyrenäen ist, entschlossen wir uns endlich dazu und stampften seine Gletscherhänge hinan. Endlich kam der Steinmann in Sicht und das letzte Gratstück, der sogenannte Pont de Mahomet, wurde zwar vorsichtig aber ohne Schwierigkeit überschritten. Wir standen auf dem Gipfel des Néthou, der mit 3404 m den Kulminationspunkt der Pyrenäen bildet. Die Wolken verhüllten uns den Blick nach Spanien, ließen aber die französische Seite frei, so daß wir uns über das Massiv des Posets, des Perdighéro und der Crabioules eingehend orientieren konnten. Der Abstieg war eine lange und ermüdende Schneestampferei über den Glacier de Néthou. Als wir den Portillon überschritten, machten wir noch einmal eine Pause und betrachteten lange den höchsten Grat der Pyrenäen, den wir heute als erste überschritten hatten. Dann ging es schnell abwärts zur Rencluse, die uns noch einmal für eine Nacht beherbergte.

Am anderen Morgen (27. August) kehrten wir auf demselben Wege zurück zum Port de Vénasque und stiegen gleich auf der anderen Seite bis zum ersten der drei Seen ab. Dort legten wir unser Gepäck ab, und wir zwei stiegen, während Freund Knod auf eigene Faust die Gegend inspizierte, über die Wand links hinauf auf den Pic de Sauvegarde, 2787 m. Als wir die Grathöhe erreicht hatten, blieben wir auf ihr, anstatt zu der Weganlage hinabzusteigen. Der Grat gewährte schöneren Tiefblick, bot aber an einem kurzen Abbruch nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Die Gipfelaussicht ist sehr lohnend, besonders nach der Maladettagruppe hin. Auf dem richtigen, gut angelegten Wege, der vom Port de Vénasque auf den Pic de Sauvegarde über die mäßig geneigten Südhänge führt, stiegen wir dann im Eltempo ab und trafen unseren Gefährten in den kühlen Fluten des Sees badend. Gemütlich bummelten wir dann hinunter und waren in dem Hochgefühl unserer Taten gänzlich unempfindlich für die verachtungsvollen Blicke, die uns im Staube der Landstraße geschenkt wurden von denen hoch zu Roß und im schwelenden Samtpföhle der Wagen.

Am Morgen des 28. August 1909 verabschiedete sich Freund Knod von uns, da er geologischer Studien halber nach Biarritz fahren wollte. Wir zwei anderen strebten nach dem Cirque de Lys.

In den Parkanlagen Luchons befindet sich ein Marmorbild. Ein holdes, junges Mädchen inmitten blühender Blumen auf einem Springbrunnen klaren Wassers. Es stellt die Nymphe der lieblichen Vallée du Lys dar. Und dieses fruchtbare Tal, in dem lianenumwobene Bäume Schatten spenden und die brausenden Wildwässer manchmal kristallklare, grünblaue Becken bilden, dann aber wieder schäumend von Katarakt zu Katarakt eilen, und mit ihrem perlenden Nass ringsherum Fruchtbarkeit säen in ungeahnter Fülle, ist wahrhaft eine Perle der Pyrenäen. Wenn der Weg den Wald verläßt, so sieht man im Hintergrund oben die einsgepazerten Berge des Cirque, die Tusse de Maupas und die finsternen Crabioules. Doch nur kurze Zeit hat man ihren Anblick; bald verdeckt der steil aufsteigende Talgrund den Horizont und man erblickt schon von weitem in den dunkelgrünen Hängen die Silberfäden der Cascade d'Enfer.

In Anbetracht der großen Hitze und des schweren Gepäckes zogen wir vor, diesmal einen Wagen zu nehmen. Um 1 Uhr 30 Min. verließ unser Gefährt Luchon, und erst nach 2½ Stunden konnten wir den engen Kasten verlassen. Am Hôtel de la Cascade d'Enfer, ganz im Talgrund, hieß das Gefährt. In unserer hochalpinen Ausrüstung wurden wir von den zahlreichen Fremden gebührend angestaut und mit billigem Rat versehen.

Zu unserem Leidwesen erfuhren wir, daß das Refuge des Prats longs, das am Ausgang des Cirque de Lys in zirka 1900 m Höhe liegt, mit nichts ausgestattet war, so daß wir unser ohnedies schweres Gepäck noch mit Decken beladen mußten. Holz gedachten wir unterwegs zu sammeln. Ein steiler Serpentinenpfad, der durch Wald dem Lauf der Kaskade folgt, brachte uns schnell in die Höhe. Der Bach hat sich mit seinen Kaskaden so tief in die Felsen eingearbeitet, daß man ihn nur an wenigen Stellen sehen kann. Sonst hört man nur sein donnerndes Rauschen und sieht vereinzelte Sonnenstrahlen ihr Farbenspiel treiben mit den Gischtschwaden, die aus der Tiefe emporsteigen. Als wir die Baumgrenze erreichten, sahen wir noch in einem liebenden Pärchen die letzten Menschen. Dann empfing uns tiefes Schweigen, das nur unterbrochen wurde durch das Rauschen der Wasser, die aus dem tiefen, finsternen Schlund des „Goufre d'Enfer“ hervorbrechen. Unser guter Weg hörte da plötzlich auf, und wir mußten unsere ganze Aufmerksamkeit auf die kaum kenntlichen Spuren konzentrieren, die nach dem Refuge des Prats longs führen sollten. Hier und da begannen sich im Tal

Abendnebel zu bilden. Erst ganz vereinzelte Schwaden, aber in unbegreiflicher Schnelle war der ganze Talgrund in ein Wolkenmeer gehüllt, das langsam aber stetig zu steigen begann. Im Verlauf von einer Viertelstunde umgab uns ein dicker Nebel, der nur auf fünf Schritte Entfernung zu sehen gestattete. Die Dunkelheit kam früh, und bald merkten wir an der Zeit, daß wir an der Hütte vorbeigelaufen sein mußten. Wir kehrten sofort um und begannen zu suchen. Ein Biwak wäre unangenehm geworden und hätte unsere Leistungsfähigkeit für den kommenden Tag sehr herabgesetzt. Endlich um 7 Uhr 30 Min., bereits in voller Dunkelheit, hatten wir das Refuge gefunden. Es war in einem jammervollen Zustand. Die aus den Angeln gerissene Tür lag draußen auf der Erde. Die Spreu, von deren einstiger Anwesenheit nur noch Spuren zeugten, muß wohl einmal einem früheren Besucher als bequemes Heizmittel gedient haben. Holz zu sammeln hatten wir uns nicht die Mühe genommen. Immerhin waren wir froh, einen Schutz vor dem Winde zu haben, der sich mittlerweile mit großer Gewalt erhoben hatte und die Wolken schnell hinwegfegte. Als wir nach einiger Zeit noch einmal vor die Hütte traten, wölbte sich ein sternenklaerer Himmel über uns und unter uns bedeckte die Täler ein Wolkenmeer. Soweit war das Wetter gut zu nennen, wenn nur der sehr starke Wind nicht gewesen wäre. Am anderen Morgen hatte er allerdings scheinbar etwas nachgelassen, jedoch nach der Geschwindigkeit zu urteilen, mit der einige Wolkenfetzen am Himmel trieben, mußte er in der Höhe ganz grausam pfeifen.

In schnellem Steigen hatten wir bald den Karboden erreicht und verließen die Rasenhänge, über deren stellenweise große Neigung eine undeutliche Trasse zu dem Platze führte, wo früher die alte Cabane gestanden hatte, von der wir jedoch nur noch unbewohnbare Trümmer sahen.

Der Berg unmittelbar vor uns, der sich aus dem Gletscher zu seinen Füßen mit einer kühnen Felswand erhebt, ist der Gipfel der Crabioules; von ihm leitet ein vielfach zerrißener Grat mit tiefen Scharten zum Intermédiaire oder Pic de Passage, 3106 m. Sanftere Gratlinien führen zum Quairat, 3059 m, herüber. Doch erkennt man schon von hier einige steile Gratabbrüche. Von unserem Standpunkt übersahen wir die Hänge in starker Verkürzung, und so machten uns die einzelnen Berge sowohl, wie der ganze Cirque nicht den großen Eindruck, den wir später davon bekamen, als wir einmal Hand an die gewaltigen Wände gelegt hatten. Wir unterschätzten die Schwierigkeit und planten die Überschreitung der ganzen Kette von den Crabioules bis zum Quairat. Die Tur sollte uns fast immer über unbetretenes Gebiet führen, da die Gipfel selbst zwar schon bestiegen waren, ihre Verbindungsrate jedoch für unpassierbar galten.

**LES CRABIOULES, 3119 m** Über mühsames Geröll kamen wir an den Fuß des Crabioulesgletschers. Der Gletscher war noch nicht ganz aper, und doch zeigte sich schon eine Menge von Spalten. Die Firndecke, die die meisten noch bedeckte, war noch hart gefroren, und wir kamen mit Steigeisen ohne Mühe hinauf. Zuletzt gab es leichte Felskletterei und vier Stunden nach Aufbruch vom Refuge waren wir im Col Crabioules, 3000 m.

Wütend zerrte oben ein kalter Wind an uns, so daß wir schleunigst seiner Wut zu entgehen suchten und abstiegen, bis uns ein großer Block den nötigen Schutz zu einem Imbiß gewährte. So stark hatten wir uns den Wind nicht vorgestellt. Wir wurden uns darüber klar, daß bei diesem Sturm unser ursprüngliches Vorhaben nicht ausführbar sein dürfte, und nahmen davon Abstand, aber erst gegen Abend sahen wir ein, daß der Verzicht das einzige Richtige war. Unter uns lag in blendendem Weiß der Glacier de Litayrolles mit einem kleinen blauen See,

der aussah, als ob er ein Stück des blauen Himmels wäre, der sich strahlend über uns wölbte. Noch war kein Wölkchen zu sehen, und wenn wir den Wind nicht heulen hörten, dessen Stöße manchmal bis zu unserem Schlupfwinkel drangen, hätten wir glauben können, das beste Wetter für unser Unternehmen zu haben. Soliten wir zum Ersatz den *Perdighéro* besuchen, dessen imposante Gestalt sich vor uns erhob und die Crabioules noch um einige hundert Meter überragte?

Wir entschlossen uns, erst die Crabioules zu besteigen, und hinterlegten, da wir vorhatten, an diesen Punkt zurückzukommen, Gepäck und unsere Pickel, zogen Kletterschuhe an und machten uns, mit dem Seile verbunden, an die Ersteigung des Ostgipfels der Crabioules. Vom Col aus erhebt sich der Grat scharf und außergewöhnlich steil; er bietet aber bei vorsichtiger Auswahl der Stellen keine besonderen Schwierigkeiten; wenn nur der Wind nicht gewesen wäre, der uns die Finger steifte. Um 11 Uhr erreichten wir den kleinen Steinmann, der den Ostgipfel bezeichnet. Einige vergilzte und halbvermoderte Notizen fanden sich nach einigem Suchen.

Einiges aus der Ersteigungsgeschichte: Ob Peytier und Hossard bei der Vermessung 1825 auf der Crabioules waren, ist nicht bekannt. 1852 stieg Lézat vom Lac du Portillon zum Col de Litayrolles und von da aus auf die Crabioules. Denselben Aufstieg benutzte am 25. Juli 1858 Alfred Tonnellé. Während Lézat nur den Rückweg zum Lac d'Oo kannte, eröffnete Tonnellé einen neuen Abstieg. Vom Col de Litayrolles aus querte er den Glacier de Litayrolles, gewann den Col zwischen Maupas und Crabioules, den Russell später Col Crabioules nannte, und den er somit zum ersten Male überschritt. Er stieg dann über die Gletscher der Nordseite der Crabioules ab in die Val de Lys. Am 30. Juli 1879 stand Russell mit Célestin Passet auf dem Col de Litayrolles und stieg von da zum Westgipfel. Von unserem Standpunkte aus erschien der Westgipfel noch weit entfernt, in gleicher Höhe, aber durch einen Grat verbunden, der scharf nach beiden Seiten abstürzt und mit Gendarmen gespickt ist.

„La suivre d'un bout à l'autre est impossible. Malheur à l'imprudent qui l'essayerait! On trouverait plus tard une partie de ses membres en France et l'autre en Aragon.“ So äußerte sich Russell in seinen „Souvenirs“. — Aber trotzdem! Am 10. August 1902 stiegen die Frères Cadier vom Col Crabioules auf den Ostgipfel und überschritten den Grat der ganzen Länge nach in der erstaunlich kurzen Zeit von 12 Minuten. „Moins dur que l'arête du Maupas, mais point une plai-santerie; impossible avec du Vent“, war ihr Urteil.

Es waren die einzigen Daten, die wir auf dem Ostgipfel fanden, und wir folgten ihren Spuren. Allerdings haben wir bedeutend mehr Zeit gebraucht. Aber wir hatten eben Wind, um nicht zu sagen Sturm. Und der spielte grausam mit uns, nahm uns den Atem und erstarrte unsere Hände. Wir konnten uns kaum verständigen und das 30 m Seil, das uns verband, schwebte in weitem Bogen horizontal flatternd in der Luft. Doppelte Vorsicht erheischt unter diesen Umständen die großen, losen Blöcke auf dem Grat. Kurz vor Ankunft auf dem Hauptgipfel fanden wir einen kleinen Steinmann mit einer Flasche und in dieser die Karten von Bertram und Roncetti, die 1905 über die Südwand gekommen waren. Zu unserer Rechten glitt der Blick über die hohe, finstere Nordwand mit dem zerklüfteten Gletscher zu Füßen, die schon manchen Versuch abgewiesen hatte. 1901 hatte Vincent Cénac einen Versuch gemacht. 1903 kamen d'Ussel und Fontan de Negrin und studierten die Möglichkeit. Im folgenden Jahre 1904 kamen sie zurück, d'Ussel mit dem Führer Rauzy und Fontan mit Salles von Gavarnie. Ein erneuter ernstlicher Versuch scheiterte aber bereits in 30 m Höhe. „Impos-

sibilité absolue". Im Jahre 1910 ist sie von Célestin Passet endlich durchstiegen worden. (Mündliche Mitteilungen.)

Arg zerzaust kamen wir auf dem Westgipfel an. Noch war der Himmel ohne Wolken und der Blick ungetrübt. Die Monts Maudits-Kette leuchtete zu uns herüber und das stolze Massiv der Posets, die „Monte Rosa-Gruppe“ der Pyrenäen. Einige Schritte weiter konnten wir den langen, wild zerrissenen Grat nach dem Intermédiaire zu übersehen und die wuchtigen, den Atem raubenden Windstöße ließen uns deutlich fühlen, daß die Fortführung der Tur nicht möglich sei. Schnell stiegen wir ab und gelangten durch eine unschwierige, kaminartige Rinne zur oberen Randkluft des Glacier de Litayrolles. Jetzt ergab sich die große Frage, wie wir wieder zu unserem Gepäck gelangen sollten, das wir leichtsinnig zurückgelassen hatten und das nun zirka 1 km von uns entfernt friedlich ruhte. Da wir nur Kletterschuhe anhattan, beschlossen wir, an der langen Südwand der Crabioules über der Randkluft hin zu queren. Nachdem wir die schwierigsten Manöver gemacht hatten, nur um nicht auf den Schnee treten zu müssen, wurden wir die Sache schon deshalb satt, weil sie unverhältnismäßig Zeit beanspruchte, und fuhren kurz entschlossen auf dem steilen Schnee sitzend mit Kletterschuhen und ohne Pickel ab. Es ging besser, als wir gedacht hatten, aber der Aufstieg war recht unangenehm. Endlich hatten wir mit großem Zeitverlust unser Gepäck wieder erreicht und begannen ohne Aufenthalt den Abstieg. Wir eilten umso mehr, als das Wetter umgeschlagen war, von allen Seiten Wolken herangezogen kamen und der Tainebele schnell zu steigen begann. Aber obwohl wir viele hundert Meter stehend abfahren konnten, ereilten uns doch die Nebel, umhüllten uns so, daß wir kaum einige Meter klar überblicken konnten, und ein feiner Sprühregen stellte sich ein, als der erste Vorboten eines Landregens. Erst nach langem Herumsuchen und mit entsprechendem Zeitverlust fanden wir das Refuge des Prats longs, aber wir konnten nur eine kurze Pause machen, da es bei dem starken Nebel bereits früh dunkelte und der weitere Abstieg nicht leicht zu finden war. An der Goufre d'Enfer, die bei der düsteren Beleuchtung wie ein wirklicher Höllenschlund aussah, kamen wir wieder auf gebahnten Weg, der doppelt angenehm war, einmal, weil es schon fast völlig dunkel war, dann aber auch, weil sich Freund Endell den Fuß verletzt hatte und demzufolge nur noch unsicher auftrat. Deshalb nahmen wir uns auch Zeit und kamen erst in voller Nacht zur Talsohle hinab in das Hotel, deren Insassen über unseren Aufzug nicht wenig erstaunt waren. Der Entschluß, hier zu übernachten, wurde uns leicht, da unmittelbar, als wir das Hotel betraten, ein wolkenbruchartiger Regen einsetzte. Endells Fuß hatte sich durch die Nachtruhe gebessert. Um 6 Uhr brachen wir am anderen Morgen bei strömendem Regen auf und marschierten die 11 km bis Luchon, wo wir um 8 Uhr 30 Min. ankamen. Das war unsere letzte Tur in den Pyrenäen. Noch an demselben Mittag (30. August) verließ mich Endell, der noch in die Auvergne wollte. Am folgenden Tage, dem letzten August, verließ auch ich Luchon, und fuhr nach Biarritz zu meinem Freunde Knod.

Der Abschied von den Bergen wurde mir nicht leicht und die Erinnerung an die Berge der Pyrenäen weckte in mir nur neue Sehnsucht. — —

Ein Jahr verging, mein Sehnen nach den Pyrenäen wuchs und wurde schließlich ein Verlangen, das mir keine Ruhe ließ. Aber erst als ich in den Herren H. Riebeling und Dr. v. Martin zwei tüchtige Gefährten gefunden hatte, gewann mein Sehnen greifbare Form, und als wir uns am 2. August in Paris trafen, Gewißheit.

Es ging wieder in die Pyrenäen! Zwar mußte ich infolge von Nachrichten aus der Heimat meine großen Pläne arg beschneiden, so daß nur wenig blieb; aber auch dieses wenige war schön und ein Gewinn, der reichlich die Mühen lohnte.

Wieder war Laruns unser Ausgang und der Balaïtous unser Ziel.

Am 4. August 1909 nachmittags gelangten wir über den Col d'Arrius zur Cabane d'Arrémoulit. Ein Maultier hatte diesmal unser Gepäck getragen und so war die Wanderung genußvoller als im Vorjahr, wo schwere Säcke uns jede Lust am Wandern raubten. Das Wetter war günstig und wir hatten unser kleines Reich allein.

Der Morgen des 5. August sah uns schon früh auf dem Col d'Arrémoulit; wir wollten, bevor die Sonne den Schnee des Glacier de la Frondella erweichte, bereits in der Brèche Latour sein. Überraschend schnell kamen wir empor. Es war ein Vergnügen zu hören, wie die Eisen in dem harten Firn knirschten. Schon um 8 Uhr 30 Min. standen wir vor dem „Mauvais pas“ in der Felsenge der Brèche. Ich kannte die Schwierigkeiten vom Jahre vorher. Aber diesmal war es kälter und die Finger waren starr. Herr v. Martin hatte den Vortritt; doch erst beim zweiten Versuch, und nachdem er Kletterschuhe angezogen hatte, überwand er die Stelle. Das Gepäck wurde aufgeseilt. Nun, da ich Seilsicherung genoß, glaubte ich die Hanfsohlen entbehren zu können. Aber es ging mit den Steigeisen doch schwer. Endlich hatten meine steifen Finger sich hinter einer kleinen Platte verhakt, noch ein großer Spreizschritt und ich dachte schon gewonnen zu haben, als der Griff plötzlich ausbrach. Aber v. Martins Hand hielt fest und ich hing am Seile in der Wand. Ein unangenehmes Gefühl. Meine mißhandelten Finger bedurften einige Minuten Ruhe, bis sie so weit waren, daß ich die Kletterschuhe anziehen konnte. Der zweite Versuch glückte, und bald darauf turnte auch H. Riebeling in gewohnter Eleganz nach. Um 10 Uhr standen wir auf der Scharte auf dem eingeklemmten Block. Das Intermezzo am „Mauvais pas“ hatte uns etwas aufgehalten. Mein Plan war, auf der anderen Seite der Brèche über den steilen Firnhang abzusteigen und den Balaïtous von Südosten her über den unbegangenen, zerrissenen Grat von Costerillou aus zu erreichen, was die Cadier einmal vergeblich versucht hatten. Doch ich stieß auf Widerstand. So nahe am Gipfel, und dann wieder zurück und hinunter, ohne zu wissen, ob es überhaupt möglich ist, über den Grat zu klettern, das paßte meinen Freunden nicht. Sie wollten erst auf den Gipfel, ihren ersten Pyrenäengipfel. Ich mußte nachgeben. Auf dem gleichen Weg wie im Vorjahr gelangten wir ohne Schwierigkeit um 11 Uhr 15 Min. auf den Gipfel. Nach einer einstündigen Rast begannen wir den Abstieg wieder auf denselben Weg. Wieder waren wir soweit, daß wir tief unten den Glacier de la Frondella sahen und die Kaminreihe, durch die Endell und ich damals abgestiegen waren. Diesmal wandten wir uns rechts, kamen nach der berühmten, etwas heiklen, „Traverse Russell“ auf eine leicht gebänderte Geröllhalde, die wir schräg nach rechts querend abstiegen, bis wir wieder eine Gratripppe erreicht hatten, über die der Blick mit Staunen hinabtauchte in die großen Tiefen der Schlucht von Batrabère. Wir blieben auf dem Grat und wollten ihn bis an den Port de la Barane verfolgen. Doch war das leichter gedacht, wie getan. Ein hoher Felsturm folgte dem andern und dazwischen lagen tiefe Scharten, deren Durchsteigung stellenweise schwierig war. In einer hohen, engen Scharte mit einem eingeklemmten Block, in die wir mit Seilhilfe hinuntergeturnt waren, machten wir längere Zeit Halt. Der Tag war schon zu sehr vorgeschritten und der Port de la Barane noch weit. Den nächsten stolzen Turm überschritten wir noch mit Schwierigkeit, dann wandten wir uns links und kamen, über Geröll und Schnee abfahrend, schnell zum Glacier de la Frondella. Einige Stunden später waren wir wieder am Refuge. Morgen wollten wir auf den Palas.

**CUJE DE LAS PALAS ODER  
PIC DE MOURROUS, 2976 m**

Als eine schwarze finstere Pyramide mit abweisenden Wänden erscheint der Palas vom Refuge aus.

Die erste turistische Ersteigung wurde ausgeführt im Jahre 1871 von dem Engländer Forster in Begleitung des Führers Orteig von Eaux-bonnes. Diese Partie benutzte die gut gebänderte Südwestflanke, durch die man ohne große Schwierigkeiten den Gipfel erreicht. Zu ihrem Erstaunen fanden sie jedoch auf der Spitze einen großen Steinmann vor. Sie schrieben an Russell, der ihnen Aufklärung geben konnte. Dieser Turm war 46 Jahre vorher, im Jahre 1825, von Peytier und Hossard bei der Triangulierung errichtet worden. Diese Offiziere glaubten im Nebel den Balaïtous bestiegen zu haben, erkannten aber ihren Irrtum, als der Nebel wich und sie den damals noch unbestiegenen Balaïtous vor sich sahen. — Sie hatten somit die Erstersteigung des Palas ausgeführt, die aber ebenso wie die Namen der beiden Offiziere gänzlich in Vergessenheit gesunken war. — Der Weg, den Peytier und Hossard nahmen, ist unbekannt geblieben.

Inzwischen sind nach der Besteigung durch Forster, die lange als „erste“ galt, viele vergebliche Versuche gemacht worden. Unter anderem auch 1886 vom Comte de Bouillé. Am 21. September 1900 wurde der Palas über die Nordflanken von drei Brüdern Cadier ohne Mühe in 4 St. 30 Min. vom Refuge aus erreicht. Die Ostflanke ist noch nie betreten worden. Russell hat einmal vor dem Gipfel umkehren müssen, da es noch April war, als er die Besteigung unternahm. Auch Brulle (1880) mußte umkehren, wohl aus ähnlichen Gründen.

Wir beabsichtigten, dem Palas eine neue Route abzugewinnen und versprachen uns eine überraschende Tur, wenn wir versuchten, ihn über den langen Grat zu erreichen, der sich vom Gipfel nach dem Col d'Arrémoulit zieht und sich mit einer gewaltigen Stufe aufschwingt. Dieser Abbruch war ein Fragezeichen. Er sieht mit seinen gelben Felsen sehr abweisend aus.

Um 5 Uhr wurde aufgebrochen. Wolkenloser klarer Himmel versprach uns einen guten Tag. Der Drang nach Gründlichkeit veranlaßte uns, nicht gleich zu der Scharte anzusteigen, die sich unmittelbar vor dem großen Abbruch befindet, und die durch eine steile Schneerinne ohne Schwierigkeiten zu erreichen gewesen wäre, sondern wir begannen etwas oberhalb des Col d'Arrémoulit, wo das Terrain anfängt, sich steiler aufzuschwingen und gratähnlich zu werden; 8 Uhr 30 Min. waren wir nach scharfem Steigen dort. Das überflüssige Gepäck wurde hinterlegt, ebenso die Nagelschuhe, die mit Kletterschuhen vertauscht wurden. Ein kurzer Imbiß und dann wurden mit Elan die Felsen angepackt. Eine Art Wettklettern begann; aber bald gings schon langsam und nach einiger Zeit blieben wir stehen. Das sah ja ganz böse aus. Ein verteufelt brüchiger Grat mit gelben, morschen Gendarmen, rechts und links Abgrund. Ich holte das Seil heraus. Unter peinlichster Sicherung wurde Meter für Meter erst abgeräumt, dann überwältigt. Es war schon 8 Uhr, als wir am Fuß des Hauptabbruches standen. Ohne Pause Fortsetzung. Wir hatten viel Zeit verloren und wußten nicht, was noch kommen konnte. Ich übernahm das ganze Gepäck und wurde in die Mitte genommen; v. Martin stieg voran, H. Riebeling als letzter. Anfangs ging's leidlich. Dann kam der erste große Überhang, eine gelbe, grifflöse Wand. — Nach rechts war scheinbar wenig zu erreichen. Wir versuchten es links. Nachdem er eine Weile schwierig in die hohe Wand gekrabbelt war, stoppte v. Martin, dann kam eine ganz böse Stelle. Vergeblich suchten wir nach Sicherung. Nun glaubte Riebeling, den Aufstieg gefunden zu haben; er war gesichert so gut es gehen wollte. Unsanft prasselten die Steine auf uns. Hoch über mir in der Wand erklärte er plötzlich, da nicht weiter kommen zu können ohne Sicherung von oben. Das Zurück

schien ihm nicht geheuer zu sein. Nun mußte von Martin, notens volens, die böse Stelle in Angriff nehmen. Platzwechseln war unmöglich. Er verschwand um eine Felsecke, ganz langsam glitt das Seil durch meine Hand. Eine Sicherung konnte ich nicht geben. Endlich hieß es: „nachkommen!“ Ich behielt das Gepäck auf dem Rücken, aber trotz des Seils machte mir die Stelle große Mühe. Nun konnte auch Riebeling seine Stelle verlassen. Oberhalb des Überhangs, der nun überwunden war, waren wir wieder auf dem Grat, der aber noch hoch hinaufzuführen schien; die Sonne fing an, ganz gehörig zu glühen. — Jetzt ging es besser, aber immer noch stellenweise schwer und mit großer Vorsicht wegen der vielen losen Blöcke. Um  $\frac{1}{2}$ :10 Uhr ließen wir uns auf dem Turme nieder, der den großen Abbruch bildet. Nun sahen wir erst unseren weiteren Weg. Wir glaubten schon, die Fortsetzung sei leichter. Aber der nächste Gratturm vor uns sah so bösartig aus, daß ich im stillen mir schon die Situationen ausmalte, die uns bevorstehen würden, wenn wir auf dem gleichen Weg zurückgehen mußten. Und wenn sich der Gendarm nicht umgehen ließe, mußten wir wieder hinunter.

Mit begreiflicher Spannung näherten wir uns. Links hinab stieg von Martin voran. „Ich glaube es geht“, hieß es bald. Ich war freudig erleichtert, als ich von Martin am Ende einer langen, schwierigen, plattigen Rinne schon ziemlich hoch in der linken Turmflanke sah. Bald konnten wir folgen und nach wenigen Minuten war auch dieses Hindernis bewältigt. Was nun kam, schien leicht zu sein. Der Grat flachte sich ab und erlaubte ein Ausweichen nach rechts und links. Das nun überflüssige Seil vermehrte meine Last und entsprechend meinen Durst. Hoch oben blinkte Schnee. Eine Zeitlang blieben wir noch auf dem Grat, dann wurde rechts und später links ausgewichen. Gut gebändertes, terrassenförmiges Terrain brachte uns schnell empor. Noch eine kleine Pause beim kühlenden Schnee, und Punkt 12 Uhr standen wir auf dem Gipfel. — In dem großen Steinmann waren keine Gipfelnotizen zu finden. Die Aussicht war nicht mehr so ganz klar, leichter Nebel war in der Ferne. Besonders eindrucksvoll sind der Balaïtous und die Frondella. Auch der so harmlose Pic d'Arriel weist eine imponierende Gestalt auf. Nach einer Stunde Gipfelrast begannen wir den Abstieg. Wir wählten den Ostgrat, der vom Gipfel in den Port de la Barane zieht. Bald nach dem Gipfel verjüngt sich das Terrain zur Gratschneide, die stellenweise schwierig ist. Ein kleiner Abbruch wurde rechts umgangen (im Sinne des Abstiegs). Dann kam ein großer Abbruch. Kurz vorher leitete eine mit Gras bewachsene Rinne nach links in die Ostflanke. Diese verfolgten wir einige Zeit lang, bis sie mit einer glatten Wandstufe endigte. Hier nahmen wir wieder das Seil, querten nach rechts und kamen wieder zum Grat, etwa zehn Meter über einer kleinen Kanzel, zu der wir am Doppelseile hinabtunnten. (Diese Stelle läßt sich auch im Aufstiege machen.)

Der Himmel hatte sich verdüstert. Das Firnhaupt des Balaïtous war durch eine Nebelkappe verhüllt, aus der es dumpf mahnend grollte. Wir beschleunigten unser Tempo. Ein nun folgender Abbruch wurde rechts umgangen. Doch wir mußten wieder zurück zur Gratschneide, da uns die rechte Wand ein Hineinqueren und Absteigen noch nicht gestattete. Erst das letzte Grasband, das rechts den Grat verläßt und in die Wand führt, verfolgten wir und gelangten so — schräg rechts absteigend — in das Geröll.

Nun kam der „Schinder“ des Tages, bestehend in stundenlangem Queren auf rauhen, kantigen, rutschenden Blöcken und Geschiebe, anfangs mit Kletterschuhen, nachher, als diese bei mir keine Sohlen mehr hatten, auf Strümpfen. Auch das überstand man, zumal das Wetter ein Einsehen hatte und uns nur grollte, ohne



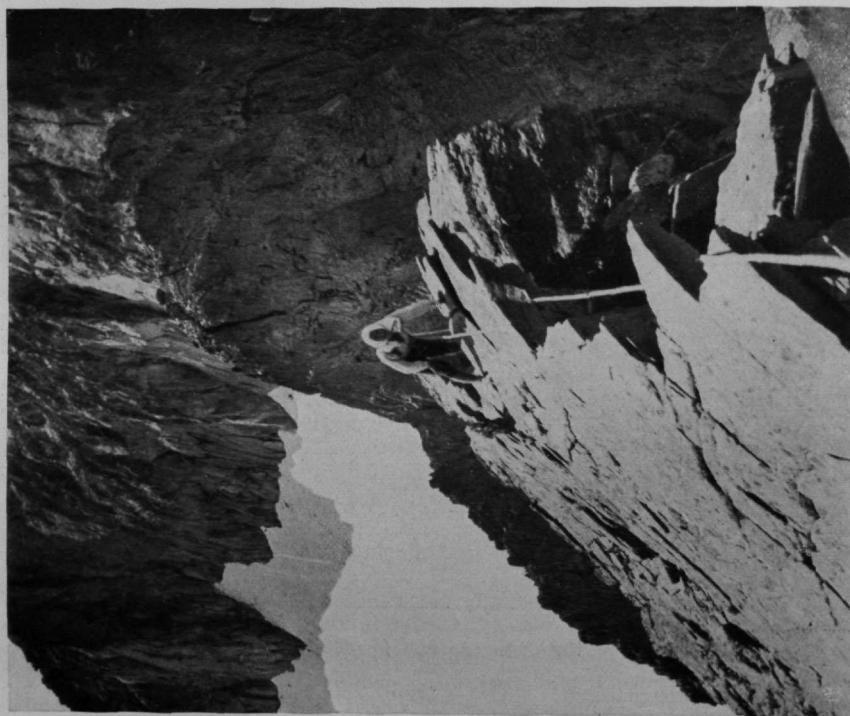
P. Zloklikovits phot.

Val d'Arazas von Norden



Dr. H. Schmidt phot.

Le Pic Maudit von der Umrandung des Col Maudit



Dr. H. Schmidt phot.  
Auf dem Quairatrat. (Im Hintergrund die Wände des Pic Intermédiaire)



P. Zloklikovits phot.  
Cirque de Gavarnie. Wasserfall

zu nassen. Bald waren wir an unserem Gepäckdepot, und schneller, als wir dachten, über die Schneehänge abfahrend, an der Hütte.

Ich hatte noch Pläne auf die Frondella, auf den Pic d'Arriel und den Pic de Lurien. Aber meine Freunde, die nun einmal aus der Ferne die Eisberge von Gavarnie gesehen hatten, drängten dahin, und ich mußte ihrem Drängen nachgeben. Doch wollte ich meine Berge noch einmal sehen, bevor ich fortging, und so wanderte ich denn am andern Morgen allein auf den Col d'Arrémoulit. Ergriffene Ruhe herrschte ringsumher. Kein Laut störte das Schweigen des Hochgebirges. Nur von ferne trug der Wind stoßweise das Rauschen herüber von den Schmelzwässern des Glacier de la Frondella. Im Tale braute der Nebel, erst in kleinen Flocken wie dünne, zarte Schleier über dem Boden schwebend; aber unbegreiflich schnell stieg er heraus. Gerade vermochte ich noch mein Teleobjektiv auf den Balaïtous zu richten, da war der Nebel auch schon um mich her und umhüllte alles mit seinem feuchten Grau. Einige Zeit wartete ich, aber da meine Gefährten meiner harrten, mußte ich schließlich fort und packte bekümmert meinen Apparat wieder ein. Nur noch einmal wollte ich ihn sehen, den stolzen Bergriesen, und wie zur Versöhnung sanken die Nebel und die Sonnenstrahlen zeigten mir — zwar nur für einen kurzen Augenblick — seinen schneegekrönten Gipfel; dann wallte der Vorhang wieder darüber und ich nahm Abschied.

Schnell war ich bei der Hütte; einige Minuten darauf waren wir schon im Abstieg nach dem Lac d'Artouste. Wir waren grausam schwer beladen und empfanden daher das unwegsame, steinige Terrain längs des großen Sees doppelt unangenehm. Gleich hinter dem See fällt die Sohle des Val de Soussouéou ziemlich steil, um dann langsam im Lauf einiger Kilometer in die große Ebene überzugehen, an der das Tal sich gabelt; rechts geht es zum Col de Lurdé. Eine kaum sichtbare Spur leitete uns hin und her über den forellenreichen Bach. Immer lag vor uns das große, hohe Massiv des Pic de Ger oberhalb von Eaux-bonnes und Eaux-chaudes. Endlich hatten wir die Ebene, die Oulettes de Soussouéou hinter uns, und die gegenüberliegende Talseite erreicht. Eine große Herde Pferde weidete dort scheinbar herrenlos. Wie gerne hätten wir einige davon für unser Gepäck annexiert! Der Bach machte hier eine starke Schwenkung nach links und ward unzugänglich. Das Tal verengte sich schluchtartig; zu beiden Seiten stand schöner Buchenwald, in dem der Weg nun wieder rapid anstieg. Wir befanden uns noch sehr hoch, als wir einige Wegerbeiter trafen, die sich gegen geringes Entgelt ein Vergnügen daraus machten, unser Gepäck zu übernehmen. Wie wir uns da plötzlich erleichtert fühlten! Wie mit einem Schlag war die Landschaft schöner geworden und wir empfänglicher für sie.

In steilen Serpentinen ging es bergab, immer genossen wir den Blick in das fruchtbare, wilde Tal des Gave d'Ossau. Am späten Nachmittag kamen wir nach Laruns. 24 Stunden später rollte unser Wagen von Luz nach Gavarnie. Tief hingen schwere Wolken an den Wänden des Cirque, und Donner und Blitz begleiteten unseren Einzug!

Als wir am anderen Morgen (9. August) in den Cirque traten, hingen noch einige kleine Wolkenfetzen an den Abstürzen des Marboré, sonst war der Himmel klar. Anstatt uns auf die Fontaine des Sarradets zu halten, wandten wir uns mehr rechts und stiegen durch ein steiles, steiniges Couloir von Norden her auf den Pic des Sarradets, ca. 2850 m. Von hier aus sieht man erst richtig die Größenverhältnisse der Brèche Roland und ihrer Umgebung. Nach Süden zu fällt der Pic Sarradets in einer großen Wand ab. Auf dem Gipfel fanden wir einen Steinmann, aber keine Daten. Der Pic bietet von Norden her gar keine Schwierigkeiten und ist wohl schon seit längerem von Jägern oder Hirten be-

stiegen worden. Über die Südwand und über den Südwestgrat, der nach dem Taillon zu verläuft, bietet der Pic des Sarradets größere Schwierigkeiten. 1893 wurden die Grate von Brulle mit Célestin Passet überschritten. Wir folgten dem Südwestgrat einige Zeit, wandten uns dann nach links, durchstiegen die Südwand durch eine oben mit Gras bewachsene und plattige Rinne ohne sonderliche Schwierigkeiten und gelangten durch einen Quergang nach rechts in den Col des Sarradets (Col zwischen Pic des Sarradets und Pic entre les Brèches). Einige Zeit später betraten wir das imposante Felstor der Brèche Roland, 2804 m. Nach einem Imbiß machten wir uns fertig zur Besteigung des Casque, 3150 m.

Wie eine Festung ist der Casque von einer hohen Mauer umgeben, die ihn derartig lückenlos umfaßt, daß es nur von Osten her möglich ist, den Gipfel zu erreichen. Wann auf diesem einfachen Wege die erste Besteigung des Casque stattfand, ist mir unbekannt. Sicherlich hat auch Russell diesen Berg besucht. Im Jahre 1888 erzwang sich Brulle mit Célestin Passet den Zugang von Norden über die ungeheuer steilen und vereisten Terrassen des Cirque. Diese Tur ist später wiederholt worden. Von der Brèche Roland aus über die Ringmauer die obere Terrasse des Casque zu erreichen, gilt für unmöglich.

Mir war schon im Jahre vorher aufgefallen, daß zirka 100 m von der Brèche Roland entfernt ein Riß die Wand durchzieht, und diesmal wollten wir versuchen, ob nicht doch durch diesen Riß die Besteigung möglich sei und wir somit die Überschreitung von Westen nach Osten ausführen könnten.

Der Versuch scheiterte. Nachdem ein sehr schwerer Riß von zirka 25 m Länge durchstiegen war, blieb noch eine Wandstufe von zirka 4 m zu erklettern, aber Herr von Martin, der vorausging, mußte umkehren. Der Fels war zu morsch, die Ausgesetztheit zu groß und jede Sicherung unmöglich. Der Rückzug war schwer und hielt uns lange auf. Mit einem längeren Seil und Mauerhaken zur Sicherung läßt sich diese Stelle allenfalls überwinden.

Etwas niedergeschlagen kehrten wir dem Casque den Rücken und wandten uns dem Pic entre les deux brèches zu. So nennt man die Gratstrecke zwischen der Brèche Roland und der Fausse Brèche, 2948 m, im Osten des Taillon. Dieser Pic, dessen Gipfel eigentlich ein fast ebenes Gratstück ist, fällt nach beiden Seiten wie eine etwa 80 m hohe und senkrechte Mauer ab. Im Süden ist die Mauer von einem Kamin durchzogen, der überhangt und sich im Inneren zu einer Höhle erweitert. Die Wände und den Grund dieser Höhle bildet dickes Eis und Dunkelheit erfüllt den Raum, in dem man nur das monotone Tropfen des Wassers hört, das auf dem Boden einen kleinen See bildet. Ein Versuch, diese vereisten und wasserüberfluteten Wände zu erklimmen, schied, da unsere Hände völlig gefühllos wurden. Ich glaube jedoch, daß dieser Kamin nicht der einzige Zugang zum Gipfel ist. Im Jahre 1887 wurde er durch Bazillac mit Célestin Passet zum ersten Male bestiegen. Einige Tage später wiederholte Bazillac diese Tur mit de Monts. Noch im gleichen Jahre wurde der Pic nochmals bestiegen von Viennot, den Henri Passet führte. Im März 1894 fand die vierte und letzte Besteigung statt durch Vincent Cénac.

Wir waren also auch von diesem Pic zurückgeschlagen und wandten uns zur Fausse Brèche. Vor uns lag der Taillon. Ich drängte zum Abstieg, da es schon spät geworden war; aber meine Freunde wollten wenigstens noch einen Gipfel „machen“ und stiegen auf den Taillon, 3146 m, der von dieser Seite über Geröll ohne jede Schwierigkeit in einer halben Stunde zu erreichen ist.

Ich blieb solange in der Fausse Brèche und bewunderte das prächtige Farbenspiel, das die zum Untergang neigende Sonne in den roten Wänden des Cirque de Cotatuero hervorrief. Neben mir ragte ein zirka 30 m hoher Turm auf, der

Doigt de la fausse brèche; ich wußte damals noch nicht, daß er im Juni 1890 in Brulle, und de Monts mit Célestin Passet berühmten Besuch empfangen hatte, sonst hätte ich in den drei Viertelstunden Zeit, die mir bis zur Rückkehr meiner Freunde blieb, ebenfalls eine Erkletterung versucht. Endlich brachen wir auf. Es war schon spät und im Kessel des Cirque brauten die Nebel. Über die steilen Gletscherhänge im Norden des Taillon fuhren wir ab, eine sichere Schneebrücke brachte uns über die große Spalte, die den ganzen Gletscher quert. In dem Col des Sarradets hatten wir noch einen übersichtlichen Blick über die große Wandflucht, die der Taillon nach Norden sendet, und die im August 1895 von Brulle und d'Astorg durchstiegen worden ist. — Bereits nach einer halben Stunde waren wir an der Fontaine des Sarradets. Aber jetzt brach auch die Nacht herein und sie schien uns mit dem Nebel vereint in den Wänden der Echelle des Sarradets festhalten zu wollen. Ein Biwak schien schon unvermeidlich zu sein, als schließlich ein letzter Versuch, die Trasse zu finden, uns den Ausstieg zeigte. Es war schon dunkle Nacht, als wir das Hôtel de la Cascade im Cirque erreichten.

Am anderen Morgen waren wir wieder im Cirque und einige Stunden später in der Brèche Roland. Wir querten die Südhänge des Casque und stiegen über steilen, harten Firn in die Scharte zwischen Casque und der Tour de Marboré! Damit standen wir an der Umrandung des Cirque. Aber nichts war zu sehen; chaotisch wirbete der Wind die Nebelmassen in dem tiefen Schlund. Von da zum Casque und zurück benötigten wir eine knappe Stunde. Wir wandten uns der Tour, zirka 3150 m, zu, die den Anschein von Schwierigkeit hat. Aber der Firn ist nur steil, doch ohne jede Gefahr. Eine halbe Stunde später lag auch dieser Gipfel uns zu Füßen. Das Weiter hatte sich geklärt. Die Sonne schien und nahm den Kampf mit dem Nebel auf. Ein Schleier nach dem anderen verschwand. Und wenn der Wind das trübe Grau auf Augenblicke zerriß, konnten wir den Gletscher sehen, dem in ungeheurer Steilheit, tief unter uns, die Kaskade entspringt; wir konnten beobachten, wie die Schmelzwasser sich sammeln und einen Bach bilden, der dann pfeilschnell dahinschießt, um schließlich über den Rand der zweiten Terrasse des Cirque einen Tiefsprung von 422 m zu machen. Der Boden des Cirque war noch von Nebel verhüllt, der den Eindruck der Unermesslichkeit seiner Dimensionen noch verstärkte. — Vor uns hatten wir die Gipfel des Marboré mit ihren vertikal gefurchten Wänden, die sich vom Boden des Cirque fast in einem Schwunge 1700 m hoch erheben. Und doch sind auch diese Wände durchstiegen worden und haben den Ruf ihrer Unnahbarkeit eingebüßt. Das Trifolium Brulle, Bazillac und de Monts hat unter Führung des unvergleichlichen Célestin Passet den Cirque erschlossen. 1881 wurde von der Seite des Sarradets aus „le tour du cirque par les gradins“ gemacht und auf der Seite des Astazou abgestiegen (in 9 St. 30 Min.). Eine Wiederholung der gleichen Tur scheiterte wegen Steinschlag.

Es folgte die Ersteigung der Mauer, über die die große Kaskade abstürzt, und im Jahr darauf die Tur, die alle anderen zur Voraussetzung hatte, die Ersteigung des Marboré direkt vom Cirque aus. Diese Tur wurde später von Brulle und de Monts mit einer kleinen Variante wiederholt; hierbei fiel auch die Nordseite des Casque und die Nordwand der Tour de Marboré.

Da in derselben Zeit auch die Nordwände des Astazou durchstiegen wurden, ebenso der große Grat, der vom Astazou-Westgipfel direkt nach Gavarnie zu abfällt, so ist nun der Cirque mit allen Gipfeln und allen Wänden erschlossen.

Wenige Minuten führen vom Gipfel der Tour zum Col de la Cascade. Das Terrain ist fast eben. Von weitem sieht man den Cylindre de Marboré und den Mont Perdu. Unmittelbar vor uns am Col de la Cascade erhebt sich die Epaule

de Marboré mit einer unnahbar glatten Wand — „inaccessible“. Um auf das Plateau des Marboré, das, in ungeheurer Ausdehnung vom Cylindre aus ganz langsam sich erhebend, den Marborégipfel bildet und dann auf 1700 m abbricht, zu kommen, geht man für gewöhnlich der Mauer entlang, die von der Epaule aus nach Südosten — sich allmählich verjüngend — zieht, biegt dann ungefähr am Col de Cylindre um und muß nun über das ganze Plateau des Marboré ansteigen. Um diesen Umweg zu vermeiden, kletterten wir an einer Stelle ohne Schwierigkeiten (die tiefe Randkluft kann aber manchmal ernstliche Schwierigkeiten bieten) hinauf und querten hoch oben das Plateau. Den Gipfel des Marboré zierte eine Steinpyramide, die Russell errichtet hat. Zahllose Scherben bekunden den häufigen Besuch. Den grandiosen Tiefblick, den der Pic de Marboré auf Gavarnie und in die Abgründe des Cirque gewährt, konnten wir wegen des Nebels nur ahnen. Nach Bielsa im Val de Cinca und nach dem Mont Perdu hin war der Blick frei. Weit hinten spiegelte das Licht in dem Lac glacé des Mont Perdu. Vor uns standen die beiden Gipfel des Astazou, vom Marboré getrennt durch den Col d'Astazou, zu dem wir direkt ohne besondere Schwierigkeiten abstiegen.

Terrassenförmig gestufte solide Felsen führen vom Col d'Astazou leicht zum Westgipfel, 3024 m, den Russell 1879 zum ersten Male auf diesem Wege erreichte. Zwei Jahre später erstiegen Brulle und Bazillac auch den Ostgipfel, 3080 m, der etwas höher und durch einen schmalen Felsgrat mit der westlichen Spitze verbunden ist.

Nachdem wir noch diese beiden Spitzen betreten hatten, war es schon so spät geworden, daß wir von der weiteren Gratüberschreitung über den Pic de Tuquerouye abssehen mußten und an den Abstieg dachten. Wir wählten eine steile Rinne. Trotz aller Vorsicht traf ein losgelöster Block den vorangehenden Martin so heftig, daß er die Stellung verlor und seinen Halt erst 40 m tiefer wieder fand. Er war nicht schwer verletzt, aber immerhin war sein Arm so in Mitleidenschaft gezogen, daß er sich nicht wie bisher an den folgenden Turen beteiligen konnte. Das Intermezzo hatte uns aufgehalten, so daß es schon beinahe Nacht war, als wir die Tuquerouye erreichten. Dort fanden wir unser Gepäck, das uns Träger von Gavarnie heraufgebracht hatten, aber leider kein Wasser. Ich mußte in dunkler Nacht wieder an den See hinunter, der noch weit hin mit Schnee und Eis bedeckt war, und das offene Wasser war in der Abendkühle schon wieder gefroren. Wer die Geröllrinne kennt, die vom See auf die Tuquerouye führt, kann sich denken, daß es mir kein Vergnügen war, mich mit vier Liter Wasser beim Laternenschein wieder hinaufzuschinden.

Der 11. August war nach einer angenehmen, ruhigen Nacht ein schöner, klarer Tag; er galt dem Mont Perdu. Wir erstiegen ihn auf der gewöhnlichen Route durch den Col du Mont Perdu, und diesmal waren die Schneeverhältnisse besser, als ich sie im Vorjahr mit Endell und Knod gefunden hatte. Der Gipfel war fast aper. Auch der Rundblick war diesmal nach allen Seiten frei; besonders fesselte mich der Anblick des Soum de Ramond und des Col de Niscle, über den 1802 Ramond die Erstersteigung des Mont Perdu vollführte.

Zu jener Zeit war der Soum de Ramond noch ein unbekannter Gipfel und er blieb es bis 1875. Damals waren in Gavarnie eines Tages mehrere Pyrenäisten versammelt: Russell, Schrader, Wallon und andere. Auf den Vorschlag Schraders hin wurde einstimmig dieser Gipfel Soum de Ramond benannt und so dem Ersterschließer der Pyrenäen ein würdiges Denkmal gesetzt.

Mit Rücksicht auf Freund Martin wurde von schwierigen Partien Abstand genommen und der gewöhnliche Weg wieder zum Abstieg gewählt. Aber eine große Überraschung stand uns bevor. Als wir die Tuquerouye wieder erreicht

hatten, waren von unseren Lebensmitteln nur noch Spuren vorhanden. Wer uns bestohlen hatte, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. Das Abendessen versprach jedenfalls sehr frugal zu werden und Martin entschloß sich noch an der Neige des Tages, Gavarnie über die Brèche d'Allanze zu erreichen. Obwohl ich ihm den Weg so genau beschrieb als ich konnte, kam er nicht durch. Dicker Nebel war vom Tal aufgestiegen, und wie ich später hörte, war v. Martin hinter der Brèche vom Wege, den man allerdings nicht sehen konnte, abgewichen und hatte die Richtung auf den Piménégipfel zu eingeschlagen, auf dessen Hängen er kampieren mußte.

Riebeling und ich benutzten den Spätnachmittag zu einer Tur auf den Pic de Tuquerouye, zirka 2822 m. Es war dies eine lustige, anregende Kletterei von etwa drei Viertelstunden. Stellenweise, besonders unter dem Gipfel, boten sich Schwierigkeiten. Auf dem Gipfel fanden wir unter anderem auch die Karte meines Freundes Endell, der im Vorjahr den Gipfel von der Brèche aus allein bestiegen hatte. Die erste Besteigung vollführten 1891 Brulle und de Monts mit Célestin Passet. Sie nahmen das Couloir de glace im Westen des Tuquerouye zum Aufstieg und stiegen nach Norden zu ab. Der lange Kamin, der die steile Südwand durchzieht, war noch unberührt. Wir stiegen auf derselben Seite hinunter zur Brèche de Tuquerouye. Am anderen Morgen erfolgte der vollständige Abstieg. Die Echelle de glace erlaubte ein flottes Abfahren. Auf der Brèche d'Allanze angekommen, machten wir, durch die Hitze des Tages veranlaßt, eine längere Rast und musterten die Wände des Pic de Pailla. Von hier aus hatten Brulle und d'Astorg im August 1895 den Gipfel erreicht. Wie muß der Weg wohl beschaffen sein, den ein Mann wie Brulle „extrêmement difficile“ nennt? „Six heures et demie pour escalader moins de trois cent cinquante mètres!“ Wir waren nicht in der Stimmung, uns auf eine so schwierige Kletterei einzulassen und wandten uns Gavarnie zu. Ein Strom von Fremden, der zur Kaskade zog, begegnete uns in der Talsohle und manches Auge musterte unsere verwilderten Gestalten.

Am 13. August erfolgte der Aufbruch von Gavarnie. Eine schöne Wagenfahrt brachte uns nach Luz. — In Piedrafitta mußten wir übernachten. Am Mittag des 14. August erreichten wir Luchon. In aller Eile wurde Proviant beschafft, wobei ich erstaunt war, von den Händlern, die mir im Vorjahr den Proviant geliefert hatten, wieder erkannt zu werden. Darauf wurde noch ein Wagen beschafft und ein Maulesel mit Führer in das Tal „de Lys“ bestellt. Und dann erst konnten wir ans Essen denken. Bald darauf fuhren wir über die sonnen-durchglühte, heiße Landstraße in die Vallée de Lys. Zwei Stunden später kamen wir zum Hotel am Ende des Tales und wir waren herzlich froh, unsere durch das lange Fahren steif gewordenen Glieder wieder etwas bewegen zu können. Richtig stand da auch schon unser Maulesel mit seinem Treiber. Während dieser unser umfangreiches Gepäck kunstgerecht auf dem geduldigen Maulesel verstaut, erfrischten wir uns noch an Kaffee und Kuchen. Wenn es mich schon in Luchon gewundert hatte, daß man mich wieder erkannte, so war ich doch geradezu verblüfft, als mir der Maultiertreiber sagte, ich wäre gewiß derjenige, der im Vorjahr den Pic Maudit vom Col aus bestiegen und die Crête du Milieu überschritten hätte. Dabei hatte ich im Vorjahr weder einen Führer noch jemals einen Träger in meinen Diensten gehabt. Dies ist ein Zeichen dafür, wie wenig Touristen von Luchon aus das Hochgebirge besuchen. Der Weg zum Refuge de Prats longs war mir vom Vorjahr bekannt; diesmal kürzten wir viel ab und gelangten schneller zum Goufre d'Enfer, da wir kein Gepäck hatten. Aber als wir dort angekommen waren, hatte die Herrlichkeit ein Ende. Der Maulesel konnte nicht mehr weiter, da ihm das Terrain zu schwierig wurde, und wir mußten uns mit dem Gepäck selbst beladen.

und uns die steilen Grashänge hinaufschinden, die uns noch vom Refuge trennten. Aber auch dies nahm ein Ende. Bei Anbruch der Nacht war die Cabane erreicht und unser Träger kehrte auf der Stelle zurück. Im Vorjahr waren wir allein in dem engen Refuge gewesen, aber diesmal hatten wir Pech. Die umliegenden Weiden waren von zahllosem Vieh bezogen und das Refuge wimmelte von Hirten mit zum Teil sehr fragwürdigem Äußerem. Die Quelle bei der Hütte war durch das Vieh so verunreinigt, daß an ihre Benutzung nicht zu denken war. Jedoch war einer der Hirten so freundlich, mich zu einer anderen, mir unbekannten Quelle zu führen, zu der ich mit der Laterne zirka 20 Minuten zu steigen hatte. Der Laternenschein machte das Jungvieh angriffslustig, und wenn der Hirte, der den richtigen „Verkehrston“ mit diesen Tieren kannte, nicht bei mir gewesen wäre, so wäre mir der nächtliche Bummel übel bekommen. Als ich mit Wasser beladen zurückkam, flackerte bereits ein tüchtiges Feuer im Refuge. Einige Zigaretten und die Reste meiner Schweizer „Stumpen“ stimmten die Leute freundlich, so daß sie uns für die Nacht die besten Plätze überließen, deren Häerten sie uns durch Decken und schmutzstarrende Schafpelze zu mildern trachteten. Trotzdem herrschte eine „drangvoll furchterliche Enge“ in dem Raum und Freund Martin zog vor, draußen zu kampieren.

Da wir am anderen Tage, 15. August, möglichst früh den Einstieg in die Felsen erreichen wollten, so beabsichtigten wir, bereits um 2 Uhr aufzubrechen. Zur festgesetzten Stunde waren wir auch unterwegs, aber es herrschte noch eine so undurchdringliche Finsternis, daß ich die bei Tage kaum erkennbare Spur nicht finden konnte, und wir lagerten uns noch einmal und schliefen eine Weile. Vor dem Aufbruch versteckten wir noch alles überflüssige Gepäck. Wir hatten die Erfahrung von der Brèche de Tuquerouye und wollten die Leute nicht in Versuchung führen. Bei der schwachen Morgendämmerung fand ich dann auch bald die Trasse, die uns schnell in den mächtigen Karboden des Cirque de Lys brachte. Ohne Aufenthalt querten wir den Cirque unter der Schneegrenze über festes, großblockiges Geröll und kamen so ziemlich rasch voran, wobei wir auch merklich an Höhe gewannen. Auf einem großen, fast ebenen Granitblock, über den lustig die klaren Schmelzwasser rieselten, machten wir eine Frühstücksrast und versorgten uns mit Wasser. Es war das letzte Wasser, das wir heute fanden.

Der Tag war furchtbar heiß und schon das nächste Stück, der Aufstieg über den steilen Firn in die Scharte zwischen Intermédiaire und Quairat, gab uns davon eine Probe. Wir wurden förmlich gebraten und dabei war es noch früh am Tage. Um 9 Uhr betraten wir über nicht leichten Fels die enge Scharte, zu der auch von der anderen Seite her eine schwer gangbare, steile Rinne führt. Diese Scharte war schon vor uns einmal betreten worden durch Henri Spont bei seiner Besteigung des Intermédiaire, doch wußte ich damals davon nichts und hinterlegte deshalb dort eine leere Konservebüchse mit unseren Daten. Es wurde noch ein wenig gegessen und getrunken, dann alles eben Entbehrliche zurückgelassen und die Arbeit begann.

**QUAIRAT, 3059 m** Wir wandten uns dem Quairat zu, dessen Grat sich gerade unmittelbar vor uns steil erhob. Diesmal ging ich voraus. Das Gestein war unglaublich brüchig, und man bewegte sich bei der Kletterei über durchaus achtunggebietenden Abgründen. Sehr bald kam ein großer und beinahe senkrechter Gratabbruch, der wenig einladend aussah, so daß ich ihn mit gemischten Gefühlen anging. Aber ich war angenehm überrascht, relativ gute Griffe zu finden, die die Erkletterung geradezu leicht machten. Immerhin sind die Griffe klein und die Ausgesetztheit ist groß. Noch öfters kamen solche kleine

und größere Abbrüche mit brüchigem Gestein. Weiter oben wurde der Fels zuverlässiger und bildete zuletzt Granitblöcke von gewaltigen Dimensionen. Ein Teil der Abbrüche ließ sich rechts im Sinne des Aufstieges umgehen. Nennenswerte Schwierigkeiten trafen wir dabei nicht. Um 10 Uhr 45 Min. kamen wir auf dem Gipfel des Quairat an. Er wird von einem ungeheuren Granitblock gebildet, dessen Ersteigung noch eine besondere gymnastische Übung verlangt.

Die erste Besteigung erfolgte bereits 1825 anlässlich der Triangulierung und wurde von Peytier und Hossard ausgeführt. Es ist anzunehmen, daß dieser Gipfel von dem Col zwischen Pic de Montarrouye und Quairat erreicht wurde. Die Besteigung durch die beiden Offiziere geriet gänzlich in Vergessenheit, und so kam es, daß Lézat, der 1850 den Quairat auf dem gleichen Wege bestieg, lange Zeit für den Erstersteiger gehalten wurde. Später ist der Gipfel des öfteren besucht worden, so von Russell, Henry Spont u. a. Auch von Westen, vom Lac d'Espingo aus, ist der Gipfel öfters erreicht worden. Beide Routen sind nicht schwer.

Das Anziehendste an der umfassenden Rundsicht ist der blaue Lac glacé du Portillon, der mit schwimmenden Eistrümmern bedeckt und allseitig von Gletschern umgeben ist. — In der Ferne zeichnete sich klar vom blauen Hintergrund die Kette der Mont Maudits ab. Von hier gesehen machte der Intermédiaire keinen besonders unzugänglichen Eindruck; doch konnte man keinen Einblick in den Gratverlauf erhalten, da sich die Felsen aufeinander projizierten.

Der Quairat bildet streng genommen zwei Gipfel, wenn man als solche die Enden eines fast ebenen Grates bezeichnen will. In zirka 100 m Entfernung sahen wir noch einen Steinmann, den wir aber wegen Mangels an Zeit nicht besuchten.

Um 12 Uhr waren wir wieder bei unserem Gepäck in der engen Scharte („Col de Passage“). — Über den Abbruch hatten wir vom Seile Gebrauch gemacht.

**INTERMÉDIAIRE, 3106 m** Bei der nun folgenden Kletterei auf den Intermédiaire mußten wir leider unser Gepäck aufnehmen, dessen Gewicht unsere Bergschuhe unangenehm fühlbar machen. Diesmal ging Riebeling voran. Wir kletterten sehr vorsichtig und so kam es, daß in dem lockeren Gestein das Klettern zu dritt viel Zeit in Anspruch nahm. Im großen ganzen war das Terrain leichter, als der Grat zum Quairat, aber auch hier fanden wir brüchiges, faules Gestein und bei einzelnen nicht leichten Quer-gängen nach links eine beträchtliche Ausgesetztheit. Unser Grat führt nicht zum Gipfel, sondern läuft, durch eine schmale, aber tiefe, schluchtartige Rinne vom Massiv getrennt, der Nordwand entlang und geht in ein grasdurchsetzes, schmales Band in der Nordwand über. — Das letzte Stück bevor wir das sichere Band betraten, war ein schmaler Reitgrat, der so morsch und so verwittert war, daß buchstäblich der ganze Grat zu wackeln schien. Von dem Bande aus führte er uns in eine Art Kamin zu einem geneigten Plateau, das sich von da aus ununterbrochen bis zum Gipfel in wachsender Neigung hinzieht. Hier und da lag Schnee, der uns Dürstenden ein köstliches Labsal war. Um 2 Uhr 30 Min. war der Steinmann auf dem Gipfel erreicht. Es war mittlerweile trüb und wolig und die Fernsicht war verschwommen geworden. Desto eindrucksvoller wirkten von hier aus gesehen die Crabioules mit ihren imposanten Nordabstürzen. Der Weg, der uns dahin führen sollte, sah sehr böse aus und war nicht nur noch lang, sondern der Grat senkte sich auch noch bedeutend bis zur Scharte zwischen Crabioules und Intermédiaire. Ich begann schon Zweifel zu hegen, ob es uns gelingen würde, bis an die Crabioules zu kommen, zumal das Stück bis dahin noch nie begangen war und als unpassierbar galt.

Die erste Besteigung des Intermédiaire wurde 1852 durch Lézat und seinen Führer Michot ausgeführt; beide errichteten auch die Gipfelpyramide. Ihr Weg ist unbekannt geblieben; sie haben aber aller Wahrscheinlichkeit nach den Weg begangen, den Henry Spont später beging. Ob bei der Triangulierung 1825 durch Peytier und Hossard der Intermédiaire bestiegen wurde, ist nicht bekannt. Russell erwähnt diesen Gipfel nicht einmal dem Namen nach.

Bis zum 14. Oktober 1895, dem Tag, an dem Henry Spont mit seinen Begleitern den Pic Intermédiaire bestieg, ist der Berg wohl seit Lézat nicht mehr betreten worden. Henry Spont schreibt über seine Fahrt: „Nous nous dirigeons vers un petit col ouvert à l'ouest dans l'arête qui réunit le Quaïrat au Pic du Passage, col impraticable d'ailleurs. Un glacier se présente qu'il faut traverser. Il est assez incliné mais sans crevasses. Arrivés au bout nous escaladons une banquette de rochers située à la base même du pic. Là il nous faut revenir sur nos pas en longeant une corniche de plus en plus étroite. Quand elle est couverte de glace, il est nécessaire d'y tailler des marches. Ce mauvais pas franchi, il nous reste à gravir une croupe de neiges et d'éboulis. C'est le plateau, qu'on aperçoit de la Vallée de Lys et qui d'en bas a l'air d'un toquet blanc posé de travers. Une crête dentelée le domine. Il suffit de monter droit vers le point, qui paraît le plus élevé, qui est le vrai sommet.“

Ob in der Zwischenzeit der Gipfel nochmals bestiegen wurde, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Wir haben wahrscheinlich im ganzen, sicher aber zum Teil, den gleichen Weg zum Aufstieg benutzt, wie H. Spont und vor ihm Lézat. Diese sind auch auf dem gleichen Wege abgestiegen. — Die ungeheuer steile Flanke, die der Berg dem Lac glacé du Portillon zukehrt, gilt als „inaccessible“, ebenso wie der Grat, der den Intermédiaire mit der Crabioules verbindet, als unüberschreitbar bezeichnet wurde.

Diesen Grat zu versuchen, hatten wir uns vorgenommen. Aber es war die Zeit schon vorgeschritten und das Ziel noch ferne. Auch sah der Himmel nach einem Wettersturz aus, so daß ich im stillen schon resignierte und wünschte, daß wir nur erst die tiefste Stelle des Grates erreicht haben würden. Das erste Stück bot uns keine besonderen Schwierigkeiten. Einige kleinere Abbrüche konnten gut überwunden werden. Ein großer Abbruch machte uns schon mehr zu schaffen und zwang für das Gepäck zur Seilhilfe. Der Grat ist überhaupt unglaublich brüchig und zerzackt. Es war schon 5 Uhr geworden, als ein großer Abbruch unserem weiteren Vordringen energisch Halt gebot. — Wir versuchten die Umgehung auf der Südseite (rechts herum) ohne Erfolg.

Das Wetter hatte sich verschlimmert, und wir beschlossen, die Fortsetzung der Tur aufzugeben und abzusteigen. Jedoch war das leichter gedacht als getan. Links und rechts umgaben uns beträchtliche Abstürze, über die steile Rinnen führten, die aber alle mit einer ominösen Linie abschnitten, unter der sich noch Luft befand, viel Luft, denn von jenen Steinen, die darüber hinausfielen, hörten wir nichts mehr. — Ein Versuch, durch eine der steilen Rinnen rechts abzusteigen, wurde nach einer halben Stunde aufgegeben, da uns von dem Glacier du Portillon noch unüberwindliche Wände zu trennen schienen. Wir stiegen wieder hinauf, seilten uns über den großen Abbruch (der übrigens zur Not erkletterbar ist) ab und fanden, nachdem wir dem Grat noch etwas gefolgt waren, eine anscheinend gut gangbare Rinne, die nach links zum Glacier Nord de l'Intermédiaire zu führen schien. Diese Rinne stiegen wir vorsichtig hinab und gelangten auf eine breite, geneigte Geröllterrasse, die noch durch eine zirka 100 m hohe Wandstufe von dem Gletscher getrennt war. Die Überwindung dieser Wandstufe war durch die hereinbrechende Dunkelheit erschwert und ich war als

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*



*Naturaufnahme von P. Zloklikovits*

*Bruckmann aut. et impr.*

*Cirque de Gavarnie*

zuletzt Gehender gezwungen, da ich fast nichts mehr erkennen konnte, mich beständig abzuseilen. Endlich, es war schon ganz dunkel geworden, landete ich in den Eisstufen, die Riebeling in die hoch hinaufreichende Gletscherzunge gehauen hatte. Der nun folgende Abstieg über den sehr steilen und beinharten Firnhang in der Nacht war sehr unangenehm, da jeder seine eigenen Stufen schlagen mußte, da er die des anderen nicht mehr erkennen konnte. Sowie es dann das Terrain erlaubte, versuchten wir abzufahren.

Wir biwakierten in der Geröllhalde am Fuße des Gletschers, in einer stürmischen, naßkalten Nacht. Am Morgen herrschte dicker Nebel und strömender Regen.

Im Refuge de Prats Longs machten wir noch eine Pause, um uns zu stärken, und kehrten dann, mit dem dort gelassenen Gepäck beladen, das durch den wolkenbruchartigen Regen noch sehr erschwert wurde, nach Luchon zurück.

Manches andere hatte noch in meinen Plänen gestanden. Aber dringende Nachrichten riefen mich nach Hause. So blieb denn nichts übrig, als noch einmal wiederzukehren, um das Versäumte nachzuholen, was mir auch mit Dr. G. Künne im Jahre 1910 glückte, aber auch da nur zum Teil. Es ist immer noch touristisches Neuland vorhanden, aber es ist schwer aufzufinden und zu begehen.

(Dr. G. K.) Vier Tage hatte ich mich zu Beginn meiner Reise in Paris aufgehalten. Am Abend des dritten Tages traf Freund Dr. med. H. Schmidt ein; aber erst am folgenden Abend hatten wir uns soweit überwunden, daß wir dem faulen Leben für längere Zeit entsagten. In etwa vierzehnstündiger Fahrt brachte uns der Schnellzug nach Bayonne. Wenige Stunden später saßen wir in Biarritz.

Da sah ich also den Golf von Biscaya, von dem ich so viel gehört hatte. Aber ich hatte Pech. So schön sich Biarritz auch im übrigen zeigte, das Beste fehlte heute, der Seegang. Wie gewaltig der sein kann, erzählte mir Schmidt, der bereits zum dritten Male in Biarritz weilte. Da wir heute noch Schonzeit hatten, genossen wir einige Stunden lang in süßem Nichtstun das Strandlieben. Dann aber „stellte es sich als notwendig heraus“, Proviant für den Aufenthalt im Hochgebirge einzukaufen. Hier in Biarritz hatten wir ja zum letzten Male Gelegenheit dazu. Mit riesigen Paketen beladen, trafen wir am Abend wieder in Bayonne ein.

Am Vormittag darauf waren wir bereits in Pau, das nicht ganz soweit vom eigentlichen Hochgebirge entfernt ist wie München von den Alpen. Ich stieg allein durch ein kleines Palmenwäldchen hinauf zum berühmten Boulevard des Pyrénées. Von hier erblickt man bei gutem Wetter einen großen Teil der Pyrenäen, die sich noch etwas weiter ausdehnen, als die Alpen vom Brenner bis Wien. Mir verhüllte „neidischer Nebel“ viel von dem gepriesenen Bilde, und was ich sah, erfüllte mich mit trüben Ahnungen. Da, wo das Terrain sonst schneefrei sein mußte, befanden sich weite, blinkende Schneefelder. Der Winter war eben auch hier überaus schneereich und der Sommer bisher kühl gewesen. Für gewöhnlich befindet sich die Schneegrenze in den Pyrenäen etwa in der gleichen Meereshöhe wie in den Alpen, obgleich erstere viel südlicher, nämlich etwa auf der Breite von Florenz, liegen. Die Schneemengen versprachen uns große Anstrengung. Mit der Kunde von dem Geschauten kehrte ich zu Schmidt zurück, der mich am Bahnhof erwartete.

Nun führte uns die Bahn ins Gebirge hinein. Zunächst ging die Reise durch herrliches Kulturland. Dann wurde die Landschaft ernster und bei Laruns, wo wir hielten, schaute bereits der firnbedeckte Gipfel des Pic de Ger auf uns hernieder. Zwei Diener schafften unsere Koffer, Taschen, Rucksäcke und Eispickel ins Hotel des Touristes. In einem Zimmer begann jetzt ein Sortieren und Packen, an das ich noch immer mit Grauen zurückdenke. Aber in

2½ Stunden war das große Werk vollendet. Unsere Sachen waren umgepackt, und wir selbst hatten eine gehörige Verwandlung durchgemacht. Während wir das Hotel als unauffällig gekleidete Mitteleuropäer betreten hatten, zeigten wir uns jetzt den erstaunten Bewohnern von Laruns in hochalpiner Ausrüstung. Selbst in den Hochgebirgsdörfern der Pyrenäen erregt der Alpinist als seltene Erscheinung noch Aufsehen. In der Tat sahen wir während unseres ganzen Aufenthaltes in den Pyrenäen nur noch zwei andere Hochturisten.

**CAPERAN DE GER,  
etwa 2260 m ■ ■ ■**

Unsere Bergleidenschaft war nun nicht mehr zu bändigen. Deshalb wanderten wir noch am Abend nach Eaux Bonnes. Und am frühen Morgen des nächsten Tages brachen wir trotz zweifelhaften Wetters mit Esquerre als Träger auf, um den Caperan de Ger zu besteigen, der erst im Jahre 1909 zum ersten Male einen Menschen auf seinem Haupte gesehen hat. Der Gipfel sieht sehr imponierend aus, würde aber, falls er in den Alpen läge, nur als schwierige Kletterturm bezeichnet werden. In den Pyrenäen jedoch, wo die Technik des Bergsteigens noch nicht so ausgebildet ist, hat man vor der Besteigung des Caperan de Ger gehörige Achtung. Auf dem Wege zum Fuße des Gipfels trafen wir außer den üblichen Hochgebirgspflanzen prachtvolle Orchideen. Dann kamen wir zu den Schneefeldern und endlich an den Fuß des Felsgipfels. Ein stellenweise plattiges Band führte uns in die Scharte zwischen ihm und dem benachbarten Gipfel. Die Felskletterei dauerte im ganzen kaum eine Stunde; aber sie war schön und abwechslungsreich. Unter uns wuchs die jähre Tiefe. Einige fast senkrechte Wandstellen forderten festes Zugreifen. Zum Schluß kam das Beste: Der Grat, der zum Gipfel führte. Seine Feisschnede mußten wir benutzen. Zum Teil wurde sie so schmal, daß wir uns im Reitsitze fortbewegten. Das war ein fröhliches Turnen auf hohem First mit dem freien Tiefblick nach beiden Seiten. Über die steile Wand zur Rechten waren wir heraufgekommen. Die linke Wand brach senkrecht, zum Teil sogar überhängend ab zum schimmernden Schneefelde. Vom Gipfel selbst hatten wir leider fast gar keine Aussicht, denn der Nebel wisch nur für Augenblicke.

Der Abstieg ging schnell von statt. Am Nachmittage waren wir wieder in Eaux Bonnes. Nach kurzem Aufenthalt wanderten wir hinab nach Laruns, und fuhren bei Dunkelheit mit der Post aufwärts nach Eaux Chaudes im engen Tal des kaskadenreichen Gave d'Ossau. Noch an diesem Abend warben wir Olivan als Träger an, da wir bereits am nächsten Morgen 3 Uhr früh in das Bitettal wandern wollten. Olivan gilt in der näheren Umgegend als der beste Führer. Er besitzt alle guten, aber auch manche schlechten Eigenschaften der Gascognier. Er ist heiter, liebenswürdig und gefällig, mutig und geschickt, ferner von angenehmen Manieren. Von sich selbst ist er ziemlich eingenommen. Das beweist schon zur Genüge sein Wohnungsschild, das ich später sah: Olivan Guide et chasseur 1<sup>re</sup> classe. Daß er im Hauptberuf „coiffeur“ ist, verkündet dieses reichlich große Täfelchen nicht. Weiter gilt von ihm, was zu mir einer der besten Pyrenäenführer, Célestin Passet in Gavarnie, über Olivan sagte: „Il blague beaucoup.“ Immerhin ist er kein Aufschneider wie der „gute, große Taratarin“ und sein Freund, der Kurier der Peruaner.

**a PIC DE SESQUES  
OCCIDENTAL, 2510 m  
ERSTE ERSTEIGUNG**

Um 2 Uhr morgens beendigte Schmidts Taschenwecker unsrern kaum vierstündigen Schlaf. Schon eine Viertelstunde später fuhr Schmidt „wie ein Gewitter“ aus seiner Falle; ich tat desgleichen. Punkt 3 Uhr machten wir uns mit Olivan und seinem Hunde Diane auf den Weg. Wir wanderten

zunächst die Straße bergan, die über den Col du Pourtalet nach Spanien führt. Nichts war zu hören als unsere Schritte und das Brausen des Bergstromes uns zur Seite. Bewaldete Bergwände hoben sich vom Nachthimmel ab; hell funkelten die Sterne hernieder.

Nach drei Viertelstunden bogen wir rechts in das Bitetal ein und verfolgten einen anfangs steilen, breiten Geröllpfad. Allmählich dämmerte es. Bei einer Quelle nahmen wir das erste Frühstück ein. Unterdessen war es hell geworden. Bald brachen wir wieder auf. Der Bach zu unserer Rechten durchfließt hier eine tiefe Klamm, die, falls ihr Grund zugänglich gemacht würde, der Partnachklamm an Schönheit nicht nachstünde. Wundervoll sind die Wälder dieses Tales. Wir sahen nicht nur Tannen, sondern auch prächtige Buchen. Die Luft ist erfüllt von dem Duft des Buchsbaumes, der hier wie auch sonst in den Pyrenäen das Unterholz bildet. Nach längerem Wandern verließen wir den breiten Weg und verfolgten linkerhand einen schmalen Pfad, der steil aufwärts in das Sesquestal führte. Wir hatten es auf einen unerstiegenen Gipfel dieses Tales, den Caperan de Sesques, abgesehen. Von Führern und von führerlosen Hochturisten war er bisher vergeblich bestürmt worden; und Olivan prophezeite uns, wir würden auch kein Glück haben. Gegen 7 Uhr morgens betratn wir ein Wiesenplateau. Hier zeigte der Berg sich uns plötzlich als unglaublich jäh Felsnadel, und dazu bot er uns jetzt noch seine Breitseite! Mit nicht nachzuahmender Gebärde wies Olivan auf den Gipfel und sagte: „Voilà monsieur le Caperan.“ Stumm setzten wir unsern Weg fort. Nach einiger Zeit erreichten wir die Waldgrenze und das obere Wiesenplateau. Hier machten wir eine längere Rast, so daß es 9 Uhr wurde, ehe wir wieder aufbrachen.

Olivan wollte uns am Abend in einer verlassenen Hütte, die auf dem untern Wiesenplateau stehen sollte, erwarten; Schmidt und ich beabsichtigten, den Caperan de Sesques wenigstens einmal genau anzusehen. Wir steuerten deshalb auf den Gletscher, den Glacier de Sesques, zu. Nur eine größere Spalte hat uns ein wenig aufgehalten. Dann hatten wir noch stundenlang über steilen Rasen, mittelschweren Fels und steile Firnfelder emporzusteigen, bis wir an den Fuß des Gipfels gelangten. Was wir da sahen, war wenig aussichtsreich. Die rechte Seite war überhangend und ganz glatt. Auf die unserm Tal zugekehrte Seite hatten wir gehofft, weil sie ein System von Spalten aufwies, das nur in der Mitte für eine längere Strecke aussetzte. Auch diese ganze Flanke war leicht nach außen geneigt. Nunmehr stiegen wir wieder etwas ab und querten dann unter dem Gipfel nach links, um weiter Ausschau zu halten. Durch eine laut Klinometer  $50^{\circ}$  geneigte Schneerinne erreichten wir schließlich 3 Uhr nachmittags die Scharte zwischen dem Caperan de Sesques rechts und einem Gipfel, der verschieden benannt wird, links. Diese Scharte heißt Brèche entre Sesques et Gazies. Die dem Val Gazies zugewendete Flanke des Caperan ist zwar nicht senkrecht, aber so glatt, daß es ebenfalls aussichtslos erscheint, sie zu versuchen. So blieb einzig noch die Seite übrig, die der Gipfel unserer Scharte zukehrt. Von hier aus war der Gipfel auch, wie wir wußten, oftmals versucht worden. Und auch hier sah das Terrain böse aus, sehr böse. Selbst in den Dolomiten wird man wenige Gipfel finden, die schlimmer aussehen als diese Nadel. Und dazu besteht sie aus glattem Granit.

Bis 4 Uhr rasteten wir. Dann galt es zu handeln. Wir beschlossen folgendes: Den Caperan wollten wir, falls überhaupt, erst am nächsten Tage angreifen. Heute sollte noch rekognosziert werden. Um aber wenigstens einen Gipfel gewonnen zu haben, wolten wir den gleichfalls noch unerstiegenen Gipfel östlich von unserer Scharte besteigen. In Bezug auf Namengebung herrscht in diesem

Gebiet große Unklarheit. Unsren Berg nennen die einen Pic de las Sérous, die andern, darunter Olivian, Pic de Sesques. Sein bis dahin unerstiegener Westgipfel ist etwa 2510 m hoch. Die Kletterei war stellenweise sehr hübsch, doch fanden wir nirgends wirkliche Schwierigkeiten. Immerhin war die Neigung der Wand ziemlich beträchtlich. Da wir unangeseilt gingen, stiegen wir sehr schnell, so daß wir bereits um  $\frac{3}{4}$ ,5 Uhr den Gipfel erreicht hatten. In der Tat fanden wir auf ihm kein Zeichen, das auf die frühere Anwesenheit von Menschen hinwies, während auf dem östlichen Gipfel ein großer Steinmann errichtet ist. Die Aussicht war groß und mannigfaltig. Fern im Süden zeigten sich uns die spanischen Berge, uns fast gegenüber erhob sich der riesige Pic du Midi d'Ossau. Wunderschön war der Blick auf die zum Teil auch geologisch merkwürdigen Berge des Val de Sesques.

Nachdem wir dann noch das Siegeszeichen aus auf dem Gipfel liegenden Steinen errichtet hatten, traten wir den Abstieg an. Dabei hielten wir hin und wieder Ausschau auf unseren heißbegehrten Caperan de Sesques. Die Feste sah auch von hier ganz uneinnehmbar aus. Wir erblickten die Stelle, wo auch die Tüchtigsten bisher gescheitert waren, und da erst noch weiter oben die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen, verzichteten wir endgültig. Um  $\frac{1}{2}$ ,6 Uhr waren wir wieder in der Scharte. Nun tat Eile not, wenn wir nicht von der Dunkelheit überrascht werden wollten. Da wir auf den steilen Schneefeldern meist abfuhrten, kamen wir schnell vorwärts. Immerhin war es fast  $\frac{3}{4}$ ,8 Uhr geworden, als wir den Gletscher verließen. Es dämmerte sehr stark, als wir das große, untere Wiesenplateau betraten. Doch vergebens suchten wir jetzt die Hütte. Wir schrieen uns die Kehle heiser, aber die erwartete Antwort Olivans blieb aus. Schmidt gab zwei Pistolenschüsse ab; keine Antwort. Wir liefen weiter und dachten im stillen schon an ein Biwak. Da endlich wurde unser erneutes Rufen erwidernt. Wir gingen dem Schalle nach und trafen auf eine ganz niedrige Hütte, aus der Rauch aufstieg.

Die Hütte, in der Olivian ein ganz leidliches Holzfeuer gemacht hatte, war eine bessere Hundehütte. Die Mauer aus übereinandergeschichteten Steinen war  $\frac{1}{2}$  m hoch, das Dach, aus zeltartig darüber angebrachten Brettern, hatte die stolze Höhe von  $\frac{3}{4}$  m. Die ganze Hütte war also an der höchsten Stelle noch nicht  $1\frac{1}{2}$  m hoch, so daß man sich im Innern nur kriechend bewegen konnte. Drei Mann konnten in der Hütte liegen. Der Rauch unseres Lagerfeuers konnte ganz gut abziehen, denn die eine Wand der Hütte war zum Teil eingefallen. Auf dem blanken Stein brauchten wir übrigens auch nicht zu sitzen oder zu liegen, denn eine Spur von verfaulter Streu war vorhanden.

Der Zauber dieses ersten Abends in der Wildnis nahm uns ganz gefangen. In Träumerei versunken blickten wir in die lodernden Flammen und lauschten Olivans Erzählungen. Der berichtete uns manches interessante Jagderlebnis. Wild gibt es ja in den Pyrenäen noch genug, z. B. auch Gemsen, Steinböcke und Bären. Bald krochen wir in unsere Schlafsäcke, und nicht lange dauerte es, so „schließen ein paar müde Wanderer den Schlaf der Gerechten“. Mein Schlummer muß besonders gut gewesen sein, denn Schmidt weckte mich fünfmal, weil mein Schnarchen ihm, der mir doch sonst alles Gute gönnte, keine reine Herzensfreude bereitete.

Gegen Morgen weckte mich auch einmal eine andere Gewalt als Schmidts Ellenbogen. Ein furchtbares Gewitter war losgebrochen, der Regen prasselte dröhnend auf das Holzdach der Hütte, und was noch weniger schön war, es regnete durch. Ich lag leider an der schlimmsten Stelle. Meinen Körper schützte ja der Schlafsack, aber mein Kopf war dem himmlischen Nass schutzlos preisgegeben.

Wieder schließt sich ein. Morpheus entführte mich nach der Heimat. Ich wünschte, auf dem Sopha mittägliche Siesta zu halten. Eine unverschämte Fliege ließ mir über das Gesicht und wollte sich nicht verscheuchen lassen. Verzweifelte Anstrengungen machte ich, das Untier loszuwerden. Darüber wurde ich wach, merkte, wo ich war, und daß keine Fliege, sondern der rieselnde Regen mich störte.

Der Nacht folgte ein kalter, unfreundlicher Morgen. Da bei dem schlechten Wetter Hochturen unmöglich waren, wanderten wir talwärts. Mit der Leistung des vergangenen Tages konnten wir ja eigentlich zufrieden sein; daß aber der Caperan de Sesques auch unsere Werbung abgewiesen hatte, ärgerte uns gewaltig. Nach einigen Stunden waren wir wieder im Talboden des Bitettals. Olivan hatte uns auf den Pic Ténèbre im Hintergrunde dieses Tales hingewiesen. Der sei auch noch unerstiegen und jedenfalls sehr bösartig, wenn auch vielleicht nicht so schlimm wie der Caperan. Also: Pic Ténèbre, so hieß jetzt die Lösung. Von neuen Hoffnungen erfüllt, zogen wir zu Tal.

**PIC TÉNÈBRE, ETWA 2200 m  
ERSTE ERSTEIGUNG ■ ■**

Am Abend des 11. Juli erreichten wir nach langer Wanderung durch das Bitetal eine unbewohnte Hütte auf einer Wiese des oberen Val d'Isay. Vor etwa einer Stunde hatten wir der riesenhaften Pyramide des Pic Ténèbre zum ersten Male unmittelbar gegenüber gestanden. Wie das Totenkirch als Bergindividuum wohl am meisten wirkt, wenn man es vom Strippenjoch aus sieht, so macht auch der Pic Ténèbre den gewaltigsten Eindruck auf den, der ihn vom Hauptale aus erblickt. Durch prächtigen Buchenwald waren wir weitergewandert. Eine Waldblöße darin ist uns noch in guter Erinnerung. Da erschien wieder über dem lichten Grün hoch und hehr unser Gipfel mit seinen Platten von silbergrauem Kalk. Nicht lange, so wurde der Weg durch den Wald zu einem wahren Sumpf, so daß wir des Anblickes unserer Hütte recht froh wurden.

Olivans kurze Worte „saut ramasser du bois“ gaben das Zeichen zu allgemeinem Holzsammeln und sich anschließender großer Schlepperei. Nicht lange, so hatten wir für einige Tage Brennholz genug in der Hütte. Diese war weit besser als die im Val de Sesques; nur war auch hier die eine Giebelwand eingestürzt. Vor dem Schlafengehen traten wir noch einmal vor die Hütte und betrachteten den Berg, dem es morgen gelten sollte. Er sah auch von hier trotz der Verkürzung noch ganz ansehnlich aus.

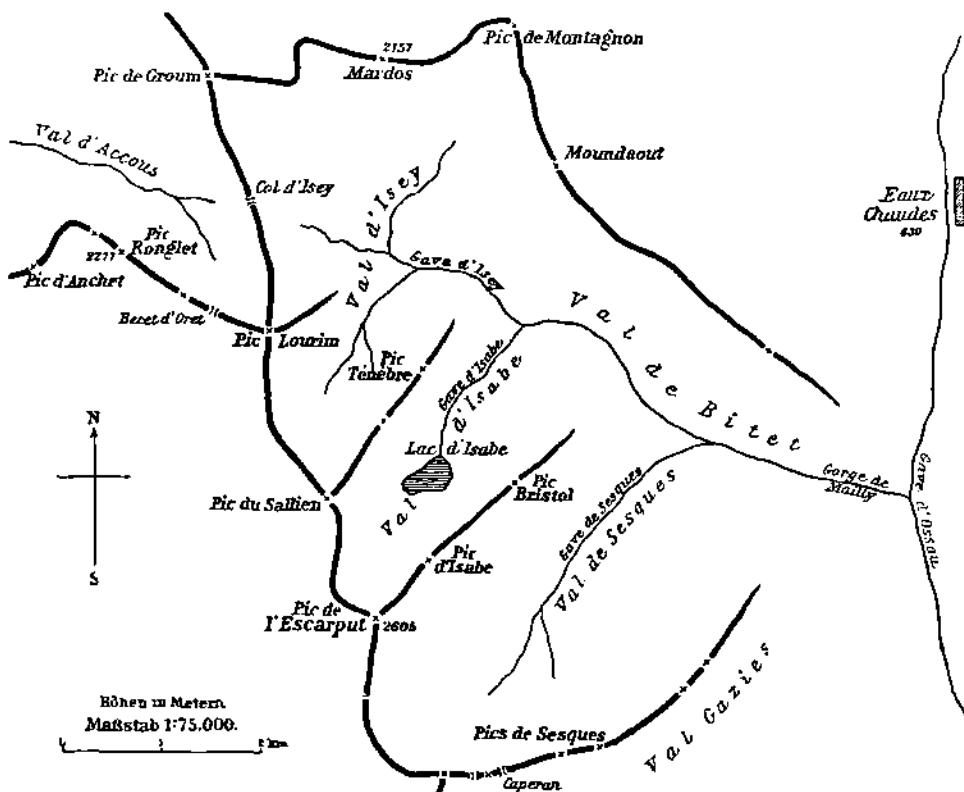
Trotz des drohenden Gewitters brachen wir am nächsten Morgen auf. Das Wetter hatte zunächst auch wirklich Einsehen, denn als wir in der Scharte zwischen Pic du Sallien und Pic Ténèbre standen, sah es nicht mehr so drohend aus. Ein Versuch unmittelbar am Grat mißlang uns nach 1½ stündiger Mühe. Wir vertrauten uns deshalb der Nordwestwand an. Auf teilweise schmalen Grasbande querten wir nach links hinaus. Dann stiegen wir durch die zweite der Steilrinnen schwierig über brüchigen Fels und jähre Grashänge hinauf zum Grat. Dessen obersten Abbruch umgingen wir auf der rechten Seite in prachtvoller Plattenkletterei. Kurz darauf erreichten wir den Gipfel (1½ Stunden von der Scharte).

Große Freude machte es uns, daß Olivan unten vor der Hütte stand und uns auf dem Gipfel sah, den er und andere bisher für „impossible“ gehalten hatten. Nachher erzählte er jedem, der es hören wollte, von den beiden Allemands, die den Pic Ténèbre bestiegen hatten. Prächtig war die Aussicht, besonders auf die Berge des Val d'Isabe. Leider raubte uns nahendes Gewölk nur zu bald jeden Ausblick. Da die „Gewitterneigung“ immer stärker wurde, traten wir bald den Abstieg an. Wunderschön war die Plattenstelle im Abstieg, sehr widerwärtig aber das Steilgras in der großen Rinne. Selbst dem alten Allgäuer Schmidt, der hier als

oberster ging, wurde es an einer Stelle zu arg. Froh waren wir, als wir die Scharte wieder erreicht hatten. Wir beeilten uns nach Kräften, aber der Regen wurde immer stärker. Laufen mochten wir, was wir wollten, das Gewitter holte uns ein; und als wir unsere Hütte betraten, hatten wir gerade genug von den Segnungen St. Petri genossen.

**PIC RONGLET, 2277 m,  
ERSTE ERSTEIGUNG ■**

Durch die Erfahrung der vergangenen Nächte gewitzigt, suchten wir unser Nachtlager möglichst annehmbar zu gestalten. Wieder wurde ein „ewiges Feuer“ unterhalten, doch da wir wenig Lust verspürten, uns auch diesmal unsere



Füße fast versengen zu lassen, stellten wir am Fußende große, dünne Steinplatten auf. Die mußten uns den Ofenschirm vertreten. Daher begann für uns diesmal eine feine, geruhsame Nacht, als der eine sein letztes Stück auf der Mundharmonika zum besten gegeben, der andere seine letzte Zigarette geraucht hatte.

Blendendes Sonnenwetter empfing uns, als wir am nächsten Morgen vor die Hütte traten. Wir überschritten den Col d'Isey, der das Bitettal und die Vallée d'Accous miteinander verbindet, und erreichten von da aus den Becet d'Oret, einen Paß in der linken Bergkette der Vallée d'Accous. Die Rasten abgerechnet, benötigten wir von der Hütte aus knappe drei Stunden. Rechts vom Paß erhebt sich die dreieipflige, lange und zersägte Gratmauer des Pic Ronglet. Alle drei Gipfel ersteigten wir als Erste. Das war ein fröhliches Klettern auf schneidigem Grat.

Es gab alles, was das Herz des Felsenmannes erfreut, einen hübschen, kurzen Stemmkamin, Wandln, Reitgrate und Platten. Der etwa 15 m hohe plattige Grat-aufschwung unmittelbar vor dem Hauptgipfel erforderte stellenweise Reibungskletterei. So interessant die war, ich freute mich doch herzlich, als ich die Stelle hinter mir hatte und bald darauf auch Schmidt wohlbehalten neben mir stand. Abgesehen von dieser einen Platte war die Kletterei nirgends so schwer oder bedenklich, daß sie uns im frohesten Genießen hätte stören können. Auf dem breiten dritten Gipfel, der etwas niedriger ist als der Hauptgipfel, rasteten wir längere Zeit. Diesmal hinderte uns kein Gewölk daran, die Aussicht von unserer so lange Zeit jungfräulichen Hochwarte zu genießen. Wunderbar zarte und dennoch kräftige Farben brachte die Sonne des Südens hervor auf den Bergen der westlichen Pyrenäen, wo der Pic d'Anie und seine Vasallen sich dem Auge zeigten.

Nach einiger Zeit bemerkten wir mit großem Vergnügen etwas unter uns am Gipfel vier prächtige Adler, deren flugtechnische Übungen wir lange Zeit von oben her ansehen konnten. Sie kamen uns zum Glück nie so nahe, daß sie unser Behagen störten. Es soll nämlich in den Pyrenäen vorkommen, daß diese Herrschaften, besonders wenn sie in größerer Zahl auftreten, über Mensch und Tier rücksichtslos herfallen. Darüber berichtete uns nachher ein Hirt im Val d'Isey. Der Glückliche unterschied für Rindvieh nur drei Todesarten: Umkommen durch die Angriffe der Adler, Geier oder sonstigen Raubtiere, Sturz in die Tiefe und endlich maladie. Daß er das ganze Heer der Krankheiten mit dem einen Worte maladie abtat, amüsierte uns riesig. Dort ist eben für das Wohlbefinden des Weideviehs noch nicht entfernt so gesorgt wie z. B. in Tirol, wo man fast überall den „Ficharz“ (Tierarzt) kennt.

Der Abstieg vollzog sich auf derselben Route.<sup>1)</sup> Auf dem Col d'Isey konnten wir uns eine längere Rast nicht versagen. Galt es doch, Abschied zu nehmen von den Bergen der westlichen Pyrenäen, ganz besonders aber vom Pic Ténèbre und Pic Ronglet. Lange Zeit konnten wir uns nicht sattsehen an diesen prächtigen Berggestalten, die uns zur Rechten und zur Linken emporragten in den dunklen Himmel des Südens. Dann stiegen wir ab zur Hütte und wanderten talwärts.

**PIC ROUGE DE  
PAILLA, 2776 m**

Nachdem wir unser mißhandeltes Corpus wieder einmal im Tale gepflegt hatten, leider nur zu kurze Zeit, stiegen wir von Gavarnie aus mit Träger die steilen Rasenhänge zur Brèche d'Allanz hinauf und erfreuten uns der Einblicke in den ungeheuren Fels- und Gletscherzirkus von Gavarnie. Jenseits der Brèche stiegen wir ziemlich tief ab und wanderten zur Borne de Tuquerouye. Hier warf unser Träger den schweren Sack mit einem Seufzer der Erleichterung auf den Schnee, nahm Lohn und Trinkgeld in Empfang und verschwand. Wir aber betrachteten den Haufen unseres Gepäckes mit gemischten Gefühlen. Schmidts Riesenrucksack wurde ungefähr 40 Pfund schwer, ich konnte in meinen normalen Rucksack nicht ganz soviel hineinpressen. Es war schon arg genug mit ihm; er saß mir wie eine Kugel im Genick. Nun ging es sehr langweilig auf Firnhalden empor und über eine Rippe hinüber ins große Couloir der Echelle de glace de Tuquerouye. Das prächtige Landschaftsbild und die Erwartung steiler Firnhänge belebten uns wieder etwas. Doch wir wurden schmählich betrogen: laut Klinometer besaß die steilste Stelle nur eine Neigung von 43°. Schneckengleich arbeiteten wir uns mit unsern schweren Säcken empor und blickten unendlich oft hilfesuchend hinauf zum Standbilde der Madonna, das von irgend jemand etwas oberhalb der

<sup>1)</sup> Genaue Wegbeschreibung für Pic Ténèbre und Pic Ronglet im Jahresbericht 1910 des A. A.-V. Berlin, S. 12 ff., im Jahresbericht 1910 des S. Bayerland, S. 86, und in der Ö. Alpen-Zeitung Nr. 827 S. 38 ff.

Scharte aufgestellt worden ist. Mehr als drei Viertelstunden brauchten wir diesmal zur Ersteigung der Echelle. Endlich war die Brèche de Tuquerouye und mit ihr das Refuge erreicht. Im Vergleich mit unsren Hütten im Val de Bitet kam es uns vor wie ein kleiner Palast. Aber wie würde man zetern, wenn diese so einfache Klubhütte ohne Decken, ohne richtigen Tisch und ohne Herd irgendwo in den Alpen stände! Und doch muß es gesagt sein: Hält man es überhaupt für unbedingt nötig, unser herrliches Alpengebiet mit Hütten zu „pflastern“, so kann man die „Ekel“ nur dann vom Hochgebirge fernhalten, wenn die Hütten und die Hüttenwege recht einfach sind. Dann kommen eben nur die in die Berge, denen der Aufenthalt in der Hochwelt nicht Modesache, sondern Herzensangelegenheit ist.

Nachdem wir die schimmernden Eisbrüche am Mont Perdu und Cylindre genügend bewundert hatten, machten wir es uns in der Hütte bequem. Leider wurde uns der Raum bald arg geschmälert, denn am Abend kam noch ein französischer Turist mit Führer an. Die beiden waren übrigens die einzigen Alpinisten, die wir während unserer ganzen Pyrenäenfahrt im Hochgebirge zu sehen bekamen. Sie wollten auf den Mont Perdu.

Am 16. Juli früh stiegen wir die Echelle wieder hinab und querten die steilen Firnhänge unter den Nordwänden des Pic de Tuquerouye und des Astazou. Dort erfuhren wir, daß es in den Pyrenäen auch wirklich steile Firnhänge gibt. Wir hofften nämlich, an einer Stelle bei Beginn der Felsen Wasser zu finden, und gedachten zugleich, das anstrengende Queren auf den Firnhängen zu meiden, die hier vielfach weit steiler sind als im Couloir de Tuquerouye. Der höchste Firn bildete eine schöne, fast wagerechte Rampe. Die letzten 4—5 m des schon an sich steilen Firnhanges, der da hinaufführte, besaßen laut Klinometer eine Neigung von 68°. Fast hatte ich das Gefühl, von dieser Firnwand hinausgedrängt zu werden, und es sah beinahe grausig aus, als dann auch Schmidt aus der Tiefe emportauchte. Wasser fanden wir zwar auch hier nicht, aber der Gang auf der Firnrampe war wunderschön, und als das Queren wieder begann, waren die Firnhänge wesentlich angenehmer geworden. 2 $\frac{1}{4}$  Stunden nach dem Verlassen der Brèche de Tuquerouye hatten wir die Hourquette de Pailla erreicht. Nördlich von ihr erheben sich die drei Gipfel des Pic Rouge de Pailla.

Den schmalen Südgipfel erreichten wir über Geröll und unschwierigen Fels. Da wir eine frühere Besteigung nicht feststellen konnten, versahen wir ihn mit einem Steinmann. Nach kurzem Aufenthalt verfolgten wir den nordwärts führenden Grat. Der wurde nach und nach immer interessanter, schließlich in dem Maße, daß wir gezwungen wurden, in recht unsicherer Stellung Seil und Kletterschuhe anzulegen. In schöner, allmählich wieder leichter werdender Felsarbeit erreichten wir den Mittelpunkt. Zur Scharte zwischen ihm und dem Hauptgipfel gelangten wir über zum Teil brüchiges Gestein. Eine gewisse Entschädigung bot uns der unterste, prächtige Gratabbruch. Nun führten uns leichte, geröllbedeckte Platten auf den Hauptgipfel, den wir 2 $\frac{1}{2}$  Stunden nach dem Verlassen der Hourquette de Pailla betraten.

Der scharfe Wind hatte den Himmel von Wolken gesäubert, so daß wir eine wundervolle Fernsicht genießen konnten. Unter den Bergen von Gavarnie fesselte uns besonders der Astazou mit seiner gewaltigen Nordflanke; fern im Westen thronte der Vignemale, und als wir nach Osten schauten, ward uns ein Einblick gegönnt in den riesenhaften, ebenmäßigen Cirque de Troumouse.

Zum Abstieg benutzten wir die große, recht steile Firnrinne, die aus der Scharte zwischen Haupt- und Mittelpunkt nach Osten hinabzog. Da wir unangeseilt gingen, kamen wir trotz des überaus harten Firs ziemlich rasch vor-

wärts. Meine mit Uhustollen bewehrten Bergschuhe leisteten mir hier ganz vorzügliche Dienste. Mit drei oder vier Stößen war fast immer eine Stufe hergestellt. Nur ganz selten mußte ich Stufen schlagen. Am Nachmittage waren wir wieder auf dem Refuge de Tuquerouye, wo wir von nun an ungestört und allein blieben.

**CYLINDRE, 3327 m** In der Nacht vor dem 17. Juli hatte warmer Regen den Firn sehr erweicht. Wir waren anfänglich im unklaren, ob wir bei dem schlechten Wetter überhaupt etwas wagen sollten. Soviel war aber auf alle Fälle sicher: aus der geplanten Kombinationstour: Cylindre — Mont Perdu — Soum de Ramond konnte unter diesen Umständen auf keinen Fall etwas werden. Endlich beschlossen wir, den Cylindre allein anzugehen. Reichlich spät verließen wir das Refuge.

Schon die Überschreitung der Randkluft forderte große Vorsicht, aber noch weit mehr die Begehung des Firnhanges, der zum Col du Mont Perdu führt. Der Schnee war stellenweise überaus lawinengefährlich. Im übrigen benutzten wir denselben Weg, den Dr. Bertram in der „Zeitschrift“ vom Jahre 1908 geschildert hat. Nur ist zu bemerken, daß die Kletterstelle am Südwestgrat nicht 10 m, sondern fast 20 m hoch ist. Auf dem Gipfel selbst umwogte uns kalter Nebel. Als wir uns aber beim Abstieg eben wieder mit der Kletterstelle beschäftigten wollten, zerriß der Vorhang. In wundervollen Farben zeigte sich uns die „spanische Bergwelt“, besonders die gewaltigen Cañontäler Val de Niscle, Val d'Arasas und der Cirque de Cotatuero mit den weit über 1000 m hohen Talwänden. Vom hellen Graugelb bis zum dunkeln Braunrot waren fast alle Farben vertreten. Bis wir den Col du Mont Perdu zum zweiten Male erreichten, konnten wir wenigstens einen Teil dieses herrlichen Bildes wieder und wieder anstaunen. Beim weiteren Abstieg fanden wir eine Firnrippe, über die wir fast gefahrlos absteigen konnten. Gegen Abend siegte die Sonne auch auf der Nordseite der Perdugruppe, so daß wir für den folgenden Tag leidliches Wetter erwarten durften.

**PIC DE TUQUEROUYE,  
2822 m, ERSTE ERSTELLUNG VON SÜDEN**

Tags zuvor hatten wir die Südwand des Pic de Tuquerouye genau studiert. Heute, am 18. Juli, sollte sie ernstlich versucht werden. In Béraldi, „Cent ans aux Pyrénées“, heißt es über den Südabsturz unseres Gipfels, daß es wohl lange dauern werde, bis diese Wand ihren Liebhaber finden dürfte. Wir wollten wenigstens unser möglichstes tun, um das Gut zu erlangen, das Béraldi schon vor fünf Jahren ausgetragen hatte. Unmittelbar unter dem Gipfel sah die Wand wahrhaftig nicht schön aus. Aber Freund Schmidt hatte sich vorgenommen, die erste Ersteigung der Südwand gleich in der Falllinie auszuführen. Da diesmal die Reihe an ihm war, im Aufstieg voranzugehen, hatte ich natürlich gegen seinen Plan nichts einzuwenden. Wir verfügten uns also an die Stelle der Südwand, wo der Firn am weitesten hinaufreichte. Eine steile Firnrinne führte uns zum Einstieg in den riesigen Südwandkamin. Der Platz ist dadurch kenntlich, daß rechts vom Beginn des Kamins eine Steilrinne emporzieht, die wir im Abstieg kennen lernen sollten.

Die Kletterei konnten wir uns diesmal bequem machen, wie wenn es sich um eine Tur in den Dolomiten gehandelt hätte. Alles wurde niedergelegt. Nur Kletterschuhe, Seil und etwas Proviant nahmen wir mit. Dann begann ein prächtiges Klimmen in zuverlässigem Kalkgestein. Gleich der Einstieg war „neckisch“. Da der Kamin hier bösartig aussah, führte Schmidt eine sehr schwere Umgehung über die Wand zur Linken aus, wobei er einige Griffe trotz seiner Länge eben noch erreichen

konnte. Als alter Kletterer der Sächsischen Schweiz wählte ich natürlich den Kamin, durch den ich mich in recht schwieriger Stemmarbeit zu meinem Gefährten hinaufwürgte. Von jetzt ab benutzten wir beide den Kamin. Seillänge um Seillänge rangen wir uns in schöner, nicht alzu schwerer Kletterei empor. Es war ein freies, frohes Felsturnen wie in den Dolomiten, aber ohne unangenehme Beigaben. Keine Sektionspromenade führte unten den Eissee entlang, kein sensationslüsternes Hüttenpublikum glotzte zu uns herauf, kein trostloses Geröllfeld ermüdete unsere Augen. Was wir uns gegenüber erblickten, das waren die Eisbrüche der Mont Perdu-Gruppe, was wir hörten, war der Donner der Eislawinen.

In der Mitte der Südwand stiegen wir für einige Zeit über gute Wandln und Bänder empor. Dann benutzten wir die Fortsetzung des Kamins. Wir kamen an eine Gabelung. Da der Hauptkamin sehr unzuverlässiges Gestein zeigte, durchkletterten wir den linken Seitenkamin in mittelschwerer Stemmerei. Zuletzt ging's wieder durch den Hauptkamin empor. Oben ist er geschlossen. Infolgedessen war die letzte Seillänge nicht gerade leicht. Ich versicherte mich im Kamin, während Schmidt weit hinausstemmte. Ein lockerer Block machte ihm arg zu schaffen. Als er endlich entfernt war, wurde uns beiden leichter ums Herz. Dann hatte mein Gefährte bald über ausgesetzte Wandln den Gipfel erreicht. Kurz darauf stand ich neben ihm. Wir hatten nur  $1\frac{1}{2}$  Stunden vom Einstieg aus gebraucht. Die Aussicht vereinigte das beste von dem, was man vom Pic Rouge de Pailla und der Brèche de Tuquerouye aus erblickt.

Nach gebührender Rast traten wir den Abstieg an. Schmidt stieg über den Ostgrat hinab; ich folgte. Ein etwa 20 m hoher, interessanter Kamin brachte uns in eine tiefe Gratscharte. Hier vertrauten wir uns der oben erwähnten Steilrinne an, die etwas Geröll, im übrigen Platten und kurze Kamine aufwies. Die Kletterschuhe ermöglichen uns ein so geschwindes Absteigen, daß wir schon 40 Minuten nach dem Verlassen des Gipfels wieder bei unserm Gepäck standen. Nicht allzulange darnach hatten wir das Refuge de Tuquerouye wieder erreicht.

Nachdem wir gerastet und gepackt hatten, verließen wir endgültig das traurliche Bergsteigerheim. Die Echelle ging es in sausender Abfahrt hinunter; dann folgte bei dichtem Nebel die stumpfsinnige Schneetreterei zur Brèche d'Allanze. Der Abstieg von da nach Gavarnie ist bei Schnee und Nebel sehr schwer zu finden. Fast hätten wir noch auf grüner Wiese ein schmähliches Biwak beziehen müssen; aber endlich stieß Schmidt, der sich hier schon einmal durchgefunden hatte, auf den rechten Pfad. So brauchten wir an diesem Abend nicht am kümmerlichen „eisernen Bestand“ zu knabbern, sondern konnten bei Vergez-Belliou schlummern.

■ ■ COL MAUDIT, 3200 m  
ERSTE ÜBERSCHREITUNG

Am Mittag des 21. Juli befreiten wir vor dem Hospice de Venasque unsere schmerzenden Schultern von den dicken Rucksäcken, die wir ohne Träger über den Port de Venasque befördert hatten. Entzückend war der Aufenthalt am nahen Bach; wenig Freude aber hatten wir im Hospiz. Denen, die künftig in der Gegend Hochturen unternehmen, ist noch immer eher zu raten, in einer der talauwärts befindlichen leeren Hütten zu übernachten. In diesen wird man wenigstens nicht betrogen, ekelt sich auch nicht gar so arg. Wer aber durchaus im Hospiz bleiben will, tut am besten, die sehr entgegenkommenden spanischen Zöllner um Gastfreundschaft zu bitten und im gemeinsamen Schlafraum zu übernachten. Ferner handelt man klug, wenn man während des Aufenthaltes nur eigenen Proviant verzehrt. Das taten ein deutscher Schrift-

steller und ein deutscher Maler, die auf ihrer Wanderung in diesen entlegenen Erdenwinkel kamen; und sie fuhren gut damit.

Für den folgenden Tag war die erste Überschreitung des Col Maudit geplant. Die Ersteigung des Col Maudit von Südwesten, vom Lac de Gregonio aus, galt als eines der größten Probleme in den Pyrenäen. Schon lange vor dem Antritt unserer Reise hatte Schmidt mich darauf aufmerksam gemacht und mir als Lockspeise die Worte vorgehalten: „Schwere Eisarbeit in Aussicht.“

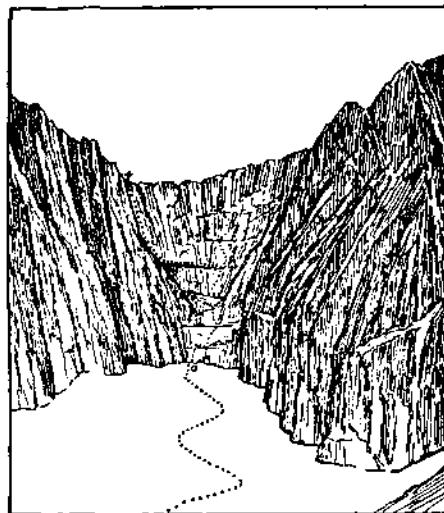
Wie an vielen Stellen, so ist auch hier Russell als Erster gewesen. Vor genau dreißig Jahren versuchte er die Überschreitung dieses Col mit dem Führer Firmin Barrau, und zwar von Norden nach Südwesten. Aber was bekam er beim Betreten der Paßhöhe zu sehen: „Un abîme infernal, absolument à pic, et plein de rugissements, se creuse en demi-cercle à l'Ouest et sous nos pieds, où sous une pleine de neige, à 600 m de profondeur, je devine la présence du lac de Gregonio, 2656 m. Les parois granitiques et bistrées ..... ont quelque chose de satanique. Des blocs au formes étranges y regardent dans le vide en dépassant la verticale, et ressemblent à des monstres échappés de l'enfer. .... Le froid, la foudre et l'ouragan ont disloqué ce précipice: il est ridé, fendu et stratifié dans tous les sens, et la malédiction y est empreinte partout. Aussi puisque le col qui le domine n'a pas encore de nom, infligeons-lui, sans hésiter, celui de Col Maudit. .... C'est là qu'on devrait lire l'„Enfer“ du Dante. Les Pyrénées n'ont rien de si épouvantable. .... Inutile d'ajouter qu'il ne pourra jamais servir de rien. Il n'y a pas un isard qui puisse le traverser.“

In der Folgezeit hat man mehrere vergebliche Versuche gemacht, den Col von der Südwestseite her zu ersteigen, wie im vorstehenden bereits erwähnt worden ist.

Da aber in den letzten Jahren in den Pyrenäen manches gelungen war, was man früher fast für unmöglich hielt, war es so ziemlich sicher, daß der Col Maudit früher oder später fallen würde.

Wir hatten noch weitere Erkundigungen eingezogen. Ehe wir Gavarnie endgültig verließen, hatte ich einen der besten Pyrenäenführer aufgesucht, den alten rüstigen Célestin Passet. Der teilte mir mit, daß der Col Maudit noch unbezwungen sei, daß er ihn aber für möglich halte. Und in Luchon wartete auf Schmidt ein Brief von Herrn Le Bondidier, der gleichfalls versicherte, daß der Col Maudit das lohnendste Problem der ganzen Gegend sei.

Um 4 Uhr früh verließen wir am 22. Juli das Hospiz. Der Wirt ging als Träger mit. Obgleich er tüchtig bepackt war, konnten wir mit ihm kaum Schritt halten; so schnell stieg er voran. Das war sehr gut, denn Zeit gebrauchten wir reichlich zu unserem großen und schweren Unternehmen. Der schmale Kletterpfad führte uns hoch an der linken Flanke des Val d'Eséra hin. In einer Höhe von mehr als 2000 m fanden wir noch Wald. Nach Durchquerung eines Neben-



*Col Maudit von Westen*  
O: Einsteig; †: Aussteig; A-B: Versuch

tales erreichten wir das Gregonital; dann ging es über Schnee empor bis zum Lac de Gregonio, dem größten See der Pyrenäen, 2657 m. Er war noch fast ganz unter Schnee und Eis begraben. Nach 4½ stündigem Marsche gönnten wir uns eine längere Rast. Als diese zu Ende war, verließ uns der Träger, wir aber zogen weiter, dem Col Maudit entgegen.

Da das Wetter immer schlechter wurde, hasteten wir in großer Eile vorwärts. Auf dem Steilhang an der Nordseite des Sees querten wir so schnell als möglich ausgedehnte Plattenlager und Schneefelder. Da zeigte sich uns plötzlich die Wand des Col Maudit zum ersten Male. Ich muß gestehen, daß ich auf einen so beängstigend großartigen Anblick nicht gefaßt war. Aus steilem Firn erhob sich eine unheimlich glatte Mauer von dunklem Granit. Und dennoch wirkte das gewaltige Bild diesmal nicht lähmend auf unsere Tatkraft. „Je höher das Ziel, um so heftiger lodert die Sehnsucht.“ Bei dem andauernden Queren gewannen wir wenig an Höhe, stellenweise mußten wir sogar wieder ziemlich tief absteigen. Ein Schneefeld haben wir möglicherweise noch schneller überschritten als die andern. Das war nämlich mit Eisblöcken besät, die ein hoch oben befindlicher Serakbruch gütig gespendet hatte. So prächtig seine Eistürme schimmerten, von denen sich schon einer uns gegenüber verbeugte, wir empfahlen uns doch mit großer Geschwindigkeit, „äußerst höflich, aber kalt“. Als wir endlich den Hintergrund des Tales erreicht hatten, stiegen wir über steilen Firn gegen den Col direkt empor; blankes Eis trafen wir so selten, daß ich nur einige Stufen zu schlagen brauchte. Knapp zwei Stunden, nachdem wir unsere letzte Rast beendet hatten, standen wir vor der Randkluft.

Unterdessen war das Wetter herzlich schlecht geworden; es regnete bereits. Wenn der Rückmarsch nicht so unheimlich lang gewesen wäre, würden wir vielleicht hier noch umgekehrt sein. So aber nahmen wir uns vor, den eigentlichen Kampf zu beginnen, uns jedoch nicht auf allzu schweres Terrain zu begeben, damit uns bei wirklichem Unwetter nicht der Rückzug abgeschnitten wäre.

Jetzt ging Schmidt unverzüglich an die Überschreitung der Randkluft. Der Schnee war arg zerfressen, aber er trug eben noch. Die unmittelbar hinter der Kluft sich aufbäumenden Granitplatten sahen wie abgeschliffen aus. Mein unmenschlich großer Gefährte konnte noch einige Griffe erlangen, ich aber mußte hier wieder einmal beweisen, daß ich in der Sächsischen Schweiz „Reibungskletterei“ gelernt hatte. Unser erster „Stand“ war wenig anmutig: ein zwar 1½ m breites, aber nach außen geneigtes, wasserüberronnenes Band. Je weiter wir uns vom sichern Firn entfernten, umso mehr gaben wir bei diesem Wetter die Bestimmung über unser Schicksal aus der Hand. Jetzt darf ich wohl zwecks Erleichterung meines Gewissens beichten, daß wir uns manches Mal nicht fragten: werden wir siegen?, sondern: wie wird das enden? Was uns geblüht hätte, wenn bei einem Wettersturze dieser grifffarne Granit sich mit glasigem Eise bedeckt hätte, daran mag ich auch jetzt noch nicht gerne denken.

Zunächst freilich schien alles gut zu gehen. Das Wetter wurde zwar nicht besser, aber auch nicht schlechter. Außerdem fanden wir zu unserer Freude lange Zeit nicht mehr die gefürchteten Schwierigkeiten. Über Bänder und Steilstufen arbeiteten wir uns empor; wenige Stellen waren wirklich schwer. Wir wähnten bereits, den sicheren Sieg in den Händen zu haben, da standen wir vor der ungefähr 50 m hohen Schlüßwand. Die war erbarmungslos glatt; kein Kamin, auch kein fortlaufender Riß durchzog sie. Dennoch griff Schmidt an, aber nur zu bald mußte er den Kampf aufgeben; bei dem herrschenden Sturme wenigstens mußte jeder Versuch fehlschlagen.

Da auch rechts von dieser Wand offenbar nichts zu holen war, wandten wir unsere Aufmerksamkeit der riesigen Steilrinne zu, die den linken Teil der Wand

durchzog. Diese Rinne sah allerdings furchtbar aus. Der anscheinend überaus steile Firn in ihrer unteren Hälfte konnte vielleicht das ganze Gelingen in Frage stellen; die Felsen darüber mochten wohl auch nicht leicht sein. Was uns aber wohl die größte Sorge machte, das war das steile, lockere Blockgeschiebe im oberen Drittel der Rinne. Doch wir wollten es auf einen Versuch ankommen lassen. In größter Eile stiegen wir wieder längere Zeit die Wand hinab und erreichten ein Felsband, das uns ziemlich mühe los zum Beginn der Schlucht führte. Hier stellten wir frohen Mutes fest, daß der Schnee hart und durchaus sicher war. Ein letzter Blick galt den Wolken und dem Regen. Nur eine Stunde noch mußte uns gegönnt sein, ehe das Unwetter mit Allgewalt losbrach! Sollte es uns aber in dieser Schlucht fassen, dann war das für uns mit sicherem Untergang gleichbedeutend. Denn wenn die lockeren Blöcke da oben den Weg in die Tiefe fanden, gab es für uns aus dieser Mausefalle kein Entrinnen.

Wir wechselten die Reihenfolge; ich ging voran. Unsere Fortschritte waren gute, denn selten mußte der Pickel geschwungen werden. Wir kamen zu der unteren, nur etwa 5 m hohen, aber ziemlich schwierigen Steilstufe oberhalb des Firnes. Der Sturm raste jetzt mit furchtbarer Gewalt, so daß wir Schlimmes erwarteten. Schmidt, der hier als Erster ging, wurde fast hinabgeschleudert. Mich behandelte hier der Wind nicht so unzart. Da Schmidt vom Kampf mit dem Sturme ziemlich mitgenommen war, trat ich wieder an die Spitze. Über Geschröf eilten wir hinauf; das war ziemlich leicht, aber unangenehm, teils von Wasser überronnen, teils mit Eis bedeckt. Dann kamen wir zu dem steilen, lockeren Blockwerk. Seine Überwindung kostete uns einige böse Minuten. Besonders ich mußte mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, um Schmidt nicht durch stürzende Blöcke in Gefahr zu bringen. Nun standen wir vor dem letzten und höchsten Abbruch der Schlucht. Auf ihrer linken Seite zog ein hoher, enger und ziemlich glatter Riß hinauf. Er war gebildet von der Schluchtwand und einer gewaltigen, daran gelehnten Tafel. Die Kletterarbeit war schwierig, aber prachtvoll und spannend. Wenige Meter leichten Gesteins folgten; dann stand ich auf der Paßhöhe. Er war unser, der so lange vergeblich bestürmte Col Maudit. Als ich mich wieder zum Abgrund umwandte, bemerkte ich zu meiner maßlosen Verwunderung, daß der rasende Sturm während unseres Aufenthaltes in der Schlucht den Himmel vollständig rein gefegt hatte. Während Schmidt folgte, konnte ich jedes Wort von ihm verstehen; meine Worte dagegen verschlang der Orkan, so daß Schmidt nicht einmal mein lautes Rufen hörte. 1/23 Uhr nachmittags waren wir auf dem Firn des Passes wieder vereinigt. Drei Stunden zuvor hatten wir die Randklüft überschritten.

Unsere Siegesfreude war nicht zu beschreiben. War uns doch geglückt, was wir zuletzt kaum noch zu erhoffen wagten, waren wir doch dieser furchtbaren Wand nun endgültig entkommen. Der Sturm tobte mit ungeschwächter Gewalt; er, der uns so böse gefährdet hatte, sang uns nun selbst das Siegeslied. Eine volle Stunde blieben wir auf dem Paß, obgleich der Wind uns arg durchkältete. Unendlich oft schauten wir glückselig die Wand hinunter, kaum dachten wir diesmal ans Essen und an die Errichtung eines Steinmanns an der Ausstiegsstelle. Noch nie war uns der Kontrast zwischen dem weißen Firn und dem dunklen Granit so schön erschienen, so herrlich hatte der spanische Himmel noch nie auf uns herabgeblickt.

Als wir dann die lange Talfahrt über die vergletscherte Nordseite des Col Maudit angetreten hatten, als wir hinabgetaucht waren in den Windschatten und zum ersten Male an diesem Tage die freundliche Sonnenwärme genossen, wandten wir uns noch oftmals um zur sturmumtosten Höhe des Passes, der uns das Glanz-

vollste während unserer ganzen Pyrenäenfahrt geboten hat. Die Erinnerung an diesen Sieg in unbekannter Bergwelt geleitete uns, als wir längst wieder weilten „in flachem Lande unter flachen Menschen“; sie wird uns bleiben, so lange wir denken können.

### Literatur

- Die Literatur ist im allgemeinen zerstreut und schwer zugänglich. Das ausführlichste Werk ist:  
**Henri Beraldi, Cent ans aux Pyrénées**, Lille, Imprimerie L. Daniel 1905, 8 Bände.  
 Das Werk behandelt die Erschließungsgeschichte der Pyrenäen. Man findet darin die ganze Literatur, auch die nicht alpinen Charakters, erwähnt und besprochen. Das Werk ist jedoch in nur 300 Exemplaren abgezogen worden und zurzeit im Buchhandel nicht zu erhalten.  
 Von dem gleichen Autor ist erschienen: „*Balaïrous et Peivoux*.“ Dieses Buch behandelt die Triangulierung der Pyrenäen und der französischen Alpen (Dauphiné), die seinerzeit von den gleichen Offizieren ausgeführt wurde.  
**Russell, Les grandes ascensions des Pyrénées**, 1866. (Édouard Privat, Librairie, Toulouse.)  
 „*Souvenirs d'un montagnard 1888*“ } Pau, Imprimerie Vignancour.  
**Cadier, les cinq frères —. Au pays des Isards**. 2 Bände.  
 I. De l'Aneto à la Munia.  
 II. Du pic Long au Balaïrous.  
 Am besten von den Verfassern zu beziehen. (Adr. Osse, Vallée d'Aspe; Basses Pyrénées.)  
**H. Spont, Les Pyrénées Illustrées**, I. Le Néthou; II. Le Cirque de Lys. Paris. Editör: E. Flammarion, Rue Racine 26.  
**Sur la montagne**; Paris, Librairie Plon, Rue Garancière 10.  
**Guide Joanne des Pyrénées**. Während die neueste Auflage nur einen Band darstellt, bestand die ältere aus zwei Bänden und enthielt bedeutend mehr turistische Details. Die ältere Ausgabe ist jedoch nur noch schwer antiquarisch zu erhalten.  
 Einzel-Darstellungen finden sich zerstreut in einer Reihe von Zeitschriften. Die folgenden seien erwähnt, ohne daß auf Vollständigkeit irgendwie Anspruch gemacht wird:  
**Bertram, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V.** 1906.  
 und H. Renner, Ibid. 1908.  
**Endell**, (Vortrag) Jahrest. d. Sektion Berlin d. D. u. Ö. A.-V. für 1908.  
 Mittell. d. D. u. Ö. A.-V. 1908, Nr. 3.  
**Jahrest. d. A.-V.** Berlin 1908, 1909 u. 1910.  
**Jahresbericht der Sektion Bayerland** des D. u. Ö. A.-V. 1910, S. 96—98 u. 106.  
**A. von Martin, Turenberichte**, Ö. A.-Z. 1910, Nr. 811.  
**G. Künne, Turenberichte**, Ö. A.-Z. 1911, Nr. 827.  
**Neue Turen in den Pyrenäen**, Ö. A.-Z. 1911, Nr. 835, 836.  
**E. Gütl, Ö. A.-Z. XXXI**, 1909, Nr. 783, 784.  
**Täuber, Jahrb. d. S. A.-C.** 1910/11.  
 Ferner Arbeiten im Alpine Journal, Annuaire du C. A. F., La Montagne, Bulletin Pyrénées, usw.

### Kartographie

Turistisch gute Karten, wie sie für die Alpenländer existieren, gibt es für die Pyrenäen nicht. Die beste Karte ist die im Maßstab 1:80000 ausgeführte französische Generalstabskarte. Diese ist jedoch nur bis an die Landesgrenze ausgeführt. Für die spanische Seite kommt als Übersichtskarte die in 1:800000 ausgeführte von Fr. Schrader in Betracht, die sich vorne im Guide Joanne befindet. In demselben Buche finden sich noch eine Anzahl vom gleichen Autor verfertigter Spezialkarten, die, zum Teil als Panoramen gezeichnet, vorzügliche Dienste leisten. Größere Karten der spanischen Seite sind noch: die Karte von Packe für die Mts. Maudita, von Wallon für den Westen von Hoch-Aragon und den Osten von Hoch-Navarra, von Schrader für den Osten von Hoch-Aragon, den Westen von Katalonien und das Val d'Aran. Die Karten sind zum größten Teil vom C. A. F. herausgegeben. — Ein ferner zu empfehlendes Kartenwerk ist die Karte vom Service vicinal (1:100000). Fünffarbendruck. Librairie Hachette, Paris. — Ferner die Karte von Frankreich (1:200000) in 6 Farben mit Nivusatkurven. 82 Blätter à 1 Frs. 50. Davon kommt Blatt 76 und 77 für die Pyrenäen in Betracht.

## EINE BESTEIGUNG DES BIETSCHHORNS (ZUR ERINNERUNG AN ALEXANDER BURGENER) □ VON ELEONORE HASENCLEVER □

Seit einer Reihe von Jahren verband mich mit Alexander Burgener treue Freundschaft. Wanderungen zu zweien, die damit verbundene gegenseitige Verantwortung und vor allem und im besonderen die gemeinsame Liebe zu den Bergen haben uns zu Freunden gemacht. Noch zwei Tage vor seinem Tode schlug mir der Vielgewanderte ein Wiedersehen in Grindelwald vor. Wer hätte gedacht, daß es ein so überaus trauriges sein sollte! Als ich zufällig von dem Unglück an der Berglhütte las, konnte ich gerade noch den Zug erreichen, der mich rechtzeitig nach Grindelwald brachte, um meinem langjährigen Führer und Freund das letzte Geleite zu geben. Mit seiner Familie hielt ich den Alten gefeit gegen alle Unbill des Gebirges. „Mir passiert nie nix“ — wie oft hatte er mir das gesagt. Es waren lediglich die objektiven Gefahren durch Lawinen, Steinfall und Blitzschlag, die er fürchtete. Und nun in seinem 68. Lebensjahre, nachdem Erfolg und Ehre seine Taten in reichem Maße gekrönt, fiel er ihnen dennoch zum Opfer! Man mußte diesen schwer zugänglichen Menschen kennen, um seinen Wert zu verstehen. Er war ein ganzer Mann! Ihm verdanke ich die schönsten Erinnerungen in den Bergen und aus der Fülle dieser Erinnerungen will ich nun eine der schönsten: die Besteigung des Bietschhorns, schildern.

Als eine wohlbewahrte Feste steht in der Kette des Berner Oberlandes dieser Gipfel gegen Süden als Trutzberg, ein Wahrzeichen des Gewaltigen, Großen. Das Bietschhorn zu besteigen, das mit Recht das „Matterhorn des Berner Oberlandes“ genannt wird, war seit langem mein Wunsch. Wie oft hatte ich von seinen stammverwandten Rivalen oder von den Wallisern aus die hebre Feste bewundert. Ihre schier abweisende Größe hatte meine Kampfeslust geweckt. Mit ganzer Begeisterung nahm ich deshalb Alexanders Vorschlag, das Bietschhorn zu besteigen, an.

Am 4. Juli 1908 traf ich mit meinem alten Lehrmeister nach einer zwanzigstündigen Bahnfahrt in Gampel im Rhônetal zusammen. Schon von weitem sah ich die markige Gestalt des alten Recken, und als ich ihm dann endlich die festen Hände drückte, da war die Wiedersehensfreude so groß, daß wir uns am liebsten um den Hals gefallen wären. Prachtvoll sah er aus, das gefürchtete Alter tat ihm nichts. Wie blitzten seine Augen in unbesiegbarer Kraft! Alexander schulterte meinen Koffer über den Pickel, während ich den mit allen möglichen und unmöglichen Dingen ausgestopften Rucksack, der schön rund war wie ein Ballon, auf die Schultern schwang; bis zu dem Hotel hatten wir nur 20 Minuten zu gehen, da lohnnte sich das Umpacken nicht. Und so balancierte ich munter auf zarten Stadtstiefelchen dahin. Unsere Freude war so groß, wir hatten uns so lange nicht gesehen, daß ich des schlechten Weges nicht achtete. So kamen wir zur Rhônebrücke. Die Planken haben sich mit der Zeit gebogen und liegen sehr unregelmäßig. Mein Absatz blieb hängen, ich stolperte, und lag plötzlich auf der Nase, gerade vor einem Lastfuhrwerk. Mein Rucksack war äußerst widerspenstig, wir konnten uns gar nicht ins rechte Einvernehmen setzen, bis ich mich samt dem Rucksack auf die Seite rollte und die Bahn frei machte. Ich hatte nichts anderes mitbekommen, als eine böse Wunde am Knie. Selbstverständlich sagte ich meinem

Bergvater nichts, denn sonst hätte es wohl ein Donnerwetter gesetzt und vielleicht Stubenarrest dazu. Blut konnte er nicht gut sehen. Lachend sagte ich ihm, der wie viele Führer abergläubisch war: „Xander, vorwärts fallen bringt Glück!“ Und er war es zufrieden. Mein Bein habe ich hernach aber sorgfältig verbunden.

Am frühen Morgen des nächsten Tages wanderten wir der rauschenden Lanza entlang nach Ried. Hunderte von Italienern arbeiteten hier an der Goppensteiner Bahn, deren Bau schon so viele Menschenleben gekostet hat. Das Lötstschental hatte seinen Frieden verloren, erst vor Fermen konnten wir uns des lieblichen Tales wieder freuen. Nur das Läuten der Glocken — es war Sonntag — unterbrach die Stille. Frohe, glückliche Menschen gingen, meist Hand in Hand, in der hübschen Tracht des Tales zur Kirche und riefen uns freundlich „Guten Tag gewünscht“ zu. Und auch wir wanderten guter Dinge dahin. Da wir wußten, daß wir einander verstanden, hatten wir uns viel zu erzählen, und auch wir gingen ja in unsere Kirche: in die geliebten Berge — der Bergvater und „sein Kind“, wie er mich so gerne nannte. —

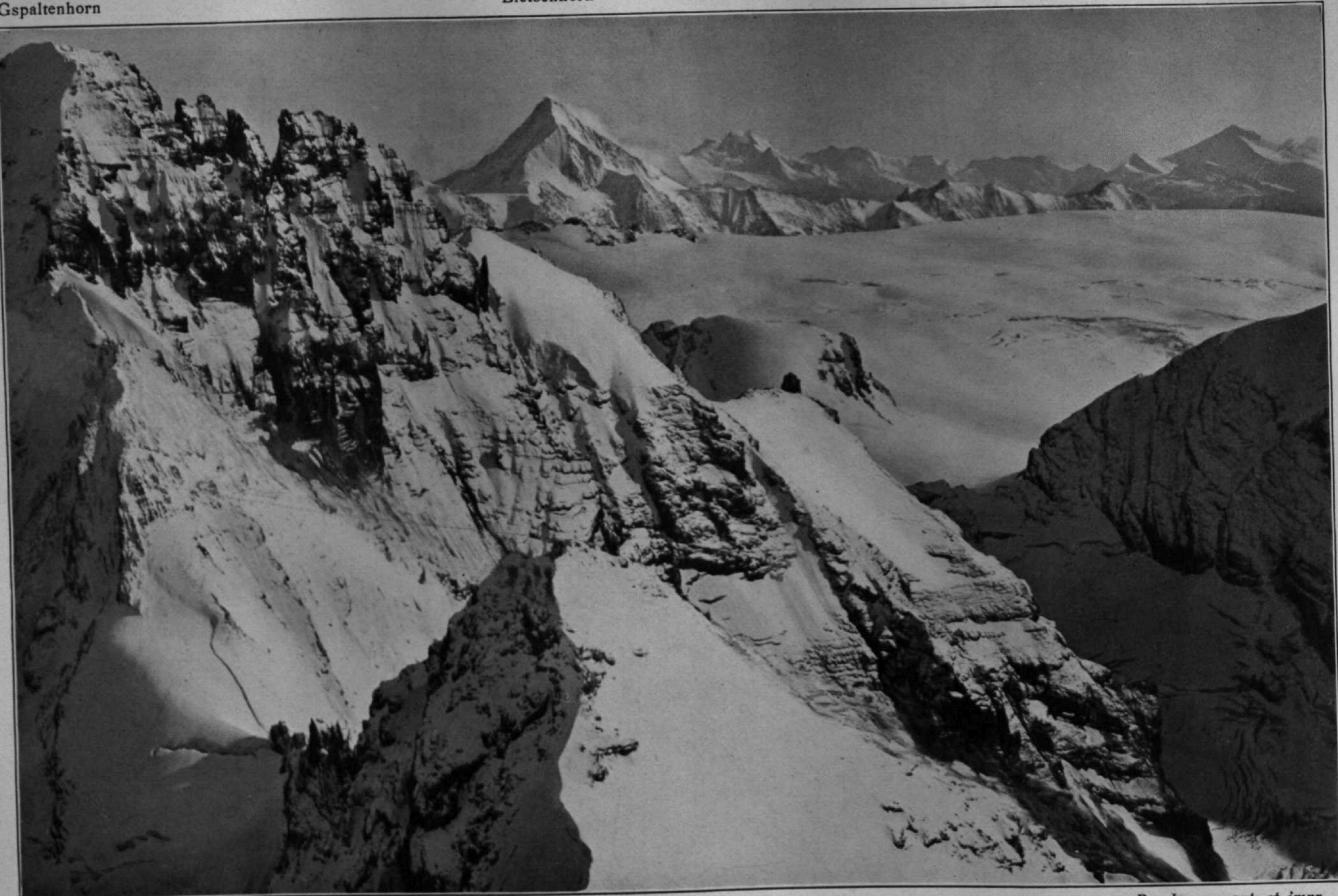
Bei Kippel trat zuerst das mächtige Bietschhorn heraus. Silbern schimmerten die mit Neuschnee bedeckten Hänge. Hier und da drangen die Sonnenstrahlen durch das Gewölk und strichen wie kosend über den wilden Nord- und Westgrat, von denen der letztere uns zum Gipfel führen sollte. Und wie verändert sah das Bietschhorn heute aus: wohin man auch schaute, Schnee und wieder Schnee. Die ältesten Leute wußten sich nicht eines so späten und starken Schneefalles zu erinnern, wie er im Juni 1908 die Schweiz heimgesucht hatte. Geknickt und zerbrochen lagen die Bäume am Wege, ein trauriger Anblick. Daß dieser Schnee schwere Arbeit machen würde, war uns klar. Wir näherten uns nun dem 1509 m hoch gelegenen Ried und um 9½ Uhr betraten wir das gastliche Nesthornhotel. Seit zwei Tagen erst hatte der Wirt mit Köchin und Magd seinen Einzug für den Sommer gehalten, wir waren die ersten Gäste, die umso freudiger begrüßt wurden. Bei leckerem Mahle ließen wir es uns bald gut sein. Der Fendant perlte in den Gläsern und fröhlich klangen diese zusammen. Doch das Wetter wurde immer unbeständiger, ein Tropfen fiel nach dem anderen und endlich ging ein wundervoller Landregen nieder. An den Aufstieg war nicht zu denken, so blieben wir denn gemütlich in Ried. Alexander war dringend beschäftigt und vergaß ganz das obligate Fluchen aufs Wetter. Ich hatte ihm die seit langem gewünschte Meerschaumpfeife mitgebracht und nun freute er sich wie ein Kind und ließ die Pfeife nicht mehr aus dem Munde, ausgenommen, wenn er der Köchin den Garibaldimarsch, sein Leib- und Magenstück, vorspielte. Regen und Sonnenschein lösten einander ab. Auch mir wurde die Zeit des Wartens nicht lang. Im Lesezimmer fand ich eines der interessantesten Fremdenbücher, die ich je gesehen. Männer wie Stephen, Freshfield, Coolidge, Dent, Zsigmondy, von Fellenberg, K. Schulz, Flender, Purtscheller und viele andere haben hier ihre Aufzeichnungen eingetragen. Das Bietschhorn hatte sie alle hergeholt. Im Jahre 1859 besiegte Leslie Stephen als Erster über den Nordgrat den herrlichen Berg. Dann gelang die Besteigung von Fellenberg im Jahre 1867, und zwar ging sein Aufstieg über den Westgrat und sein Abstieg über den Nordgrat. Später mißlangen mehrere Versuche. Erst wieder im Jahre 1871 erreichte Coolidge mit seiner Tante und vier Führern, an deren Spitze der berühmte Christian Almer stand, das Bietschhorn auf dem Wege Fellenbergs. Die Brüder Zsigmondy haben dann die Ostwand bezwungen, ein Weg, auf dem ihnen bis jetzt, wie ich glaube, keiner gefolgt ist.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Dies trifft nicht zu, denn es sind, soweit uns bekannt geworden, mindestens achtzehn angeführte Partien nachgefolgt: Farrar mit Maquinax (1894), Dr. Hans Lorenz und E. Wagner aus Wien führerlos (1902) und Dr. H. Brun (1907) im Abstieg auf anderer Route. Die Schriftleitung.

Gspaltenhorn

Bietschhorn

Kanderfirn



Ballonaufnahme von Ed. Spelterini

Bruckmann aut. et impr.

*Bietschhorn und Berge seiner Umgebung*

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*

Alexander Burgener wurde bei einem Versuch durch Unwetter vertrieben, er war es aber, der im Jahre 1892 mit M. von Kuffner und dem Führer Kalbermatten den Südgrat bezwang. Wie leuchteten des Alten Augen, als er mir von diesem Gelingen sprach! Sorgsam zeichnete er mir die Route auf einer Photographie ein. Nichts war schöner, als wenn wir zu zweien am Hütten- oder Biwakfeuer saßen und er mir von seinen Fahrten erzählte; eingerechnet unsere letzte Überschreitung des Balfrinhorns nach Huteggen hat er 87 Erstbesteigungen und Neuüberschreitungen ausgeführt.

Die meisten Menschen hielten ihn für einsilbig und schroff, und doch gab es keinen froheren und gesprächigeren Mann als ihn. Man mußte ihn nur kennen, und wen er gerne hatte, dem gab er unendlich viel von seinem Erleben.

Nun konnten wir wieder unseren Berg bewundern, der sich in stoizer Größe vor unseren Augen erhob. Isoliert steht er da, ohne jeden Rivalen. Wie diese herrlichen schimmernden Grate locken! Mit der Sonne erwachte in uns der freudige Tatendurst und um 2½ Uhr verließen wir — beide schwer beladen — das gastliche Haus, von den herzlichsten Wünschen des Wirtes begleitet.

Die erste Hälfte des Monats Juli zeichnete sich durch unbeständiges Wetter aus. Ein herrlicher Tag war immer von einer Reihe von Regentagen gefolgt, da hieß es denn diesen einzigen schönen Tag festhalten. Und heute schien sich die Sonne eines besseren besonnen zu haben, glühend heiß brannte sie auf uns hernieder, als wir die steilen Hänge zur Klubhütte hinanstiegen. Anstatt den kleinen Weg links vom Nestbach zu nehmen, überstiegen wir nicht weit vom Hotel den Bach, der vom Nestgletscher gespeist wird, und fanden einen kleinen Fußsteig, der zunächst fast wie eine Treppe aufwärts führte. Kühlung hatte uns der Tannenwald versprochen, aber in einem schlimmeren Backofen waren wir beide noch nie gewesen. Nichts grünte auf dem von trockenen Tannennadeln bedeckten und daher glatten Boden. Eine trockene Wüste um uns. Wir stiegen so rasch wie möglich empor, um dieser sengenden Glut zu entrinnen. In Ried hatten wir gefroren, nun wanderte ein Kleidungsstück nach dem andern in den Rucksack. Alexander schlug ein Tempo an, als ob der leibhaftige Teufel uns auf den Fersen sei.

Wir waren noch nicht die Hälfte der Zeit, die man zur Hütte sonst braucht, marschiert, als mir Alexander auf die Schulter schlug und sagte: „Is'nt it a very fine dining place? There we are!“ Alexanders breiter Rücken deckte mir die Aussicht auf die Hütte und so sagte ich ihm, daß wir ja erst die Hälfte des Weges hinter uns haben müßten. Welche Freude hatte der Alte, als er schmunzelnd sagte: „Lassen's guat sein, 's Marschieren haben Sie nicht verlernt!“ Er hatte mich, ohne daß ich es wußte, auf die Probe gestellt. Es war ja auch ein großes Unternehmen, ohne jedes „Training“ das schwierige Bietschhorn anzugreifen, und lustig und hell ließen wir unsere Jodler erklingen. Sein tiefer Baß knarrte wohl manchmal, aber dafür war die Begeisterung beiderseits desto größer. Um 4 Uhr betraten wir die Hütte auf Hohwitzten, 2573 m, die nun in den Besitz des Akad. Alpenklubs Bern übergegangen ist. Die Hütte ist inzwischen erneuert worden und wird viel zur Erleichterung der Bietschhornbesteigung beitragen.

Wir fanden sie aber damals in einem Zustande, der nichts weniger als einladend wirkte. Die Fenster waren zerschlagen, das Stroh faul, auf dem Ofen stand der einzige Kochtopf mit Wasser gefüllt, und da er aus Eisen, war er total verrostet; ein Instrument zum Zerkleinern des Holzes war auch nicht vorhanden. Aber neue gute Woldecken erfreuten unser Auge. Sie versprachen dennoch eine gute Nacht, falls die hellgrauen Ratten und andere nette kleine Tierchen sich unserer Müdigkeit erbarmen wollten. Groß war die Freude, als Alexander

unter einer Dachpappe eine Vorratskiste fand, die schon der Akad. Alpenklub den Turisten gegen Entgelt zur Verfügung stellte; da wußten wir, daß wir nicht unverrichteter Sache abziehen würden. Auf ein paar Tage Wartens sollte es uns, trotz der lieben, zutunlichen Tierchen, nicht ankommen. Das Bietschhorn verlangt große Opfer in jeder Hinsicht; bedenkt man, daß man von Raron oder Gampel, die etwa 630 m hoch liegen, nach Ried, das 1509 m Höhe hat, und dann zur 2573 m hoch gelegenen Kluthütte muß, um nur einen Berg, dafür aber das gewaltig schöne Bietschhorn, 3955 m, zu gewinnen, so versteht man, daß es da kein Zurück gibt.

Zunächst brachten wir die Hütte, so gut es ging, in Ordnung und bald brannte im Ofen des kleinen Küchenverschlags ein lustiges Feuer, für dessen Behandlung Xander eine besondere Technik erfand. Eine Quelle fanden wir nicht unter dem hohen Schnee, so mußten wir denn Schnee schmelzen; unser Holzvorrat war darauf nicht berechnet und bedenklich sah ich mir die Spiritusflasche an, die wir auf keinen Fall anbrechen durften. Aber köstlich schmeckte die Suppe. Alexander löffelte mit einem außerordentlichen Behagen, das mir an ihm neu war, — er aß unterwegs nur wenig —, seine Suppe. Und ich muß gestehen, daß sie auch mir merkwürdig gut und kräftig vorkam, so daß ich es meinem Freunde nahelegte, seine Köchin zu loben. Der schmunzelte nicht wenig: „So eine rechte Erbssuppe ist eine wahre Fleischbrühe.“ Dabei strahlten seine Augen vor Vergnügen. Eine Maggisuppe ist für die Berge fast unentbehrlich, aber eine Fleischbrühe schmeckt ja im allgemeinen anders. Und doch, er hatte recht, das war sogar eine sehr kräftige Fleischbrühe, ich wuchs ordentlich in meinen eigenen Augen als Köchin. Leider sollte mir die Freude genommen werden. Als ich die Hütte säuberte, fand ich hier eine Bouillonkapsel, da eine Bouillonkapsel, die ich fein säuberlich sammelte und zuletzt fand ich auch die Schachtel dazu. Und nun ging mir doch ein Licht auf. Da hatte der Alte hinter meinem Rücken ein Dutzend Bouillonkapseln hereingeschmuggelt. Wo er sie her hatte, hat er mir nicht gebeichtet, aber gelacht hat er, daß er vor Vergnügen in der Hütte herumtanzte. Doch unsere Freude hatte bald ein Ende. Der Himmel machte gar kein freundliches Gesicht und gegen Abend fielen dicke Graupeln und Schnee. Mißmutig kletterten wir ins faule Stroh. Um die Hütte tobte der Schneesturm, im Stroh raschelte es verdächtig. Bald schliefen wir den Schlaf der Müden — Gesunden. Doch nicht lange, ein gar zu vorwitziges Mäuslein hatte sich in Xanders dichten Bart verirrt, mit dem Schwänzchen hatte es wohl seine Nase gekitzelt, kurz, prustend und fluchend erhob er energisch Protest. Nun lachte ich, bis mir das Wasser über die Backen sprang. Mit der Nachtruhe war es zu Ende. Um 1 Uhr kletterte ich von meinem Lager erster Etage. Die Hütte lag tief im Schnee, kein Sternlein am Himmel, schwarze düstere Nacht. Mißmutig legten wir uns wieder nieder, und da das Wetter sich nicht änderte, schliefen wir bis zum späten Morgen.

Gegen Mittag kam die Sonne wieder durch. Wie munter wir nun wurden! Xander hatte zwei große Balken, die noch vom Bau der Hütte herrührten, mit vieler Mühe unter freiem Himmel in Brand gesetzt und so saßen wir wie die Köhler und schürten das Feuer. Dabei brannten uns die Augen unheimlich. Schnee wurde geschmolzen und ein schönes „Backhändl“ nochmals, und zwar am Pickel, gebraten. Und so saßen wir den ganzen Tag — „Vater und Kind“ — fern von aller Welt. Ein wunderbarer Frieden herrschte in dieser Bergeinsamkeit, deren große Stille nur vom Donnern der Lawinen und Steinsalven und ab und zu vom Läuten der Kuhglocken unterbrochen wurde. Wanderungen zu zweien bringen die Menschen so nah oder so fern. Die Stunden flogen dahin; noch

eine wenig ruhsame Nacht verging, wieder ein Tag am Feuer, und Regen folgte auf Sonnenschein. Der Schnee lag bis tief unter der Hütte.

So kam der 9. Juli; leise, um ja den anderen nicht zu stören, schlüchten wir abwechselnd zum Fenster. Um 1 Uhr weckte mich das Knarren der Türe. Mit einem Sprung war ich von meinem feuchten Lager auf und stand neben Alexander. Als ich vor die Türe trat, schienen ein paar Sternlein und selbst das Bietschhorn konnte ich sehen. Tief lagerte der „Talvogt“ im Lötschental. Tschingel- und Breithorn waren in schwarze Wolken gehüllt; eine merkwürdige Schwüle war eingetreten, der Schnee schmolz zusehends. Aber dennoch, bewegen mußten wir uns. Noch länger herumsitzen wollten wir nicht, und wenn wir nur bis auf den Schafberg kämen! Als Alexander mich frug, ob ich gehen möchte, sagte ich ihm, daß wir es versuchen wollten. Still machten wir uns fertig. Wir sprachen nur das Nötigste. Verstohlen lugte ich durchs Fenster, im Osten wurde es immer schwärzer. In gedrückter Stimmung verließen wir um 2 Uhr 20 Min. die Hütte und suchten beim Schein der Laterne den Weg auf den Schafberg. Wir sahen nun keinen Stern mehr, dunkler wurde es, über uns am Schafberg hingen die Nebel. Die Wasser rauschten an den Felsen herab. Vor mir knurrte der Meister: „Tummheit! Bei solchem Wetter ist noch nie nix gemacht worden!“ Ich glaubte ja selbst nicht, daß wir das Bietschhorn überhaupt sehen würden, freute mich nur ob der Bewegung, und darüber, daß ich nach zehn Monaten wieder zum erstenmal Felsen zu fühlen bekam. Hier und da blinzelte ein Sternlein uns zu. Immer noch ballten sich die Wolken im Osten, das Grau des Morgens besiegte sie nicht. Langsam hob sich der Nebel. Das schien mir dennoch ein gutes Zeichen zu sein. Keiner von uns sprach ein Wort. Mißmutig und langsam kletterte Alexander voran. Manchmal trug die Luft mir einen nur halb unterdrückten Fluch zu. Wir hielten uns rechts — im Sinne des Anstieges — und erreichten die Höhe des Schafbergs zwischen zwei kleinen Felstürmen. Ein eisiger Wind packte uns hier, überrascht schauten wir um. Ja träumten wir denn, war es eine Märchenwelt, die sich uns auftat? Ungläublich sahen wir uns an, nein, das war Alexander und hier ich, das war kein Traum. Mit nicht zu beschreibendem Jubel begrüßten wir den unvergleichlichen Morgen. Es war 4 Uhr 15 Min. und fast keine Wolke am Himmel! In wundervoller Pracht des werdenden Tages leuchteten der Himmel und die Berge. Nach dem trübseeligen Aufstieg, den letzten Tagen der Erwartung und Entbehrung packte uns die Allgewalt der Schönheit umso mächtiger. Wortlos standen wir hier — tief ergriffen! In nie gesehener Pracht entfalteten sich vor unseren staunenden Blicken die edlen Walliser, durch die zu uns auslaufenden Täler sichtbar in Gruppen getrennt. In der Mitte die Mischabel, rechts die Zermatter Berge, voran das herrliche Weißhorn, dann links die Saaser Berge. Kosend glitten die Sonnenstrahlen über die in vollendet Schönheit prangende Welt. Wer könnte das Leuchten, diese Farbenfülle schildern! Anbetend steht der Mensch, die hehre Göttin Natur zeigt sich ihm in ihrer ganzen Größe. Da faßt ihn die Ahnung des Allgewaltigen, weit und froh wird ihm das Herz, er fühlt sich befreit von allem Ballast, eine frohe Kraft erfüllt ihn, die sich betätigen will. Mein Meister hatte den Mißmut des Morgens vergessen, froh und stark stand er da.

Zum erstenmal sahen wir nun das Bietschhorn in seiner stolzen Schönheit. Ein weißes schimmerndes Festgewand hatte es uns zum Empfang angelegt. Ab und zu lüftete der Nordwind die weichen, kalten Schleier, uns zur Drohung. Ein Fluch aus bärigem Munde war die Antwort. Im Schutze der Felsen mußten wir nun eine Stunde warten, da wir bei dem eisigen Winde den Grat noch nicht gut betreten konnten. Frau Sonne erwarteten wir. Aber es war bitter kalt; die Kälte,

die wir am Morgen ersehnt, überkam uns hier mit aller Macht. Stampelnd und einander schlagend suchten wir uns zu erwärmen. Endlich um 5 Uhr wanderten wir über den Bietschgletscher zum Bietschjoch und gelangten so zum Grat.

In merklich gegliederten steilen Abstufungen zieht der damals ganz verschneite Grat zum Gipfel empor. Das Massiv des Bietschhorns besteht aus grobkörnigem Gneis, der dem Gipfel zu immer feinkörniger wird. Der Grat ist verwittert und zerrissen und mit losen Trümmern bedeckt. Sorgsam mußten wir unter dem Schnee jeden Tritt ob seiner Sicherheit prüfen, mancher gewaltige Block erwies sich als trügerisch und sauste polternd in die Tiefe. Wir kletterten bei vollkommen frei hängendem Seil gleichzeitig. Sonst kann man den Grat, da wo sein Kamm zu schmal und zerrissen wird, unterhalb seiner Kante auf der westlichen Seite weiter verfolgen. Doch die so ungünstigen Schneeverhältnisse zwangen uns zur Querung des vereisten, außerordentlich steilen Westhanges. Die Überschreitung war unvermeidlich und mit wuchtigem Schlag bahnte Alexanders Pickel den Weg. Von 8 Uhr 35 Min. bis 9 Uhr 40 Min. arbeitete der Pickel ohne Unterbrechung, nur manchmal konnte ich Alexander ablösen. Nun hielten wir eine Rast von wenigen Minuten. Schlimm sah der von uns zurückgelegte Weg aus. Der Frühjahrsschnee war auf dem abschüssigen Hang zu Eis gefroren und der Neuschnee hatte sich wie eine schützende Decke über das Eis gelegt. Wenn die Sonne hier brennen würde, mußte die Querung unmöglich werden! Und wie zur Bestätigung sagte nun Burgener: „Das gibt ein Biwak!“ Was das bei dieser Kälte auf dem Grate heißen sollte, weiß ja jeder. Wir hatten heißen Tee getrunken. Burgener ließ seinen Rucksack zurück, um ungehindert arbeiten zu können, während ich das Nötigste und meinen Apparat in den Rucksack nahm. Leider hatten wir die Steigeisen auf Anraten der Rieder Führer nicht mitgenommen. Der Wind hatte nachgelassen, glühend heiß brannte die Sonne auf uns nieder, die Felsen waren jetzt triefend naß. Wieder sauste der Pickel in das spröde Eis. Wir mußten noch eine schwierige Querung machen, bis der Hang so steil wurde, daß sein weiteres Begehen unmöglich wurde.

Nun ging es ununterbrochen auf dem Grat weiter. Ein heller Juchzer klang durch die große, wunderbare Stille. Die Leute unten in Ried, die uns mit dem Zeiß beobachten wollten, müssen ihre Freude an uns gehabt haben. Auf luftiger, ausgesetzter Kante ging der Weg vogelfrei! Von Fellenberg und Coolidge erzählten in ihren Aufsätzen, wie sie fast nur rittlings diesen Weg verfolgten. Mächtiger wurden die Türme, manche lotrechte Kante wurde bezwungen. Ich suchte meinen Weg auf eigene Faust, Alexander bekam ich nur selten zu sehen. Nun standen wir vor dem „Roten Turm“. Alle Achtung! Das war also der Turm, den man früher für den schwierigsten Teil der Besteigung hielt, den man fein umging und lieber durch einen steinfallgefährlichen Kamin umkletterte. Aber wenn er auch noch so schön in wundervoll leuchtendem Rot dastand, bange machen konnte er uns nicht. Sicherer, wie in seinem festen Gestein, kann man sich auf der ganzen Besteigung nicht fühlen. Als ich die Höhe des Turmes erklimmen, sah ich auch Burgener wieder. Groß und stark stand er da, auf dem schneegekrönten Kamm. Rechts und links fielen die Hänge wild hinab, und der Grat zeigte hier stellenweise eine ungewöhnliche Schärfe und Exposition. Mit wuchtigem Hiebe befreite Alexander den Kamm von einer trügerischen Wächte, surrend und klirrend verschwanden die Trümmer in der Tiefe. Wir näherten uns dem Gipfel. Eine meterhohe Wächte sperrte den Weg. Auch hier zeigte sich die glänzende Technik des Meisters. Mit dem linken Arm umfang er lose das zarte Gebäude, während sein Pickel im Hang Halt suchte, und schleichend wie eine Katze — jede harte Bewegung vermeidend — gewann er

festen Stand. Und wieder ebnete der Pickel den Weg. So erreichten wir den Nordgipfel; hier verbindet sich mit dem Nordgrat der mächtige Westgrat. Vorsichtig ging es über den Gipfelgrat, den wir vollkommen wächtengeschmückt fanden; von diesem Grat, der sich lang und eben hinzieht, fallen nach allen Richtungen scharf gekrümmte, wilde Zweiggrade; einer übertrifft den andern an Gefälle und Schärfe; wahrlich, eine wohlgesicherte Feste! Um 11 Uhr 30 Min. standen wir auf dem Hauptgipfel und schüttelten uns freudig die Hände.

Welche Aussicht tat sich uns jetzt auf! Die Isoliertheit, die überaus günstige Lage des Bietschhorns — zwischen Berner und Walliser Alpen —, sein steiler Aufbau, alles dies bedingt einen Ausblick, eine Rundschau, wie sie fast ohnegleichen ist. Die stolzen Walliser, meist im gemeinsamen Kampf errungene Freunde, entfalteten sich in ihrer ganzen Schönheit. Das edle Weißhorn ist es, dem vor allem die Krone gebührt. Ihm galt unser besonderes Interesse, planten wir doch für die nächsten Tage seine Besteigung. Hell klangen unsere Juchzer zum Grusse. Eine selige Freude erfüllte uns hier oben auf unserer stolzen Feste. Neun Stunden waren wir unterwegs, wovon eine Stunde Wartens, der frühen Kälte wegen, und 15 Minuten Rast abgerechnet werden müssen. Sonst war es eine ununterbrochene, scharfe Arbeit gewesen, der wir diesen Sieg verdankten, eine Arbeit, die eines Alexander Burgener würdig war. Wir waren die Ersten, die im Sommer 1908 den hehren Gipfel bezwangen. In jenem Sommer soll uns nur eine weitere Partie gefolgt sein.

Nur 20 Minuten dauerte diese herrliche Gipfelrast, dann mußten wir schweren Herzens den Abstieg antreten. Noch einmal suchte das Auge all die sich ihm darbietende Herrlichkeit in sich aufzunehmen, dann hieß es Abschied nehmen. Wieder schulte ich den Rucksack und schritt nun als Erste hinab. Wir fühlten uns beide so „gut in Form“, daß wir uns dem Grat gewachsen glaubten. So manche große und schwere Stunde hatten wir zusammen im Gebirge erlebt, mit Alexander schien mir alles leicht. Wohl hätten wir besser getan, zum Baltschieder Gletscher hinabzusteigen, aber da man uns in Ried erwartete, überdies unsere Sachen in der Schafberghütte und auf dem Westgrat lagen, stiegen wir auf demselben Wege wieder hinab. Nun hieß es dem gefürchteten Biwak auf dem Grate entgehen. Wieder ließen wir das Seil in seiner ganzen Länge spielen, aufrecht — nie rittlings — strebten wir hinunter. Trotz unserer großen Eile gelang es mir, einige Aufnahmen zu machen. Es war nicht immer leicht, einen Zucken zu gewinnen, von dem aus ich den Meister aufnehmen konnte. Zum Glück ließ er sich gerne photographieren, sonst hätte er mir die Kletterkünste obendrein wohl nicht gestattet. Und gerade vom „Roten Turm“ wünschte er sich ein Bild. Unterhalb des Turms suchte ich Stand, oder vielmehr ich klomm auf einen kleineren Turm, der die einzige Möglichkeit für eine Aufnahme bot. „Tummheiten, Sie brechen's Genick!“ Und tiefer und immer tiefer mußte ich den Meister klettern lassen, bis ich ihn endlich unterhalb des Turmes auf die Platte bekam. Wie ich mich jetzt freue, in den Bildern liebe Erinnerungen an „meinen Bergvater“ zu haben, an diesen herrlichen Mann, der mich, seitdem er mich als junges Ding — von dem er nicht recht wußte, ob es ein Junge oder ein Mädchen war — zuerst ins Gebirge, in seine Geheimnisse, in seine unendliche Größe eingeführt hatte, ihm verdanke ich wohl nicht zum wenigsten die großen Erinnerungen, die mir das Gebirge gegeben hat. Damals, auf meiner ersten Bergfahrt, die dem Matterhorn galt, mußte ich gleich im Schnee- und Eissturm die Feuerprobe bestehen. Seitdem bin ich den Bergen verfallen, Alexander ist auf vielen meiner Hochturen mein Führer, Freund, ja Bergvater geworden, mit ihm habe ich auf 21 Viertausender den Fuß setzen können. Und als er mir — seinem Lehrling —

am Ende des Sommers das Reifezeugnis aussstellte, da mischte sich für uns beide mit der Freude wohl auch ein wenig Traurigkeit.

Meinen Apparat konnte ich nun für heute bergen. Die Schwierigkeiten wurden größer, als wir gedacht hatten, die Querung der Flanken erschien fast unmöglich. Die so vorsorglich geschlagenen Stufen waren durch die strahlende Hitze verdorben. Wir kamen in äußerst ungernützliche Situationen, wie ich sie bei den schwierigsten Besteigungen nicht erlebt hatte. Und gerade an dieser Stelle vermag man sonst sicher zu queren, das heißt oberhalb über Steinplatten. Man sieht auch hier wieder, daß es die Verhältnisse sind, die einen Berg schwer oder leicht machen. Wir hatten nicht mehr weit bis zu unserem Frühstückspatze, nur noch eine kurze Stelle, die aber leicht hätte verhängnisvoll werden können. Furchtbar steil fällt der Hang hier hinab. Glühend heiß brannte die Sonne. Der Neuschnee war wie ein volgesogener Schwamm, unter dem sich das Eis barg. Nur langsam, mit der größten Vorsicht, schritt ich voran und immer noch scholl Alexanders Stimme: „Please take care! Langsam, langsam!“ Vergebens suchte der Pickel nach Halt. Das spröde Eis bröckelte ab. So absolut schlecht war mir noch nie eine Stelle vorgekommen. Fest klammerte ich mich an einen kolossalen Block. Der stand fest, so dachten wir. Alexander schritt nun voran, um mich abzulösen, mit vorsichtigem Hieb suchte er neue Stufen zu schlagen und es waren keine zarten Namen, mit denen er dabei die Götter der Unterwelt als Zeugen anrief. Und fest klammerte ich mich an den „sicheren“ Block, um im Falle eines Unglücks — hier hätte Alexander sicher gelacht und stolz gesagt: „Mir passiert nie nix!“, und ich hätte darauf geschworen, daß diesem besten und doch vorsichtigsten von allen nie etwas ankommen könnte — den Meister zu halten. Klirrend sauste das trügerische Eis den Hang hinab. Tief unten am Baltschieder Gletscher endete seine Fahrt. Mit wuchtigen Hieben, die jedesmal ein wilder Fluch begleitete, schaffte der Meister den Weg. Da löst sich auf einmal der Knoten seines Seils, pendelnd hängt es an mir den Abhang hinab, und wie ich versuche, es einzuholen, wankt unter mir der gewaltige Block. Nur der Bruchteil einer Sekunde verstreicht und mit kühnem Sprung habe ich mich in eine Stufe gerettet. Entsetzt blickte sich Alexander um. Erst jetzt gewahrte er, daß sich sein Seil gelöst hatte. Noch ein paar Schritte und zwei zitternde Hände streckten sich mir entgegen. Da standen wir denn, fest an einandergedrückt, mit klopfenden Herzen und schauten hinunter in den Schlund. Wir brauchten beide einen guten Schluck, der Schreck war uns doch in die Glieder gefahren. Wieder kochte ich einen heißen Tee und dann eilten wir fort von diesem Hang. Trotzdem dieser nun sicherer wurde, wandte ich mich doch dem Kamm zu. Mir schien jede Kletterei annehmbarer als eine weitere Querung ohne Steigeisen. Knurrend folgte mir der Meister: „Da ist noch niemand gegangen!“ Aber ich ließ mich nicht überreden. Ganze Blöcke mußten wir in die Tiefe schleudern, um uns den Weg zu bahnen. Immer wieder scholl Xanders Stimme: Geht's noch weiter, haben Sie einen Griff? — und vorsichtig suchten wir unseren Weg, manchmal rittlings über scharfe Plattenkanten, dann wieder querend, instinktiv das Rechte findend. Selbst Alexander wurde nun wieder ganz aufgeräumt. Manchmal kamen wir auch auf Umwegen zum Ziel. So hatte ich eine mächtige Platte hangelnd überwunden und zwar auf der rechten Seite, um zu sehen, daß hier ein Fortkommen unmöglich wurde. Also wieder zurück. Ein tüchtiger Klimmzug zur Gratkante und auf der anderen Seite wieder hinunter. Ich hangelte nun bis zum Ende der Platte, tief unter mir sah ich einen Griff. Langsam ließ mich Alexander am Seil hinunter, während meine Schulter ihm dann als Steigbaum dienen konnte.

Nicht weit vom Bietschjoch verließen wir den Grat und gelangten, über loses Gestein springend, das uns die feuchten Stiefel zerschnitt, in die Schneemulde am Bietschjoch. Fußtief stand hier das Wasser. Als wir den Gletscher erreicht hatten — es war 6 Uhr 10 Min. —, ließen wir abschiednehmend den Blick noch einmal über den hehren Gipfel streifen. Er glich immer noch einem herrlich schönen Schneeberg. Da konnte Frau Sonne tüchtig schaffen, dem eitlen Bietschhorn sein kokettes, schlimmes Gewand zu rauben, das ihm nicht zukommt. Und dennoch, auch in diesem Gewand erschien es uns als der schönsten Berge einer. Mit freudigem Siegesjubel riefen wir ihm ein „Wiedersehen“ zu.

Weiter wanderten wir nun über den Gletscher, noch einmal schauten wir hinüber zu den Wallisern. Es schien, als ob auch die Sonne mit besonderer Liebe den Kranz dieser edlen Berge umfing, wie in dunkler Glut getaucht standen sie da: vielverheißend, vielversprechend. „Wir kommen, wir kommen!“

Wir erreichten die Höhe des Schafberges. Auch hier war das Gestein munter geworden. Um uns nicht gegenseitig durch Steine zu gefährden, kletterten wir nebeneinander hinunter und liefen zuletzt mit den Steinen um die Wette. Um 7 Uhr 20 Min. betraten wir wieder die Hütte, die uns zwei und einen halben Tag Schutz gegeben hatte. 17 Stunden hatten wir gebraucht, den edlen Gipfel zu besiegen, aber keiner von uns beiden dachte daran, noch eine weitere Nacht hier oben zu verbringen. Alexander fegte die Hütte aus und ich kochte rasch einen Kakao. Zum ersten Male saßen wir uns heute in Ruhe gegenüber und hatten Muße, uns zu betrachten, und wahrlich, schlimmere Vagabunden konnte es nicht geben wie wir zwei. Wir hatten trotz der Hitze am Mittag uns nie die Zeit genommen, irgend etwas an unserem Anzuge zu ändern. Die Schneemützen, aus denen nun feuerrot verbrannte Gesichter lugten, hatten wir immer noch über die Ohren gezogen; das Weiße der Augen war auch ganz rot, dank der ungewohnten Köhlerarbeit der letzten Tage und durch den Neuschnee, und wie wir uns weiter betrachteten, da lachten wir, lachten, daß wir uns krümmten. Wir konnten uns wirklich nicht mehr sehen lassen. Alles zerrissen und zerfetzt. Nottüftig, mit Sicherheitsnadeln flickten wir unsere Beinkleider. Aus den Schuhen lugten neugierig die Zehen heraus. Auf einmal rief Alexander: „Mein Gott, Gamsli, Sie haben das Bein derschlagen, Sie sind ja ganz voll Blut!“ Das war die Wunde von der Gampelbrücke. In der Begeisterung hatte ich an diese gar nicht mehr gedacht. Auch die Hände waren arg zerschunden; leicht hatte sich das Bietschhorn nicht ergeben! Es war ein umso schönerer Sieg.

Rasch packten wir unsere Siebensachen zusammen und im Dämmerlicht ging es wie die wilde Jagd an den Hängen hinunter. Schlag 9 Uhr konnten wir dem Wirt des Nesthornhotels und den unten harrenden Führern die Hände schütteln. Bis tief in die Nacht saßen wir, in unsere Billrothmäntel eingehüllt, vor dem kleinen Wirtshause beim schäumenden Weine und schauten hinauf zu dem königlichen Berge. Seine unmittelbar über uns ragende Spitze — die Steigung von Ried beträgt etwa 30 Grad — übte einen faszinierenden Eindruck auf uns aus. Manchen Becher tranken wir dieser Königin zu, ihre Schönheit zu künden, schwur ich mir.

Es war das letztemal, daß Alexander Burgener das Bietschhorn, das er ganz besonders liebte, besuchte. In geradezu erschütternder Pracht beherrscht dieser hehre Gipfel das Saastal, die Heimat Alexanders. In seinem Schutze ruht nun der Liebling der Berge, dessen Name mit goldenen Lettern in der Geschichte des Alpinismus geschrieben steht.

## AUS DEN LECHTALER BERGEN EIN BEGLEITWORT ZUR KARTE □ VON KARL STEININGER □

**DIE LECHTALER ALPEN**

Anton Spiehler — der unvergeßliche und wahrscheinlich unersetzbliche — schrieb 1886: „Im August 1880 kam ich zum ersten Male nach Elbigenalp und betrat damit eine mir völlig neue Gegend. Ich beabsichtigte, mich mit dem nicht nur mir, sondern überhaupt fast gänzlich unbekannten Gebirge südlich des Lechs etwas vertrauter zu machen.“ An anderer Stelle fährt er fort: „Als ich mich damals an der Hand der Spezialkarte mühsam über diese und andere im Hintergrund des Madauertales auftauchenden Erscheinungen zu orientieren suchte, dachte ich allerdings nicht, daß schon nach wenigen Jahren dort hinten, wo die Königin der Nördlichen Kalkalpen thront, eine praktische alpine Tätigkeit beginnen würde, die Erbauung der Augsburger und Memminger Hütte und die damit zusammenhängenden Wegbauten...“

Als ich im Jahre 1896 nach Holzgau im Lechtal kam, wie war es da anders geworden! Was für ein Kommen und Gehen! Trotz des elenden Regenwetters erschienen kleine Karawanen, die zur Memminger Hütte und über den „Spiehlerweg“ und die Parseierspitze in das Stanzertal wollten. Das waren die Folgen der Tätigkeit eines einzigen bergbegeisterten Mannes. In wenigen Jahren waren zwei Hütten und ein weitmaschiges Wegnetz entstanden. Die Erbauung der beiden Hütten hatte in erster Linie den Zweck, den Besuch der Parseierspitze, 3038 m, der höchsten Erhebung der Nördlichen Kalkalpen, zu erleichtern und einen Übergang von Norden nach Süden herzustellen, der an Großartigkeit seinesgleichen sucht. Die Erschließung der südlichen Lechtalerkette vom Zammerloch bis zur Valluga am Arlberg mit drei weit nach Norden reichenden Seitenästen war somit in gute Wege geleitet. Freilich läßt sich eine so große Arbeit nicht auf einmal durchführen; nur diesem Umstände ist es zu danken, daß auch uns Nachfolgern noch einiges zu tun übrig blieb.

Die Memminger Hütte hat ihren wichtigsten Zugang durch das wildschöne Madautal. Schon gibt es aber Turisten, die von der Hanauer Hütte oder von Gramais kommen und den Weg über oder um die Leiterspitze nicht scheuen, um ihre Schritte zur Memminger Hütte zu lenken. Still und friedlich steht dieses Hochasyl bei den Seebiseen in einer Höhe von 2242 m, nicht berühmt durch ein „grandioses Panorama“, ähnlich dem der Augsburger- oder Ansbacher Hütte, wohl aber das Herz eines jeden Alpinisten erfreuend durch die vornehme Bergesruhe ihrer Umgebung, weit ab vom Weltgetriebe.

Beide Hütten — Memminger- und Augsburger Hütte — haben zur Erschließung des südöstlichen Teiles der Lechtaler Alpen viel beigetragen, das meiste vielleicht der Verbindungsweg der beiden Hütten — der „Spiehlerweg“. Er gehört zu den kühnsten, schönsten und wahrscheinlich auch zu den teuersten Weganlagen der Nördlichen Kalkalpen — teuer in erster Linie durch die Erhaltung.

Entzückt die Memminger Hütte durch die feierliche Ruhe ihrer Umgebung, so erfreut die Augsburger Hütte durch ihre freie, prachtvolle Lage mit ihrem umfassenden Fernblick auf die Firmwelt der Zentralalpen. Der Zugang von der

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*



*Naturaufnahme von Dr. F. Benesch*

*Bruckmann aut. et impr.*

*Stierlochkopf und Griesmuttekopf von Vergratsch*

Eisenbahnstation Pians im Stanzertale auf vorzüglichem, wiederholt umgelegtem Wege (vier Stunden) ist für sich allein eine genüßreiche Tur. Zwanzig Minuten oberhalb Pians liegt das Dörfchen Grins — der ehemalige Sommeraufenthalt der letzten Herrscherin Tirols, der Margarethe Maultasch. Dieses glücklich gelegene Dörfchen macht heute freilich einen mehr ärmlichen Eindruck, der aber sofort verwischt wird durch den Anblick der prächtigen Wände der Parseier- und Dawinspitze. Noch günstiger wird das Urteil, wenn man in Handes vorzüglichem Gasthof „zum Hirschen“ vorspricht, dem Standquartier vieler Alpinisten. Das Haus hat schon manchen Trauerzug von den Wänden der Parseierspitze herunterkommen sehen, der auf dem einsam gelegenen Friedhöfe zu Grins hattmachte. Aber auch manch Heiteres spielte sich hier ab, wie zum Beispiel die Fahrt einer Münchnerin, die mit einem Stelzfuße die Parseierspitze erstieg, den Gipfel auch glücklich erreicht hat, aber den Abstieg nicht mehr selbständig vollführen konnte und sich schließlich von einem kräftigen Führer zu Tal tragen lassen mußte.

Von der Augsburger Hütte aus läßt sich außer der Parseierspitze noch manche schöne Klettertur unternehmen, die als besonders günstige Vorschule für spätere Meisterschaft angesehen werden können, wie z. B. die Ersteigung des Simeleskopfes und andere.

An das Arbeitsgebiet der beiden genannten Sektionen schließt sich westlich jenes der Sektion Ansbach an. Von der Parseierscharte im Osten bis zum Kaisertal im Westen umfaßt es vier Täler und zehn Hauptgipfel, von denen jeder der Königin Parseier den Rang streitig machen will. Die Hütte, 2376 m hoch gelegen, hat ein prächtiges Plätzchen am Südhang der Samspitze gefunden, direkt über der Eisenbahnstation Flirsch, von der aus sie in drei Stunden zu erreichen ist. Sie liegt aber auch an einem sehr wichtigen und seit alten Zeiten viel benützten Übergange aus dem Lech- in das Stanzertal. Wandert man von Bach i. L. durch das Madautal aufwärts, so kommt man nach ungefähr zwei Stunden zu einer Gruppe von kleinen Heustadeln, die am Ausgänge eines wildschönen, südlichen Seitentales liegen und „die Eckhöfe“ heißen. Bei diesen ehemaligen Höfen schwenken wir in das Seitental des Alperschonbachs ein. Ein guter Alpenvereinsweg der Sektion Ansbach bringt uns an der unteren und oberen Almwirtschaft — mit berüchtigter Sumpfumgebung — vorbei zur Lerchwaldhütte, einer schon recht primitiven Schäferhütte. Hier endet der Baumwuchs und es beginnt der Aufstieg zu dem eigenartigen und dabei sehr großen Kalkplateau der „Knappenböden“, das im Osten vom Freispitzgrat, im Westen vom Zuge der Wetterspitze flankiert und im Süden durch das Dreieck der Samspitze und Vorderseespitze gesperrt wird. Es hat nur drei schmale Ausgänge. Direkt im Süden zwischen der Sam- und Vorderseespitze öffnet sich die schmale Pforte des Alperschonjochs, 2301 m. Sie führt in das Schnannertal mit dem klammartigen Ausgang bei Schnann im Stanzertal. Der Weg hat nur die Unannehmlichkeit, daß der Schnannerbach wiederholt auf recht primitiven Brücken oder einsturzdrohendem Lawinenschnee gequert werden muß. Nach heftigeren Regengüssen — und an solchen fehlt es in den Lechtaler Bergen nie — verschwinden diese kleinen Notstege oft rücksichtslos und dem Wanderer bleibt nichts übrig — wenn er nicht die weite Reise zurückmachen will —, als den wild tobenden Bach zu durchwaten.

Auch Steinfall bildet, wie ein Marterl bezeugt und wie ich selbst wiederholt beobachtet habe, eine nicht ganz zu unterschätzende Gefahr.

Kehren wir aber zurück auf die Knappenböden. Über die weite, hügelige, eigentlich gleichmäßig wellige Hochfläche wogen dichte Nebelmassen; ein scharfer

Luftzug treibt von Norden immer größere Ballen herein. Stundenlang schon steigt ein einsamer Wanderer hügelauf und hügelab; so oft er in die Höhe klimmt, starrt ihm ein wilder Wandbruch entgegen — kein Ausgang ist bei solchem Wetter zu finden. Erschöpft läßt er sich bei einem kleinen See nieder. Die Nebel schleichen an den Wänden hin, melodisch dringt das Rauschen des Alperschonbaches herauf; allmählich wird es stiller, die Nebelmassen senken und lichten sich, kühl und feucht tritt der Abend seine Herrschaft an. Nur ruhig, müder Wanderer, und horch! Hörst du nicht läuten zum Abendgebet? Erst leise, allmählich lauter und kräftiger tönen die Klänge der Kirchenglocken an das Ohr. Verwundert blickst du auf. Wie, in dieser wilden Einsamkeit Glockenklang? Ein Dorf ist hier oben vor undenklichen Zeiten gestanden; reich und üppig waren seine Bewohner; der Kirchturm trug Glocken aus reinem Silber. Und vielleicht aus Strafe für den Übermut der reichen Bergleute ist das Dorf samt allem versunken und nichts ist geblieben als die Sage vom versunkenen Dorf und der Name „Knappenböden“. Endlich bricht der Mond durch die Wolken, die Berge ragen im SilbermanTEL gegen den dunkeln Himmel und nun findet auch der Wanderer seine Richtung. Nebelstangen weisen südwärts.

Ehe man das Alperschonjoch erreicht, zeigt eine Wegtafel ostwärts und aufwärts zum Flarschjoch, 2515 m, und zur Ansbacher Hütte. Das Flarschjoch ist höher als das Alperschonjoch, aber es ist dem letzteren vorzuziehen, weil keine Lawinen-, keine Steinfall-, keine Bachgefahr die Schritte hemmt. Mit dem Überschreiten des Flarschjoches verschwindet der wilde Felszirkus der Knappenböden und ein freundlich grüner, steiler Rasenhang kündet uns, daß wir der Kulturwelt sehr nahe gerückt sind. Auch das Rauschen eines wilden Bergbaches tönt wieder herauf; es ist der Grießbach, der zwischen Rotspitze und Stierlochkopf sein ungemein enges Bett gegraben und nun mit sehr viel Lärm und wenig Wasser zur Rosanna eilt. Die vor uns liegende grüne Mulde, Schafnock genannt, umgehen wir rechts und stehen in wenigen Minuten vor der Ansbacher Hütte.

Welch ein Ausblick tut sich uns hier auf! Vom Piz Buin bis zu den Ötzatalern ein Gipfelmeer — und zu Füßen liegt das freundliche Stanzertal mit seinen schmucken Häusern. Diese Hütte gehört zu den schönst gelegenen in den Nördlichen Kalkalpen. Ihr Inneres ist hell und tadellos rein und nett.

Zu den zwei Hauptzugängen, von Norden durch das Alperschontal, von Süden über Flirsch oder Schnann, wurden noch drei neue Wege mit zum Teil sehr bedeutenden Kosten und unter erheblichen Schwierigkeiten gebaut. Zuerst suchte die Sektion Memmingen Anschluß an die neue Hütte, indem sie einen Weg in das Parseiertal und von hier durch das Langkar auf die Grieselscharte führte, von wo man ohne weiteren Höhenverlust in drei Viertelstunden die Ansbacher Hütte erreicht. Bald suchte auch die Sektion Holzgau von ihrer „Frederick-Simms-Hütte“ im oberen Sulzeltale Anschluß, indem sie einen Steig über den Kälberlangzug auf die Feuerspitze baute, der dort mit dem Wege zusammentrifft, der von der Ansbacher Hütte auf die Feuerspitze führt. Bei starkem Neuschnee ist allerdings von beiden Wegen nicht viel zu sehen; vielleicht stellt man künftig einige Schneestangen auf.

Das Großartigste, was in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Höhenwege gebaut wurde, ist aber der Augsburger Höhenweg, der Verbindungs weg zwischen der Augsburger- und Ansbacher Hütte.

Es war der verdienstvolle Obmann der Sektion Augsburg, Herr Justizrat Otto Mayr, der mich zu dem Versuche veranlaßte, mit Überschreitung der Dawinspitze und ohne Abstieg in das Parseier- und Giestal von der Augsburger Hütte

zur Samspitze kommen zu können. Versuche waren schon wiederholt gemacht worden, aber immer hatte man vor der Horizontalstrecke Dawin—Parseierscharte gewaltige Scheu, weniger vielleicht vor der Strecke, als vor angeblichem Steinfall. An einem regnerischen Augusttage 1902 wurde nun das Problem in Angriff genommen und glatt gelöst. Ein Eiskamin und steile Schneerinnen mußten gequert werden, aber der gefürchtete Steinfall blieb aus. 1906 wurde die Ansacher Hütte eröffnet und nun war es nur noch eine Frage der Zeit und des Geldes, wann mit dem Bau des Höhenweges begonnen werden sollte. 1908 wurde er in Angriff genommen. Trotz sehr schlechter Witterung sowie ungarichtet zahlreicher Sprengungen und Seilversicherungen konnte die Weganlage im Sommer 1910 dem allgemeinen Verkehr übergeben werden.

Der rotbezeichnete Weg beginnt einige Minuten westlich der Augsburger Hütte und leitet zunächst nahezu horizontal in das Fernental. Durch die Fernerwand ist er ausreichend versichert. Nach einer guten Stunde erreicht man den Dawinferner, der in westlicher Richtung zum Südgrat der Parseierspitze überschritten wird. Die Dawinspitze, 2972 m, erklettert der Weg teils auf der Süd-, teils auf der Nordseite des Grates. Die Aussicht der Dawinspitze steht jener des Gatschkopfes und der Parseierspitze kaum nach und dieser Berg ist nun durch den Höhenweg von seiner Aschenbrödelrolle befreit worden. In westlicher Richtung steigt man dann etwas ab zur Schwarzkopfscharte und gelangt durch die Südwand des Schwarzkopfes — der Weg ist aus den Felsen gesprengt und gut versichert — zur Dawinscharte, 2652 m. Eine dürftige Hütte, einst der Aufenthaltsort der Leute, die hier durch zwei Sommer gearbeitet haben, kann noch heute in Notfällen Unterstand bieten. Bei der Dawinscharte beginnt das schwierigste Wegstück. Sollte sich etwa hier jemand vor dem Weitergehen scheuen, so hat ihm die Sektion Augsburg ein Hilfsmittel bereit gestellt, indem sie einen kleinen, aber sicheren Notabstieg zur Dawinalpe und nach Strengen herstellen ließ. Der Höhenweg selbst führt eben in die Nordflanke der Eisenköpfe zu einem gelben Schartel und über dieses, gut versichert, 50 m abwärts, dann über Schneerinnen und ein natürliches Band an der Nordseite der Eisen spitze zur Parseierscharte, 2634 m. Hier beginnt der zweite Teil des Weges. Bisher hatte er den Charakter des Rauhen und Wilden, zugleich erschloß er aber Bilder von verblüffender Großartigkeit. Jetzt beginnt das Liebliche, Zarte, das sanfte Grün zu erfreuen. Schon der Blick von der Scharte zur gegenüberliegenden Ansacher Hütte stimmt die Seele warm. Der Pfad leitet nun durch die Hänge des Griesmuttekopfes zur Schwarzlochscharte und man wandert fast eben durch die Felskulissen des Schwarz- und Stierlochkopfes, bis man nach einigen Windungen den Weg der Sektion Memmingen im „Giesel“ trifft und, diesem folgend, über das Seejöchl und die Kopfscharte die Ansacher Hütte erreicht. Die Sektion Augsburg hat für müde Wanderer auch von der Parseierscharte einen zweiten Notabstieg nach Flirsch bauen lassen.

Zur Charakterisierung dieses eigenartigen Höhenweges möchte ich die Worte des verdienstvollen Referenten der Sektion Augsburg, des Herrn Theodor Lampart, anführen, der schreibt: „Der Augsburger Höhenweg ist der großartigste, höchste und dabei ausgedehnteste alpine Höhenweg der Nördlichen Kalkalpen und dessen Begehung, die von Hütte zu Hütte etwa acht Stunden beansprucht und im aperen Zustand lediglich Schwindelfreiheit und Ausdauer erfordert, sollte von keinem versäumt werden, der in abwechslungsreicher, hochalpiner Landschaft, bei umfassender, stets freier Aussicht nach Süden wie Norden ohne besondere Anstrengung und vor allem gefahrlos wandern will.“

**SAMSPITZE, 2625 m** Es war ein schöner Augustabend 1897, als ich beim Löwenwirt und Lehrer in Flirsch saß und mit „Rötel“ liebäugelte, der nach alten, guten Wirtshausregeln immer frisch vom Keller geholt wird. Freund Geiger redete mir zugleich recht eindringlich ins Gewissen, mich auf die Füße zu machen und zum Flirschjoch hinaufzusteigen und Umschau zu halten; denn Bergsteiger kämen gar keine hinauf, trotzdem ganz gewaltige „Recken“ oben zu finden seien und trotzdem auch noch viel „zu machen“ wäre. Diese letztere Anspielung machte mir sehr warm; denn die meisten Bergsteiger fühlen das Herz stärker klopfen und die Pulse fliegen, wenn sie von unbetretenen Pfaden hören. Wenn auch die Spezialkarte gerade kein Ideal war und die damalige Auflage des „Hochtourist“ nur von Wetter- und Freispitze etwas wußte, so stieg ich des andern Tags doch hinauf zum Flirschjoch und weiter. Die Hänge sind verteufelt steil, die Sonne meinte es auch wirklich gut, so daß ich, im Gegensatz zu vielen andern, ein scharfes Tempo einschlug, um möglichst bald in den Genuss der frischen Bergesluft zu kommen. In  $1\frac{1}{2}$  Stunden stand ich auf Vergratsch, bei den letzten Heustadeln, und wandte mich dem Ostgrate der Samspitze zu. Der Blick weitet sich, leise noch tönt das melodische Rauschen der Rosanna herauf, der Bergfink schlägt und der Geier zieht hoch oben einsam seine Kreise. Bald kommt Fels; ich bleibe immer auf dem Grate, das letzte Stück gestattet etwas Klettern und in wenigen Minuten stehe ich auf der Spitz. Zeichen einer Ersteigung fand ich nicht und so berichtete ich über meine Fahrt kurz in den „Mitteilungen“, mit dem Zusatz „Damenberg“. Ich habe aber später die Erfahrung gemacht, daß es nicht nur Damen, sondern auch Herren gab, die das Ziel nicht erreichen konnten, was die Sektion Ansbach sicherlich mit veranlaßt hat, einen regelrechten Alpenvereinsweg, natürlich gut versichert, zu bauen. Was ich eigentlich wollte, eine Orientierung über das zukünftige Arbeitsgebiet, erlangte ich vollständig. Das Panorama reicht von der Königsspitze bis zur Hornbachkette und von der Parseierspitze im Osten bis zu den Churfürsten im Westen. Es ist eine gewaltige Kalkmauer, die sich längs des Stanzertales von der Parseierspitze bis zum Arlberg zieht und mehrere Äste nordwärts abzweigen läßt. Gerade von der Samspitze zieht ein Grat nach Norden, der in der Freispitze, 2887 m, gipfelt, indes von der Vorderseespitze der Nordgrat in der Wetterspitze sich bis zu 2898 m aufschwingt. Zwischen beiden Ästen liegt das weite Plateau der Knappenböden, das sich allmählich zum Alperschontal senkt. Alle die Herren, die mich umstanden, waren, nach ihrer Ersteiglichkeit beurteilt, ausgesprochene „Individualitäten“, jeder fordert seine eigene Behandlung; jeder trotzt, wenn man ihm eine „neue Seite“ abschmeicheln will. Zur Freispitze über den Grat und zur Wetterspitze über die Vorderseespitze zu gelangen, waren die wichtigsten Probleme, aber heute konnte keines in Angriff genommen werden; denn schwere, schwarze Wolkenmassen, deren Bildung ich ganz übersehen hatte, trieben zum raschen Rückzug. Ich wählte gleich die Südwestwände, weil ich hoffte, am raschesten die Talsohle des Schnannerbaches zu erreichen, hatte mich aber gründlich getäuscht. Steile Rinnen, brüchige Platten, fallende Steine entlockten mir manchen Fluch. Beim „Schwarzen Brunnen“ erreichte ich die Talsohle und mit gewaltigen Sprüngen eilte ich nach Schnann und Flirsch, hochzufrieden mit den Ergebnissen der Rkognosierung. Ich hatte kaum die Stube betreten, als ein entsetzliches Gewitter losbrach. Der Mühlbach kam, halb Flirsch war gefährdet, die Eisenbahn wurde streckenweise zerstört und ein andauernder Schnürregen bedrohte dann den Rest meiner Ferien.

Selbstverständlich kehrte ich in den folgenden Jahren immer wieder in Flirsch ein. Ist doch dieser kleine Ort die günstigste Einbruchsstation für den südlichen und

höchsten Teil der Lechtaler Alpen. Lange hielt ich es nie aus, eine oder zwei Partien, dann zog ich wieder weiter; denn lange an einem Orte sitzen, ist nicht meine Art. Und eigentlich hatte ich immer an ein paar Turen genug. Hier gibt es keine blinkenden Firne, keine Nadeln und wild zerrissenen Grate; wer aber hier größere Fahrten unternehmen will, der prüfe sich erst, ob er die nötige Ausdauer, Trittsicherheit und Schwindelfreiheit aufbringt. Die Vorarbeit bis zum Fuße des Berges fordert stets drei bis vier Stunden anstrengenden Ganges über ungemein steile und meist taudurchnäßte Hänge. Heute freilich ist es anders und bequem geworden, steht doch jetzt die Ansbacher Hütte an der Samspitze und Vereinswege sind gebaut. Aber der eigentlichen Hochregion haftet noch viel von ihrer ursprünglichen Wildheit an. Das Auffälligste und zugleich Unangenehmste ist die große Brüchigkeit des Gesteins. Steigeisen sind hier vorteilhafter als Kletterschuhe und der Benagelung der Schuhe muß besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Vielleicht ist die große Brüchigkeit des Gesteins mit schuld daran, daß dieser schönste und dankbarste Teil der Lechtaler Alpen so wenig besucht wird. Mit Ausnahme der zwei Flirscher Führer — Martin und Leander Draxl — hat noch kein Führer die Freispitze über die Südwand bestiegen oder die prächtige Tur Vordersee—Feuerspitze und Weiterspitze durchgeführt; ja es macht den Eindruck, als ob dieser Teil absichtlich gemieden würde, denn das Geld ist entschieden leichter verdient, wenn man die Touristen auf den Pateriol oder Riffler schlept, als sie auf Freispitze oder Weiterspitze zu führen. Ein sehr erfahrener Alpinist gestand mir nach seiner Tur über den Ostgrat der Freispitze: „Lieber den Groß-Litzner auf der schwierigsten Route fünfmal, als einmal den Ostgrat.“

**ROTPITZE, 2841 m** Kommt man von Landeck talaufwärts, so schiebt sich hinter Strengen die massige Gestalt der Eisenspitze mit der herrlichen Südwand gegen die Bahn vor und dicht daneben über dunklem Tann und saftig grünem Rücken schwingt sich ein edelgeformtes Horn in den Äther, rotschimmernd, wenn die Strahlen der Sonne es küssen. Das ist die Rotspitze. Für den 27. August war ihr unser Besuch angesagt. Diesmal ging nämlich Martin Draxl mit, ein Führer, voll der trefflichsten Eigenschaften und zugleich der beste Kenner des Gebietes. Wir traten die Wanderung von Flirsch aus an, denn die zwei vorausgegangenen Besteigungen durch L. Purtscheller und A. Burkhardt waren über die Knappenböden ausgeführt worden. Ausnahmsweise spät — 5½ Uhr früh — brachen wir auf und stiegen über die uns schon vertrauten Hänge zum Flarschjoch empor. Der Bergfink piepste ärgerlich ob der Störung, ein paar weiße Schwalben verschwanden im Nu, die milden Strahlen der aufsteigenden Sonne, der sanfte Morgenhauch der Höhe brachte Stimmung.

Von Vergratsch ging es in einem links ausholenden Bogen über die Hänge der Samspitze — auch das Flarschjoch links liegen lassend — den westlichen Wandbrüchen der beiden Stierköpfe zu. Diese Wandbrüche sehen von fern viel schlimmer aus, als sie sind. Ich hatte ganz den Eindruck, mich hier auf einem verfallenen Jägersteig zu befinden. Hier hätte der Weg zur Memminger Hütte angelegt werden sollen, dann hätte man die Überschreitung zweier Jöcher erspart. Hoch im Grießl ward scharf westlich abgebogen und über einen steilen, stets beweglichen Schutthang zum Rotspitzsattel emporgestiegen, den wir auch bald schweißtriefend erreichten und womit wir am Fuße des Gipfelbaues standen. Von weitem sieht das nun folgende Stück bedeutend bedenklicher aus, als es tatsächlich ist, und es hat dabei das Angenehme, daß man die Route überhaupt nicht verfehlten kann. Erst stiegen wir ein Stück steil aufwärts, dann über eine kleine Platte, wo-

bei auch die Hände verwendet wurden, dann nach links und wieder über eine Steilstufe, die etwas Aufmerksamkeit erforderte. Jetzt aber ging es lustig dem Westgrate zu und auf diesem zum Gipfel, den wir von Flirsch aus in leicht vier Stunden erreicht hatten. Der Tag war herrlich, kein Lüftchen regte sich, einige Fliegen summten und vom Tale herauf tönte das melodische Geläute des weidenden Viehs. Die Aussicht steht jener der Freispitze wenig nach. Wunderbar und einladend sieht deren Südwand aus. Ja, wenn man da hinauf könnte! Dann wäre die prächtigste Dreigipfeltur gegeben, die sich in den nördlichen Alpen finden läßt. Aber Führer Lipll bestreitet entschieden diese Möglichkeit. Und war nicht 1893 ein Purtscheller abgeblitzt, war nicht Spiehler mit Führer Klotz 1881 zurückgeschlagen worden? „Tief absteigen, drei Stunden Umweg“ lautete die lakonische Erläuterung Draxls. Das war natürlich nicht nach meinem Geschmack. Aber ein Jahr später gelang doch der Durchstieg! Ich war der dritte Bergsteiger auf der Rotspitze, sie wurde früher viel von Gemsjägern heimgesucht und bei den älteren Flischern führt sie noch den Namen „Kaidiskopf“, nach einem berühmten Paznauner Jäger so benannt. Der Absturz der Rotspitze gegen Osten ist ein gewaltiger; trotzdem gelang es Herrn Blum aus Ulm mit Martin Draxl von der Grießscharte aus über den Ostgrat — eigentlich über die Ostwand — am 28. August 1907 die Rotspitze zu erreichen. Viele Nachfolger dürften die beiden wegen der bedeutenden Schwierigkeiten, die sich finden, aber doch nicht haben.

Nicht lange weilten wir auf der herrlichen Warte. Flott ging's zurück auf den Rotspitzsattel, in das Griesbachtal und durch das Bockloch hinaus nach Flirsch. In zwei Stunden saßen wir schon beim Mittagstisch.

Nachmittags blätterte ich in vergilbten Papieren, die mir Herr Pfarrer Nötzer liebenswürdigst zur Verfügung stellte, um etwas über die Geschichte von Flirsch und Umgebung zu erfahren. Flirsch war ja die alte Poststation zwischen Arlberg und Landeck und die Straße, die erst hier die Talsohle erreichte, führte über Stanz und Grins. Laut einer Urkunde vom 14. September 1372 wurde von Herzog Leopold ein von „König“ Heinrich ausgefertigter Brief bestätigt, durch den verordnet wurde, daß die alte Landstraße noch „fürderhin“ über Grins gehen soll. Heute ist diese alte Straße ein halbverfallener Saumweg, der aber einsamen Spaziergängern nicht warm genug empfohlen werden kann. In den ältesten Zeiten gehörte das ganze Stanzertal zur Pfarre Stanz und wurde von dort aus auch in geistlicher Beziehung versorgt. Im 13. Jahrhundert wurde zu St. Jakob die erste „Kaplanei“ errichtet. Einige Jahre nach 1528 wurde zwischen dem Pfarrer von Zams, Leonhard Gressing, und den Gemeinden des Stanzertales: St. Jakob, Pettneu und Flirsch, ein Vergleich geschlossen. Die Gemeinden bekamen das Recht, eigene Kapläne zu ernennen, die dem Pfarrer präsentiert werden sollten; zu deren Unterhalt überließ der Pfarrer den Gemeinden einige ihm gehörige Grundzinsen, den ganzen Zehent behielt er sich jedoch vor. Dieses Recht der Gemeinden, eigene Pfarrer zu wählen, besteht heute noch und nicht nur im Stanzertal, sondern auch anderwärts, z. B. im Paznauntale. Offenbar haben sich die Gemeinden dieses Recht, das in der katholischen Hierarchie fast unglaublich erscheint, im Anschlusse oder in Verbindung mit dem „Lutherrummel“ erobert. Bis zum Jahre 1814 hatte Flirsch keine eigene „amtierende“ Vorstehung oder Anwaltschaft, trotzdem es seit alters her, wie schon erwähnt, Poststation war. Östlich vom Bachtobel (heute der Griesbach, der mitten durch das Dorf seinen Lauf nimmt) unterstand es der Anwaltschaft Strengen, westlich der von Pettneu. Erst 1814 wurde Flirsch selbständige Anwaltschaft. Schnann, das nur eine halbe Stunde westlicher liegt, untersteht heute noch politisch der

Gemeinde Pettneu; Taufen und Begräbnisse finden aber in Flirsch statt, trotzdem Schnann seinen eigenen Pfarrer hat. Unser Gewährsmann und Chronist J.J. Sacher (1806—1834) kannte auch schon die alpine Umgebung etwas. Den Riffler kannte er unter dem Namen „Planggerhorn“ und er weiß auch von dessen bösartigen Lawinen zu berichten. Die heute noch bestehenden Namen Gampernun, Ganatsch, Blankspitze waren ihm geläufig und den Übergang über die Schafsscharte erwähnt er ebenfalls; es ist dies unser Flarschjoch, dessen schöne, grüne Vormulde heute noch „Schafnock“ heißt.

**GRIESMUTTEKOPF, 2804 m** Der nächste wunderschöne Morgen traf mich auf dem Wege in das Flirscher Parseiertal. Beim letzten Haus wurde der Bach übersetzt und den Hängen der Eisenspitze zugesteuert. Bald nahm mich ein schwach kenntlicher Steig auf, der mich sicher leitete. Die Natur lag noch in festem Morgenschlummer, denn sehr spät erst dringen hierher die belebenden Sonnenstrahlen. Frische Taunässe schlägt durch die Schuhe und beflügelt den Schritt. Bei der Parseieralm — heute sind dies nur mehr Heuhütten — biegt der Weg aus der Nord- in die Ostrichtung ab und verliert sich. Jetzt ist die Sache besser; denn die Sektion Augsburg hat von der Parseierscharte einen Steig nach Flirsch bauen lassen, der manchem Wanderer zugute kommen dürfte, der den Höhenweg zur Ansbacher Hütte zu lang findet. Die Steilheit der Hänge gestattete kein Renntempo. Ein breiter, grüner Rücken wendet sich allmählich nach Norden und verliert sich in den Felsen der Griesmutte. Ich folgte ihm und die Felsen erwiesen sich zwar als brüchig, aber immerhin gut gangbar. Nachdem ich so etwas wie einen „Grat“ erreicht hatte, wandte ich mich wieder östlich und stand in wenigen Minuten auf dem Gipfel. Die Aussicht ist umfassend und steht keiner anderen nach. Von der Zugspitze zu den Firnen der Ötztaler Alpen und von der Königsspitze zu den Allgäuer Bergen eilt der trunkene Blick. Abschreckend und imponierend ist die Westwand der Parseierspitze. Aus dem Boden des Parseiertales strebt sie senkrecht, glatt und griffarm in die Höhe. Erst wollte ich den Übergang zum Schwarzlochkopf versuchen, aber da ist nicht einmal ein Versuchen angebracht: mauerglatt und senkrecht ist der Abbruch. Überdies dünkteten mich der Schwarzlochkopf und der Stierlochkopf so unbedeutend, daß ich mich weiter gar nicht um sie kümmerte. Mit Unrecht, denn die Überschreitung des Grates von der Grieselspitze, 2838 m, bis zur Eisenspitze gehört zu den genußreichsten Turen und stellt auch an das alpine Können des Bergsteigers die entsprechenden Anforderungen.

Die erste turistische Überschreitung vollführte Herr Dr. v. Register aus Augsburg mit dem Führer Friedle von Elbigenalp am 25. Juli 1908 bei ungünstigem Wetter. Er berichtet darüber: „Die Grieselspitze, 2838 m, die keinerlei Schwierigkeiten bietet, erreichten wir über den Nordwestgrat gegen 10 Uhr. Dann traten wir den Abstieg nach der anderen Seite an, der über Geröll zum Nordgrat des Stierlochkopfes, 2794 m, hinführt. Der Grat bietet prächtige Kletterstellen; stellenweise, namentlich zu unterst, muß man allerdings rechter Hand in die Westseite ausweichen, doch erleidet dadurch die Kletterei keine Unterbrechung, besonders das oberste Stück zum Gipfel ist nicht leicht. Um 12 Uhr 15 Min. betraten wir diesen. Nach einer viertelstündigen Rast verfolgten wir den Grat weiter zum Schwarzlochkopf, 2738 m. Der Abstieg vom Stierlochkopf nach Süden führt leicht über Geröll, auch ist der Anstieg von Norden zum Schwarzlochkopf verhältnismäßig leicht.“ — Den Abstieg nahm Dr. v. Register über den Südgrat zur Schwarzlochscharte. Eine Ersteigung des Griesmuttekopfes und der Eisenspitze war ihm durch eingetretenes Unwetter vereitelt worden.

Die Fortsetzung meiner Fahrt gestaltete sich anders. Nach kurzer Rast schlenderte ich über den Grat zur Parseierscharte, 2606 m. Dieser Grat ist zwar etwas brüchig, bei einiger Aufmerksamkeit bietet er aber keine Gefahren. Von der Parseierscharte benötigt man kaum drei Viertelstunden auf die Eisenspitze, 2866 m. Das reizte mich. Einige weit ausgreifende Serpentinen über Schutt und eine kleine Kletterei waren zu bewältigen und ich stand auf dem Gipfel. Zu dem Genuss der hehren Hochgebirgsbilder kommt noch der prächtige Tiefblick in das wunderschöne Stanzertal. Ich prüfte aber auch zugleich die Südwand auf ihre Ersteigbarkeit hin. Daß diese zu durchklettern ist, schien mir klar; nur sollte, wie sich später ergab, ich nicht der Ersteiger, sondern der Verunglückte sein. Aber das geschah erst zwei Jahre später. Vorläufig brachten mich meine gesunden Glieder wieder auf die Parseierscharte zurück und in kaum zwei Stunden nach Flirsch.

**DIE FREISPITZE, 2887 m** a) Über die Südwand. Im Frühjahr 1899 erhielt ich von Martin Draxl die Nachricht, daß die Freispitze durch die Südwand direkt ersteigern werden könne. Draxl hatte beobachtet, wie ein schnellfüßiger Gemsbock mit einigen kühnen Sätzen mitten durch die Wand geeilt und verschwunden war. Ihm sofort nachzusteigen, war für Draxl (vulgo Lippl) eine Selbstverständlichkeit und die Sattler-Spielersche Route, die durch zwanzig Jahre treu und redlich gedient hatte, war damit außer Kurs gesetzt.

Es war eine herrliche Nacht, als wir am 5. August 1899 um 2 Uhr früh in Flirsch aufbrachen. Erst gab es noch ein sonderbares Hindernis. Ich war mit meinem Kopfe durch das Zimmerfenster gefahren; in der Eile und Dunkelheit hatte ich nicht bemerkt, daß es geschlossen war. Die Befreiung von zahlreichen Glasscherben, die sich zudringlich um meinen Hals gelegt, kostete wertvolle Minuten, doch ging alles heil ab. Eine ausgiebige Morgenfrische beschleunigte den Schritt, als wir die Hänge zum Flirschjoch bis zu den zweiten Heustadeln emporstiegen. Hier zweigten wir direkt nördlich ab, um in das Griesl und von da auf die Rotspitze zu gelangen. Tief im Tale wogten die Nebel, die Sonne sandte ihre ersten Strahlen durch das Stierloch und es begann ihr siegreicher Kampf mit den Schleieren der Nacht. Punkt 6 Uhr standen wir auf der Rotspitze, die wärmenden Strahlen Helios lautjauchzend begrüßend. Im Tale kam Leben in die dichten Nebelmassen, sie wogten hin und wieder und zerflossen in Nichts, wenn sie die dunklen Gründe verließen. Schon tönten die Glocken der Almtiere herauf, indes sonst eine feierliche Morgenstille zur Bergandacht stimmte. Wir verweilten nicht lange. Über die Rotplatte ging es der Südwand unseres Ziels zu. Leise Zweifel ziehen durch das Herz, je näher wir der glatten Wand kommen. Erst als ich ungefähr 40 m unter dem Grate der Freispitzscharte stand, war mir alles klar. Über diese kaum sichtbaren Rasenschöpfe schräg links aufwärts geht es und nicht anders. Lippl steife sich darauf, daß ich ans Seil komme. Der Durchstieg durch die Wand ist nicht schwierig, aber vollste Trittsicherheit und Schwindelfreiheit sind unbedingt erforderlich. Der Seihilfe möchte ich mehr moralischen als praktischen Wert beimesse. Die Rasenflecken führen zu einer großen, breiten Spalte und zugleich müssen wir in einer schmalen, griffarmen Runse unser Fortkommen suchen, die Richtung direkt „Nord“ nehmend. Die Runse ist glatt gescheuert und führt auf bequemes, doch steiles Schutterrain. Alleingehern seien Kletterschuhe sehr empfohlen; denn wer hier abgleitet, ist allen Sorgen endgültig enthoben. Über die Schutthalde ging's dann leicht zum Gipfel empor, den wir um 8 Uhr betraten, froh des Sieges und der herrlichen Aussicht. Ich kenne keinen Lechtaler Gipfel,

Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911

Freispitze

Dreischartekopf



Naturaufnahme von Dr. L. L. Kleintjes

Freispitze von Norden

Bruckmann aut. et impr.

der nicht reichlich lohnte, aber die Freispitze, Wetterspitze und die Vorderseespitze sind Aussichtswarten allerersten Ranges! Bis tief in die Schweiz und in das Herz der Ortlergruppe reichte der Blick; die Firne und Grate der Ötztaler Alpen, des Rätikons, der Silvretta- und Ferwallgruppe leuchteten zum Greifen nahe herüber. Im hellen Grau, aus saftgrünen Matten erheben sich die verwitterten Nachbarn in der eigenen Gruppe. Und damit das Liebliche zum Großartigen nicht fehle, grüßen die weißgetünchten Häuser von Elbigenalp herauf.

Nach zweistündiger Rast bei Speck und Bret brachen wir auf und stiegen und stolperten auf der Spiehlerschen Route hinunter in das Alperschontal. Diese Hänge steigt nun wohl keiner mehr heraus, der nicht muß. Wir wandten uns bachaufwärts und stiegen bei der fürchterlichsten Mittagshitze zur Feuerspitze, 2851 m, hinauf, deren Gipfel wir in zwei Stunden vom Alperschontal, drei Stunden nach Verlassen der Freispitze erreichten. Zur Ausführung unseres Planes, die Wetterspitze ebenfalls noch zu besuchen, kam es aber nicht mehr. Dichte, schwarze Wolken trieben uns zurück und wir eilten im Laufschritt durch die Nordhänge der Vorderseespitze, dann über das Alperschonjoch und durch das Schnannertal hinaus nach Schnann. Genau zwei Stunden nach Verlassen der Feuerspitze saßen wir gemütlich beim Schoppen.

Heute führt von der Ansbacher Hütte ein sehr schön angelegter Steig auf die Feuerspitze und von dort über den Kälberlangzug zur Frederick-Simms-Hütte im oberen Sulzeltal.

b) Über den Ostgrat. Vom Gipfel der Freispitze macht der Ostgrat den Eindruck der Unersteiglichkeit, eine Ansicht, der auch Spiehler Ausdruck gegeben hat. Vom Tal aus bietet der Grat einen freundlicheren Anblick, obwohl seine enorme Steilheit auch hier schon von weitem mehr abschreckend als einladend wirkt. Lippi hatte am 5. August 1899 die Ersteigung der Freispitze von dieser Seite her für unmöglich erklärt; gegenüber seiner ungewöhnlichen Ortskenntnis mußten natürlich meine Zweifel verstummen. Zwei Jahre später schrieb er mir aber: „Es geht.“ Und wenn Martin Draxl sagt, es sei möglich, dann heißt das: „Ich habe es schon gemacht.“ Draxl gehört zu jener, wie es scheint, im Aussterben begriffenen Führergattung, die auch nach der Reisezeit unentwegt auf den Beinen ist, um neue Routen zu finden. In diesem Sinne ist er auch als der erste Ersteiger, beziehungsweise Begeher fast aller Routen anzusehen, die in den letzten 15 Jahren in diesem Gebiete gemacht wurden. Die so gründliche Erschließung dieses Teiles der Lechtaler Alpen ist der Hauptsache nach sein Verdienst.

Am 29. Juli 1903 brachen wir um 5 Uhr 30 Min. in Flirsch auf und wanderten die bekannten Pfade zur Grieselscharte. Der Himmel war ziemlich wolkenlos, Berg und Tal waren von einem rötlichen Schimmer überflutet, lauwarme Luft umwehte uns und bleischwer rollte das Blut in den Adern; es fehlte jener frische Morgenhauch, der sonst das Tempo beschleunigt und das Herz kräftiger schlagen läßt. Um 8 Uhr 15 Min. standen wir auf der Grieselscharte und mußten nun beinahe ebenso tief wieder hinunter, als wir angestiegen waren. Freilich ging das bedeutend rascher; denn wir benützten die steile Schneehalde zum Abfahren und sausten blitzschnell vorbei an den prachtvollen, dunkelblauen Wandbrüchen der Rotplatte, über die reichlich Wasser rieselte. Wir stiegen dann noch soweit ab, daß wir den Ostgrat dicht vor uns hatten. Im unteren Teile ist er mit zahlreichen Grasbüscheln bedeckt, die zum Anlegen der Steigeisen nötigten. Wir verfolgten zunächst die am weitesten westlich hinaufreichende Schneezunge, die zu einer großen schwarzen Rinne führte, und blieben in dieser, bis uns ein glattgescheuerter Block zwang, sie zu verlassen. Nun folgten Grate,

Rippen, Rinnen und ununterbrochen polterten die Trümmer in die Tiefe. Der ganze Berg schien lebendig geworden zu sein. Wehe dem, der zu lange auf einem Fleckchen verweilt! Bruchteile von Sekunden sind schon fast zu lang. Wir hatten uns allmählich südwestwärts gewandt und erreichten endlich um die Mittagsstunde den Grat, just an jener Stelle, wo der Gipfelturm der Freispitze sich senkrecht emporschwingt. Wir werfen einen Blick über die Nordwand der Freispitze, die an 500 m senkrecht in das Apenzeller Kar abstürzt. Beim Anblick dieser Mergelwand krampfte sich doch das Herz etwas zusammen. Wir verschnauften, zum Essen fehlte uns der Appetit; denn die Hauptsache und das wirklich Gefährliche stand ja erst bevor. Unser Weiterkommen vollzog sich auf einem Bande, das sich an die Nordnordwestseite der Freispitze schmiegt und weiterhin zur Spiehlerschen Route leitet. Es ist zwar ziemlich breit, aber es war mit vielem, klebrigem Schnee bedeckt, der sich in den Eisen ballte. Uns blieb somit nichts übrig, als am äußersten Rand hinüberzubalancieren. Hier war der Schnee fast weggeschmolzen und blankes Eis kam zum Vorschein. Wer hier nur um Zentimeter gleitet, hat die Leiden der Welt hinter sich. Ich bin übrigens der Ansicht, daß man an solchen Stellen auch kein Seil nehmen sollte. Daß hier einer seinen Gefährten halten könnte, davon ist keine Rede; die Zahl der Opfer wird in solchen Fällen nur vergrößert und damit fällt auch der moralische Wert; es bleibt nur als Motiv — die Furchtsamkeit. Nach langen, bangen Minuten hatten wir das Band endlich hinter uns. Durch einen kleinen Kamin kamen wir auf den Westgrat und einige Augenblicke später standen wir auf dem Gipfel (2 Uhr). Lippi durchwühlte den Steinmann und fand in einer Flasche einige Papierröllchen. Es waren Zeugen sehr frühen Besuches: die Karten der ersten Ersteiger: Dr. A. Sattler (19. August 1878) und A. Spiehler (13. August 1881). Um 3 Uhr 30 Min. trollten wir uns heimwärts, im Herzen das Gefühl, daß wir einen gewaltigen Sieg errungen.

DIE SAXERSPITZE, 2693 m

Keine Kunde aus alter und neuer Zeit ist uns erhalten, die über eine Ersteigung dieser Spitze Nachricht gibt. Doch ist als sicher anzunehmen, daß, wenn die Saxerwand auch turistisch unberührt war, sicher schon mancher einheimische Jäger auf ihrem Gipfel gestanden ist; denn die Kare im Osten und Westen — Parseier- und Apenzellerkar — sind sehr gernsenreich. Von Zeit zu Zeit verständigte mich Freund Draxl, daß der Berg noch immer unbetreten sei. Da nun durch die Erbauung der Ansbacher Hütte der allgemeine Besuch des Gebietes stark zugenommen hatte, war doch „Gefahr in Verzug“ und so machten wir, Martin Draxl und Leander Draxl, der freiwillig mitging, um seine Heimatkenntnis zu erweitern, und meine Wenigkeit, uns am 8. September 1907 „auf den Weg“, was natürlich bei diesem Berg ohne „Weg“ bedeutete.

Regen war die Ursache, daß wir erst um  $\frac{1}{2}$  9 Uhr früh die Schwelle der Ansbacher Hütte verließen und genau 40 Minuten dem Wege zur Memminger Hütte folgten. Auf den Knappenböden wandten wir uns links dem Westgrate der Rotspitze zu und hier begann ein Queren der Wandabbrüche der Rotspitze, Rotplatte und Freispitze. Über Rippen, Bänder und steile Schneezungen ging es in lieblicher Folge. Unter einem Wandabbruch der Rotplatte fanden wir frisches Wasser, das letzte auf unserer Tur. Magen und Flaschen wurden gefüllt und dann ein Plattenschuß studiert, über den wir weiter kommen sollten, der aber aus einiger Entfernung ziemliche Unannehmlichkeiten kündete. Das Seil kam in Verwendung. Leander ging voraus, dann balanzierte ich hinüber und zuletzt Lippi. An Schwindel darf man hier nicht leiden; aber sonst machte sich

alles besser, als ich gedacht hatte. Von nun an ward es etwas leichter, aber ich fand noch immer Gelegenheit, dem armen Lippl einen Stein aufs Kinn zu senden, der ihm sogar noch die Zunge verletzte. Die weitere Route ist klar vorgezeichnet, immer stramm aufwärts zu den drei Scharteln, die in den Nordwestgrat der Freispitze eingeschnitten sind, jenes Grates, der mit Punkt 2443, einem mauer-glatten Turm, senkrecht in das Alperschontal abfällt. Um 12 Uhr erreichten wir endlich das mittlere Schartel von den dreien. Die uns gegenüber aufragenden Saxerwände sahen nicht gerade einladend aus. Zur Rechten drohte die schauerliche Nordwand der Freispitze.

Um 12 Uhr 15 Min. verließen wir die Scharteln und stiegen in das Apenzeller Kar ein, das wir knapp unter der Freispitz-Nordwand querten. Neben einer steilen, glatten Platte ging es dann hinauf zur Saxerscharte, der tiefsten Einsattelung zwischen Freispitze und Saxerspitze. Der Grat zur Saxerspitze ist nun zunächst durch einen Turm gesperrt, der, brüchig wie ein echter Lechtalerturm sein muß, uns zur Anwendung des Seiles zwang. Erklettert war er bald, aber jenseits hinab? Erst ließ sich Leander abseilen, dann kam ich an den Strick. Gute 20 m kletterte ich hinab; aber als nun Martin hätte nachkommen sollen, trat ein, was ich befürchtet hatte. Das Seil ließ sich bei dem brüchigen Gestein nirgends befestigen, ein Herunterklettern, noch dazu mit Nagelschuhen, schien sicherer Sturz. Auch die Anwendung von Mauerhaken hat in diesem Teil der Lechtaler Alpen des morschen Gesteins wegen keinen Sinn. Draxl mußte also zurück und es gelang ihm, den Turm an der Ostseite zu umklettern, indes Leander und ich noch einen zweiten kleineren Turm zu überwinden hatten. Dann hatten wir aber auch alle Schwierigkeiten hinter uns und trabten fröhlich über den Grat dem Gipfel zu, den wir um 3 Uhr nachmittags erreichten. Von verblüffender Großartigkeit ist der Rundblick. Von Westen her grüßt der schlanke Turm der Wettterspitze und auch die Vorderseespitze will bewundert sein. Im Osten fesseln die herrlichen Wandbrüche und Abstürze der Parseierspitze das Auge. Vom wilden Hochgebirgscharakter heben sich die grünen Wiesen und dunklen Wälder des Alperschon- und Parseiertales stimmungsvoll ab. Nach 4 Uhr packten wir die Rucksäcke und traten den Rückweg an. Einige Minuten blieben wir auf dem Grat und dann ging es direkt über den Westhang, einen schrecklichen Schutthaufen, hinab. Die ganze langgedehnte Bergseite ward lebendig und schien mit uns zu Tal gehen zu wollen. Wehe dem, der hier den Anstieg ausführen will! Mit Beginn der Waldregion trafen wir auf ein schwaches Steiglein, das uns sicher zur Alperschoner Thaja leitete. In zwei Stunden waren wir auf der Ansbacher Hütte, eine Stunde später in Flirsch.

Am 13. Juli 1909 bekam die Saxerspitze den zweiten Besuch durch Herrn Dr. v. Rogister mit Führer Friedle. Der Anstieg erfolgte von Norden von der Seelaalpe, 1411 m, aus. Herr Dr. v. Rogister berichtet folgendermaßen: „Von der oberen Seelaalpe den grünen Hang hinan bis an den Fußpunkt des von der Sixerwand — Punkt 2630 m — herabziehenden Grates. Aufstieg entweder unter Benützung des Grates oder in der Wand.“ Eine genaue Beschreibung konnte Herr Dr. v. Rogister nicht liefern, weil an jenem Tage knietiefer Neuschnee lag. Auch bezüglich der Schwierigkeiten ließ sich schwer eine Schätzung vornehmen; er meint, die Wand kann — von einzelnen Stellen abgesehen — nicht als „schwierig“ (im Sinne des Hochturisten!) bezeichnet werden. „Freilich, jedem Bummel möchte ich diese Tur trotzdem nicht empfehlen.“ Das ist ja das Kennzeichen der Lechtaler Berge überhaupt: Lange Zeit geht es harmlos, dann kommen plötzlich Schwierigkeiten, die einen ganzen Mann erfordern und in der Folge kommt man wieder leicht durch. Die Lechtaler Berge sind heimtückische Gesellen.

**DIE VORDERSEE-  
SPITZE, 2888 m c**

Über den Nordgrat. A. Spiehler, der Pionier der Lechtaler Alpen, war natürlich der erste, der die Vorderseespitze einer eingehenden literarischen Betrachtung unterzog und ihr zuerst in der „Zeitschrift“ 1887 eine ausführliche Abhandlung widmete. Er war von Schnann ausgegangen in Begleitung eines gewissen Juen, den auch schon der kühle Rasen deckt, war zum Vordersee aufgestiegen, um über die Südflanke beim sogenannten „Jägerkreuz“ den Ostgrat zu erreichen. Dieses „Jägerkreuz“ ist seitdem spurlos verschwunden, kein Stückchen Holz gibt Zeugnis von seiner einstigen Existenz, kein Mensch im Tale berichtet mehr davon. Wer wird dieses Kreuz auf sturmumtobtem Grate errichtet haben, zu welcher Erinnerung? Vielleicht jene zwei Mädchen, die nach einer alten Sage nicht über das Alperschonjoch finden konnten, bis sich plötzlich die furchtbar dunkle Nacht erhellte und sie vor sich eine breite Straße fanden, die sie direkt und bequem auf die Vorderseespitze über den Ostgrat brachte, wo man sie dann, durch ihre lange Abwesenheit aufmerksam gemacht, glücklich rettete.

Wenn die Vorderseespitze auch selten begangen wurde und das meist nur von einheimischen Jägern, so war doch die allgemeine Route jene, die Spiehler einschlug und so köstlich schilderte: über die Südflanke, den Ostgrat, das Firnfeld und den Vorgipfel auf den Hauptgipfel. Zum Abstieg benützt man gern eine große, tief eingeschnittene, schluchtartige Rinne, die fast immer mit Schneemassen gefüllt ist. Diese Rinne beginnt direkt an der Scharte zwischen Vor- und Hauptgipfel, die man besser als West- und Ostgipfel bezeichnet, und leitet in pfeiliger Richtung sehr steil — Steigeisen meist empfehlenswert — auf den obersten Karboden des Vordersees.

Bei meiner Ersteigung der Wetterspitze wurde der Nordgrat der Vorderseespitze einer eingehenden Besichtigung unterzogen und ein Jahr darauf, am 19. August 1905, seine Begehung in Angriff genommen. Leider sollte es dabei nicht ohne eine bittere Enttäuschung abgehen. Sehr frühzeitig, mein Begleiter Martin Draxl ist so eine Art Nachtwandler, brachen wir von Flirsch auf und tappten nach Schnann. Unsere schwer benagelten Schuhe klapperten hell in der lautlosen Nacht, so daß die im Stanzertal zahlreichen Hunde ein böses Konzert anstimmen und wir erleichtert aufatmeten, als wir die Schnannerklamm passiert und jeder Art Kultur den Rücken gekehrt hatten. In nicht ganz zwei Stunden standen wir auf dem Alperschonjoch und damit am Fuße des Ostgrates, der uns aber weiter nicht kümmerte; er war ja schon durch die Herren G. Herold aus Lindau und Uhde-Bernays aus München überschritten worden. Unsere Aufgabe war es nun, die Schutthänge der Nordseite der Vorderseespitze so hoch als möglich zu queren. Das Geröll ist steil und locker, mühselig die Bewegung darauf, sie ist oft mehr ein Rückwärtsgleiten als ein Vorwärtskommen. Über zwei Stunden hatten wir Arbeit, bis wir schweißtriefend den Grat des Stierlangzugs erreichten. Durch die Stierlochscharte blitzten die ersten Strahlen der Morgensonne und übergossen Wetter- und Feuerspitze mit wunderbarem, märchenhaftem, rötlichem Schimmer, der aber bekanntlich nach allen guten Wetterregeln keinen freundlichen Abend verspricht. Der Grat des Stierlangzuges von der Vorderseespitze bis zur Feuerspitze ist trotz einiger Türme leicht begehbar. An seinem Nordende führt ein Weg auf den Westgrat der Feuerspitze mit dem Langzugjöchl, 2585 m, und weiter zur Simmshütte im Sulzertal. Dieser Grat, der das obere Kaiseratal vom Sulzertal trennt, schwingt sich, nach Süden etwas vorspringend, nochmals wild und kühn in die Höhe, um als „Aples Plaiß“ die Höhe von 2832 m zu erreichen. In neuerer Zeit ist der Name „Wild-Peischl“ bevorzugt worden; besonders der erste Ersteiger, Herr Dr. A. Wachter aus Innsbruck, gebraucht diese

Bezeichnung. Bedenkt man, daß „Plaiß“ niemals für eine „Bergspitze“ oder für eine Erhebung überhaupt angewendet wird, so ist tatsächlich der Name Wild-Peischlspitze vorzuziehen. Nachdem es aber in dieser Gegend von Plaißköpfen und Peischlspitzen eine ganze Schar gibt, gefällt mir noch immer die Bezeichnung am besten, die mir 1896 ein Bergführer auf dem Kaiseroch mitteilte, nämlich „Hinterseespitze“. Tatsächlich ist die Spitze die Beherrcherin des Hintersees in dem gleich hervorragenden Maße, wie die Vorderseespitze im einsamen See gleichen Namens ihr Bild zeichnet. Aber wo zwei Namen schon zuviel sind, ist ein dritter erst recht überflüssig und deshalb wollen wir bei Wild-Peischlspitze bleiben. Von der Wild-Peischlspitze wendet sich der Grat scharf nach Norden, eine mächtige Scheidewand zwischen dem mittleren und unteren Kaisertal westlich und dem Sulztal östlich bildend. Kaisertal — Kaisers — usw., alle diese Namen kamen mir hier immer etwas auffallend vor, und daß die Bezeichnungen nicht mit „Kaiser“ zusammenhängen dürften, ist zu naheliegend. Einige intelligente Einheimische bestätigten mir auch, daß zweifellos „Kaser“ die Grundlage bildet und daß daher eigentlich Kasertal, — Kaiseroch usw. zu sagen und zu schreiben wäre. Allein an diesen nun schon uralten Namen kann natürlich nichts geändert werden.

Wir standen ziemlich lange am Fuße des Nordgrates, nahmen unser Frühstück ein und musterten die Umgebung. Das Schneefeld der Vorderseespitze reicht, vom Ostgrat beginnend, auf der Nordseite weit herunter und einige Rinnen führen ohne Schwierigkeit auf die Schutthänge, die wir soeben gequert hatten. Diese Route war natürlich nicht nach unserm Geschmack. Wir stiegen auf einem schmalen, aber sicheren Bande horizontal in die Westwand ein, bis wir zu einer leicht kenntlichen Rinne kamen, die uns, ohne übermäßige Schwierigkeiten zu bieten, auf den Grat leitete, wobei manche Trümmer, von uns losgetreten, in die Tiefe polterten. Nach einigen Minuten hatten wir den eigentlichen Nordgrat unter den Füßen. Er vereinigt sich beim Vor- oder Ostgipfel mit dem Ostgrate und ist mit größeren und kleineren Türmen besetzt, die am besten an der Ostseite umgangen werden. Während wir uns teils neben, teils auf dem Grate aufwärts bewegten, bemerkten wir plötzlich Fußtritte, die zwar nicht mehr ganz frisch, aber immerhin deutlich erkennbar waren. Also kamen wir zu spät! Beim Vorgipfel wird die Richtung scharf westlich. Erst mußten wir in die Scharte absteigen, um jenseits auf den Hauptgipfel zu gelangen. In einigen Minuten war dies vollbracht. Vom Stierlangzug bis hierher hatten wir, allerdings bei munterer Arbeit, wenig mehr als eine Stunde gebraucht. Nachdem der Durst durch mitgebrachtes Wasser etwas gelöscht war, wurde der Steinmann nach allen Seiten durchwählt und richtig fanden wir die Karten der ersten Begeher des Nordgrates: V. Sohm und K. Huber (23. September 1904), ferner P. Rudolph und Dr. Schäffer (23. Juli 1905). Wir waren also die Dritten. Die Kränkung war natürlich sehr gering, vielmehr freute es uns, daß dieses Gebiet, für das unser unvergesslicher Spiehler in Wort und Schrift unermüdlich tätig gewesen, endlich doch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zieht. Die Karten wurden wieder gut verschlossen und dann traten wir vergnügt den Heimweg an: zurück zur Scharte und hinunter durch die unglaublich steile Schneerinne, die uns in sehr kurzer Zeit auf das Schutterrain des Vordersees brachte. Einige weidende Ochsen glotzten uns verwundert mit großen Augen an und blickten uns noch verdutzt nach, als wir schon eilig zum Schnannertal hinausließen.

Die Vorderseespitze wird heute von allen Seiten erstiegen. Am beliebtesten — wohl infolge der Lage der Ansbacher Hütte — ist der Ostgrat für den Aufstieg und der Nordgrat für den Abstieg, als Übergang zur Feuer- und Wetter-

spitze. Die Aussicht ist umfassend und steht keiner andern nach. Die Schwierigkeiten sind nicht von Bedeutung, natürlich ist aber Trittsicherheit und Schwindelfreiheit in ausreichendem Maße erforderlich.

### HÖHENWEG ZUR ULMER HÜTTE

Ein Jahr vor Eröffnung der Ansbacher

Hütte wurde die vielbesuchte Ulmer Hütte an der Valluga der Benützung übergeben. Bald nach Fertigstellung der Ansbacher Hütte wurden Versuche unternommen, eine Höhenverbindung auch zwischen diesen beiden Hütten herzustellen. Einige vorzügliche Kletterer unternahmen zuerst von der Ulmer Hütte aus die Lösung dieser Aufgabe. Da sie aber mit zu großer Gewissenhaftigkeit alle Gipfel überkletterten, konnten sie erst am zweiten Tage die Ansbacher Hütte erreichen. Es liegt nahe, daß diese Trasse für einen Höhenweg denn doch zuviel Höhendifferenzen aufweist. Soll aber eine Höhenverbindung hergestellt werden, so muß sie eine Fortsetzung des Augsburger Höhenweges sein und möglichst wenig Höhenverluste aufweisen. Von diesem Gesichtspunkte ließ ich mich leiten, als ich im August 1907 daranging, die kürzeste und bequemste Verbindung zwischen beiden Hütten zu suchen.

Die Partie begann mit Verdrießlichkeiten und Hindernissen, die uns dann auch den Tag über treu blieben. Draxl war wegen einer Verhinderung in der Wirtschaft so spät gekommen, daß wir statt zeitig früh erst um 11 Uhr mittags aufbrechen konnten. Wir gingen diesmal, in der Höhe der Ansbacher Hütte bleibend, durch die Südwand der Samspitze, wobei wir bei einigen Tobeln noch kostbare Zeit einbüßten. Vom Alperschonjoch stiegen wir in die Südwand der Vorderseespitze ein. Ich kannte dieses Wegstück von früher. Mehr als ein Dutzend wilder, tiefeingerissener Tobel mussten durchklettert werden, ein Hindernis löste das andere ab, bis wir endlich oberhalb des Vordersees gutes Terrain und ein Steiglein trafen, das uns auf das Hinterseejöchl, 2484 m, leitete. Nach 1 Uhr mittags standen wir halbverdurstet oben. Draxl hatte sich inzwischen mit dem Pickel das Knie schwer wund geschlagen und bei mir waren die Schuhsohlen, die ohnehin schon sehr dünn gewesen, in Fetzen verwandelt worden; infolgedessen bohrten sich die Uhstollen, die sonst sehr empfehlenswert sind, wie glühende Stifte ins Fleisch. Nachdem wir noch die Schmalzbüchse geleert (in der Sonnenhitze hatte der Inhalt zu rinnen begonnen) stiegen wir etwas gegen den Hintersee ab, wendeten uns aber bald nach links (südlich), um in einem gewaltigen Bogen durch die Abstürze der Furgler, des Kridlonkopfes und der Aperiesspitze der Faselfadscharte, 2365 m, zuzustreben. Der Ausstieg auf diese Scharte erfordert eine aufmerksame Kletterei. Von hier geht es wieder, kaum merklich ansteigend, über Rasenhänge, die sich hoch am Kreuzkopf, 2501 m, emporziehen. Der Südbrohrung des Grieskopfs, 2582 m, muß mit etwas Aufmerksamkeit durchklettert werden. Um 3 Uhr standen wir vor dem Kaiserjochhaus, 2306 m. Eine Stunde später wurde der Weitermarsch angetreten. Erst stiegen wir über Rasenhänge auf den Südrücken des Bergleskopfes, immer hart an der Grenze von Fels und Rasen bleibend; nach kurzer Zeit waren wir aber schon mitten im Fels. Scharfkantige Rippen und Tobel mußten über- und durchklettert werden, bis wir endlich an den Quellen des Vadiesenbaches weichen Boden fanden. Die Sonne hatte sich schon längst verabschiedet und in Pettneu, dem vielbesuchten Dörfchen des Stanzertales, flamme bereits hin und wieder ein Lichtlein auf. Wir beeilten uns weiterzukommen, das heißt, wir versuchten es. Denn jetzt folgte nahezu ununterbrochene, wilde, horizontale Kletterei, wobei die Dunkelheit allmählich zunahm, die Finger in der Eile sich blutig rieben und die Schuhe mit Spuren von Sohlen und kräftigen Uhstollen dem Fuß immer schmerhafter sich bemerk-

bar machten. Nach 8 Uhr standen wir endlich auf dem Almejurjoch, 2225 m. Höhenunterschiede hatten wir bis jetzt fast gar keine zu überwinden gehabt. Im Tale waren unzählige Sternlein aufgeflammt. Tiefe Dunkelheit begann sich auszubreiten, indes wir einsame Wanderer hier oben müde, hungrig und durstig den letzten Angriff auf die Südände der Weißschrofenspitze vorbereiteten. Westwärts blickend, sahen wir in bedeutender Ferne einen kleinen, weißblinkenden Schneefleck, unser nächstes Ziel, das wir leicht, aber erst nach verhältnismäßig langer Zeit erreichten. Von diesem Schneefleck an ging es an den Wänden der Weißschrofenspitze hin durch ein buntes Durcheinander von Zacken, Graten, Löchern und Tobeln, wobei wir kaum einen Schritt weit annehmbar sehen konnten. Gegen 11 Uhr nachts kamen wir endlich auf Rasen, der aber so steil und durch starken Tau so schlüpfrig war, daß wir uns Schritt für Schritt mit dem Pickel verankern mußten. Um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr erreichten wir die oberste Quellterrasse des Steisbaches, und nachdem das Licht in der Ulmer Hütte bereits erloschen war, wir auch gründlich zerschunden und zerlumpt aussahen, brachten wir unsere müden Knochen in einem Heustadel zur Ruhe. Mit dem Schwur auf den Lippen, nie mehr wieder Höhenwege zu projektierten und zu begehen, schwebten wir dann hinüber in das unbekannte Reich der Träume. — Die Tur wurde ein Jahr später von Herrn Blum wiederholt. Vernünftigerweise sorgte er dafür, daß rechtzeitig aufgebrochen wurde, daher blieb ihm auch alles erspart, was uns die Dunkelheit und die Hast gebracht hatte.

Eine Weganlage von der Ulmer Hütte zur Ansbacher Hütte ist die natürliche Fortsetzung des Augsburger Höhenweges. Ein solcher Weg wäre durch die Großartigkeit seiner Anlage, wie seiner Aussicht eine der bedeutendsten Schöpfungen auf dem Gebiete der Erschließung der Alpen. Freilich gibt es große Widerstände zu überwinden, wobei ich nicht an Geld, nicht an Pulver, nicht an Drahtseile denke, sondern daran, daß mit vielleicht 70 Bauern verhandelt werden müßte. Hoffen wir, daß auch diese Schwierigkeit überwunden werden kann.

**DIE FREDERICK-SIMMS-HÜTTE, 2004 m**

Anton Spiehler hat seinerzeit die Ersteigung der Wetterspitze vom Sulzeltal aus durchgeführt, wobei er in der sehr primitiven Almhütte übernachteten mußte.

Vor wenigen Jahren hat nun die rührige Sektion Holzgau diesen Teil der Lechtaler Alpen zu ihrem Arbeitsgebiet gemacht. Zunächst errichtete sie im oberen Talboden in 2004 m Höhe eine Unterstandshütte, die nach dem Spender der Mittel „Frederick-Simms-Hütte“ genannt wurde. Daran schloß sich der Wegbau zur Wetterspitze, die tatsächlich von dieser Hütte aus in der kürzesten Zeit erreicht werden kann. Zugleich baute die Sektion einen Weg zur Feuerspitze, durch den die Wegverbindung zur Ansbacher Hütte hergestellt ist. Die Frederick-Simms-Hütte begünstigt nicht nur die Ersteigung der Wetter- und Feuerspitze, sondern sie ist besonders bequem für die Aples Plaisspitze, 2332 m (Wild-Peischel), und Rotschrofenspitze, 2584 m, mit ihren drei prachtvollen Türmen — den „drei Festen“. Diese Türme galten lange Zeit für unersteiglich, bis ihnen Herr Dr. v. Register aus Augsburg mit Führer Friedle energisch an den Leib rückte. Er berichtet darüber im XV. Jahresbericht (1908) des Akademischen Alpenvereins München, wie folgt: „22. Juli. Ost-Eckgipfel, ca. 2500 m. Von der Unteren Sulzelalpe (jetzt benutzt man natürlich die Simms-Hütte) geht man etwa 25 Minuten talaufwärts und steigt sodann an der rechten (südlichen) Seite eines Sturzbaches (bezw. Schneefelds) zu dem den Festen nördlich vorgelagerten Festenkare auf. Von hier aus über den Nordostgrat, anfangs leicht, später schwierig, ohne Ausweichen vom Grate zum Gipfel (vier Stunden von der Unteren Sulzelalpe). Ab-

stieg über den Westgrat. Die schmale Schneide leitet anfangs eben weiter, führt dann aber steil abfallend zu der Scharte hinab, die von der Ostecke und dem inneren Ostgipfel gebildet wird; schwierig ist dabei das unterste Stück. Von der Scharte über leichte Schrofen ins Felsenkar zurück.“

Den mittleren Turm überschritt Herr Dr. v. Rogister mit Führer Friedle am 26. September 1906; er berichtet darüber: „In das Festenkar und von dort über Schrofen zu der Scharte zwischen den beiden Ostgipfeln. Gleich über dieser Scharte wird der sich am Ostgrate erhebende Zacken nach rechts umgangen (glatte Stelle), hierauf wieder auf den Grat und ohne weiteres Ausweichen auf den Gipfel ( $3\frac{3}{4}$  Stunden). Abstieg über den Westgrat. Ohne Schwierigkeiten (doch Steigeisen wegen des steilen Grashanges am unteren Rande dienlich) zur Scharte zwischen zweitem Ostgipfel und Westgipfel. Von hier aus über die Nordwand erst 15 bis 20 Minuten gerade abwärts; dann hielten wir uns, Geschröfe überquerend, links, bis wir eine schräg nach links gerichtete Rinne erreichten. Zuletzt über einen Wandabbruch in das Festenkar zurück (eine Stunde).“

Nun bleibt noch der Westgipfel, der zur Rotschrofenspitze leitet. Er ist noch unberührt. Von Nordosten, aus dem Festenkar, dürfte die Ersteigung keine besonderen Schwierigkeiten bieten, wohl aber der Übergang zum nordöstlich vor gelagerten zweiten Ostgipfel, also zum Mittelgipfel. Durch die bequeme Lage der Simms-Hütte ist der Besuch der Festen (und der dazu gehörenden Rotschrofenspitze, im Volksmunde irrtümlich als „Vierte Festenspitze“ bezeichnet) und der Gries talerspitze sehr erleichtert. Über die Ersteigung der letztgenannten Spitze berichtet Herr Dr. v. Rogister: „Ich habe 1905 die Griesaler-Spitze über den Grat von den Festen her (Südgrat) erreicht.“ (Der Grat ist dann von A. Wachter aus Innsbruck wiederholt worden.) Herr Dr. v. Rogister benützte damals zum Abstieg in das Sulzetal die Südostwand: „In dieser erst gerade abwärts — teilweise hohe Wandbrüche —, dann mehr nach rechts zu einer von einer Einsattelung im Südgrat herabziehenden, wassergefüllten Rinne. Diese Rinne mündet auf ein Schneefeld aus. Dann nach links (Norden) auf einen mit Fels trümmern bedeckten, steilen Grashang und auf diesem etwa eine halbe Stunde in gleicher Höhe weiter, bis man einen nicht abbrechenden Hang erreicht. Das Tal betritt man etwa eine halbe Stunde oberhalb der Unteren Sulzelalpe. (Abstieg vier Stunden.)“

Die auffallendste und eleganteste Gestalt unserer Lechtalergruppe ist die Wetter spitze, 2898 m. Sie weist auch die meisten Besuche auf und ihre Zugänglichkeit hat durch die Erbauung der Ansbacher und besonders der Simms-Hütte bedeutende Vorteile erhalten. Sämtliche Anstiegslinien vereinigen sich am Grade zwischen Feuer- und Wetterspitze. Wer von der Ansbacher Hütte den Alpen vereinsweg zur Feuerspitze geht, verläßt bei der vierten Wegtafel „zur Simms Hütte“ die Route, biegt scharf nördlich ab und steuert dem Grat zu, der von der Feuerspitze zum Fallnacher Turm zieht. An einem seiner tiefsten Einschnitte beginnt man die Nordwand des Grates zu durchsteigen, um den Fallnacher Ferner und das eingangs erwähnte Gratstück (Fallnacher Scharte) an der Wetterspitze zu erreichen. Nach schlechtem Wetter oder größerer Kälte sind Steigeisen für diese Strecke wegen oft nicht unbedeutender Vereisung sehr zu empfehlen. Der Schlüssel zur Erkletterung des Gipfelturmes wird jetzt und für alle Zukunft immer das grifffeste Band bleiben, das in allen Reisehandbüchern ausführlich beschrieben ist. Eine kleine Abweichung gestattete sich Herr Prof. Bindel aus Bamberg 1904. Einige Meter links von der üblichen Route erkletterte er den Turm ohne Band, wobei er von M. Draxl, der Herrn Hofrat Trnka begleitete, die liebevolle Warnung erhielt: „Wenn Sie herunterfallen, mich geht es



*Ansbacher Hütte gegen den Riffler*

Dr. F. Benesch phot.



Dr. F. Benesch phot.

*Vorderseespitze von Norden*



Dr. F. Benesch phot.

*Eisenspitze von Flirsch*



Dr. F. Benesch phot.

*Parseierscharte und Eisenspitze von den Flirscher Mähdern*



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

*Der Plaißkopf und die Thajaspitze vom Fuß der Fallenbachspitze*

nichts an.“ Der Route Bindel wird man nur folgen können, wenn man nicht nur ein guter Kletterer ist, sondern auch über ähnliche Körpermaße verfügt.

Der Zugang zur Wetter Spitze von der Simmshütte auf dem Alpenvereinsweg ist nicht nur etwas leichter als jener von der Ansbacher Hütte, sondern natürlich auch bequemer.

Einen neuen Anstieg, nämlich über die Ostseite, hat Dr. Alfred Wachter am 13. August 1908 ausgeführt. Er berichtete darüber im 16. Jahresbericht des „Akademischen Alpenklubs Innsbruck“ (Seite 14 ff) wie folgt: „Von der Simmshütte schlug ich den schon bekannten Weg zur Schafsscharte ein. Es herrschte windiges und kaltes Wetter. Nach einer kurzen, aber anstrengenden Kletterei in dem zur Wetter Spitze-Nordwand hinaufziehenden Grate ließ ich verdrossen von der kalten Arbeit ab und wanderte in die sonnige und windgeschützte Ostseite hinunter. Ob der mächtige Ostpfeiler der Wetter Spitze nicht zu erklettern wäre? Über steile, beinhart gefrorene Firnstreifen, einen Mauerhaken mangels des Pickels wie ein Stilett benutzend, querte ich gegen die Felsköpfe unterhalb des Fallenbacherfners hin, um einen Anstieg zu erkunden. Ich verlor nicht viel Zeit damit, sondern kehrte zum Fuße des Pfeilers zurück. In der Falllinie eines der erwähnten Köpfe stieg ich in die Felsen ein. Ein System von senkrechten, kurzen Kammen und schmalen Bändchen brachte mich höher. Dann hielt ich mich möglichst nach rechts, um ja den Ansatz der eigentlichen Gratschneide zu erreichen. Die leichteren Felsen links konnten mich nicht verführen. Jeder Moment erforderte volle Anspannung. Dann stand ich vor dem steilen Aufschwung einer schmalen Schneide; die bisherigen Schwierigkeiten schienen sich da um ein mehrfaches zu steigern; rechts und links glatte Wände. Es gab kein Ausweichen und nur ein Versuch konnte entscheiden. Winzige Griffe und Tritte gestatteten ein Emporkommen in regelrechter, wenn auch scharfer Kletterei. Willkommen bot sich mir dann ein kleiner Felskopf als Ruhepunkt. Der weitere Aufschwung schien noch ärger und ich sah von ihm weg, um die kurze Frist der Rast nicht mit Rückzugsgedanken ausfüllen zu müssen. Ganz ohne mir einen Erfolg zu versprechen, wagte ich eine Probe. Das sah ich gleich, daß es hier keine Kletterei mehr im gewöhnlichen Sinne gab. Die Stelle zeigte sich als grifflos, glatt, das Gestein fest und geschlossen, wie aus einem Guß. Mangels anderen Haltes klemmte ich den Grat zwischen die Knie, wobei eine vorstehende Platte links als Widerlager für den linken Fuß gute Dienste leistete. Die Finger umfaßten die an einer Stelle weniger steil verlaufende äußerste Gratkante und die Ballen der Hände wurden fest gegen die Felsenschneide gepreßt. Winzige Rauhigkeiten und Grübchen für die Fingerbeeren wurden dankbar benutzt. Aus dieser Anfangsstellung arbeitete ich mich mit kurzen, zähen Zügen harpfend die nächsten paar Meter empor. Der Körper gravitierte dabei immer etwas gegen die rechte Seite, wo die Wände über 100 m tief senkrecht und glatt wie geschliffen zur Schuttsohle des hintersten Grieseltales abfielen. Aber ich ertastete wieder kleine Griffe, die immer besser wurden, je höher es hinaufging. Zu meiner eigenen Überraschung zeigte sich nun bald ein horizontales Gratstück, das als Band an der Nordseite einer hier aufragenden Felsplatte bis zu einem hohen, turmartigen und ungemein kühnen Aufschwung des Grates weiterführte. Dort erlaubte ein schmaler Spalt zwischen Gipfel und Platte den Durchtritt auf die südliche Seite, wo zu meiner freudigsten Überraschung ein gutes Band an den sonst glatten Wänden weiterführte. Ein schräger Kamin zog von ihm gegen das Massiv hinauf und stellte die Verbindung mit einer vom Ostgrat herabziehenden Geröllrinne her. In dem freudigen Gefühl, über den Berg gesiegt zu haben, beachtete ich keine Schwierigkeiten mehr, sondern stürmte, den nun

zahmen Ostgrat wiedergewinnend, unaufhaltsam zum Gipfel. Führer Draxl von Flirsch und ein älterer Herr aus dem Reiche waren die überraschten Zeugen meiner Ankunft. Zur Bewältigung der etwa 300—400 m betragenden Höhendifferenz hatte ich nicht ganz eine Stunde benötigt.“

Die Wetterspitze fällt gegen Norden senkrecht, mauerglat 300 m tief ab, jedes Weiterkommen energisch verbietet. Nach einer kleinen Scharte erhebt sich der Nordgrat nochmals zu 2694 m in der Etlerspitze und zieht nordwärts bis zum Vordersonnenkogel, 2230 m. Etler- und Muttlerkopf werden von den Flirschern auch Plaßköpfe genannt. Spiehler bezeichnet den Etlerkopf als Plaßkopf und behält den Muttler mit dem Namen bei. Vom Sulztal aus wird eine dem Muttlerkopf westlich vorgelagerte Erhebung, 2078 m, als Plaßkopf bezeichnet. Die auf der neuangelegten Alpenvereinskarte eingeführte Benennung dürfte die praktischste sein, weil es zur Orientierung immerhin leichter ist, möglichst wenig gleiche Namen zu haben. Die Thajaspitze, 2540 m, ist die letzte bedeutendere Erhebung im Grade und nimmt sich, vom Tale aus betrachtet, noch sehr imponierend aus. Daher sie von dem Großteil der Bergsteiger noch immer mit der Wetterspitze verwechselt wird, der sie in der Gestalt sehr ähnelt.

Von der Feuerspitze zieht ein dunkelroter Grat stark zerrissen ostwärts bis zur Kleinen Feuerspitze, 2704 m, die, so untergeordneter alpiner Bedeutung sie auch ist, doch schon ihren Bezwinger gefunden hat. Von hier biegt der Grat nach Norden um, zunächst zur Gamskarlscharte, 2557 m, abfallend. Aus dieser erhebt sich, anfänglich an der Südseite zerfressen wie die Wetterspitze, die Fallbacherspitze, 2723 m, von Einheimischen noch manches Mal als Gamskarlspitze bezeichnet. Ihren ersten Ersteiger von Süden aus fand sie in Herrn V. Sohm aus Bregenz. Von der Ansbacher Hütte Kommende müssen zum Alperschonbach absteigen und über die jenseitigen Rasenhänge die Gamskarlscharte erreichen. Von der Simmhütte her hält man sich nahe dem Ostgrate zur Kleinen Feuerspitze und biegt dort mit dem Grat nach Norden aus.

Unserer Jugend, die gerne stille Gebiete aufsucht, ist die Hütte der Sektion Holzgau im oberen Sulztal recht warm zu empfehlen; damit wird dann auch die gründliche Erschließung dieser Lechtaler Kette in gute Bahnen geleitet sein.

**DIE MADAUERBERGE** Die eifrigste und zugleich seine erfolgreichste Tätigkeit wandte Spiehler der südlichsten Kette der Lechtaler Alpen zu, den Bergen südlich des Madautales. Nördlich dieses Tales findet sich eine zweite Kette, die fast parallel zur Südlette verläuft, aber kürzer und niedriger, doch ebenso wild ist, mit Bildern von verblüffender Großartigkeit. Es ist ein höchst besuchenswertes, aber herzlich wenig besuchtes Gebiet, ein Stieftkind. Diese Gruppe beginnt bei Bach im Lechtale, zieht parallel mit dem Madau- und Rethtal bis zum Alplitjöchl, ist im Osten durch den Otterbach und im Norden durch den Lech begrenzt. Ihre Kerentruppen erheben sich oberhalb des verlassenen Dorfes Madau; daher stammt auch der Name „Madauer Berge“, der umso zutreffender ist, als von dieser Seite auch die bequemsten und wahrscheinlich kürzesten Zugänge sich ergeben. Die erste Erhebung im Westen ist die Wildebener Spitze, 2450 m; sie ist sowohl vom Lechtale als auch aus dem Madautale leicht zu erreichen. Nach Osten schwingt sich der Kamm zur Ruitel, 2566 m, empor. Dicht neben diesem Berge wird der Grat durch eine breite Einsattlung, die Dreisatelscharte, 2258 m, die den besten Übergangspunkt nach Norden bildet, unterbrochen. Jenseits dieser Scharte wird der Grat bedeutend wilder, zerrissener und schwingt sich scharf und jäh zur Zwölferspitze, 2595 m, auf. Seine schlimmen Eigenschaften beibehaltend, trägt der Grat dennoch bis

zur nächsten Einsattelung, der Schafkarscharte, nur noch eine markantere Erhebung, die Seableskarspitze, 2542 m. Sie ist vom mittleren Schafkarboden, also von der Südseite, leicht ersteigbar. Die Schafkarscharte, 2370 m, führt sowohl in das Seableskar als auch in das Roßkar und nach Gramais. Am besten erreicht man sie von Madau aus. Östlich vom Märzbach zieht ein stark bewaldeter Rücken herab, über den zwei gut erhaltene Heuersteige führen. An Heustadeln vorüber, immer auf dem Rücken bleibend, gelangt man in die oberste, von Schnee, Geröll und Wasser erfüllte Mulde. In einer weiteren Viertelstunde erklimmt man die letzte Steile über einen Schutthang. Ein eigentümlicher Ausblick eröffnet sich. Nach Norden senkt sich eng, wild, schneerefüllt und schlauchartig das Seableskar hinab, das bei der Griesbachalpe seine wilden Wasser mit dem schäumenden Griesbach vereinigt. An der Westseite wird das Kar vom Elferkopf, 2272 m, dem letzten Ausläufer des Nordgrates der Seableskarspitze, flankiert. Die Ostseite bildet der langgestreckte Nordgrat der Großsteininspitze, 2614 m, der mit der Wannenspitze, 2327 m, die letzte Erhebung unweit der Ufer des Lechs bildet. Dieser Grat sucht seinesgleichen an Wildheit, Brüchigkeit und Steilheit, besonders gilt das von der Strecke bis zur Gramaiser Schafkarspitze, 2540 m. Der Name „Gramaiser Schafkarspitze“ wurde von den Herren Dr. H. Uhde und Willy Engelmann in die Literatur eingeführt und man muß ihn jetzt lassen, damit nicht Verwirrung angerichtet wird. Die Einwohner von Gramais, und nur diese kommen in Betracht, sind bezüglich ihrer Kenntnisse der Nomenklatur ziemlich unzuverlässig und wohl nur diesem Umstände hat es Herr Dr. Uhde zu danken, daß er statt auf die Schafkarspitze, 2322 m, auf die Großsteininspitze, 2540 m, geriet und sie mit dem erwähnten Namen belegte; offenbar hat man auch ihm mitgeteilt, daß die Großsteininspitze (Punkt 2614 m) etwas nördlich der Torspitze, 2624 m, steht, also am Südwestende des Roßkars. Sein Bericht über seine erste Ersteigung der „Gramaiser Schafkarspitze“ im XV. Jahresbericht des Akademischen Alpenvereins München (1908/07) lautet: „29. Juli: Gramaiser Schafkarspitze, ca. 2600 m. (Erste Ersteigung. Erste Überschreitung.) Der vorher unbekannte Gipfel liegt in dem Bergzuge zwischen Madau- und Gramaisertal, südwestlich von Gramais im Hintergrund des Schafkars.“<sup>1)</sup> Von Gramais aus stiegen wir in das Roßkar auf einem Steig, immer westlich vom Bach bis auf die oberste Karterrasse (Almboden), wo sich der Steig verliert. Um einen felsigen Ausläufer des Kamms herum gelangten wir über Wiesen, später Geröll in den nördlichen Winkel des Kares. Unser Ziel war der Knotenpunkt des Hauptkamms und des vom Hirschleskopf, 2052 m, gegen Südwesten streichenden Seitenkamms, von hier aus gesehen der am weitesten rechts gelegene, plattierte Felsgipfel, auch kenntlich durch einen steilen Abbruch der obersten Partie. Auf diese zu stiegen wir über Schutt gegen die bös aussehenden Platten an, bis eine vorher nicht sichtbare, schluchtartige Rinne sich öffnete. Bis hierher drei Stunden von Gramais. Die teils schnee- und eiserfüllte, teils aus brüchigem Fels bestehende Rinne (schwierig) brachte uns in einer Stunde zu einer kleinen Scharte im Hauptgrat, von der aus der Gipfel in fünf Minuten leicht erreicht wurde. Von der letzterwähnten Scharte stiegen wir in einer nach Westen, entgegengesetzt der Anstiegsrinne, ziehenden Geröllrinne ohne Schwierigkeit bis zum untersten Abbruch über dem Schnee. Sehr schwierige Kletterei, zuletzt ein hoher Sprung über die Randkluft verhalfen auf den Schnee. 1½ Stunden von der Scharte. Dieser Weg dürfte der leichteste Anstieg auf

<sup>1)</sup> Auf unserer Alpenvereinskarte der Allgäuer Alpen, östliches Blatt 1907, ist dieser Punkt als Großstein-Spitze, 2540 m bezeichnet, in der vorliegenden Karte der „Lechtaler Alpen“ der Name „Schafkar“ jedoch richtig ge-

stellt. Weil nun dieser Name gar bedenklich oft vorkommt, wird Punkt 2322 m besser Kleine Schafkarspitze benannt, um einer Verwechslung mit der Gramaiser Schafkarspitze vorzubeugen.

den Berg sein. Absteigend und den Hang weit hinaus nach Nord querend, bis der Kamm bis oben begrünt ist, stießen wir auf einen Schafsteig, der uns über die Schafkarscharte<sup>1)</sup> in das Schafkar mit gleichnamigem See brachte. Von hier 1½ Stunden nach Gramais.

Kehren wir nun zu unserer Hauptkette längs des Madau- und Otterbaches zurück. Dicht neben der genannten Schafkarscharte stehen die Großsteinspitze, 2614 m, und die Griesspitze, 2611 m, etwas südlich davon die Torspitze, 2624 m, die höchste Erhebung im ganzen Zuge. Ihre ersten Bezwinger sind die Herren Willy und August Engelhart und S. Neumann (4. Oktober 1909). Noch behält der Grat die Höhe ungefähr bei, nur wenig unterbrochen durch das sogenannte „Tor“, nach Süden in mächtigen Wänden abstürzend, nach Norden zu das Roßkar mit seinem gleichnamigen See begrenzend. Die Hengstspitze hat noch 2599 m und das folgende „Landschafts-Eck“ 2610 m. Von dieser Spitze zieht ein Grat nach Nordnordost, der das Roßkar im Osten flankiert und in der Mittagspitze, 2380 m, noch eine schwierige Tur verspricht.

DIE RUITEL, 2566 m ■ ■  
DIE KARLESPITZE, 2377 m

„Hallo!“ tönte es mir entgegen, als ich, den Waldsaum verlassend, den „Eckhöfen“ am Ausgang des Alperschontales zueilte. Die Herren

H. Groß und E. Schnell, beide aus Biberach, waren es, die mich hier erwarteten. Sie hatten zur Vorsicht auf dem Hausdache Platz genommen. Wir wollten den Höhen nördlich des Madautales einen Besuch machen, standen doch einige der Erhebungen in dem Ruf der Jungfräulichkeit. Nachdem wir gefrühstückt hatten, hieß es einen Übergang zum einstigen Dorfe Madau suchen. Zunächst gingen wir bachaufwärts, bis wir eine Brücke fanden, die uns über die Parseier brachte; den Rethbach aber, der von der Leiterspitze wild und toll in jugendlichem Un gestüm herabstobt, mußten wir auf einem knorrigen Baumstamme überwinden. Nach einer halben Stunde schritten wir der Kapelle zu, vorerst einen Blick in eines der verlassenen, jahrhunderte alten Bauernhäuser werfend. Ein modriger Geruch schlug uns entgegen, den Atem beklemmend. Tief durchlöcherter Fußboden, ein Fragment eines Bettess, in der Ecke die Ruine eines Tisches und ein „Herrgottswinkel“. Wir verließen gern diese Stätte „menschlicher“ Kultur.

Nichtsdestoweniger möchte ich einiges über dieses verlassene Dorf der Vergessenheit entreißen, wobei ich gleich an dieser Stelle Herrn Expositus Urban Draxl in Bach im Lechtale für die liebenswürdige Unterstützung den wärmsten Dank ausdrücke. Madau gehört zur politischen Gemeinde Zams, Bezirkshauptmannschaft Landeck. Es bestand früher aus acht, später aus sieben Höfen. Etwas bachaufwärts oberhalb der verlassenen Ansiedlung lag der „Rethhof“ und gegenüber die drei „Egghöfe“, die heute nicht mehr bestehen, an deren Stelle dermalen Heustadel aufgebaut sind. Alle drei gehörten zusammen. Der „Rethhof“ ist jedenfalls der Namengeber für die weiter obenliegende „Rethalm“ gewesen und unzweifelhaft von ihm stammt der Name des Baches und Tales — daher „Rethbach“ und „Reththal“ zu schreiben ist, und nicht „Röt“tal bzw. Rötbach. Das weltverlassene, in tiefster Ruhe liegende Dörfchen, das eine unglaublich schwierige Verbindung mit der Außenwelt hatte, ist schon sehr, sehr alt. Leider reichen die pfarramtlichen Aufzeichnungen in Elbigenalp nur bis zum 19. Juli 1819 zurück. Das Dörfchen war von sehr ergiebigen Wiesen und Bergweiden umgeben, und da die Nordwinde keinen Zugang haben, konnte, wie Spuren noch zeigen, auch Ackerwirtschaft betrieben werden. Madau war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts

<sup>1)</sup> Auf der vorliegenden Karte ist sie mit „Schafkarjoch“, 2352 m, bezeichnet und dadurch mit der von Madau herüber führenden Schafkarscharte, 2370 m, nicht zu verwechseln.

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

*Gipfel der Wetterspitze von der Feuerspitze*

bewohnt. Im Jahre 1782 ist die letzte Geburt und im Jahre 1789 der letzte Todesfall in den Matriken verzeichnet. 1905 brannten zwei Höfe ab, von denen einer wieder teilweise aufgebaut wurde. Die jetzigen Höfebesitzer ziehen im Herbste mit ihrem Vieh dorthin, um das gewonnene Futter an Ort und Stelle aufzufüttern. Am unbequemsten für die braven Madauer waren jedenfalls die kirchlichen Verhältnisse. Denn jeden Sonn- und Feiertag mußten die guten Leute drei Stunden weit nach Elbigenalp wandern, um die religiösen Gefühle zu befriedigen. Trotz dieser großen Entfernung waren sie immer die ersten in der Kirche, wie der Chronist berichtet. Eigentlich gehörte Madau zur Pfarre Zams im Inntale, das Dorf wurde jedoch von jeher von Elbigenalp, beziehungsweise von Bach aus versorgt. Die Einwanderung scheint sonach vom Inntale her erfolgt zu sein. Im Jahre 1679 erbaute Oswald Singer von Madau daselbst eine Kapelle zum Gedächtnis für seinen durch eine Schneelawine verunglückten Sohn Michael. Im Jahre 1743 wurde für diese Kapelle der Kreuzweg bewilligt. Der Pfarrer Schweninger von Zams hat für einen eigenen Priester in Madau 4000 Gulden gestiftet, weil er fürchtete, der Pfarrer von Elbigenalp könnte allenfalls einmal die Provision in Madau zurücklegen, in welchem Falle das Dorf dann von Zams aus versehen hätte werden müssen, was wohl unmöglich gewesen wäre. Die Madauer nahmen aber diese Stiftung nicht an, die nun in Zams selbst errichtet wurde. Im Jahre 1769 wollte Johann Falger, einstmaliger Kaplan von Vorderhornbach im Lechtale, mit Hilfe seines Vaters in Madau ein Benefizium stiften und selbst dorthin ziehen, vorläufig auf ein Jahr zur Probe. Jedoch auch das ist niemals zustande gekommen.

Die Lage Madaus ist reizend. Blickt man talaufwärts, so zeigt uns die Leiter spitze ihre schönste Seite, talauswärts erscheint die Trettachspitze, im Süden schrecken die Steilwände der Sixerwand und der Oberlahm spitze, und die Rückendeckung besorgt eine Felsmauer, die mit Türmen und Zacken bewehrt ist.

Und dieser Felsmauer wollten wir heute einen Besuch abstatten, um einen günstigen Aussichts- und Orientierungspunkt zu gewinnen. Von Madau aus führen zwei Übergänge in die nördlich gelegenen Täler: die Schafkarscharte über das Roßkar nach Gramais und die Dreisattelscharte ins Griesatal. Mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit blieben wir bei der nächsten, der Dreisattelscharte, 2258 m., und hofften, dabei auch der „Ruitel“ einen Besuch abzutatten zu können. Massigbreit erhebt sich die Ruitelspitze, 2566 m., aus dem Madautale, die steilen Hänge hoch hinauf mit „Zündern“ dicht bewachsen, so daß eine direkte Ersteigung über die Südhänge fast ausgeschlossen erscheint. Bei der erwähnten, höchst primitiven Kapelle überschritten wir den Märzbach, um diesem tollen Burschen am rechten Ufer aufwärts zu folgen. Ein kaum kennbares Steiglein half uns anfänglich und wir blieben ihm eine halbe Stunde treu. Zu unserer Linken zog ein breiter Rücken herab, der oben wenig bewachsen, unten mit verdornten Baumstrünken besetzt ist. Ihm wandten wir uns zu. Lautlos folgte einer dem andern. Hohes Gras hindert den Schritt. Nur dann und wann hatte es den Anschein, als ob ein längst verloren gegangener Jägersteig uns unterstützen wollte. Nach zwei Stunden Steigens verflachte sich der Rücken, der Blick weitete sich und die weitere Route war klar vorgezeichnet. Aus der bisherigen Nordrichtung wandten wir uns nach Westen. Auf einer kleinen, grünen Fläche rasteten wir etwas. Es war  $\frac{3}{4}$  1 Uhr und ein brennender Durst ließ den Hunger nicht zur Geltung kommen. Nach einer halben Stunde wurde aufgebrochen und wieder war es die Spur unseres Steigleins, die uns sicher durch einen wild ausssehenden Wandbruch leitete. Bald darauf erreichten wir die Dreisattelscharte. Hätten wir uns von unserem Rastplatz statt nach Nordwest nach

Nordost gewandt, so wären wir auf die Zwölferspitze, 2595 m, und auf die Seebeskarspitze, 2542 m, gekommen, was ich Nachfolgern verraten will.

Von der Dreisattelscharte aus eröffnet sich eine neue alpine Welt. Im Osten türmt sich ungemein wild der Zwölfer auf und im Westen erheben sich die drei „Ruiteln“, durch senkrechte Wandbrüche voneinander getrennt.

Um 3 Uhr brachen wir zur südlichen „Ruite“, 2566 m, auf, wahrscheinlich der höchsten von allen dreien. Durch die Südhänge schlichen wir schräg aufwärts zum Westgrat und über diesen leicht zur Spitze, eine Stunde vom Sattelkar. Die Ruitelspitze ist verhältnismäßig leicht zu ersteigen, und zugleich ein Aussichtsberg ersten Ranges. In großem Kreise umschließt sie die gesamten Lechtaler Berge; kein teures Haupt bleibt verborgen. Wir haben das Gefühl, im mathematischen Mittelpunkte der Lechtaler zu sein, denn man sieht wirklich nichts als „Lechtaler“. Dazu kommen noch reizende Talblicke, saftgrüne Matten, von Silberfäden klarer Bergbäche durchwoben.

Um  $\frac{1}{2}$ :5 Uhr verließen wir die Spitze und folgten diesmal direkt dem Ostgrate bis zur erwähnten Scharte, die um 5 Uhr erreicht ward. Sofort stiegen wir in das Dreisattelkar ab und dann, uns nun stark links haltend, in das Griesatal. Ein guter Steig leitete uns zur Griesbachalpe. Um  $\frac{1}{2}$ :7 Uhr langten wir bei der Hütte an. Kein Lebewesen war in der Nähe, nur eine volle Milchschüssel ließ freundlichere Schlüsse zu. Wir fachten ein tüchtiges Feuer an, nein, um die Wahrheit zu sagen, wir erzeugten nur sehr viel Rauch. Da erschien der Senne auf der Bildfläche; freundlich grüßend, zerstörte er unser Feuer und machte — Gott sei Dank — ein besseres. Nachdem er Milch geholt — sein Viehstand bestand nur aus einer Ziege, einer „hoffnungsvollen“ Kuh und einer Schar Ochsen — kochte er uns Wasser für Tee und überließ uns Milch. Draußen plätscherte der Regen schwer herab, unsere Hoffnungen auf ein „Morgen“ immer tiefer stimmend. Unser Senne brachte die Pritsche in Ordnung; für zwei Personen berechnet, mußte sie vier aufnehmen. Vom Schlafen war noch lange keine Rede. Der Regen und das Toben des Baches tönten melodisch ans Ohr, und überdies begann auch noch das Dach der Hütte zu brennen. Da wir keine Lust hatten, uns rösten zu lassen, mußten wir löschen. Nach einer Weile mußten die Rucksäcke den Zähnen kleiner Nager entrissen werden, und als man endlich auf der harten Bettkante versuchte, ins Reich der Träume zu gelangen, ward man gewahr, daß eine Unzahl kleiner Lebewesen sich der neuen Gäste erfreute.

Um  $\frac{1}{2}$ :6 Uhr früh hatte es zu regnen aufgehört. Die Herren Groß und Schnell brachten die Verpflegsseite in Ordnung und ich kalkulierte, daß, wenn es schön blieb, es am dankbarsten wäre, über die Zwickspitze den Rückweg zu suchen. So aber blieb nichts übrig, als froh zu sein, wenn wir die Karlespitze und Gramais trocken erreichen würden. Tee, Brot, Wurst und Speck wurden in den Magen gestopft. Dann zahlten wir rasch unseren freundlichen Wirt, dem wir danken mußten, daß er uns behalten hatte. In diesem Teile der Lechtaler Alpen gibt es keine Heustadeln wie anderwärts, sondern Heu und Heuer sind in transportablen, einfachen Zeilen zusammengepercht.

Gleich hinter der Hütte überschritten wir den Bach und strebten durch Rhododendron und Heidekräuter den schauerlich steilen Hängen des Wieslesjochs, 2228 m, zu. Um  $\frac{3}{4}$ :9 Uhr standen wir oben, mit uns aber auch der tückischste Begleiter: der Nebel. Wir ließen unsere Rucksäcke zurück und eilten etwas unterhalb des Grates der Karlespitze, 2377 m, zu. Die letzten Meter erforderten leichte Kletterei. Die Karlespitze trug ebensowenig wie die Ruite Spuren einer touristischen Ersteigung. Zeitweilig zerriß ein Windstoß die Nebelmassen, aber auch nur auf Sekunden. Also hinab nach Gramais, vielleicht können

wir morgen über das Roßkar nach Madau kommen. Um 1 Uhr zogen wir in Gramais ein, um 3 Uhr „schüttete“ es nach Salzburger Art. Meine Freunde blieben im Widum, ich bei Gottlieb Neuerz, dessen Häuschen ich allen Turisten wärmstens empfehle. Die Zimmer sind rein, die Betten gut und die Frau ist eine vorzügliche Köchin; dabei ist alles billig. Der andere Tag begann mit Regen, und da Freund Schnell den Abendzug erreichen mußte, eilten wir ins Lechtal, durch das Alperschontal und über die Ansbacher Hütte nach Flirsch, wo wir bis auf die Haut durchnäßt eintrafen.

Wenn uns auch der Wettergott hart zugesetzt hat, schön war es doch! Nur die furchtbar langen Anstiegslinien schrecken wohl die meisten Alpinisten ab. Stunde oben im Schafkar oder im Roßkar eine kleine Blockhütte — ohne Proviant, nur mit Schlaf- und Kochgelegenheit —, so würde nicht nur dieser Teil der Lechtaler Alpen mehr besucht werden, sondern auch die drei Hütten der Sektionen Hanau, Memmingen und Ansbach würden diese neue Einbruchsstation als Vorteil spüren!

**DIE FURGLER, 2592 m** In den Fenstern der Ansbacher Hütte spiegelt sie sich als schlanke Nadel; auf den stillräumerischen

Vordersee wirft ihr 2600 m hoher Scheitel seinen Schatten und in das Stanzerthal guckt sie als Wahrzeichen von Flirsch. Trotz alledem findet man nicht einmal über ihre Höhe verlässliche Angaben. Um mich nun etwas über die Namen des Kammes, der sich vom Kaiserjochhaus zur Vorderseespitze zieht, zu orientieren, brach ich am 28. August 1907 mit Leander Draxl von Flirsch um 5 Uhr früh auf. Ein frischer Morgenhauch beförderte ein kräftiges Ausschreiten und in wenig mehr als 20 Minuten waren wir in Schnann. Links vom Eingange in die Klamm stiegen wir auf einem gut kenntlichen Pfade in Nordwestrichtung die Hänge hinan, erst durch Wald, nach einer Stunde auf kurzgrasigem Wiesenboden. Ein Bächlein mit klarem Wasser wird gequert und die seitherige Richtung behalten, bis wir zu Heustadeln kommen. Von hier ging es nun direkt nördlich zum Südostgrat des Punktes 2587 (der Alpenvereinskarte). Um 9 Uhr hatten wir diesen Punkt erreicht, der in den Karten mit größter Beharrlichkeit als „Seejöchl“ bezeichnet ist. Er hat aber gar nichts „Jöchl“artiges an sich und heißt auch Kridlonkopf. Ein wolkenloser Himmel spannte sich über uns, die prächtige Fernsicht erweiternd.

Bei unserm Kopf verläßt der Grat, der von der Kaiserjochhütte herzieht, seine Ostrichtung und wendet sich direkt nach Norden. Westlich folgt die Kridlonscharte, der Übergang von Pettneu zum Kridlonsee. Wer nicht zum Kridlonsee absteigt, sondern die Schuttflanken des Kridlonkopfes und der Furgler durchwandert und zum Punkt 2484, einer Scharte zwischen Vordersee und Hintersee aufsteigt, der hat das wirkliche „Seejöchl“ unter seinen Füßen und kann von hier aus bequem ohne nennenswerten Höhenverlust zur Ansbacher Hütte wandern. Die Kridlonscharte scheint übrigens nicht viel begangen zu werden. Westlich von ihr strebt die Aperiesspitze, 2494 m, in die Höhe, auf die dann die Faselfadscharte, 2306 m, folgt. Die Westbegrenzung dieses Joches bildet der Grat, der sich zum Grieskopf, 2582 m, beim Kaiserjochhaus hinzieht. Seine erste Erhebung ist mit einem von weitem sichtbaren Kreuze geziert, daher sie auch Kreuzkopf, 2501 m, heißt. Nachdem wir das alles unbestreitbar festgestellt und eine Skizze angefertigt hatten, wandten wir unsere Aufmerksamkeit dem Nordgrate zu. Geradezu senkrecht zu unsern Füßen ist die Furglerscharte und ebenso steil erhebt sich jenseits die Furgler, wenig höher als unser Kridlonkopf. Die Furglerscharte senkt sich ostwärts in ein ziemlich breites Tal — Plaissen genannt —, das in das Tal des Schnannerbaches mündet.

Um auf die Furgler zu kommen, mußten wir, da der Abstieg zur Furgler-

scharte undurchführbar schien, etwas südöstlich zurückgehen und durch eine schwarze, schmutzige Rinne in die obersten Stufen des erwähnten Plaissentales absteigen. Die Ersteigung der Furgler durch die Südhänge bietet keine ernstlichen Schwierigkeiten und um 1½ Uhr standen wir auf dem Gipfel, der keine Merkmale irgend eines früheren Besuches aufwies. Von geradezu erschreckender Wildheit ist der Nordgrat zum Seejöchl, bzw. zur Vorderseespitze. Wer sich wohl da heraufwagen wird? Nachdem die Daten hinterlegt worden waren, ging es durch das Plaissental am linken Bachufer hinaus und heimwärts.

Was ich mir vor Jahren als Ziel gesteckt hatte, die praktische Erschließung der südlichen Lechtalergruppe, ist heute eine vollzogene Tatsache. Nicht nur, daß in diesem Gebiete schon zwei Unterkunftshütten (Ansbacher Hütte und Simmhütte) stehen; es wurden auch zahlreiche interessante Turen ausgeführt. Die wichtigste von allen war die erste Begehung des Nordgrates der Vorderseespitze im Abstiege am 23. September 1904 durch Viktor Sohm und R. Huber. Ein Jahr später wiederholte ich die Route im Aufstieg. Durch diese Tur ist eine Gratzwanderung von der Samspitze über die Vorderseespitze und Feuerspitze bis zur Wetterspitze ermöglicht worden, die eine wirklich alpine Leistung darstellt, die in den Nördlichen Kalkalpen nicht leicht ihresgleichen findet. In derselben Zeit eroberte Herr Dr. v. Register die drei Festen, drei edelslanke Türme, in dem von der Rotschrofenspitze nordöstlich abzweigenden Grate. Natürlich bleibt in einem solch ausgedehnten Gebiete immer noch die Möglichkeit einer Menge von „Varianten“, von denen ich unserer deutschen Jugend nur eine verraten will: die Begehung des Nordgrats der Freispitze von der Saxerspitze her.

Statt einzelner Gipfelturen können wir jetzt ausgedehnte Gratzwanderungen über drei und mehr Gipfel unternehmen, die allerdings ein gewisses Maß alpinen Könnens voraussetzen, ohne das man aber überhaupt nicht in die Lechtaler Alpen gehen soll oder darf. Mit der Entstehung der Hütten hiebt auch die Schaffung von Weganlagen gleichen Schritt, vielleicht ist dies sogar mit einer Ursache, daß in letzterer Zeit weniger Alpinisten und mehr Touristen kommen. Zahlreiche Wegtafeln erleichtern die Orientierung, nur kommt mir vor, als ob des Guten schon etwas zuviel geschehen wäre. Denn wenn z. B. auf den Knappenböden Wegweiser zum Kaiserjochhaus errichtet werden, so kann das, da es keinen Weg gibt, möglicherweise zu bösen Zwischenfällen führen. Der Weg zum Kaiserjochhaus dürfte übrigens sehr bald von einer baulustigen Sektion gebaut werden. Er ist die natürliche Fortsetzung des Augsburger Höhenweges und führt über das Alperschonjoch mitten durch die Südände der Vorderseespitze zum Seejöchl, 2484 m, dann wenig absteigend in einem links gewendeten Bogen zur Faselfadscharte, wobei ein Wandabbruch durchklettert wird; von der Faselfadscharte geht man entweder über den Kreuzkopf und den Grieskogel zum Kaiserjoch, oder man umgeht diese beiden Erhebungen an ihrer Südseite, dabei die Höhe der Faselfadscharte beibehaltend.

Die bedeutendste und kostspieligste Weganlage ist der Höhenweg von der Augsburger zur Ansbacher Hütte, der Bilder von verblüffender Großartigkeit bietet und, wenn auch ein kleines Stück des Wegs, die Strecke zwischen Dawinscharte und Parseierscharte, noch manche Geduldprobe erfordert, so ist er sicher besser als sein Ruf und er wird bei der sorgfältigen Pflege der rührigen Sektion Augsburg gewiß in jenem Zustand erhalten werden, der in solcher Höhe zu erreichen ist.

Und nun nehme ich Abschied von euch, ihr lieben Lechtaler Berge. Mögen alle, die zu euch kommen, vor allem unsere gute, deutsche Jugend, jenen Frieden der Seele, jene Freuden der Einsamkeit, jene Stärkung des Körpers und der Seele finden, die ich so oft als kostlichen Gewinn heimgetragen!

## SCHNEESCHUHFAHRDEN IN DEN NIEDEREN TAUERN. VON J. BAUM- GÄRTNER UND KARL SANDTNER

(S.) Ist nun endlich auch für euch die Stunde gekommen, ihr einsamen Berge?

Niedere Tauern! Ein welliges Gipfelmeer, eine Reihe von Kuppen, eine der anderen ähnlich, ein Wirral von Kämmen ohne Aufwand von Formen, ohne Individualitäten, ohne nachhaltigen Eindruck auf den flüchtigen Besucher, dessen Auge markante Gestalten sucht. Und doch besitzt ihr eine Fülle eigenartiger Schönheit und manches Reizvolle offenbart sich demjenigen, der sich liebevoll eurem stillen Zauber hingibt. Ungewürdigt und verlassen seid ihr durch Jahrzehnte geblieben, während sich euren glücklicheren Nachbarn die Gunst und Tatenfreude der Bergsteiger zuwandte. Eure wasserdrurchrauschten Täler, eure prächtigen Forste und seengeschmückten Käse fanden verhältnismäßig nur wenige Liebhaber in einer Zeit, wo die wilde Großartigkeit unwegsamer Felsklippen den Wagemut entfachte und die gleißende Pracht eisumflossener Hochgipfel immer mehr und mehr Bewunderer fand. Nun aber seid auch ihr „entdeckt“ worden.

Immer größer und größer wird die Gemeinde derjenigen, welche die Niederen Tauern und ihre Eigenart lieben und schätzen gelernt haben. Hat sich vielleicht eine Wandlung der Anschauungen vollzogen? Hat man den Weg vom kühnen Wagen zum stillen Genießen gesucht und gefunden? Oder hat die Übervölkerung beliebter Turenziele die Flucht in einsames Gebiet veranlaßt? Nein, nichts von alledem! Noch immer wohnt im Herzen der deutschen Jugend die Lust an frischer Tat, noch immer findet der deutsche Mann Gefallen an Kampf und frohem Sieg und die Lieblinge der Bergsteiger finden auch heute noch, vielleicht mehr denn je, scharenweise Zulauf. Aber die Hilfsmittel des Bergsteigens haben sich vermehrt. Die Alpinisten haben den Schneeschuh meistern gelernt und der bringt sie fast mühelos in die winterlichen Hochregionen und trägt sie — hohen, bisher ungekannten Genuß gewährend — in sausender Gleitfahrt zu Tal.

Wenn der Winter aus seinem Fällhorn unendlicher Schönheit märchenhafte Pracht über die Bergwelt streut, wenn Frau Holle ihren weißen Segen in verschwenderischer Fülle über unsere geliebten Berge breitet und das flinke Gleitholz vom Pickel und Kletterschuh die Herrschaft übernimmt, dann ist für euch, ihr sanftflankigen Höhen, die Zeit gekommen, um begeisterte Freunde zu werben ohne Zahl. Und haben sie bei froher Winterfahrt eure verborgenen Reize kennen und schätzen gelernt, so bewahren sie euch ihre Liebe auch dann, wenn sich die glitzernde Schneedecke in den Schatten der Bergflanken zurückzieht und auf den Hängen die buntleuchtenden, duftumwehten Kinder des Frühlings in seltner Fülle prangen, ja auch dann, wenn die sonndurchglühte Wand und der blitzende Eisgrat locken zu wagemutigem Beginnen.

\* \* \*

Nicht bald ist eine Gebirgsgruppe zur Ausübung alpinen Schneeschuhlaufes so geeignet, wie die Niederen Tauern, so daß diese wohl keinen Vergleich mit Gebieten zu scheuen brauchen, welche in dieser Richtung schon seit langem Ruf und hohes Ansehen genießen. Ihre trotz ansehnlicher Höhe leicht erreichbaren aussichts-

reichen Gipfel, die weiten, baumarmen Käse und langen, sanftabfallenden Talungen bieten genußreiche Abfahrten. Zwei verkehrsreiche Eisenbahnlinien führen entlang ihres Fußes. Hochgelegene Ortschaften, Schutzhütten, denen bald weitere folgen werden, gewähren günstige Standquartiere und junge, arbeitsfreudige Sektionen und Gesellschaften sind am Werke, das bereits geschaffene Weg- und Markierungsnetz zu vervollständigen. So weist dieses ausgedehnte Bergland, welches nunmehr zum großen Teile dem Tätigkeitsbereiche des Alpenvereins angehört, alle Vorbedingungen auf, um nicht nur alpinen Schneeschuhläufern, sondern auch Freunden einsamer Bergfahrten lieb und wert zu werden.

Manche schöne Schneeschuhfahrt war uns in den Niederen Tauern vergönnt, viel Herrliches haben wir dort geschaخت, Köstliches erlebt und Seltenes genossen. Wir versuchen es im Folgenden zu schildern, um jene, deren winterlicher Tatendrang nicht am Rande der Übungswiese endet, deren Sinn nicht nach dem bunten Treiben der „Wintersportzentrale“ steht, sondern die gerne vordringen in die unendliche Stille winterlicher Hochregionen, um die hehre Pracht sonnbeglänzter Schneedome auf sich wirken zu lassen, zum Besuch dieses einzigartigen Gebietes anzuregen.

**FEISTERERHORN, 2080 m  
KLEINREICHART UND  
HOCHREICHART, 2417 m**

(B.) Osterfeuer lodern! Der dumpfe Knall der Böller durchzittert, vielfaches Echo weckend, die Stille der Nacht!

Pustend und schnaubend, dann und wann eine Funkengarbe ausstoßend, poliert der Eilzug durch die von Lunas Silberlicht überflutete Landschaft. Scharf vom dunklen Hintergrund sich abhebend, ziehen winterlich geschnückte Berge am Waggonfenster vorüber. Von ihren Scheiteln fliessen Ströme gleißenden Lichtes. Magisches Leuchten! Du allein schon machst unser Herz erheben in Wonne und Entzücken, du allein schon läßt es uns nicht bereuen, wieder einmal eine Nacht auf der harten Bank oder im Gepäcksträger eines Eisenbahnwagens liegend statt daheim in weichem Pfühle verbracht zu haben. —

Noch war es völlig dunkel, als unsere ansehnliche Schar am 26. März 1910 in Kalwang ins Freie trat. Noch war es Nacht, aber wir fühlten schon so etwas wie eine Ahnung des werdenden Morgens, der, wie verblassende Sterne kündeten, in seltener Reinheit von den Bergen und Tälern Besitz ergreifen wollte. Zuerst allerdings von den Höhen, und darum strebten wir ihnen zu.

An der in den Ort führenden Straße weisen wenige hundert Schritte vom Bahnhof eine Tafel und grüne Wegzeichen in den Pischinggraben. In diesen bogen wir ein. Schweigend stapften wir einer hinter dem andern, das getreue Brettelpaar nachziehend, bergan. An noch nachtstillen Gehöften vorüber führte uns der Weg, meist auf der Talsohle oder ihr nahe bleibend, zur Höhe. Bei einer Gabelung, die wir nach beiläufig drei Viertelstunden erreicht hatten, wandten wir uns rechts, den Telephonstangen folgend, die irgend eine verborgene Jagdhütte mit dem Forsthaus verbinden. Noch ehe wir die Floisalpe erreichten, begann es zu tagen. Wir hielten es erst für bleiches Schneelicht, das den Höhen entstrahlte. Aber immer schärfer hoben sich die Kammlinien des Zeiritzkamps, der sich im Rücken von uns über dem Taleinschnitt zu einer stolzen Firschnede aufschwingt, vom zarten Blau des Firmaments ab. Unter dem schneebeladenen Geäst des Waldes, durch den wir nun zogen, war es noch düster. Da kämpfte sich aber von einer Lichtung her, stetig an Raum gewinnend, ein fahler Schein durchs Gezweig uns entgegen. Beklemmendes Schweigen, banges Erwarten überkam uns und schien sich auch der Landschaft bemächtigt zu haben. Da, ein überirdischer Feuerbrand umlodert die Höhen. Plötzlich, ganz unvermittelt

hat er sich entzündet. Still steht unsere lange Kette, jeder einzelne überwältigt von dem Prachtbild, das Allmutter Sonne dort oben auf den Kämmen geschaffen wie eine Offenbarung, wie eine Verheißung von Bergfreude und Bergglück, von einem Glück, das nur dem beschieden, den die Schönheit der Natur geläutert, um in ihm einen Bewunderer zu haben! . . . .

Weiter! Bald wurde der Hang baumfrei und enthüllte eine herrliche Bergschau, die umso packender und fesselnder wurde, je höher wir stiegen. Und dies ging ziemlich flott vor sich, obwohl wir unsere Serpentinen ganz gemächlich zogen.

Auf einem Sattel oberhalb der Floisalpe hatten wir gerastet, umso rascher kamen wir jetzt hinan gegen des Feistererhorns gewölbten Gipfel.

Unersättlich ist der Mensch in seinem Tun. Hat er eines erreicht, so strebt er auch schon wieder weiter zum nächsten. Wir machten es auf dem Feistererhorn nicht anders und ließen uns von unseren flinken Brettern gleich wieder hinabtragen zur Scharte vor dem Kleinreichart, dem wir uns zuwandten, obwohl von hier eine ganz prächtige, rot bezeichnete Abfahrt zur Schönebenalpe und durch den Rieplgraben nach Wald möglich wäre.

Weil der Schnee harzig war und den Boden überdies recht ungleichmäßig bedeckte, erstiegen wir diesen Gipfel mit den Schneeschuhen im Schlepptau, sozusagen „zu Fuß“. Oben konnten wir ein herrliches Bild bewundern: den Hochreichart im hellsten Sonnenglanze. Wie lautes Silber blinkte die Höhenschneide; der Schneemantel, in den sich die stolze Berggestalt hüllte, glitzerte und flimmerte wie feines Gewebe, durchwirkt mit Diamanten. Darüber tiefblaues Himmelsgewölbe, nur ganz oben auf dem Gipfel flatterte, gleich wallendem Federbusch, eine Wolkenfahne. Weiß Gott, ein unvergeßliches Bild!

Alle waren wir entzückt von dem wirklich schönen Anblick, doch nur bei Vieren nahm die Begeisterung einen derartigen Umfang an, daß der Wunsch, auch noch diesen Gipfel zu besuchen, zur Tat wurde. Während die übrigen die sich hier bietende günstige Abfahrtmöglichkeit zur Stubaippe benützten, stellte sich der Tatenfreudigste von uns an die Spitze. Sein lebhaftes Tempo brachte auch in die übrigen einen frischen Zug. Nur zwei Riesenkehren legten wir an des Berges Flanke und standen dann auf dem Grat. Der Weiterstieg nach Nordosten über die trümmerreiche Schneide zum Gipfel ging schon nicht mehr so flott vorstatten, denn der Schnee war spärlich und von schlechter Beschaffenheit. Überdies piff um unsre Ohren ein eisigkalter, atemraubender Wind. Unter ihm litt auch die Gipfelrast, die wir uns ganz anders vorgestellt hatten. Von einem Bein aufs andere tanzend, saugten wir zähneklappernd an einer Orange, würgten auch einige große Fleischstücke hinunter und nahmen schließlich, entgegen allen alpinen Diätregeln, mit der Entschuldigung „nur ganz ausnahmsweise“ einen tüchtigen Schluck Rum. Dann lenkten wir die Brettern gegen das Brandstättentörl (auch Reicharttörl) und schossen den steilen Hang hinunter. Ob der schönen Fahrt gerieten wir in helles Entzücken. Doch leider zu bald war es aus mit der Freude. Harscht und eine Unmenge großer Steinblöcke verdarben die schöngedachten Bögen, auf die wir uns so sehr gefreut hatten, und machten sie zu faden Spitzkehren. Stellenweise fanden wir sogar blankes Eis und mußten mitunter lange Strecken kantend zurücklegen. An einer Stelle rutschte jeder von uns der Reihe nach wohl 20 m tief seitwärts ab. Das war wegen der unten herumliegenden Felsblöcke eine ziemlich bedenkliche Geschichte und es überkam uns ein recht bängliches Gefühl, als wir zurückschauend unseren Letzten an dieser Stelle ausgleiten sahen. Sich überkollernd, so daß die Breiter mit den Beinen ein wirres Durcheinander bildeten, rutschte er, streckenweise sogar mit dem Kopfe voran, über den glasigen Hang herab. Es hätte ihm

schlecht ergehen können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, durch verzweifeltes Rudern noch rechtzeitig in die richtige Körperlage und zum Stillstand zu kommen. Hätte er sich die Mühe genommen, die Harschteisen, statt sie wohlverwahrt im Rucksack zu tragen, auf den Brettern anzubringen, so hätte er sich die unfreiwillige Rutschpartie ersparen können.

Nun hatten wir alle Schwierigkeiten und Fährlichkeiten endgültig im Rücken. Auf idealstem Schneeschuhgelände, über baumarmen, gleichmäßig geneigten Almboden schossen wir sausend bergab und wähnten uns Vögeln gleich, die mit ausgebreiteten Schwingen durch die Lüfte kreisen. Jetzt hatten wir keinen Sinn für Landschaft und Fernsicht mehr, jetzt dachten wir nur mehr das eine: Fliegen! Fliegen! Fliegen! An einer Gruppe tiefverschneiter Hütten ging's pfeilschnell vorbei. — Das war die Stubaalpe gewesen! — Und nun mit ungebremstem Schwung in den Wald. Dann lenkten wir in den Hohlweg des Stubenbachtales ein. Bis zur Gabelung des Hagenbachgrabens in Gots- und Stubenbachtal fuhren wir in einem einzigen Schuß. Nun aber kamen schon ebene Stellen, über die wir uns jedoch dank der Doppelstöcke rasch hinweghalfen, bis größeres Gefälle wieder eine flinkere Fahrt brachte.

Mit dem Freude und Bedauern gleicherzeit ausdrückenden Seufzer: „Fein war's!“ schnallten wir beim sogenannten Eisenhammer — einigen ruinenhaften Mauerresten nahe der Reichsstraße — die Brettern ab, wuschen sie sorgfältig in einem Brunnentrog und trabten dann seelenvergnügt, unbändig über unsere braunroten Indianergesichter lachend, auf kotiger Straße nach Kalwang.

#### **SECKAUER ZINKEN, 2398 m**

(B.) Schlag 4 Uhr früh des 27. März 1910 stand

ich zu neuer Bergfahrt gerüstet am Fenster meines Zimmerchens im Gasthause zu Kalwang und wartete ungeduldig auf das Ankirren eines Steinchens. Es war dies das verabredete Zeichen, das mich von der Ankunft meiner heutigen Turengefährten verständigen sollte. Vergebens spähte ich die dunkle Dorfstraße hinab — die beiden ließen sich nicht blicken. Nach einer Weile nahm ich mißmutig den bereits geschulterten Rucksack wieder von den Achseln, lehnte die Brettern in die Zimmerecke und warf mich meiner ganzen Länge nach aufs Bett. Beim weichen, wohligen Ruhen verrauchte langsam die Erbitterung über die Unpünktlichkeit der Freunde, ich fing an, es gar nicht einmal so übel zu finden, daß sie auf sich warten ließen, und schließlich ertappte ich mich bei dem leisen Wunsche, die Kameraden mögen bleiben, wo sie gerade wären. Plötzlich dröhnten Bergstockscläge gegen das Fensterkreuz. Erschreckt fuhr ich auf, nahm Rucksack und Schneeschuhe und lief — der Versuchung enteilend — die Treppe hinab. Draußen ein schlafiges „Guten Morgen“ und ein flüchtiger Händedruck — dann klapperten drei Paar Nagelschuhe übers holperige Dorfstraßenplaster.

Als wir den Eingang zum Hagenbachgraben erreichten, brach dämmernd der Morgen an. Die Brettern am Tragbande nachschleifend, stiegen wir durch den ganzen Graben an, bogen dann, der Weisung einer Wegtafel und der blauen Markierung folgend, nach links in das Gotstal ein und kamen ohne anzuschneiden bis nahe an die Untere Hochreutalpe. Das Herz schlug uns in froher Erwartung, wenn wir, zurückblickend, das gleichmäßige Gefälle des Weges betrachteten und an die Talfahrt dachten. Unweit der Gotsalm genossen wir den ersten Blick auf den Zinken. Fürwahr ein stolzer Berg! Steile, felsige Flanken und ein schroffer, ausgeaperter Grat! Wo anpacken, um Erfolg zu erzielen? Zwei Aufstiegsmöglichkeiten sind vorhanden: die eine vom Maiertegsattel her, die andre von der Gotsalm aus zur Einschartung zwischen Hammerkogel und

Zinken und weiter über die steile Nordwestflanke des Gipfelaufbaues. Wir wählten diese letzte Route, weil sie uns kürzer schien, und zogen unsere Zickzacklinie gegen die unterhalb der erwähnten Einschartung eingebettete Mulde. Erst hoch oben am Nordostgrat des Zinkens schnallten wir wegen Schneemangels die Bretter ab. Ein heftiger Sturm wütete hier in der Hochregion. Er zog die massigen Wolken des Tales zu sich herauf und zerfetzte sie wutschnaubend an den scharfen Gratzähnen in Atome. Auch auf uns warf er sich heulend, als wir über ausgeaperten Gras- und Felsboden zum Vorgipfel anstiegen. Die Viertelstunde, die uns dann noch von der Gipfelpyramide trennte, war reich an prächtigen, hochalpinen Bildern: Kühne Wächten über nebelbekleideten Wänden, die einen brodelnden Hexenkessel umrandeten, auf der einen Seite, nicht weniger steile Flanken auf der andern und schroffe Felszacken auf dem Grate selbst.

Obgleich es der Sturm immer ärger trieb, widerstanden wir trotzig der Versuchung umzukehren und wurden hierfür auf dem errungenen Schneegipfel königlich belohnt: nicht etwa durch herrliche Fernsicht, die sehr schön sein muß — nein, grauer Nebeldunst hüllte alles ein —, sondern durch köstliche Gefühle, die ich nicht zu deuten wage, weil ich fürchte, sie zu entweihen. Dort oben gestanden wir uns gegenseitig, daß wir dasselbe dachten, dasselbe fühlten, aber wir sagten es nicht mit klingenden Worten, sondern durch einen stummen, kräftig innigen Händedruck.

Bald standen wir wieder dort, wo wir die Gleitscheite zurückgelassen hatten. Bogenziehend fuhren wir dann über den steilen Hang in die Mulde hinab, durchflogen diese in schnurgerader Linie und bogen in den schüttern Wald ein. Nach den Hütten der Gotsalm gerieten wir schier in Verzückung: Auf stetig fallendem Gelände glitten die Brettern, selbsttätig gelenkt von den Spuren des Aufstieges, pfeilschnell dahin. Auf der ganzen langen Strecke vom Gipfel bis zum Gehöft „Fasching“ gab's keine einzige Stelle, welche die Fahrt unterbrochen oder nur verlangsamt hätte. Diesmal fiel uns das Scheiden aus dem winterlichen Tauerntal besonders schwer, denn das Bewußtsein, daß diese Fahrt auf lange Zeit die letzte gewesen, betrübte uns tief. Doch weshalb traurig sein? Es ist bei der Vielseitigkeit der edlen Bergsteigerei wirklich kein Grund dazu vorhanden. Wird doch der Winter vom Frühling abgelöst, der mit Vogelsang und Blütenpracht seinen Einzug hält und zu genußreichen Voralpenwanderungen lädt. Und dann nur noch ein kleines Weilchen, da kommt auch schon die Zeit sommerlicher Bergfahrten, wo Seil und Pickel zu neuen Ehren gelangen, die Zeit, die den Kletterschuh im Wappen führt. —

**HOHENTAUERN** (S.) Kennt ihr die stille Poesie eines tiefverschneiten Gebirgsdorfs? Habt ihr schon einmal ein solches Dörlein dann aufgesucht, wenn die kleinen Hütten mit ihren riesigen Schneehauben anzusehen sind, als wollten sie sich enger aneinanderschließen, um dem Anprall der rauen Winterstürme eher trotzen zu können? Wenn ja, so werdet ihr immer wieder gerne zurückkehren, wenn noch nicht, so zögert nicht lange! Um eine besonders wertvolle werdet ihr den Schatz eurer Erinnerungen bereichern! —

Wir wissen euch ein solches malerisches Bergnest, das schon Große aus dem Reiche der Palette zu kunstvollem Schaffen angeregt hat. Gauermann z. B. fand dort den Vorwurf zu seiner berühmten „Bergschmiede“. Allerdings ist diese Schmiede selbst leider schon der Zeit zum Opfer gefallen, denn die gewaltigen Lärchen, die sich auf ihrem Dache angesiedelt, hätten sie beinahe erdrückt und so mußte man ihr ein neues, blankes Dach aufsetzen, das zu dem alten Gemäuer nicht recht stimmen mag. Doch das ihr gegenüberstehende, mehr als

300 Jahre alte Tauernhaus mit den massigen Stützmauern, dem weit vorspringenden Dache und dem mächtigen Torbogen hat noch ganz sein altertümliches Aussehen bewahrt. Seit dem Jahre 1816 haust hier die Familie Regner, die auch heute noch, wie ehedem das ehrsame Gastgewerbe betreibt. Wagen an Wagen rollte hier dereinst vorüber und in der Gaststube ertönte der frohe Sang der Fuhrleute. Still ist es seither auf der Tauernstraße geworden und nur selten hört man lustigen Peitschenknall; doch das Tauernhaus widerspiegelt heute noch die einstige Bedeutung der Paßhöhe von Hohentauern für den Verkehr. Einige hundert Schritte höher auf dem Abhange des Triebensteins erhebt sich das Kirchlein zu St. Bartolomä mit seinem Rübenurm, das aus dem 12. Jahrhundert stammt. Es überdauerte die Türkennot und sah die Franzosen sengend durch das Land ziehen. Wie hebt das schmucke Gotteshaus den malerischen Reiz des Ortes! Beim Kenner aber erweckt es Interesse durch seine innere Ausschmückung. Thaddäus Stammel, im 18. Jahrhundert der bedeutendste Bildhauer der ehernen Mark, dem das Stift Admont manches Schmuckstück dankt, hat den Hochaltar mit schönen Skulpturen geziert. Das allerdings neue, doch stilgerechte Schulgebäude neben der Kirche und eine Anzahl traulicher Bauernhäuschen vervollständigen das Bild einer altsteirischen Siedlung. —

Wie der Paß, so heißtt auch das in 1265 m Seehöhe gelegene Dörfchen Hohentauern, welches wohl in ganz besonderer Weise geeignet ist, demjenigen, der Winterpracht und winterliche Bergfahrten liebt, als Standquartier zu dienen. Außer dem bereits erwähnten weiträumigen Tauernhaus findet man besonders beim Draxl (Schießer), eine halbe Stunde südlich des Ortes, freundlich gebotene, billige und — was die Hauptsache ist — sehr gute Unterkunft und Verpflegung. Gar frohe Stunden haben wir beim Draxl, einem alten Gemsjäger, der nebenbei das Gastgewerbe betreibt, schon verlebt. Wenn wir nach froher Bergfahrt in dem gemütlichen Stübchen beisammensaßen, die aufgetauten Finger in die Saiten der Armlaute griffen und übermüttige Lieder in die Winternacht hinausklangen, wenn in den Gläsern köstlicher Trank aus Draxels wohlbestelltem Keller, dessen Schätze das Kellermeisteramt des hochwürdigen Stiftes Admont ergänzt, schillerte, dann griff wohl auch der Hausherr zum „Fotzhobel“ (Mundharmonika), um die lustigsten „Stoansteirischen“ zum besten zu geben. —

\* \* \*

Eine prächtige, guterhaltene Straße führt von Trieben (Eisenbahnstation der Strecke Selzial—St. Michael) nach Hohentauern. Vom Bahnhofe wendet man sich, den Ort durchschreitend (Gasthof Herwerthner „Zur neuen Post“, Fahrgelegenheit, Schlitten!), dem östlichen Talgehänge zu. Ihm ist die vorerst steil ansteigende Straße kunstvoll abgerungen. Sie führt zum Fuße des Triebensteins, wo nach rechts der Weg in den Sunkgraben abzweigt, wendet sich nahe der Talsohle dem Triebenbache entlang östlich um den Triebenstein herum in eine Talweitung (Gasthaus Brotjäger, 1006 m, Unterkunft!), um dann scharf rechts in das Tal des Tauernbaches abzubiegen. In einer großen Kehre erreicht sie (2—2½ Stunden von Trieben) den Sattel von Hohentauern, 1265 m. Bei Schneebelag, der hier während des ganzen Winters anzuhalten pflegt, bietet die breite, zum Teil scharf abfallende Straße eine günstige Abfahrt von Hohentauern nach Trieben.

Ein anderer Zugang nach Hohentauern führt durch den Sunkgraben, doch ist dieser für Schneeschuhfahrer nur bei günstigen Schneeverhältnissen zu empfehlen.

Infolge der bedeutenden Seehöhe kann man bis tief in den Frühling hinein in Hohentauern auf Schnee rechnen, weshalb es sich auch dann noch lohnt, dieses malerische Gebirgsdorfchen aufzusuchen, wenn Schneemangel ein hoch-

gelegenes Standquartier wünschenswert erscheinen läßt. Überdies plant die Sektion „Die Reichensteiner“ in Wien, in deren Arbeitsgebiet der ganze Ostflügel der Niederen Tauern fällt, einen Schutzbau in der Nähe der Scheibalm auf dem Großen Bösenstein, wodurch ein weiterer bedeutender Schritt zur Erschließung der bereits mit einem ausgedehnten, verlässlichen Wegzeichnungsnetz versehenen Gebirgsgruppe getan sein wird.

Die beliebtesten Schneeschuhturen im Gebiete von Hohentauern sind jene zur Scheibalm, auf den Großen Bösenstein, auf den Geirkogel und den Bruder-kogel, die ich in den folgenden Zeilen zu schildern versuchen will.

**GROSSER BÖSENSTEIN, 2449 m**

(S.) Es soll also die letzte Schneeschuhfahrt in diesem Winter werden? Ich wiederholte mit fragendem Tonfall den Schlussatz einer längeren Philippika, mit der mich Freund G. unbedingt davon überzeugen wollte, daß ich der nichtswürdigste Schifahrer auf Gottes Erdboden sei, wenn ich nicht noch vor dem Kehraus die getreuen Brettern in die Berge führe. Das mit der Schneeschuhfahrt klang aber auch etwas sonderbar und das Wort Winter wollte durchaus nicht zu unserer Umgebung stimmen. Auf meinem Schreibtisch leuchtete ein Sträußchen blauer Frühlingsblumen und durch das geöffnete Fenster drang mit dem warmen Lenzhauch der fröhliche Ruf spielender Kinder. Blickte man hinaus auf den mit einem Park geschmückten Platz, auf die Kronen der Kastanienbäume, so sah man bereits die jungen Blütenkerzen aus den saftiggrünen Blattrosetten hervorlugen. Und da sollte man noch an eine Schneeschuhfahrt denken? Und doch wanderte ich zwei Stunden später mit geschulterten Brettern, begleitet von mitleidigen Blicken, dem Bahnhofe zu. Eine schwüle Frühlingsnacht war es, durch die uns das Dampfross den Bergen zuführte. Beim offenen Waggonfenster herein strömte die dem Frühling eigentümliche feuchtwarme Luft, geschwängert mit einer Mischung von Erdgeruch und Duft sprossenden Grüns.

Verschlafen frühstückten wir in Selztal, und nachdem wir uns für kurze Zeit in den nach St. Michael verkehrenden Bummelzug verstaut hatten, traten wir in Trieben beim ersten Tagesgrauen ins Freie. Auch hier hatte der Frühling bereits seinen siegreichen Einzug gehalten und mit seinem warmen Odem das Winterkleid der Berge hinweggefegt. Dunkel, wie in Trauertale gehüllt, ragten sie auf und nur karge Reste in den Falten und Furchen erinnerten an die dahingegangene, gleißende Herrlichkeit.

Mißmutig wanderten wir mit geschulterten Brettern durch das noch schlafende Trieben der Tauernstraße zu. Unendlich mühsam schien uns das erste jäh aufstrebende Steilstück bei dem Gedanken, daß wir wenige Wochen früher dieselbe Strecke in sausender Talfahrt zurückgelegt. Von dem Hange, dem entlang sich die Straße emporwindet, grüßten fröhlich die ersten Frühlingsblumen; sie schienen leise zu kichern über das törichte Kleeblatt, das hierherkam, um den Winter zu suchen, dessen Fesseln sie im frischen Lebensdrange gesprengt hatten. Der aber hatte seinen Thron bereits bedeutend in die Höhe gerückt und ließ uns nur hie und da einen Zipfel seines weißen Talars sehen, gleichsam um uns aufzumuntern, darnach zu haschen. Angesichts dieser Sachlage verlor zusehends auch derjenige von uns, der dieses Abenteuer eingefädelt hatte, seine Zuversicht, obwohl er sich alle Mühe gab, nichts merken zu lassen. Wir anderen aber schimpften weidlich über die eigene Ungeschicklichkeit und über unsere langen Hölzer, mit denen wir nichts Rechtes mehr anzufangen wußten. Wir konnten machen, was wir wollten, unsere geliebten Brettern wurden immer lästiger, und wenn wir uns noch so abmühten, durch die abgefeimtesten Gewichts-

verteilungsversuche die Last zu verringern — es nützte alles nichts, die Bretter drückten immer mehr, wurden immer schwerer und schwerer und brachten uns in empfindlich fühlbarer Weise die Erkenntnis bei, daß ohne Schnee der Schneeschuh das überflüssigste und zugleich auch das unangenehmste Ausrüstungsstück ist. Einer von uns prägte aus diesem Anlasse das Wort, daß er vom „Schi-fahren schon Schwielen auf den Achseln habe“.

Aber je höher wir kamen, desto tiefer reichten die beiderseits vom Gehänge herabziehenden Schneezungen, und als wir an kunstvollen Förderbauten vorbei den obersten Teil des „Sunk“ erreicht hatten, bekamen wir den langersehnten Schnee unter die Sohlen. Bald nach der Abzweigung, wo der blaubezeichnete Weg in der bisherigen Richtung nach Hohentauern führt, während die roten Wegzeichen nach rechts gegen die Engerlhube weisen, konnten wir anschnallen. Rasch ging's nun empor auf dem feucht-salzigen Schnee, der den Grund des quer durch das Gehänge ansteigenden Hohlweges füllte, während auf den aperen Böschungen die schönsten Schneerosen blühten.

Früher als wir angesichts der Schneeverhältnisse gehofft, kamen wir zur Engerlhube, einem stattlichen, alleinstehenden Bauernhaus. Hier wendet sich der Weg, vorerst recht steil ansteigend, scharf gegen Nordwest, um durch Wald, später durch schütteren Holzbestand, an einer Wegkreuzung vorbei, wo ein blaubezeichneter Weg zum Draxl nach Hohentauern abzweigt, das Hochplateau der Scheiblalm zu erreichen. An prächtigen, selbst in den Niederen Tauern in solcher Schönheit seltenen Zirbengruppen vorüber nähern wir uns den Hütten, die in einer von Bodenwellen und der Flanke des Großen Hengst gebildeten Mulde liegen. Ein kurzer Aufenthalt veranlaßt uns zurückzuschauen. Welch herrlicher Ausblick öffnet sich durch den Einschnitt des Sunkgrabens zwischen Lärchkogel und Triebenstein auf die stolzen Gesäuseriesen!

Als wir uns der Scheiblalm auf Sichtweite genähert hatten, verließen einige Schneeschuhfahrer beinahe fluchtartig eine der Hütten. Waren das so menschenscheue Bergwaller oder haben wir da vielleicht Vöglein aus dem Nest gescheucht, wie uns von solchen der wackere Oberförster von Trieben erzählte? Grollend hat uns der Weidmann von Leuten berichtet, die — obwohl die Forstverwaltung in dankenswerter Weise einen Raum mit Herd und Strohpritsche als Notunterkunft und Zufluchtstätte bei schlechtem Wetter den Winter über offenhält — nach größerer Behaglichkeit suchend, das „Herrenzimmer“ der Hütte erbrochen hatten, das für den Gebrauch von Jagdgästen bestimmt ist. Sie haben nicht nur dem Besitzer Schaden zugefügt, für den sie anständigerweise hätten aufkommen sollen, sondern auch das Ansehen der Bergsteiger in leichsfertiger, kaum gutzumachender Weise geschädigt, denn in seiner begreiflichen Entrüstung drohte der Jäger, in Zukunft auch den bis jetzt freigegebenen Raum „bumfest zuanageln“ lassen zu wollen. Unsere Vorstellungen, daß dies wohl keine Turisten gewesen sein werden, brachten den Braven vollends in Harnisch und er verriet uns, daß nach der Beschreibung des Hegers, der die Missetäter „aufg'spürt“ hatte, beide Schneeschuhfahrer waren und der eine davon „a schwartz G'wand und a Briafragerkappel“ angehabt habe. Also ein „Norweger“! Da zu jener Zeit diese „Nationaltracht“ noch nicht so allgemein war wie heute, wo ihr der, besonders den Sportbegeisterten in hervorragender Weise eigene Nachahmungstrieb zu großer Verbreitung verhalf, ist der Schluß gerechtfertigt, daß sich zwei den „besseren Ständen“ angehörige Leute zur Abwechslung einmal als Einbrecher versucht hatten. —

Nach einer ausgiebigen Rast, während der die prächtige Reichensteingruppe immer wieder unsere Blicke auf sich zog, lenkten wir unsere Brettelein gegen den



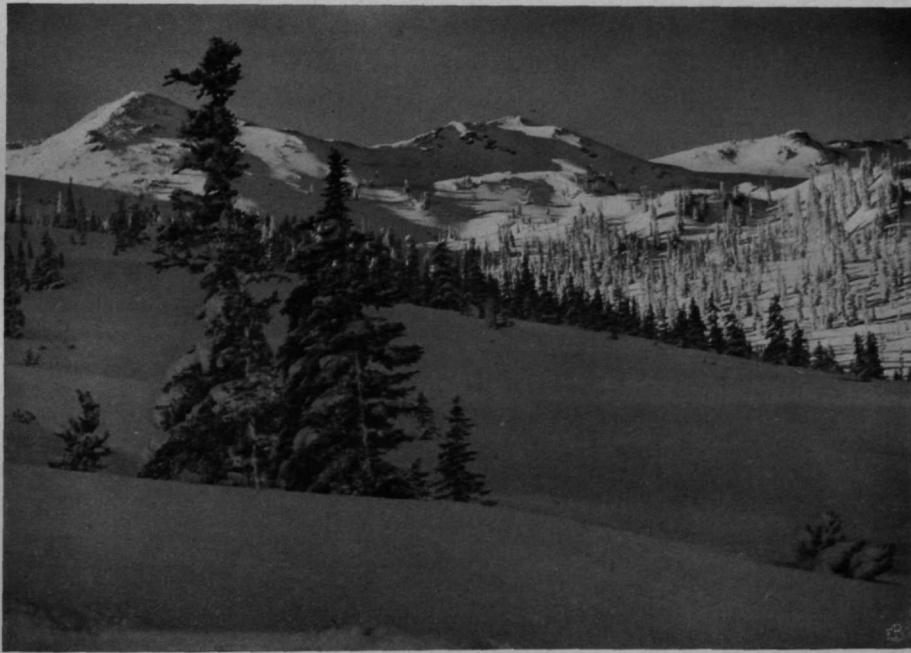
Karl Sandtner phot.

*Donnersbachau*

Gläserkoppe

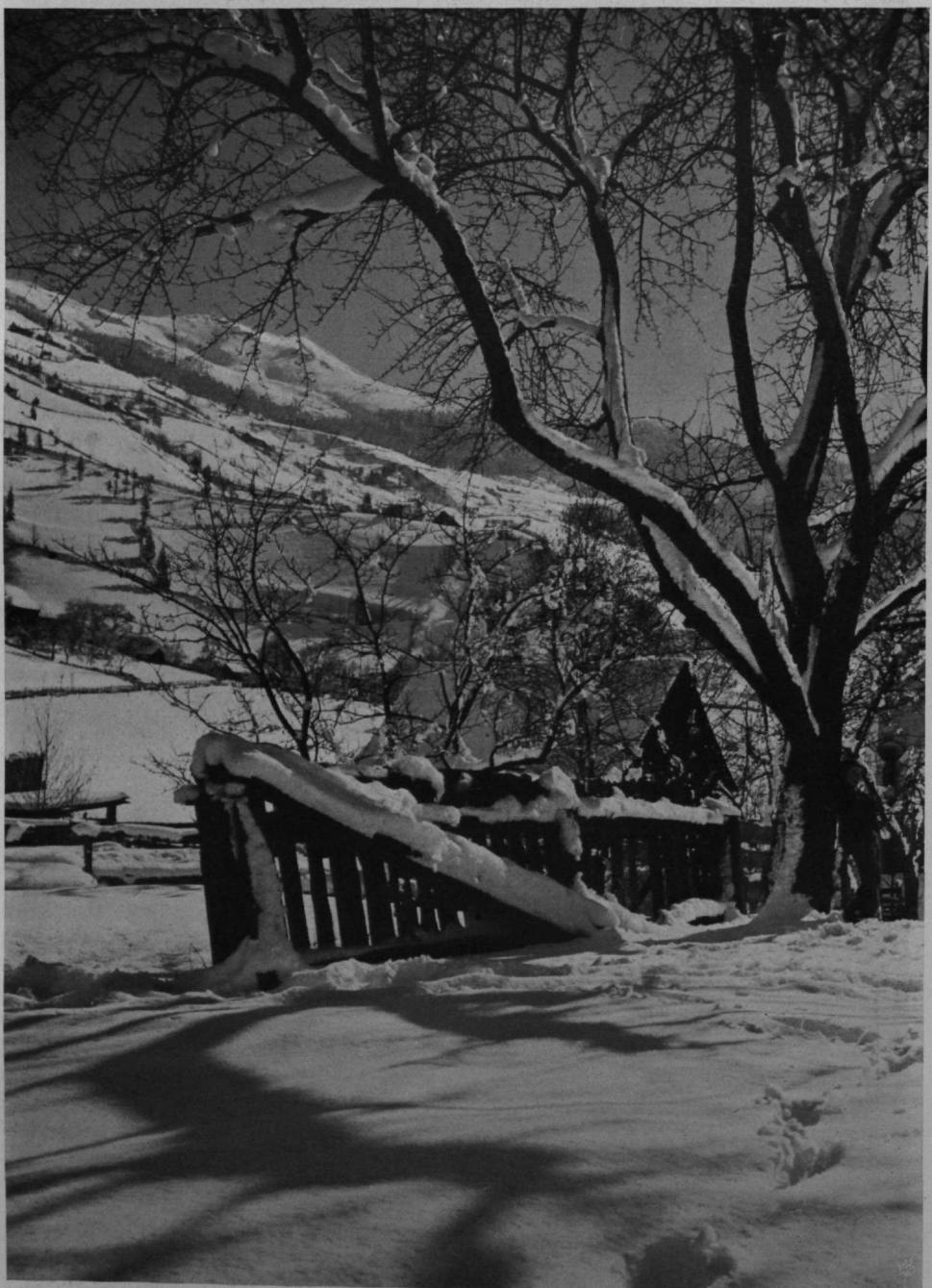
Jochspitze

Goldbachscharte



Karl Sandtner phot.

*Bergumrahmung der Plannerhütte*



Karl Sandtner phot.

*Weg zur Plannerhütte gegen Mölbegg*

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*



*Naturaufnahme von Karl Schiesbühl*

*Bruckmann aut. et impr.*

*Seckauer Zinken und Hammerkogel*

Großen Bösensteinsee, der von den Einheimischen schlechthin auch Scheiblsee genannt wird. Hier am Gestade des träumerischen, zirbenumstandenen Gewässers, dessen Wellen, noch zu Eis erstarrt, tief unter meterdicken Schneelagen schlummerten, wäre ein idealer Hüttenplatz! Das kühne Horn des Bösensteins lugt über die von ihm ausstrahlenden Grate herein, dunkelgrüne Baumgruppen, die sich seltsam von dem blendenden Weiß der Umgebung abheben, haben sich da und dort an den steilen Ufern niedergelassen. Hinaus aber, durch die nach Osten offene Mulde schweift der Blick zu den Lieblingen der Wiener Bergsteiger, zu den schroffen Felsbastionen, deren Fuß die brausenden Wogen der Enns in eilendem Laufe umspülen. Gewiß wird es kein Leichtes sein, den Widerstand der Jagdpächter zu brechen, doch wird die Sektion „Die Reichensteiner“, zu deren Arbeitsbereich auch das Gebiet des Großen Bösensteins gehört, wohl nicht eher ruhen, bis sie sich auch hier ein Heim geschaffen haben wird.

Den Scheiblsee umfahren wir am nördlichen Gehänge und strebten über eine steile Talstufe in das Kar, das nördlich durch den nach Osten streichenden Seitengrat des Großen Bösensteins, im Süden durch den Kleinen Bösenstein begrenzt wird. Wir folgten nicht dem rot bezeichneten Sommerweg, der nahe der oberwähnten Grathöhe und schließlich auf der Schneide selbst zum Gipfel führt, sondern hielten uns zunächst der Karsohle, bis wir vom Becken der „Grünen Lacke“ in Spitzkehren über den sehr steilen Hang zum Südwestgrat des Großen Bösensteins, der das Kar gegen Nordwesten abschließt, ansteigen konnten. Es war ein hartes Stück Arbeit, in dem frischen, feuchten Schnee an Höhe zu gewinnen. Schließlich erreichten wir eine breite Einschartung südlich des Gipfels, in der wir, da der Grat abgeweht und ausgeapert war, die Gleitscheite zurückließen. Ueber grobes Blockwerk ging es rasch zum Scheitel unseres Berges.

Schon unten im Kar hatte uns dichter, blendender Nebel eingehüllt und auch hier auf der Hochwarte, die bei schönem Wetter eine fast unbeschränkte Rundschau gewährte, hielt uns der graugelbe Dunst umfangen. Doch wir waren nicht gekommen, um Ausschau zu halten in die Lande, sondern um den Winter zu suchen. Und wir hatten ihn gefunden, denn, wenn auch die Wärme hierzu nicht stimmen wollte, zauberte uns doch des Bergriesen weißer Talar, über dessen weite Falten wir emporgestiegen, des Winters Pracht und Freuden vor. Nicht ein Lüftchen rührte sich und schwül war es, so daß wir vorzogen, die geplante lange Gipfeirast abzukürzen. Im Nu waren wir bei den Brettern, schnallten an und nun begann eine Fahrt von solcher Eigenartigkeit, daß sie uns wohl lange im Gedächtnis bleiben wird. In kurzen, scharfen Bögen fuhren wir über den sehr steilen Hang zur Karsohle, wobei der körnige Firn, den wir mit unseren Schienen beim Stemmen losgelöst, zischend und knisternd zu Tal fuhr. In der Karsohle schossen wir durch den, jeglichen Ausblick hemmenden Dampf entlang unserer Aufstiegspur zur Steilstufe und weiter zur Scheiblalm. Rasch wurde in einer der Hütten ein kleiner Imbiß eingenommen und weiter ging's in ungehemmtem Schuß an der Engerlhube vorbei in den verschneiten Hohlweg. Die Fahrt ein wenig verlangsamt, pflückten wir von den apern Rändern je einen großen Strauß herrlicher Schneerosen, und ehe wir uns dessen versahen, waren wir am Rande des weißen Elements, das unseren Gleitschienen Leben und Bewegung verleiht, angelangt.

Während wir den Brettern im Sunkbache ein Bad verabreichten, um sie für den langen Sommerschlaf zu säubern, trafen uns einige Regentropfen, so daß wir rasch zusammenpackten und, in unsere Gummimäntel gehüllt, den Sunkweg hinabstiegen. Bei den einzelnen Tropfen sollte es aber nicht bleiben und bald prasselte ein Guß von seltener Ausgiebigkeit auf uns nieder. Wir flüchteten uns im Laufschritt in die Kantine des Magnesitbergwerkes. Dort wurden wir sehr

freundlich aufgenommen, man half uns die triefenden Regenhäute ausziehen, und da mit dem Einsetzen des Regens die Temperatur erheblich gesunken war, wurde tüchtig eingehieizt. Speise und Trank taten das übrige, so daß wir uns in kürzester Zeit recht wohl fühlten und eigentlich gar nicht böse darüber waren, daß es draußen in Strömen regnete. Der Herr Bergverwalter gesellte sich zu uns und stellte uns die Besten unter seinen Getreuen vor. Und tatsächlich verfügt die „Republik Sunk“, wie sich die Bergwerksniederlassung im Sunkgraben scherhaftweise, jedoch mit viel Stolz zu nennen pflegt, über eine Reihe von urwüchsigen Käuzen. Da ist z. B. einer, der die Mundharmonika in seltener Art meistert und ihr Weisen entlockt, wie wir solche vorher wohl noch nie gehört, dann wieder einer, der über sprühende Laune, treffenden Witz und unwiderstehlichen Humor verfügt. Ein Zither- und Armlaute-Vierspiel, sowie eine Sängergilde, die nicht oft gehörte Steirerlieder und Jodler vorzutragen weiß, vervollständigte abwechselnd die Reihe der Darbietungen, die uns in der angenehmsten Weise über des Wettergottes Tücke hinweghalfen. —

Es regnete zwar noch immer, als wir durch den Sunk- und Wolfsgraben nach Trieben und zum Bahnhofe eilten, doch von den Höhen grüßte uns im Dämmerlichte des Abends das blendende Weiß frischgefallenen Schnees. Wollte uns der Winter den Abschied von seinen Freuden recht schwer machen und uns die Erinnerung an seine bleiche Schönheit nachdrücklich ins Gedächtnis rufen?

### GEIERKOGEL, 2237 m

(S.) Auf dem Wege zum Bahnhofe grüßten uns durch die hellerleuchteten Fenster festlich geschmückte Tannenbäumchen. Alt und jung hatte sich versammelt, um sich in der Julnacht einem alten Brauche gemäß gegenseitig zu beschenken. Auch wir haben zu Hause ein solches strahlendes Symbol verlassen, und nachdem wir die Geschenke verteilt und empfangen hatten, zog es uns in unsere geliebten Berge. Wollten wir doch auch von ihnen, denen wir alzeitig Treue gehalten, die für uns bestimmten Julgaben abholen und in trautem Freundeskreise das frohe Fest der Liebe nochmals feiern, wie wir es seit Jahren zu tun gewohnt sind. Nicht zu viele verfolgten das gleiche Ziel, so daß uns der „Neunuhrschneller“, wie wir den um 9 Uhr abends vom Wiener Westbahnhofe verkehrenden Triester Eilzug bezeichnen, ziemlich bequem nach Selztal brachte. Der Personenzug von hier nach Trieben war vollends leer und wir konnten uns als die unumschränkten „Herren der Situation“ betrachten.

Die „heilige Nacht“ mit ihrem ganzen Stimmungzauber war noch nicht gewichen, als wir durch den verschneiten Ort fürbaß zogen. Bei dem Scheine einer vor dem Postgasthause matt glimmenden Glühlampe richteten wir unsere Brettern zum Nachziehen ein, nahmen sie ins Schlepptau und wandten uns der Tauernstraße zu. Schweigsam, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, trotteten wir einher. Es war empfindlich kalt und der Schnee knirschte unter unserem Tritt in seltsamen Melodien, zu denen der eigentümliche, säuselnde Ton, den die Reibung der nachgeschleiften Bretter an den vereisten Geleiserändern erzeugte, eine eigenartige Begleitung bildete. Fürwahr, eine merkwürdige Symphonie! So recht geschaffen für den Marsch durch die frostige Winternacht!

Als wir beim Brotjäger vorbeikamen, huschte der erste schüchterne Dämmerschein über die Höhen und im Hause flammte hinter einem Fenster ein Lichtschein auf, um gleich darauf wieder zu verlöschen. Wahrscheinlich ein durch unseren ehrernen Tritt aufgeschreckter Schläfer, der nach der Uhr sah, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß es zum Aufstehen viel zu früh sei, ärgerlich über die Störung, sich auf das andere Ohr legte.

Auch oben am Firmament wurde ein Lichtlein um das andere ausgelöscht, da es zusehends heller wurde. Bei unserem Einzuge in Hohentauern herrschte bereits jenes Zwielicht, das alle Gegenstände deutlich erkennen lässt, jedoch noch zu schwach ist, um ihnen Körperlichkeit zu verleihen.

Auf der Paßhöhe schnallten einige von uns an, um „schneegierig“, — wie es sofort bezeichnet wurde, — auf der gegen St. Johann wieder abfallenden Straße, zum Draxl abzufahren. Doch wurden sie nicht berühmt dabei, da sie die „Fußgänger“ erst bei der Wirtshaustüre einholten.

Ein heißer Tee mit kräftigem Imbiß sorgte für entsprechende Auftauung. Dann verlor sich einer nach dem anderen, um einen kleinen Stärkungsschlummer zu tun. —

Mein Taschenwecker wird sich sehr gewundert haben, als er durch den hiezu erforderlichen Handgriff den Auftrag erhielt, zu einer so ungewohnten Zeit seinen Herrn zu wecken. Doch tat er pünktlich wie immer seine Pflicht und randalierte um  $\frac{1}{2}$ :11 Uhr vormittags mit solchem Eifer, daß wir alle sofort den Kopf hoben und — uns fester in die Decken hülften. Doch es nützte nichts. Um 11 Uhr war der Aufbruch festgesetzt worden und da galt es eben hurtig zu sein. —

Für Schneeschuhfahrer ist der auf der Paßhöhe von der Straße abzweigende, blau bezeichnete und steil ansteigende Sommerweg nicht empfehlenswert. Darum wandten wir uns der hinter dem Hause befindlichen großen Wiese zu, die wir gegen ein in ihrer linken oberen Ecke befindliches „Gatterl“ überschritten. In dem schütteren Wald, den wir durch die Gattetur betrat, behielten wir noch eine Weile die bisherige nordöstliche Richtung bei, bis ein Kahlschlag erreicht war, der östlich gegen die Kote 1807 hinanzieht. Dieser brachte uns in wechselnder Steilheit auf den mit Jungholz bestandenen Rücken, über den wir zu der erwähnten Kote gelangten, zu der aus dem Tale der Wirtsalm der bezeichnete Weg heraufkommt. Nun folgten wir diesem über eine Reihe von Kammhöckern bis zum Punkt 2106 m. Von hier zieht eine zum Teil felsige Schneide gegen den Hauptgipfel. Wir ließen daher die Brettern zurück und erreichten — uns immer auf der Grathöhe haltend — nach leichter, doch wegen der Vereisung Vorsicht erheischender Kletterei den letzten zum Gipfel ziehenden Hang und über diesen bald darauf den höchsten Punkt, der die Steinmandl mit dem Gipfelbuch trägt. Ein wütender Sturm, der uns schon eine Strecke des Weges begleitet hatte, gestaltete den Aufenthalt recht unleidlich, so daß wir schleunigst wieder Reißaus nahmen und so schnell, als es der eisige Orkan zuließ, zu unseren Gleithölzern zu gelangen suchten. Mit erstarrenden Fingern schnallten wir an und ließen uns von den Brettern zu Tal tragen, um möglichst bald ein geschütztes Plätzchen zu erreichen. Dann aber tauchten wir in größeren oder kleineren Bögen in den Wald, bis uns die steile Schneise in atemraubendem Schuß auf die große Wiese führte. Bei der Haustüre erst wurde gehalten. Bald darnach saßen wir an der christbaumgeschmückten Tafel. —

Es waren keineswegs erlesene Gerichte oder gar kostbarer fränkischer Rebensaft, was da für Hunger und Durst bereitgestellt worden war. Dennoch, oder vielleicht gerade deshalb mundete alles vortrefflich und herrschte froheste Stimmung. Als dann der Julbaum im Lichterglanze erstrahlte, da wurde manch kerniges Wort gesprochen von Freundschaft und Bergkameradschaft und der kräftige Händedruck, leuchtenden Auges geboten und erwider, war die beste Gewähr für die Wahrheit der Worte, welche die Klänge eines alten Burschenliedes jubeind hinaustrugen bis zu den zum nächtlichen Himmel aufragenden Schneehäuptern: „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu....“

**BRUDERKOGEL, 2303 m** (S.) Zeitig, noch im Morgendämmer sind sie aufgebrochen. Eine vielköpfige Schar marschiert vom Draxl auf der Tauernstraße in der Richtung gegen St. Johann. Beim Gehöfte Schulterer weist eine Tafel westwärts in die Pölsen und auf den Bruderkogel, dort bleibt die Kolonne stehen, um die Brettern unter die Sohlen zu bringen; die zusammenhängende Schneedecke lädt dazu ein. Zu der einsamen Siedelung des Transchel bewegt sich der lange Zug. Rote Wegzeichen leiten von hier in die Pölsen und zum Polster, während die blauen Farbstriche den Anstieg zum Bruderkogel bezeichnen. Diesen verfolgt der Schwarm durch prächtigen, winterlich geschnückten Hochwald. Dort wo der bezeichnete Weg, steil ansteigend, eine scharfe Wendung nach Osten macht, also, der bisherigen Richtung nahezu entgegen gesetzt, dem Nordostkamme des Bruderkogels zustrebt, folgt der lange Zug der Schneeschuhfahrer einem Karrenweg, der, vorerst noch wenig ansteigend, in der bis nun vorherrschenden Südwestrichtung zur Lackneralm führt. Bei zunehmender Steigung zieht der Weg entlang dem stark geneigten, mit herrlichem Tannenforst bestandenen Hange. Zur Rechten plätschert in einer felsigen Schlucht zwischen gewaltigen Urgesteinsblöcken und glitzernden Eiskaskaden ein Wässerlein. Keck hüpfst es von Stufe zu Stufe, als wollte es sich durch die hurtige Bewegung vor der drohenden Erstarrung schützen. Die rüstig ausschreitende Gesellschaft hingegen trachtet, so bald als möglich aus dem Schatten der beschneiten Baumkronen ins Freie zu kommen, und begrüßt jubelnd den wärmenden Sonnenschein, in dessen Bereich sie beim Betreten des nun folgenden breiten Tales gelangt. Ungeheure Schneemassen, von Winterstürmen zusammengetragen, füllen den Talgrund und überwölben das Gerinne des Bächleins, dessen Sein bloß das ganz leise, nur dem aufmerksam lauschenden Ohr wahrnehmbare Murmeln in der Tiefe verrät. Vom Gehänge des Galmansriegels grüßt die Lackneralm hernieder. Der Anblick der mächtige Schneehauben tragenden Hütten erinnert an ihre sommerliche Verwendung und erzeugt unwillkürlich die Vorstellung von Milch, Butter, Käse und anderen guten Sachen, so daß der Magen, da der scharfe Stieg die Verdauungstätigkeit günstig beeinflußt hat, knurrend sein Recht auf Nachfüllung fordert. Wie auf Befehl fliegen die Schnäfer von den Schultern und im Nu sind ihre Schnüre gelöst. Jeder beginnt eifrig und mit vielem Fleiß in den Tiefen des Rucksackes herumzuwühlen und sich mit den darin verborgenen Herrlichkeiten angelegentlich zu beschäftigen. Zuerst herrscht tiefes Schweigen, später fällt hie und da ein vereinzeltes Wort und schließlich entwickelt sich eine lebhafte Unterhaltung. Man lobt die Schönheit des Tages, bewundert zum soundsovielenmal den blauen Himmel, schätzt die Steilheit der Bergflanken, freut sich über den vielen Schnee sowie seine treffliche Beschaffenheit und drückt die Hoffnung auf einen guten Fernblick aus, bis irgendeiner die Ansicht ausspricht, daß man ja nicht ewig da bleiben könne und man oben ohnehin Gelegenheit haben werde, sich von dem Umfange der Aussicht zu überzeugen. Das ist das Zeichen zum Aufbruch. Die Kolonne setzt sich wieder in Bewegung. Im Gänsemarsch geordnet, mit den Doppelstöcken den Aufstieg unterstützend, gleicht der lange Zug, von ferne gesehen, einem Tausendfuß. —

Der Talschluß läuft sanft in einen breiten Sattel zwischen dem südöstlichen Vorgipfel der Schüttneralm und dem Bruderkogel aus. Dorthin hat sich der Tausendfuß bereits hinaufgeschlängelt. Da stockt auf einmal die Vorwärtsbewegung. Ein hartgewehter Hang, auf dem die Kanten der Schneeschuhe kaum eingreifen können, hemmt das Vordringen zum Westkamm des Bruderkogels und bringt Unordnung in die Reihe. Die einen suchen mit ihren Brettern auf alle mögliche Art weiterzukommen, die anderen haben die Gleithölzer abgelegt und trachten, Stufen

tretend, die „Ansteckkufen“ — wie eine landesübliche Bezeichnung lautet — nachziehend, zur Höhe zu kommen. Ein Teil endlich hat mit vieler Mühe die Brettein in den Schnee gerammt und nur den Stock mitgenommen, um bei dem steilen Aufstieg eine Stütze zu haben. Schließlich erreicht der ganze Trupp den flacher werdenden Kamm und stürmt zum Gipfel. In losen Gruppen lagert sich die Gesellschaft um die Steinmandl mit dem Gipfelbuch. Bald duftet es dort oben wie in einer Südfrüchtenhandlung. Orangen werden geschält, Feigen, Datteln und Bananen mit viel Behagen und Appetit verspeist. Dabei fliegen die Blicke entzückt in die Runde und alle Augenblicke verkündet ein froher Ruf, daß wieder ein lieber alter Bekannter entdeckt wurde unter der Legion von Bergspitzen, die, in blendendes Weiß gehüllt, in weitem Kreise dichtgedrängt die Hochwarte umstehen, auf der sich die frohe Schar zur wonnesamen Gipfelrast zusammengefunden. Jeder Bergname, der genannt wird, weckt Erinnerungen an das eine oder andere Erlebnis und bald schwatzt alles lustig durcheinander, bis plötzlich jeder Mund verstummt. Alle lauschen. Die Glocken des Kirchleins von Hohentauern rufen die Gläubigen zum Hochamt zusammen und ihr zitternder Klang erzeugt hier oben wohl eine noch weihevollere Stimmung als drunten im dämmerigen Raume des Gotteshauses. Auf freier Bergeshöh, umflutet vom goldenen Sonnenlicht, angesichts der unendlichen Schönheit fühlt man das Wirken der Allgewalt und lernt es bewundern. Welches Gemüt wäre so arm, welches Herz so verschlossen, um nicht Dankbarkeit zu empfinden in solchen kostbaren Augenblicken! — — —

Einer nach dem andern erhebt sich. Noch ein Blick ringsum und alles wendet sich talwärts. In lustigen Sprüngen oder in kurzen Bögen geht's hinab, je nachdem ob mit oder ohne Schi. Die Sonne hat inzwischen dem festgewehten und hartgefrorenen Steilhang zugesezt und seine Oberfläche erweicht, so daß auch diejenigen auf ihre Rechnung kommen, die sich von ihren Brettein nicht trennen konnten. Vom Sattel an aber beginnt ein frohes Spiel. In kunstvoll verschlungenen Bögen wirbelt die lustige Kumpanei durcheinander. Bald schießt einer vor, die anderen ihm nach, dann drechselt wieder ein anderer einen schönen Schwung um einen einsamen Baum, und eh man sich's versieht, ist die ganze Gesellschaft im Walde verschwunden. Unten auf den Wiesen beginnt der Tanz von neuem, bis die Straße wieder alle zu einer langen Linie vereint.

Beim Draxl nehmen sie das zurückgelassene Gepäck auf und schießen hinab zu den Häuselteichen und an ihnen vorüber in den Sunkgraben. Erst beim Magnesitwerk hat die Fahrt ein Ende. In einem Gerinne werden die Bretter oberflächlich gereinigt und dann geht's in toller Jagd nach Trieben und zum Bahnhof. Es ist aber auch allerhöchste Zeit, denn der Mittagszug braust bereits heran, so daß einige keine Zeit zum Fahrkartenslösen mehr finden. Sie steigen ohne Karte ein und müssen Strafe zahlen. Doch was ficht sie das an; fällt denn dieses kleine Mißgeschick überhaupt in die Wagschale nach einer so genüßreichen Bergfahrt? — — —

Ihr fragt mich, von wo aus ich das lustige Völkchen beobachtet habe? Es sei euch verraten: Ich selbst bin mit dabei gewesen und habe die Erinnerung daran gar treulich bewahrt.

VON DONNERSBACHAU ZUR  
PLANNERHÜTTE, 1820 m

(S.) Je seltener die unbewirtschafteten Hütten werden, desto mehr sehnt sich der anspruchslose Bergsteiger nach einfachen Unterkunftsstätten, welche die alte Alpinistenromantik aufleben lassen. Es hat unbestreitbar für viele einen eigenen Reiz, auf sich selbst angewiesen zu sein, jeden Handgriff allein machen zu müssen. Ist es auch bequemer, wenn man sogar in

den unwirtlichen Regionen des Hochgebirges eine gedeckte Tafel vorfindet und von dienstbaren Geistern umschwärmt wird, die jede persönliche Bemühung überflüssig machen, so fehlt doch das Gefühl der Unabhängigkeit, das Bewußtsein, den eigenen Herren spielen zu dürfen, das der Aufenthalt in einer unbewirtschafteten Hütte — vorausgesetzt, daß man nicht unangenehme Gesellschaft bekommt — unfehlbar erzeugt. Daher der immer lauter werdende Ruf nach einfachen Hochturistenhütten neben den üppigen Schutzhäusern und darum vielleicht auch das treue Festhalten einer erlesenen Bergsteigergemeinde an der Winterturistik, obwohl der Aufschwung und die Lockungen des planmäßig betriebenen Wintersportes in die Reihen der Bergsteiger Lücken zu reißen drohen. Der wirkliche Naturfreund aber wird auch in Zukunft für das eitle Treiben der Modegecken, die ihren ganzen Krimskram an Nichtigkeiten und alle ihre Schwächen ins winterliche Bergrevier mitzerren, sowie auch für die rekordlüsternen Sportsklaven, die blindwütig, nur mit Sekunden rechnend, dahinjagen, ein mitleidiges Lächeln haben. Er wird ihnen die genau abgesteckte Rennbahn überlassen und freie, genussreiche Betätigung in den Bergen suchen, die für ihn auch im Winter nur die Stätte begeisterten Naturkultes und schönheitsfrohen Genießens bleiben, er wird die Bergwelt niemals als Mittel zur Erlangung von Reisediäten und Wettpreisen betrachten.

Wer nun keinen Wintersportplatz mit Jahrmarktgetriebe und erstklassigen Hotels sucht, sondern wem ein einfaches gutes Gasthaus genügt, wer keinen Sprunghügel und keine mit zahlreichen „Konkurrenzen“ bedachte Rennbahn benötigt, wen vielmehr ein außerordentlich günstiges Gelände zufriedenstellt, und wer endlich ein kleines alpines Heim liebt, in dem sich ein echter Bergsteiger wohl fühlen muß, der folge uns, wir wollen ihn in ein Gebiet führen, in dem er auf seine Rechnung kommen wird. — — —

Vom Bahnhofe Steinach-Irdning, wohin uns der Wiener Schnellzug gebracht, hinaustretend, wenden wir uns — falls wir nicht vorziehen, einen Wagen zu nehmen, den man gegenüber im Bahnhofshotel Würschinger jederzeit bekommt — nach rechts, um den roten Wegzeichen folgend nach beiläufig 500 Schritten das Bahngleise und über eine Holzbrücke die Enns zu überschreiten. Durch morastige Wiesen führt uns der Weg entlang einem Wassergraben in der Richtung nach Irdning, das wir nach beiläufig drei Viertelstunden erreichen. Über den Kirchenplatz, den wir der Länge nach überschreiten, gelangen wir, der Straße folgend, zu einem alten Kloster, von dem ein Weg hinunter zum Elektrizitätswerk am Eingange des Donnersbachtales führt (eine halbe Stunde). Eine breite schöne Straße bringt uns nach einer weiteren Stunde nach Donnersbachau (Gasthäuser Zettler, Bärnkopf, Dechler; die ersten beiden haben auch Fuhrwerk).

Während ein Sträßlein weiter im Donnersbachtale nach Donnersbachwald führt, wendet sich ein rotbezeichneter Karrenweg dem Gehänge des Mölbeggs zu, das er, stetig ansteigend, gegen die Mündung des Schrabachtales quert. Zwischen Mölbegg und Höchstein streicht eine bewaldete Rippe westlich gegen das Donnersbachtal und bildet mit den Abhängen der Schaabspitze die Pforte des Schrabachtales. In einer steilen Kehre überschreitet unser Weg die erwähnte Rippe und senkt sich ein klein wenig in das Schrabachtal, das wir fortan verfolgen. Eine Steilstufe beim Kollmannslehen gibt uns noch zu schaffen, dann geht es fast eben zur Schrabachalpe (1343 m, 2 $\frac{1}{4}$  Stunden von Donnersbachau). Von der Alpe wird an der linken, der Gstemmerspitze angehörenden Lehne die nächste Talstufe erklimmen und dadurch der ungeheuere Kessel „Im Planner“ erreicht. Mitten in der weiten, bergumstandenen Talmulde, steht neben einer Anzahl zerstreuter Almhütten auf einer kleinen Bodenwelle neben dem Bach die Planner-

hütte der Sektion „Die Reichensteiner“ des D. u. Ö. A.-V. (drei Viertelstunden von der Schrabachalpe, drei Stunden von Donnersbachau).

Die Hütte ist nicht bewirtschaftet, auch nicht verproviantiert und hauptsächlich für die Bedürfnisse des anspruchslosen Bergwanderers berechnet. Das Innere des außen und innen verschalteten Blockhauses ist in zwei heizbare Räume geteilt, von denen der eine als Wirtschaftsraum, der andere als Schlafraum dient. Der erste ist seiner Bestimmung gemäß mit einem Herd und allem zum Kochen Erforderlichen versehen; der andere enthält neun Matratzenlager mit Zubehör. Die Hütte ist Sommer und Winter versperrt, doch ist der Schlüssel in den Talstationen unter den üblichen Bedingungen erhältlich (Steinach-Irdning: Bahnhofshotel Wiirslinger, Donnersbachau: Gemeindegasthaus Zettler).

Die von der Hütte erreichbaren Gipfel bieten durchweg eine umfassende Fernsicht und sind mit wenigen Ausnahmen zu jeder Jahreszeit leicht ersteiglich. Nicht nur im Frühsommer, wo eine außerordentlich reichhaltige Alpenflora das Auge des Wanderers entzückt, sondern auch im Herbst, wenn eine schier unbegrenzte Gipfelschau dem Bergsteiger die geringe Mühe des Aufstieges lohnt, sind die Höhen um die Plannerhütte besuchenswert. Besonders aber im Winter, der diesen Teil der Niederen Tauern in ein außerordentlich günstiges Gebiet für den alpinen Schneeschuhlauf verwandelt, ist dieses bescheidene alpine Heim als Stützpunkt für prächtige Winterturen in hervorragender Weise geeignet. Möge es manchem, der den eigenartigen Reiz der Tauernlandschaft schätzt oder der brettelbewehrten Füße die winterliche Bergwelt durchheilen will, willkommenes Odbach bieten!

\* \* \*

Zur Abfahrt über den Hüttenweg sei bemerkt, daß — falls der Weg von Holzschlitten ausgefahren sein sollte — die steilen Stellen mit Ausnahme jener beim Kollmannslehen vermieden werden können. Die große Steilstufe an der Rippe beim Eingange ins Schrabachtal kann — im Sinne der Abfahrt — links über eine Wiese und einen sanft geneigten Waldweg, der unterhalb der Steile in den Hüttenweg mündet, umfahren werden. Den unteren steileren Wegstücken kann man, falls es nötig sein sollte, sowohl rechts als auch links über Wiesen ausweichen. Auf die drei steileren Stellen des Weges machen Tafeln der Sektion „Die Reichensteiner“ aufmerksam. —

**PLANNERECK, 2002 m**

(S.) Das Auge ist geblendet, denn es vermag sich kaum an die Fülle des Lichtes zu gewöhnen. Ein Sonntag war aufgegangen und mit ihm ein Flimmern und Leuchten allüberall. Die Bäume ringsum haben duftige Spitzenhäubchen aus Schneekristallen mit langen, zarten Eisfransen aufgesetzt. Jedes Schneekörnchen sucht sich im schönsten Lichte zu zeigen und deutet seine blitzenden Facetten den Sonnenstrahlen zu neckischem Spiel. —

Tiefe Furchen hinterlassen unsere Gleitbretter, die uns von der Plannerhütte zur nahen Höhe des Plannerecks emportragen sollen. Wir wenden uns von der Hütte vorerst westlich gegen den Zug Rotbühel—Plannereck und steigen dann in einer großen Kehre nordwestlich gegen die Kammhöhe an, die wir beißufig 150 Schritte südlich des Gipfels erreichen. Der ganze Anstieg ist unschwierig und genussreich. Ungehindert fliegt der Blick talaus zu den Felsrissen des Grimmingstocks. Sorgfältig weichen wir den schneevermummten Bäumchen aus, die verstreut dem sanften Hang entragen, und sind ängstlich bemüht, ja nicht durch eine ungeschickte Annäherung etwas von ihrem herrlichen Winterschmucke abzustreifen.

Da erreichen wir auch schon die Kammhöhe und mit einem Schlag eröffnet sich uns eine schier unbegrenzte Bergschau auf das wogende Gipfelmeer der Tauern, während wir rückblickend die stolzen Zinnen des Gesäuses bis zu den eisumflossenen

Felsbastionen des Dachsteins und Hochkönigs übersehen. Und das alles in strahlender Weiß, umflutet vom Glanze des Wintersonnenscheins und überwölbt von der türkisblauen Riesenkuppel des Himmelsdomes. Wer vermöchte sich den Eindrücken eines winterlichen Sonntags auf aussichtsreicher Höhe zu entziehen!

Und nun erst die Abfahrt: Lautlos, jedem, selbst dem geringsten Drucke gehorchend, gleiten die getreuen Brettel durch die pulverige Masse. Immer größer werden die kunstvoll gedrechselten Bögen und Schwünge, immer schneller, immer rasender die Fahrt. Man verliert beinahe das Gefühl des Gleitens und wähnt fast, von unsichtbaren Gewalten getragen, zu Tal zu schweben. An den letzten Bäumen huschen wir im Fluge vorüber und eine weite, sanftgeneigte Fläche trennt uns noch von der Hütte. Die Gleitbretter dicht nebeneinander, schießt einer nach dem anderen schnurgerade dem Ziele zu, um mit einem jähnen Ruck oder schönem Schwung bei der Hütentüre zu landen. —

Nur wenige Minuten währt die Fahrt, die einzelnen Phasen dauern nur einige Sekunden und dennoch umfassen sie eine Unsumme des höchsten und reinsten Genusses. Wir blicken zurück zur Höhe und verfolgen die feinen Linien, die unsere Brettel in den Schnee gezeichnet haben. Es ist die Runenschrift, die von Bergglück und Winterfreuden erzählt. Wohl dem, der sie zu deuten vermag, denn auch in seinem Herzen ruht die Erinnerung an unvergängliche Stunden im winterlichen Bergrevier. —

SCHOBERSPITZE, 2125 m,  
KARLSPITZE, 2062 m, ■  
SCHREINL, 2154 m □

(B.) Die Ritzen der geschlossenen Fensterläden beginnen zu leuchten, rotgoldne Sonnenstrahlen zwängen sich durch und huschen im finstern Hüttenraum umher. Von der langen Pritsche her

tönen die gewissen, dem Geräusch einer in Betrieb befindlichen Säge gleichenden, von den Schlafgenossen so sehr gefürchteten Laute. Vier müde Bergsteiger liegen dort vergraben unter einem Wust warmer Decken, schlafen, schlafen und merken es gar nicht, daß sie fürwitzige Sonnenfäden an der Nase kitzeln. Oder wollen sie's vielleicht nicht spüren? Nützt ihnen nichts! Wer nicht fühlen will, muß hören. Denn nun fängt der Hüttenwecker raschelnd zu klingeln an. Blitzschnell greift eine Hand nach dem Ruhestörer und dreht ihm das Genick um, worauf er sofort verstummt. Dennoch geht eine Bewegung über die Schläfer; sie äußert sich darin, daß einer nach dem andern geräuschvoll gähnt und die Körperlage verändert. Dann wird ruhig weitergeschlafen. O göttliche Faulheit!

Böse Kobolde beneiden die Vier darum. Boshafterweise steigen sie in des einen Westentasche und stifteten darinnen leise kichernd Unheil: Mit einem Mal ratscht wieder eine Weckuhr und die kleinen Poltergeister, die dies verbrochen, stieben in wilder Flucht auseinander.



*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*



*Naturaufnahme von Karl Sandtner*

*Bruckmann aut. et impr.*

*Plannerhütte gegen die Schoberspitze*

Halb im Schlafe brummt einer der Langschläfer einige unchristliche Flüche, weil sich diesmal der Krakehler nicht mehr so leicht zum Schweigen bringen läßt. Dazu hätte man nämlich aufstehen müssen, was jedoch keineswegs im Sinne des über die Störung erbosten Kommitonen liegt, weshalb die Uhr lustig weiterklingelt, bis auch die andern die Köpfe heben. „Wie spät?“ Ein Zifferblatt wird in den Lichtkegel einer Fensterladenritze gehalten und die Antwort abgelesen: „Acht Uhr!“ — „Erst!“ — Und nochmals fällt einer nach dem andern in die Decken zurück.

Doch nachdem es neuerlich still geworden, wagen sich die hartnäckigen Spektakelgeister wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor und sinnen nach neuen Ränken. Es ist ja noch ein dritter Taschenwecker da, den müssen sie jetzt aufstöbern. Der, wie es scheint, selbst einem Schabernack nicht abhold, räuspert sich einmal kurz aber unternehmungslustig und hält dann in einem Atem eine so eindringliche Predigt über Faulheit und Zeitverschwendungen, daß die Vier mit energischem Ruck die Decken abwerfen und von der Bettstelle herunterkriechen.

Der Schoberspitze sollte es gelten, der schönsten Berggestalt im Gebiete der Plannerhütte. Zu diesem Behufe mußte vorerst der von der Karlspitze nordwärts abstreichende Seitenkamm erklimmen werden. Als schöne, ebemäßige Schneepyramide strebt unser Bergziel zur Höhe, von uns nur mehr durch eine Mulde getrennt. Wir fuhren zuerst in diese hinab und zogen dann in Serpentinen durch die Ostflanke des Berges wieder hinan. Ich möchte hier bemerken, daß diese Anstiegsroute nicht die günstigste ist. Sie war am Tage unserer Ersteigung gerade geboten, weil Sturm und Sonne die Schneebeschaffenheit auf dem Kämme Karlspitze—Schober nachteilig beeinflußt hatten. Man tut bei einer Wiederholung dieser Tur am besten, wenn man gleich von der Plannerhütte weg die Richtung gegen die Goldbachscharte nimmt und zuerst die Karlspitze ersteigt. Von hier zieht ein breiter Kamm, zunächst absinkend, dann zur Schoberspitze wieder ansteigend, nordwärts. Dieser läßt sich ganz leicht verfolgen, nur empfiehlt sich einige Vorsicht wegen der gegen Osten oft recht weit vorhängenden Wächten.

Herrlicher Sonnenschein verklärte die Höhen, die sich scharf und rein vom tiefen Blau des Firmaments abhoben. Ein Glitzern und Funkeln ging über die Schneedecke. Jedes Flöckchen nahm eine Unmenge Licht in sich auf und warf es, bläuliche Funken sprühend, wieder zurück, um gleich wieder neues Leuchten aufzusaugen. Auf dem Grat oben peitschte ein böser Wind flatternde Schneefahnen. Drohend hingen allenthalben Wächten vor. Sie erfüllten uns mit Sorge darüber, wie und wo wir die Kammhöhe betreten sollten, beziehungsweise erreichen könnten. Zum Glück fand sich eine schwache Stelle, ihr strebten wir zu. Sie war gutmütig genug, uns — wenn auch nach harter Mühe und mit einiger Gefahr — durchzulassen. Auf dem Grat erfaßte uns ein wütender Sturm, der mächtige Schneewolken aufwirbelte. Trotzdem verfolgten wir unverdrossen unseren Weg geradeaus zur nicht mehr fernen Gipfelstange.

Wonnesame Gefühle, wie sie sonst auf Bergeshöhen üblich sind, hatten wir dort oben nicht zu verzeichnen, denn der eisigkalte Sturm verbiß sich in unsere Rocksäume wie ein Diebe haschender Wachhund. Sollte er ein Verständnis dafür gehabt haben, daß wir sozusagen wirklich als Diebe oder gar Räuber auf der formschönen Spitze standen? Sie war vor uns noch nie mit Schneschuhen bestiegen worden und daher — wie der terminus technicus lautet — eine „Schi-jungfrau“. Das Jungfernkränzlein nun haben wir ihr heute geraubt.

Der Ausblick war überwältigend großartig. Des Gesäuses prächtige Berge, des Dachsteins Klippen und Gletscher lagen vor uns wie ein aufgeschlagenes

Buch, doch gelüstete es keinen von uns, längere Zeit darin zu lesen. Auch weit hinein in die Tauer reichte der Blick, aber auch ihnen ward keine rechte Würdigung zuteil. Zähnekletternd verschwand einer nach dem andern von der sturmumtosten Hochwarte und flüchtete hinab in den geschützteren Hang. —

Den Kamm nordwärts verfolgend, standen wir bald auf dem Gipfel der Karlspitze. Die Aussicht ist dieselbe wie von der Schoberspitze, der Aufenthalt auf dem Gipfel war gleich unangenehm. Also nicht stehenbleiben, weiter zum Schreinl! Es war nicht „Gipfelhunger“, der uns zum nahen Schreinl hinübertrieb, nein, es war kühle Berechnung auf erhöhten Abfahrtsgenuß. Von dem erwähnten Gipfel zur Plannerhütte findet man nämlich zweimal Gelegenheit, sich an den Wonnen einer hochalpinen Schneeschuhfahrt zu erfreuen. Zuerst geht's vom Schreinl im Bogen zum Goldbachsee hinunter, dann — nach ganz kurzem Wiederaufstieg auf die Goldbachscharte (zwischen Karl- und Jochspitze) —, von dieser bis zur Hüttentür.

Ach, diese Abfahrt! Den ganzen Tag über haben wir uns auf sie gefreut. Diese Freude hat uns selbst der Orkan nicht rauben können, obwohl er, als wir auf dem Schreinlgipfel standen, eine gar wilde, fürchterliche Melodie sang, offenbar in der Absicht, uns die Laune zu verderben. Er brachte es aber nicht zu wege. Wir lösten so rasch als möglich die hemmenden Seehundsfelle von den Brettern und dann ging's flugs zu Tal, mit dem Sturm um die Wette. Und siehe da: der sonst so Flinke blieb zurück, sein Atem ward schwächer, erlosch fast, und als wir über den gefrorenen, tief verschneiten Spiegel des Goldbachsees dahinschossen, hatte er unsere Spur verloren. Oben auf dem Grate suchte er uns, der Wüterich, wild strich er schneeaufwirbelnd über die Schneide. —

Das kurze Stückchen bergen bis zur Goldbachscharte lag bald hinter uns. Die fliegende Schneeschuhfahrt beginnt zum zweiten Male. Hei! Wie unter den Gleithölzern der Pulverschnee aufsprüht, wenn sich die Knie beugen zu scharfem Bogen. Mählich verliert der Hang an Steilheit. Ausgelassene Fröhlichkeit verrät den hohen Grad unserer Freude. Einer ruft jubelnd „Schuß! Schuß!“ Bäume und Felsblöcke huschen schemenhaft an uns vorüber. Wo der Wald dichter wird, heißt es geschickt lenken und vorsichtig sein. Keiner will an die schnebeladenen, schwerniederhängenden Äste stoßen. Nicht vielleicht aus Schönheitssinn und Sorge um den herrlichen Waldschmuck, o nein, aus schnöder Eigenliebe! „Wie“, so denkt sich jeder, „ich soll euch Bäumen eure Schneelast abnehmen, soll sie vielleicht gar auf meine eigenen Schultern laden? Nein nein, ihr könnt sie ruhig behalten! Auch mir hilft niemand des Lebens Pflicht und Sorge tragen!“ Doch kaum tauchen solche Gedanken auf, schämt man sich ihrer gleich wieder angesichts der im keuschen Winterschmucke prangenden Berge. Wie kann eine Spur von Eigennutz, wie kann der Gedanke an Pflicht, Frohn oder Seelenpein sich ins Herz schleichen inmitten der Berge, die uns so freigebig beschenken aus dem reichen Füllhorn der Schönheit, die uns eine Ahnung aufdämmern lassen von Glück und Freiheit, die uns erheben und aufrichten, wenn des Lebens Mühsal uns zu erdrücken scheint. Unser armes Erdenwurmbewußtsein klebt eben am Kleinlichen! Doch hier, wo wir umgeben sind vom Erhabenen und Schönen, sei es verbannt aus unserer Seele, sie möge sich läutern unter dem Einflusse winterprächtiger Bergwelt, dem Symbol markiger, tugendhafter Reinheit!

\* \* \*

(S.) Vom Schreinl, bezw. von der nördlich des Gipfels gelegenen seichten Einschartung des zur Karlspitze streichenden Kamms ist auch noch eine andre, prächtige Abfahrt, und zwar auf die entgegengesetzte Seite, möglich. Sie kann

denen, die nicht mehr zur Plannerhütte zurückkehren wollen, bestens empfohlen werden. Auch dann, wenn der Hüttenweg schon hoch hinauf ausgeapert sein sollte, kann man auf dieser Route noch bis ins Tal fahren. Die Straße wird beiläufig eine halbe Stunde südlich von Donnersbachwald erreicht, weshalb man nach Donnersbachau nahe an  $1\frac{1}{2}$  Wegstunden benötigt.

Will man nun vom Schreinl geradeaus ins Donnersbachtal gelangen, so wendet man sich von der oberwähnten Scharte westwärts in steiler aber genübreicher Fahrt in den weiten Kessel, aus dem die Michlirlingerhütten herausgrüßen, und hält schließlich gerade auf diese zu. Die nächste Stufe umfährt man nahe dem Talgrunde im orographisch rechten Gehänge und erreicht bald darauf eine tieferliegende Alm. Unterhalb der Almhütten wird auf einem Brückchen der Bach übersetzt und man vertraut sich dem am linken Hang dahinziehenden Almweg an, der erst nahe dem Talausgange in einigen Kehren der Grabensohle und entlang dem Schwärzbache der Straße im Hauptale zustrebt. (Vom Gipfel 1 —  $1\frac{1}{2}$  Stunden.)

TOTENKARSPITZE, 1832 m  
DORNKARSPITZE, 2051 m

(S.) „Das muß fürwahr ein herrliches Schigebiet sein!“, sagte einer von meinen Freunden und wies mit der Hand hinüber zu den Niederen Tauern,

die im Süden, durch das tief eingeschnittene Ennstal von unserem Standpunkte getrennt, ihre schneeigen Häupter erhoben. Wir hatten uns die Steiererseehütte zum Standquartier erkoren und waren an einem sonnigen Vorfrühlingstag auf Brettein zum Großen Tragl im Toten Gebirge aufgestiegen. Dort lagen wir nun schon seit einer Stunde auf dem Gipfel und ließen uns von der Sonne braten. In winterlicher Pracht standen noch die Berge ringsum und schönheitstrunken irrte der Blick in unendliche Fernen. — Neben den Felsbastionen des Grimming thronte des Dachsteins stolze Majestät mit ihrem Gefolge, noch fast bis zum Fuße gehüllt in wallenden Hermelin. Tief drunten blinkte anstatt des Steierersees, der tief unter den Schneemassen dem Frühling entgegenträumte, eine weiße, ebene Fläche. Daneben grüßte eine Gruppe von Hütten zu uns herauf, mit Ausnahme einer alle bis zum Dache im Schnee versteckt. Die eine Hütte hatten wir sorgfältig ausgeschauft, denn sie war das Refugium, welches uns die verflossene Nacht beherbergte hatte. Über den ungeheuren Karen des Toten Gebirges bauten sich, im Winterkleide besonders gewaltig, schöngeformte Höhen auf — der felsige Hebenkas, der mächtige Priel und die schlanke Spitzmauer. Über das Ganze aber spannte sich in kristallener Klarheit die stahlblaue Kuppel des Firmaments. Wie jubelten wir ihnen zu, den alten trauten Freunden, die uns unsere Liebe schon so oft königlich gelohnt. Und doch blickten wir, wie gebannt, immer wieder hinüber zu der schneeigen Welt, die sich über der breiten Furche des Ennstales wie ein erstarries wogendes Meer bis in die fernsten Fernen dehnte und sich dort, wo die Kraft des Auges ein Ziel fand, mit dem Himmel zu vermählen schien. Wo wir im Sommer eine Reihe grüner und brauner Kuppen zu sehen gewohnt waren, ragten herrliche Schneedome auf, die das Herz eines jeden Schneeschuhfahrers höher schlagen lassen mußten. Ein zarter, bläulicher Dunstschieier senkte sich mit dem höheren Stande der Sonne auf das weiße Gewoge und ließ die sanftgeschwungenen Linien der Gebirgskämme duftig und weich erscheinen, bis sie schließlich, als wir uns noch lange nicht an ihnen sattgesehen, ins Wesenlose verschwammen. „Erinnern diese Berge im Winterschlaf nicht an Schneewittchen in ihrem gleißenden Zauberreich?“, bemerkte einer von uns. „Und wir wollen die Prinzen sein, die in das Märchenland eindringen, um die Gunst der Schönen zu erwerben“, sagte darauf ein anderer, richtete die Spitzen seiner Brettein talwärts und begann die sausende Fahrt. — — — —

Der nächste Sonntag schon sieht uns in Steinach-Irdning, von wo uns ein Wägelchen nach Donnersbachau bringt. Im ersten Morgendämmer kommen wir dort an und wenden uns, ohne aufzuhalten, südwestlich ins Moseralpental, dessen unterste Steilstufe ein Hohlweg an der südöstlichen Tallehne in einigen Serpentinen überlistet. In geringer Steigung, die nur ein einziges Mal durch einen jüheren Aufschwung unterbrochen wird, leitet nun der Weg, nahe der Talsohle bleibend, gegen den Talhintergrund, der von der nur um weniges die Kammhöhe überragenden Totenkarspitze gebildet wird. Schon nach der ersten Serpentine des Hohlweges haben wir die fellüberzogenen Brettel angelegt und kommen daher in dem frischen Schnee rasch vorwärts. Zu unserer Rechten plätschert der Moseralpenbach, von dem wir uns aber nach beiläufig anderthalbstündigem Stieg entfernen, um über eine baumarme Lehne zur Linken in einigen Kehren emporzustapfen. Als wir der Moseralpenhütten ansichtig werden, queren wir gerade zu ihnen hinüber. Auf dem aus dem Schnee herausragenden Dache der einen richten wir uns zur Frühstückstafel häuslich ein. Wie köstlich munden die mitgebrachten Leckerbissen, die eben nur hier in der Schneewildnis als solche gelten, denn unten im Tale, wo man alles haben kann, was das Herz und der Magen begehrts, würde man kaum diese einfachen Gerichte als besondere Delikatessen betrachten. Dann strecken wir uns nebeneinander auf das apere, sonndurchwärmte Dach aus und beginnen, gemütlich unsere Pfeifchen schmauchend, unseren Weiterweg „auszuknöbeln“. Der im unteren Teile mit schüttarem Wald, gegen die Kammhöhe zu mit einzelnen Bäumen bestandene Hang, der uns zum Gipfel der Totenkarspitze bringen soll, wird mit Kennerblick gemustert, im Geiste eine Kehre um die andere an ihn gelegt und bei jeder Bodenwelle, jeder Terrainfalte erwogen, ob sie nicht vielleicht den Anstieg erleichtern könne. Dann geht's an die Arbeit. Die gegen Norden gekehrte Lehne zeichnet sich durch den berühmten „idealen Pulverschnee“ aus, so daß wir in großen Zügen die von unten festgelegte Anstiegslinie einhalten können und nach eineinviertelständigem Aufstiege die Höhe der Totenkarspitze erreichen. Einige schneefreie Felsblöcke, die den Gipfel krönen, laden zum Verweilen ein und bald lagert die Gesellschaft, mit den Brettern an den Füßen, in den wunderlichsten Stellungen auf dem Felsaufsatze.

Herrlich ist bei der herrschenden Windstille der Aufenthalt, besonders, da die Sonnenstrahlen bereits eine recht frühlingsmäßige Wärme entwickeln. Nachdem noch obendrein der Ausblick schon von hier aus ein prächtiger ist und einige die Abfahrt über den Hang, der uns heraufgeleitet, angeblich kaum mehr erwarten können, entschließt sich der größte Teil unserer Schar zum Verweilen. Wir aber, die auch noch der Dornkarspitze einen Besuch abstatthen wollen, wenden uns dem weiteren Kammlaufe zu, um zu sehen, was es da Neues gibt. Unterhalb der mit Felsaufsätzen gezierten Grathöhe fahren wir in die nächste Scharte ab. Von hier schwingt sich der nunmehr breite Rücken über eine Vorkuppe zur Kote 1979 m auf, ohne uns irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg zu stellen. Dann folgt abermals eine Scharte, zu der wir nach Überwindung eines kurzen Felsabsatzes, der uns wohl ein wenig aufhält, jedoch nicht zum Ablegen der Bretter nötigt, gelangen. Von hier strebt nun der eigentliche Gipfelaufbau der Dornkarspitze als eine schöngeschwungene Schneeglocke auf. Zwei scharfe Kehren legen wir an seine uns zugekehrte Flanke und betreten durch eine charakteristische Felsgasse den flachgewölbten Gipfel etwas mehr als eine Stunde nach dem Verlassen der Totenkarspitze.

Wir sind im wahrsten Sinne des Wortes begeistert. Wir möchten jauchzen, doch unsere Kehle hat keinen Ton, wir wollen die Herrlichkeit, die uns umgibt, preisen, allein unser Mund findet keine Worte! Stumm zeigen wir bald da-

und bald dorthin, um uns gegenseitig auf die besonders schönen Teile der Rundschau aufmerksam zu machen, und schauen, schauen und schauen. Wie leuchtet das Auge beim Anblick dieser weiten, schneegepolsterten Käre und Mulden, wie pocht das Herz bei dem Gedanken an diese Abfahrten, deren Möglichkeit sich hier eröffnet! Eine Zeitlang stehen wir ganz unter dem Eindrucke des Geschautes und nur langsam löst sich der Bann, der uns gefangen gehalten. Zunächst wird die Kamera in Tätigkeit gesetzt, um die Erinnerung an all die Schönheit festzuhalten und um denjenigen, denen die winterlichen Hochregionen fremd geblieben, eine Ahnung davon zu vermitteln, was der Winter an Pracht und Herrlichkeit zu bieten vermag und um wieviel des köstlichsten Erlebens sie ärmer geblieben sind. Dann erst wenden wir uns der Wohlfahrt des Leibes zu, kramen die Säcke und Taschen aus, mit viel Behagen die darin verwahrt gewesenen Näscherien verzehrend.

Schwer, sehr schwer fällt es, sich von dieser Bergeshö' zu trennen, doch ist uns nur die kurze Spanne eines Sonntags zur fröhlichen Bergfahrt vergönnt, und noch ehe die Sonne die bleichen Häupter unter ihrem Scheidekuß zum Erröten bringt, müssen wir zurück in das sinnverwirrende Getriebe der Millionenstadt. — —

Auf gleichem Wege, doch in bedeutend kürzerer Zeit, kehren wir zurück zur Totenkarspitze. Von hier aber beginnt eine Fahrt, die ihresgleichen sucht. Die gute Schneebeschaffenheit des den größten Teil des Tages im Schatten liegenden Hanges, seine Steilheit, die dennoch nirgends Schwierigkeiten bietet, schließlich der schütttere Waldbestand, der zu Geschicklichkeitsproben verleitet, gestaltet die Abfahrt von der Totenkarspitze zur Moseralpe zu einer der genüßreichsten, die uns je auf unserem winterlichen Bergwanderungen untergekommen ist.

Von der Alpe weg folgen wir wieder unserer Aufstiegsspur bis dorthin, wo der Hohlweg sich in steilen Windungen nach Donnersbachau wendet. Da verlassen wir ihn und steigen in der bisherigen Wegrichtung ein klein wenig an, durchfahren ein Gatterl und gelangen, in kurzen Bögen über sehr steile Wiesen abfahrend, zur Straße.

Im Gemeindegasthause sind wir wieder alle versammelt und in allen Tonarten wird die Schönheit der eben beendeten Bergfahrt gepriesen. Unter allerlei Ulk vergeht nur allzurasch die uns noch zur Verfügung stehende Zeit und mit Gesang und Schellengeklingel geht's dem Bahnhofe in Steinach zu. — —

Ein seltsamer Zufall führte uns in ein Wagenabteil, in dem sich ein Zigeunerprimas befand, der auf der Heimfahrt von einer Kunstreise durch Frankreich begriffen war. Er schien besonderen Gefallen an unserer lustigen Gesellschaft zu finden, in der Frau Musika mit Fotzhobel und Maultrommel eifrige Pflege fand. Auch er hob seinen Geigenkasten vom Gepäckträger, nahm das in gestickte Seidentücher gehüllte Instrument heraus und bald klangen die schmeichelnden Töne ungarischer Weisen durch den Raum. Unser Beifall schien dem braunen Künstler Freude zu bereiten, er kargte nicht mit Zugaben, bis er in Selztal, wo er umsteigen mußte, mit einem wirbelnden Czardas von uns Abschied nahm.

Ich stand am Fenster, als wir durch das mondbeglänzte Gesäuse dampften, und während mir die bald klagenden, bald jauchzenden Weisen des Zigeuners noch im Ohr klangen, erstand vor meinem geistigen Auge ein Bild von seltener Pracht und Lichtfülle. Es war jenes Bild, das ich wenige Stunden früher vom Gipfel der Dornkarspitze bewundert hatte, das mir Einblick gewährte in das Herz der Niederen Tauern und das mir unvergeßlich bleiben wird, so lange noch ein Gedanke mein Hirn durchkreuzt.

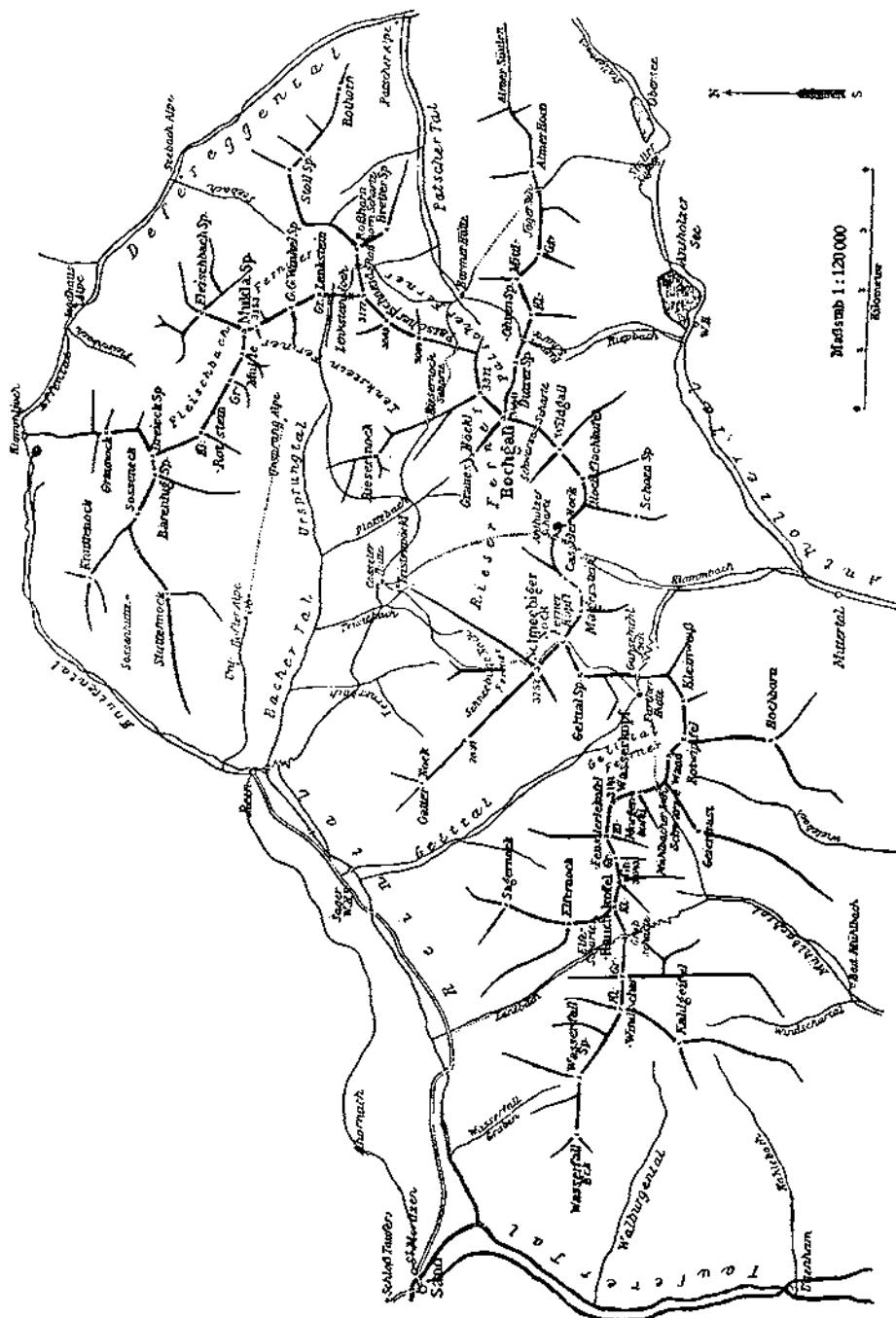
## DER ZENTRALE TEIL DER RIESER-FERNERGRUPPE. VON DR. A. JÄCKH

Steigt man mit dem großen Touristenstrom vom Schwarzenstein ins Tauferer Tal herab, so fesselt das Auge im Südosten eine Gruppe von mächtigen Bergen, und obwohl dahinter das zackige Gewirr der Dolomiten herübergagt, sind doch die „Rieserferner“ schön und imposant genug, um immer wieder den Blick auf sich zu ziehen. Da thront in majestätischer Pracht der König der Gruppe, der es an Schönheit mit jedem Gipfel in den Alpen aufnehmen kann, der Hochgall, und neben ihm türmen sich die eisgekrönten Felswände des Schneebigen Nocks in die Höhe; weiter rechts schließt sich ein düsterer Felskamm mit kühnen Zacken und Türmen an, der Fensterlekamm, der dann allmählich in weicheren Formen von der Windschar zur Wasserfallspitze ins Tauferertal sich hinabsenkt.

Wer diese Berge geschaut hat, der muß sich hingezogen fühlen zu ihnen, und trotzdem sind es nur wenige, die ins Innere der Gruppe eindringen. Die meisten, die über die Zillertaler Kette gekommen sind, hasten von Taufers aus weiter nach Süden, um möglichst rasch auf einer der Heerstraßen durch die Dolomiten zu wandern, und die Rieserferner bleiben links liegen. Und doch bergen die Rieserferner köstliche Schätze, die ein jeder heben kann, mag nun der schneidige Kletterer nur auf schwierige Aufgaben seinen Ehrgeiz setzen, oder mag der bequeme Wanderer sich mit leichten und lohnenden Bergen begnügen. Und dadurch, daß die Rieserferner-Gruppe dem Zillertaler- und Tauern-Hauptkamm nach Süden weit vorgelagert ist, bietet sie überall eine hervorragende Aussicht einerseits auf die schneeigen Zentralalpen, anderseits auf das ihr so herrlich nahegerückte, nur durch das Pustertal getrennte Wunderland der Dolomiten.

Auf dem Kaunergrat sprachen einmal zwei Herrn von den Rieserfernern: „Das ist eine Gruppe für Feinschmecker, und gerade, daß die große Masse nichts für sie übrig hat, das macht sie so behaglich und den Genuß so ungestört“. Da müßte ich freilich jetzt ängstlich schweigen, damit ja niemand verleitet wird, die Rieserferner aufzusuchen. Aber das wäre ein kleinlicher Standpunkt, und so ist es im Gegenteil der Zweck der nachfolgenden Zeilen, der Gruppe neue Freunde zuzuführen.

Was die orographischen und topographischen Verhältnisse betrifft, so kann ich auf die grundlegende Arbeit von J. Daimer und R. Seyerlen (Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1880, S. 381) verweisen und mich auf einen ganz kurzen Auszug, der zur Übersicht über die Gliederung der Gruppe nötig ist, beschränken. Daimer und Seyerlen fassen den langgestreckten, annähernd von Westen nach Osten ziehenden Gebirgsgrat als Hauptkamm auf, von dem verschiedene Seitenkämme nach Norden und Süden abgehen. Im Hauptkamm erheben sich Wasserfalleck, Wasserfallspitze, Kleine und Große Windschar, dann jenseits der Grubscharte Kleiner und Großer Rauchkofel, Großer und Kleiner Fensterlekofel, Wasserkopf, Morgenkofel, Schwarze Wand, zwischen denen das Mühlbacher Joch liegt, Rotwipfel, Klein-Weiße. Vom Gänsebichljoch erhebt sich der Kamm über die Geltalspitze zum Fernerköpfli und zieht dann über die Magersteinspitzen zur Antholzer Scharte. Dann folgen Casseler Nock, Hochflachkofel, Wildgall und östlich von der Schwarzen Scharte der Hochgall, an dessen Ostseite der Grat jäh zur Riepscharte ab-



stürzt, um von da über Ohrenspitzen und Almerhorn sich gegen das Defereggental herabzusenken. Von den nördlichen Seitenkämmen sind zu nennen:

1. Der Sagernockkamm, der am Kleinen Rauchkofel beginnt,
2. Der Schneebigenockkamm; er erhebt sich vom Fernerkopf in nordwestlicher Richtung zum Schneebigen Nock und spaltet sich dann in einen nordwestlich zum Gatternock und einen nordöstlich zum Tristennöckl ziehenden Grat, die beide den Schneebigenockferner einschließen.

3. Der Lenksteinkamm; er stellt das Bindeglied zwischen Rieserferner- und Tauern-Hauptkamm dar. Vom Hochgallmassiv fällt er zur Patscherschneidscharte ab, zieht dann über die Patscher Schneid zum Lenksteinjoch und weiter über Lenkstein, G.G. Winkel-Spitze, Mukaspitze, Mülle, Großen und Kleinen Rotstein, Dreieckspitze, Graunock zum Klammljoch. Der Lenksteinkamm hat verschiedene Seitenäste:

a) den Riesernockkamm, der sich vom nordöstlichen Vorgipfel des Hochgalls im nordwestlicher Richtung vorschiebt und den Rieserferner vom Lenksteinferner scheidet,

b) den Sosseneckkamm, der von der Dreieckspitze nach Westen über die Bärenluegspitze zum Sosseneck zieht, wo er sich in zwei Äste mit Stuttennock und Knuttennock spaltet,

c) den Roßhornkamm, der von der nördlichsten Erhebung der Patscher Schneid gegen Osten abweigt und weiterhin das Patschertal im Norden begrenzt,

d) den Fleischbachkamm, der von der Mukaspitze in nordöstlicher Richtung zur Fleischbachspitze hinüberzieht.

Die südlichen Seitenkämme, Mühlbachkamm, Windscharkamm, Tesselbergkamm und Rammelsteinkamm, haben viel geringere touristische Bedeutung.

In touristischer Beziehung geben die beiden großen nördlichen Seitenkämme, der Schneebigenockkamm und der Lenksteinkamm, der Gruppe eine ganz natürliche Einteilung. Diese beiden Kämme bilden mit dem mittleren Teil des Hauptkammes ein großes Halbrund, das sich um das Bachertal herumlegt und so den zentralen Teil der Gruppe darstellt. Der westliche Teil des Hauptkammes und ebenso der östliche Teil bilden besondere Flügel, die auch in der Art ihres Aufbaus sich vom zentralen Teil wesentlich unterscheiden. Zwischen Westflügel und Schneebigenockkamm zieht das Geltal als Grenze in die Höhe, zwischen Ostflügel und Anfang des Lenksteinkammes schiebt sich das Patscher Tal herein.

Wenn man den zentralen Teil der Gruppe vom Bachertal her betrachtet, so bildet das große Halbrund deutlich ein zusammengehöriges Ganzes, und man erkennt nicht, daß Schneebigenockkamm und Lenksteinkamm Seitenkämme darstellen. Ganz besonders ist dies am Hochgall der Fall, dessen breite Eismauer ja zum größten Teil schon zum Lenksteinkamm gehört. Und auch wenn man oben auf dem Hochgall steht, da wo östlich vom Hauptgipfel der Grat sich teilt, möchte man die Begriffe Hauptkamm und Seitenkamm vertauschen. Denn der Nordostgrat des Hochgalls mit der schneidigen Wächte, der sich später in die Patscher Schneid fortsetzt, macht viel mehr den Eindruck des Hauptkammes, als der Grat, der zur Riepenscharte abfällt. So ist es wohl gerechtfertigt, daß in der nachfolgenden touristischen Bearbeitung der zentrale Teil der Rieserferner-Gruppe als eine geschlossene Einheit für sich betrachtet wird. Dieser zentrale Teil der Gruppe wird wieder durch den Riesernockkamm in zwei Hälften geteilt. Der Kamm schiebt sich weit hinein ins Bachertal und scheidet den Rieserferner, der seine Wasser in den Tristenbach und den Plattebach sendet, vom Lenksteinferner, dessen Abflüsse im Ursprungtal hinabfallen. Vereint fließen dann die Wasser durchs Bachertal dem Reintal zu, das den meist begangenen Zugang zu der Gruppe bildet.

Schwarze Scharte

Wildgall



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann aut. et impr.

Schwarze Scharte und Wildgall vom Rieserferner

**ZUGÄNGE UND  
ÜBERGÄNGE ■**

Von Taufers nach Rein. Das malerisch gelegene, auch als Sommerfrische viel besuchte Sand in Taufers, das von Bruneck an der Pustertalbahn aus in einer kleinen Stunde mit der neuen elektrischen Bahn zu erreichen ist, ist die nächstgelegene, größere Talstation. Von Taufers aus führt eine neugebaute, schöne Fahrstraße durch das hier von Osten einmündende Reintal in die Höhe, durch das der brausende Bach in enger, bewaldeter Schlucht herunterstürzt. Nach zwei Stunden kommt man an das Sagerwirtshaus, das gegenüber dem Eingang ins Gelttal gelegen ist. Hier geht der Weg zur Fürther Hütte von der Straße ab. Im Hintergrund des Gelttales, das (orogr.) links vom Sagernock, rechts vom Gatternock begrenzt wird, sieht man den zackigen Kamm des Fensterlekoefelstockes. Jetzt wird das Tal flacher und weitet sich zur Reiner Au. Die Hauptberge im Zentrum der Gruppe verstecken sich bis zuletzt hinter der Biegung, die das Bachtal gegen das Reintal macht, und so ist die Erwartung allmählich aufs höchste gespannt. Bald hat man nun aber den Blick ins Ursprungtal und auf die Berge des Lenksteinkammes, es kommt der felsige Riesernock heraus, endlich wird auch der Blick auf den Hochgall frei, dessen Eismauer von Rein aus in ihrer ganzen Breite sich darbietet, und schließlich, ganz kurz vor Rein, wird oben, am Fuße des Tristennöckls, die Casseler Hütte sichtbar. In 2½ Stunden ist man bei der hochgelegenen Kirche von Rein. Gleich neben der Kirche steht das Klammlwirtshaus, während das Wirtshaus „zum Hochgall“ etwas tiefer unten auf der linken Seite des Knuttenbaches gelegen ist.

Ein etwa ½—¾ Stunden weiterer Weg führt von Taufers steil hinauf nach Ahornach, von da hoch oben an den nördlichen Hängen des Reintales entlang und schließlich über Wiesen hinunter nach Rein. Der Weg hat vor dem Fahrweg unten im Tal die schönere Aussicht voraus.

Von Kasern über die Weiße Wand, 2556 m, nach Rein. Wer aus dem Venedigergebiet oder vom Krimmlertal herüber nach Kasern kommt, kann die lange Fahrt durchs Ahrntal vermeiden, dadurch, daß er den „Fuldaer Weg“ über die Weiße Wand benutzt. Zwischen Prettau und St. Peter mündet von links her das Hasental ins Ahrntal ein. Kurz vorher leitet ein blau markierter Weg hinüber auf die andere Bachseite und führt über Wiesen und dann steil im Walde aufwärts. Höher oben wird der Weg bequem und erreicht die Hasentalalpe, die ganz hinten im Talkessel liegt. Vor sich sieht man jetzt die „Weiße Wand“ und das Kreuz, das auf dem Sattel steht. Über Geröll und Fels führt der Weg, den die Sektion Fulda mit Drahtseilen versehen hat, steil hinauf zum Kamm, der von dem hellen, weißen Gestein seinen Namen hat. Man ist überrascht, wenn man bei den letzten Schritten über die Kammhöhe hinwegsieht. Da bauen sich plötzlich auf der andern Seite die Rieserferner in ihrer ganzen Pracht auf, und mit einem Mal öffnet sich der Blick auf die blendend weiße Kette vom Hochgall bis zum Schneebigen Nock und auf die grünen Matten der felsigen Vorberge. Eine Bank lädt zur Rast ein, und so kann man all die Herrlichkeit in Ruhe genießen. Jetzt geht es abwärts auf gutem Wege über Wiesen und durch Wald, bis man tief unten das Knuttental etwas oberhalb von Rein erreicht. Man ist gut sechs Stunden von Kasern gegangen und kann leicht noch zur Casseler Hütte kommen.

Von Rein zur Casseler Hütte, 2274 m. Wer von Taufers kommt und es verschmäht, in Rein eine Rast zu machen, der kann schon bald oberhalb des „Sagers“ von der Straße nach rechts abgehen und auf der andern Seite des Baches ansteigen, um gegenüber von Rein den Hüttenweg zu treffen. Er kürzt so eine Viertelstunde ab, verliert aber dabei den großartigen Blick, den man von Rein aus auf die Umrahmung des Bachtals hat.

Hat man in Rein gerastet, so muß man zunächst den etwas sumpfigen Talboden und die verschiedenen Arme des neuerdings regulierten Baches überschreiten und kommt so in zehn Minuten drüber an die Wald- und Bergkante, wo der rot markierte Hüttenweg beginnt. Der bequeme Weg führt in dem anfangs noch dichten Wald von Lärchen und Zirbelkiefern in die Höhe. Höher oben trifft man oberhalb einer steileren, plattigen Stelle eine Bank mit kleinem Brunnen und hat von hier aus einen hübschen Blick auf das Reintal mit seinen weit verstreuten Häusern, dahinter auf den Durreckkamm und mehr rechts auf den Lenksteinkamm. Bald geht es über eine freie Wiese rechts von der Unteren Ternerälpe hinan, und hier sieht man zum erstenmal vom Weg aus die Casseler Hütte und dahinter den Hochgall. Der Weg biegt jetzt tief in die Talrinne ein, in der der Ternerbach die Abflüsse des Schneebigennockfners hinunter ins Bachertal führt. Er bildet da, wo der Weg den Bach auf einer Holzbrücke überschreitet, einen großen, schäumenden Wasserfall, neben dem eine Bank aufgestellt ist. Gegen Osten wird das Ternerbachtal durch einen Vorsprung abgeschlossen, der in einer großen, breiten Felswand, der „Terner Wilden“, steil ins Tal abfällt. Durch Sprengung und Aufmauerung ist der Weg der Felswand abgerungen. Gleich hinter der „Terner Wilden“ kommt noch einmal eine Bank bei einigen Zirben, die schon ziemlich verkümmert sind. Sonst stehen hier keine größeren Bäume mehr, und man hat einen ganz freien Blick (Abb. 1, S. 245) auf die nahe Hütte mit dem Tristennöckl, auf Hochgall, Riesernock und die Berge des Lenkstein-kamms. Oberhalb der sauberen Eppacher Alpe führt der Weg über eine große, saftige Wiese; dann wird ein kleiner, gratartiger Rücken überschritten, und bald geht's über drei große Wasserarme, die vom Schneebigennockfner und aus dem Riß zwischen Tristennöckl und Rotwand herunterkommen und sich zum Tristenbach vereinen. Im weiteren Aufstieg wird rechts von der Rotwand zum erstenmal auch der Schneebige Nock sichtbar. Dann kommt eine letzte Bank, vor der Hütte versteckt, also so recht geeignet zum Verschnaufen, damit man dann um so forscher die letzte Wegschleife zur Hütte ansteigen kann. Wer es nicht allzu eilig hat, kann  $2\frac{1}{2}$  Stunden von Rein zur Casseler Hütte rechnen; doch läßt sich's auch in zwei Stunden machen.

Vom Antholzertal über die Antholzer Scharte, 2829 m, zur Casseler Hütte. Ins Antholzertal führt vom Pustertal aus eine Fahrstraße. Man hat entweder von Olang oder von Welsberg aus Omnibusverbindung und fährt in ungefähr zwei Stunden nach Antholz-Mittertal. Im Hintergrund des Tales wird gleich der Wildgall und der ihn überragende Hochgall sichtbar, bald darauf auch die Antholzer Scharte und der Magerstein; weiter oben im Tal verschwindet der Hochgall hinter dem Wildgall. Etwas oberhalb von Mittertal geht links der Alpenvereinsweg zur Antholzer Scharte ab und steigt im Tal des Klamm-baches längere Zeit im Wald in die Höhe. Nach zwei Stunden sind wir an der Wegteilung: links geht es zum Gänsebichjoch und zur Fürther Hütte, während wir geradeaus weiter gehen. Zwischen den steilen Felswänden des Magersteins und des Hochflachkofels, die immer enger aneinandertreten, geht der Pfad über Geröll in steten Kehren aufwärts, und zuletzt kommt noch ein nicht unschwieriger Anstieg im Fels rechts neben dem steilen Schneefeld, wo der Weg und die Drahtseile Jahr für Jahr wieder zerstört sind. So wird in vier Stunden von Mittertal aus die Antholzer Scharte erreicht. Schön ist hier der Blick rückwärts auf die Dolomiten; vorwärts liegt bald der Rieserferner in seiner ganzen Breite zu unseren Füßen, und wir erheben erstaunt die Augen zu den herrlichen Bergen, die ihn umrahmen. Äußerst lohnend ist es, von der Antholzer Scharte aus den nahen Casseler Nock oder den Hochflachkofel im Osten oder den Mager-

stein im Westen zu besuchen (siehe weiter unten). Geht man geradeaus weiter, so kann man in  $1\frac{1}{2}$  Stunden bequem in der Casseler Hütte sein. Man steigt allmählich über den Rieserferner ab; tiefer unten ist er durch einen felsigen Rücken, an dem ein Weg angelegt ist, unterbrochen, und am Ende des Gletschers trifft man den Pfad, der unter dem Tristennöckl her an einem kleinen See vorbei hinab zur Casseler Hütte führt.

Vom Antholzersee über die Schwarze Scharte, 3009 m, zur Casseler Hütte. Von Antholz-Mittertal führt eine kleine, schlechte Fahrstraße in  $1\frac{1}{4}$  Stunde zum Antholzer Wildsee. Ein herrlicher Platz. Rings um den blaugrünen See ziehen tiefdunkle Tannenwaldungen an den steilen Hängen in die Höhe, und darüber ragen die schroffen, kahlen Felsgipfel herein, von denen namentlich der Hochgall und mehr noch der Wildgall den Blick fesseln. Ein kleines Gasthaus mit bedeckter Terrasse gegen den See lädt zur Sommerfrische ein, und wer dort einmal Forellen gegessen hat, kehrt gerne wieder.

Am 4. August 1910 erwachten wir dort bei strömendem Regen. Getrost konnten wir uns auf die andere Seite drehen und einmal ordentlich ausschlafen. Später klärte es sich langsam auf, und so bereiteten wir dem Wirt die Enttäuschung, daß wir sein üppiges Mahl nimmer begehrten. Kurz vor 12 Uhr brachen wir auf. Unterhalb des Sees mündet das Tal mit dem Riepenbach von Norden her ein, und hier hat die Sektion Barmer ihren Hüttenweg über die Riepenscharte gebaut. Diesen Weg, der anfangs durch Wald in die Höhe führt, können wir während der ersten zwei Stunden benutzen. Dann geht's links vom Wege ab, und wir steigen über Geröll, über ein schmales Schneefeld und einen Moränengrat nach links aufwärts, bis wir das untere Ende des der Schwarzen Scharte vorgelagerten kleinen Hängegletschers erreichen. Er ist in einen düsteren Kessel eingelagert, in den die schroffen Südhänge des Hochgalls und die unnahbaren Osthänge des Wildgalls steil herunterfallen. Diese Wände senden fortwährend ihre Steingeschosse auf den Gletscher herab. Man kann ihn sehr wohl den „Schwarzen Gletscher“ nennen; denn so düster, so Stein- und staubbedeckt ist selten ein Gletscher. Ehe wir den Gletscher betreten, machen wir von 2 Uhr 30 Min. bis 2 Uhr 50 Min. Rast, um unser bescheidenes Mahl einzunehmen. Der Gletscher zieht sich über zwei flachere Terrassen in die Höhe und wird nach jeder Terrasse steiler, so daß wir schließlich, durch das Seil verbunden, im Zickzack ansteigen. In der Schwarzen Scharte hängt eine Wächte über; wir halten uns etwas nach rechts, wo der Fels herauskommt, und betreten die Scharte um 4 Uhr 5 Min. Die Begehung des Schwarzen Gletschers ist wegen seiner Steilheit nicht ganz leicht und auch einigermaßen steinfallgefährlich. Aber der Einblick in die Wände des Hochgalls und Wildgalls ist äußerst packend. Anfangs hatten noch Nebel die Aussicht verhüllt; aber je höher wir kamen, desto mehr klärte es auf, und schließlich kamen noch alle Gipfel heraus. Wir sind jetzt auf dem Rieserferner und steigen auf dem weichen Schnee rasch abwärts. Dabei halten wir uns heute weiter rechts als gewöhnlich, um unterhalb der Moräne den „Arthur-Hartdegen-Weg“ bei seiner ersten Brücke zu erreichen. Der Weg bringt uns dann 5 Uhr 35 Min. zur Casseler Hütte.

Die Übergänge von der Fürther und von der Barmer Hütte zur Casseler Hütte sind bei den Gipfelsteigungen beschrieben.

**GIPFELSTEIGUNGEN  
GATTERNOCK, 2889 m**

Der Gatternock ist der Gipfel, der am weitesten vom Schneebiggennockkamm sich ins Reintal hinausschiebt und den Eckpfeiler zwischen Geitäl und Bachertal bildet. Er wird durch seinen nächsten Nachbarn, den Schneebigen Nock,

erdrückt und bleibt dadurch meist unbeachtet. Gegen das Gelttal fällt er in schroffen Felswänden ab, während gegen Rein ihm zahmere Höhen, namentlich der Zwölfernock, vorgelagert sind, die den Zugang zu ihm vermitteln können. Aber am bequemsten zugänglich ist er jedenfalls von dem Sattel, der seinen Südostgrat gegen den übrigen Schneebigennockkamm abgrenzt.

Es war ein Sonntag: der 31. Juli 1910. Unser Führer, Peter Willeit, wollte zur Kirche. So benützte ich den Tag, um mit meiner Frau und Herrn A. Hahn aus Heilbronn auf eigene Faust den Gatternock zu erkunden. 6 Uhr 30 Min. gingen wir von der Casseler Hütte weg und benützten während der ersten Stunde den Weg zum Schneebigen Nock. Oberhalb des kleinen, roten Feiskopfes, der sich rechts von der Seitenmoräne des östlichen Schneebigennockfners erhebt, gehen wir dann zur „Hinteren Höhe“ hinüber. In der großen, mit Schutt und Schnee gefüllten Terrasse liegt ein kleiner See, an dem vor einigen Jahren ein Maler seine Studien gemacht und so dem See den Namen „Malersee“ verschafft hat. Die Terrasse zwischen großen Blöcken querend kommen wir zu einem grünen, niedrigen Rücken, der der Ausläufer eines breiten, hohen Moränenwalls des westlichen Schneebigennockfners ist. Gleich hinter diesem Rücken überschreiten wir einen Arm des Ternerbachs (8 Uhr 42 Min.) und steigen dann auf einer Blockhalde neben einem zweiten Arm dieses Baches in die Höhe zu einem großen Schneefeld, das ziemlich steil bis zum Sattel zwischen Gatternock und Punkt 2891 hinaufführt. Es füllt ein großes Kar zwischen der westlichen Moräne des Schneebigennockfners und dem Kamm aus. 9 Uhr 40 Min. sind wir oben auf dem Sattel, von dem aus sich bereits der Blick hinunter ins Gelttal und hinüber auf den Fensterlekamm öffnet. Von da aus bleiben wir auf dem Grat, der aus großen, leicht schräg gelagerten Platten besteht. Er bietet keine Schwierigkeiten, wenn es auch einmal etwas zu klettern gibt. Oben wird der Grat immer flacher, zieht sich aber noch weit gegen das Reintal hinaus, und es wird 10 Uhr 15 Min., bis wir beim Steinmannl auf dem Gipfel ankommen. Schön ist der Blick hinunter ins Tal; man sieht die zerstreuten Häuser von Rein, draußen liegt Taufers. Der Schneebige Nock ist in nächster Nähe, und wie auf allen vorgelagerten Gipfeln hat man eine hervorragende Übersicht über die ganze Gruppe. Wer Zeit hat, oder wem die andern Gipfel nicht leicht genug sind, der sollte immerhin dem Gatternock seinen Besuch machen; er wird durch die Aussicht reichlich belohnt.

Wir rasten zwei Stunden. Beim Abstieg gehen wir zunächst wieder auf dem Grat zurück zum südöstlichen Sattel. Dann geht's rasch, zum Teil abfahrend, das große Schneefeld hinunter, und wir halten uns weiter nach links als im Aufstieg, um das Schneefeld möglichst weit zu benützen. Um 1 Uhr sind wir unten und wir bleiben jetzt im Ternerbachtal, um beim Rückweg zur Hütte die „Hintere Höhe“ unten zu umgehen; dabei verlieren wir allerdings viel von der Höhe, aber der Weg ist bequemer; es geht über Rasen abwärts, unten treffen wir Viehpfade, die uns zu der rechts vom Ternerbach gelegenen Oberen Terneralpe bringen (1 Uhr 35 Min.). Dann überschreiten wir nach rechts den grünen Buckel, an dessen Nordseite die Feiswand der „Terner Wilden“ jäh ins Tal abfällt, und erreichen um 2 Uhr nahe bei der Eppacheralpe den Hüttenweg, der uns dann in 40 Minuten wieder zur Casseler Hütte hinaufbringt.

SCHNEEBIGER NOCK ODER  
RUTHNERHORN, 3360 m ■

Gipfels taufte Karl von Sonklar am 13. September 1861 ihn zu Ehren von Dr. Anton von Ruthner auf den Namen Ruthnerhorn (Mitteil. des Ö. Alpenvereins 1864,

Wenn der Hochgall der König ist, so muß der Schneebige Nock die Königin sein. Ergriffen von der Pracht und Schönheit des

S. 137). Doch hat dieser Name keinen rechten Eingang gefunden. Als Sonklar diese Taufhandlung vollbrachte, stand er drüben auf der anderen Seite, auf der Spitze des Stuttennocks, und in der Tat ist von hier aus seine Gestalt am prächtigsten. Als spitze Eispyramide, gestützt durch drei Felsgrate, ragt er hoch in die Luft und ist viel schlanker und graziöser als der Hochgall, der sich in seiner ganzen Breite zeigt. Schön ist er auch vom Rieserferner her, namentlich beim Aufstieg zum Hochgall; doch wenn man ihm zu nahe kommt, so wird er zu flach und abgerundet. Von der Casseler Hütte aus imponiert er nicht sonderlich; er erscheint da zweigipflig, weil der wesentlich niedrigere Vorgipfel den Hauptgipfel zu überhöhen scheint. Wesentlich anders ist sein Bild vom Gelttal und von den Bergen des Fensterlestockes aus; da fällt er in steilen, schroffen Felswänden ins Tal ab, und nur ein kleiner Gletscher deckt seinen Gipfel.

Vom Gipfel gehen drei Grade aus, nach Nordwesten, nach Nordosten und nach Südosten, und ein vierter Grat, der aber den Gipfel nicht erreicht, zieht von der „Hinteren Höhe“ aus gerade aus von Norden nach Süden in die Höhe und trennt den Schneebigennockferner in eine östliche und westliche Hälfte. Alle vier Grade sind zum Aufstieg zu benützen. Auf dem nördlichen Felsgrat hat die Sektion Cassel, auf dem Südostgrat die Sektion Fürth Wege gebaut.

Der Weg von der Casseler Hütte führt rechts unter dem Tristennöckl und dann rechts unter der „Rotwand“, dem letzten Ende des Nordostgrates her, wobei die tiefe Klamm zwischen beiden auf einer Brücke überschritten wird. Über eine Moräne ansteigend, kommt man dann zu dem Felsgrat hinüber, der den Schneebigennockferner in zwei Hälften teilt. Der Weg hält sich (im Sinne des Aufstiegs) auf der linken Seite dieses Felsgrates und steigt über zwei Etagen in die Höhe. Wenn noch viel Schnee den Weg im Fels überdeckt, und ebenso meist im Abstieg, hält man sich etwas mehr östlich und benützt den Ferner. Ist der Grat zu Ende, so steigt man nach links über ein ziemlich steiles Firnfeld mit einigen Spalten an und kommt so hoch oben auf den Nordostgrat, der den Schneebigennockferner vom Rieserferner scheidet. Hier werden zwei Vorgipfel überstiegen, an denen der Fels, zum Teil plattig, herauskommt. Zuletzt führt ein flacher Firngrat hinüber zum Gipfel. Ist der Schnee weich und liegt viel Neuschnee auf dem Fels, so kann die Tur ziemlich mühsam sein; bei gutem Schnee ist sie leicht. Ich habe einmal von der Casseler Hütte zum Gipfel nur  $2\frac{1}{4}$  Stunden und zum Abstieg knapp eine Stunde gebraucht; ein ander Mal sind es im Aufstieg  $3\frac{1}{2}$ , und im Abstieg fast zwei Stunden geworden.

Der Schneebige Nock ist ein hervorragender Aussichtsberg. Schon wenn beim Aufstieg im Morgengrauen die Zillertaler Kette und die Stubai Berge herauskommen und dann anfangen sich zu röten, wenn man unter sich den „Malersee“ und weiter rückwärts den kleinen See bei der Casseler Hütte sieht, genießt man entzückende Bilder, und auf dem Gipfel entwickelt sich ein herrliches Panorama, das die ganzen Ostalpen in sich schließt. Die Gruppe selbst präsentiert sich großartig.

Der Weg über den Südostgrat, der bei weitem der kürzeste ist, wird seit der Eröffnung der Fürther Hütte (10. August 1903) sowohl im Aufstieg als im Abstieg viel gemacht. Sehr lohnend ist eine Überschreitung des Schneebigen Nocks von einer Hütte zur andern. Der Südostgrat wurde schon am 23. September 1879 von R. Wichmann aus Hamburg mit Stephan Kirchler begangen („Der Tourist“ 1888, S. 110). Sie erreichten das Fernerköpfl vom Riesenferner aus, nachdem sie morgens schon Hochgall und Wildgall ersteigert hatten.

Ich kam zum erstenmal zur Fürther Hütte, 2792 m, am 24. Juli 1904 an einem unfreundlichen und nebeligen Tag, und groß war die Freude, als der nächste

Tag uns einen klaren Morgen brachte. Hans Obermüller aus Kematen in Pfitsch war mein Führer. Früh um 6 Uhr verließen wir die saubere Hütte und dankten der freundlichen Wirtschafterin für die tadellose Verpflegung. Auf einem Plattensteig ging's bequem, manchmal im Zickzack, in die Höhe und dann rechts unter den Wänden der Geltalspitze hin. Dann leitet der Weg zu dem Grat hinauf, der vom Fernerköpfl südwestlich über die Geltalspitze zum Gänsebichljoch zieht. Über diesen Grat erreichen wir, meist auf gut gestuften Felsplatten, ab und zu auch auf hart gefrorenem Schnee, 7 Uhr 15 Min. den Gipfel des Fernerköpfls, 3252 m. Überraschend ist hier der Blick auf den mächtigen Rieserferner, der sich bisher hinter dem Kamme verbarg. Seine Umrahmung ist bei weitem vielgestaltiger als die des Geltalfernerns, der hinter uns liegt, und den Hochgall sieht man von hier aus in scharfem Profil als spitze Pyramide, zu der in leicht geschwungener Linie der Grat vom Grauen Nöckl und auf der andern Seite der zersägte Grat von der Schwarzen Scharte aufsteigt. Den Dolomiten, den Zillertälern und Stubaiern, die schon im Aufstieg sichtbar werden, reihen sich jetzt auch die übrigen Alpen vom Adamello bis zum Glockner an. Das Bild ist so schön, daß wir den Weitemarsch fast vergessen. 7 Uhr 30 Min. geht's weiter, zuerst etwas abwärts und dann über einen Schneegrat, der an Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt. Fast senkrecht fällt er links zum kleinen Geltalferner ab und der Schneegrat hängt hier als Wächte über; aber auch rechts, zum Rieserferner fällt er kaum weniger steil ab. Jenseits des Grats geht's steil am Fels in die Höhe, und einige Stifte und Ringe helfen über die steilste Stelle hinweg. Bald kommt ein zweiter, etwas längerer Schneegrat, der aber etwas breiter ist, als der erste, und deshalb kaum noch Ansprüche an die Schwindelfreiheit stellt. Er führt leicht abwärts und dann wieder aufwärts zum zweiten Felseinstieg. Große Platten, die zu einem Pfad geschichtet sind, bilden den weiter ansteigenden Felsgrat, der sich noch ein gutes Stück in die Höhe zieht, bis wir dann 8 Uhr 22 Min. den Gipfel erreichen.

Über den Nordostgrat. Dieser Weg, den Seyerlen („Der Tourist“ 1888, S. 110) als den gewöhnlichen Weg der Reiner Führer bezeichnet, und den nach der „Erschließung der Ostalpen“ (III. Bd., S. 120) wahrscheinlich Paul Grohmann, der zweite Ersteiger des Schneebigen Nocks, zuerst eingeschlagen hat, wird heutzutage nur noch ganz selten gemacht. Der Grat ist der Scheiderücken zwischen Schneebigernockferner und westlichem Rieserferner und endigt im Tristennöckl, das aber durch eine tiefeingeschnittene Klamm vom Grat abgetrennt ist. Durch diese Klamm haben sich die Wasser des Rieserfernerns einen näheren Abfluß gebahnt, und so ist der freistehende Turm des Tristennöckls entstanden. Da auf dem Nordostgrat einige ganz schwierige Stellen zu überwinden sind, so ist es begreiflich, daß der neue Weg von Norden her, der den Nordostgrat erst hoch oben benutzt, diesen alten Weg außer Gebrauch gesetzt hat.

Am 10. August 1908 früh um 4 Uhr brach ich zusammen mit Herrn H. Jung aus Cassel und den Führern Peter Willeit und Dismas Niederwanger aus Rein von der Casseler Hütte auf. Das Tristennöckl umgingen wir auf seiner Ostseite und stiegen über Geröll in die Höhe auf die „Rotwand“ zu. An ihr ging es in steiler, schwieriger Felskletterei über große Blöcke und Platten hinauf bis auf den Grat, den wir 4 Uhr 45 Min. erreichten. Auf dem Rücken des Grates ist es sehr gut zu gehen; man steigt über einige kleine Köpfe an, dann wird der Grat fast flach, aber allmählich auch immer schärfer. Die aufgehende Sonne, die zuerst drüben dem Hochfeiler, dem Mösele und Thurnerkamp ihr Licht spendete, läßt jetzt auch den Gipfel vor uns erglühen. Es gibt fast eine halbe Stunde Aufenthalt, bis auch der Vordergrund des Berges zum Photographieren „freund-

lich“ ist. Ein steiler Gratturm, einige scharfe Einschartungen werden überwunden. Dann kommt ein Turm, unter dessen großem Gipfelblock wir rechts durchkriechen. Aber jetzt stehen wir vor einer tiefen Scharte, gegen die der schlechte, brüchige Fels stark überhängt (6 Uhr 25 Min.). Hier ist kein Weiterkommen; wir gehen wieder unter dem Kriechblock zurück und steigen dann rechts vom Grat über glatten Fels zur Scharte hinunter. Jenseits von ihr wird der Grat wieder leichter. Um 7 Uhr sind wir unterhalb des letzten, steil und hoch aufragenden Gratabsatzes, den man leicht nach rechts zu umgehen könnte. Aber geradeaus klettern wir an ihm in die Höhe. Es sind glatte Platten mit sehr wenigen Griffen, und nach oben zu hängen sie etwas über. Dazu sind die Platten zum Teil vereist, und nur langsam dringen wir vorwärts. Oben kommt dann noch ein kurzes, leichtes Stück Felsgrat, und um 7 Uhr 25 Min. ist der Schneegrat erreicht, auf dem es steil, rechts von der Wächte, in die Höhe geht. Um 7 Uhr 45 Min. sind wir an der Stelle, wo von rechts her die Spuren des jetzt üblichen Wegs einmünden, und auf bekanntem Grat geht es weiter hinauf, bis wir 8 Uhr 10 Min. auf dem Gipfel stehen. Es war wieder ein prächtiger Tag, eine herrliche Rundsicht; unter uns lag der Rieserferner in schimmerndem Weiß ausgebreitet und lockte zu sich herunter. Wie wär's, wenn wir direkt über die Ostwand abstiegen? Rasch war der Entschluß gefaßt.

Direkter Abstieg über die Ostwand zum westlichen Rieserferner.<sup>1)</sup> Wenn man vom Gipfel hinabsieht, kann man sich noch so weit überbeugen, man sieht nichts von der Wand, so steil fällt sie ab, und als wir ein paar Schritte vom Gipfel vorwärts gegangen waren, da schüttelte Herr Jung den Kopf: „Da soll's hinunter gehen?“ Es ist aber nicht so schlimm, als es aussieht. Auf der Felswand liegen Firnfelder, die man möglichst benützt. Der Schnee war gut; nur an manchen Stellen lag er in dünner Schicht auf glatten Platten, und da gab's wenig Halt für den Fuß. Wir gingen ziemlich gerade aus, mit kleinen Abweichungen nach rechts und links, je nachdem wir besseren Schnee fanden. Zuletzt ging's eine lange, steile Schneerunse geradeaus hinunter, und in einer Viertelstunde, nachdem wir den Abstieg begonnen, überschritten wir unten die Randklüft ohne Schwierigkeit (9 Uhr 5 Min.). Auf dem steil abfallenden, westlichen Rieserferner ging's jetzt im Sturmschritt abwärts. Unten wird der Gletscher flacher, man kommt durch ein Gewirr von Spalten, die ein fortwährendes Hin- und Hergehen nötig machen. Später halten wir uns mehr nach rechts zu der tieferen Gletschermulde, wo wir wieder rascher vorwärts kommen. Um 10 Uhr 5 Min. sind wir auf der Moräne und kommen zu dem Weg, der über die Antholzer Scharte führt. Aber wir sind noch tatendurstig, und da bei der Gratwanderung von heute früh das Tristennöckl, das doch eigentlich auch zum Nordostgrat gehört, fehlte, so beschließen wir noch die Überschreitung des Tristennöckls, 2469 m. Links vom Wege gehen wir auf den Südgrat des Tristennöckls zu. Auf dem steilen, aber gut gestuften Grat geht es über hohe Felsblöcke hinauf. Der Fels ist vielfach mit Alpenrosen und kümmерlichen Zirben bewachsen, hat aber immer gute Griffe. Der Grat hat mehrere Absätze, aber schon nach 13 Minuten sind wir auf dem Gipfel. Dieser Südgrat ist ganz pikant, und wenn nicht auf der anderen Seite gegen die Casseler Hütte zu der „Nehusweg“ angelegt wäre, so würden wohl nicht allzuviel Hüttengäste das Tristennöckl besteigen. So ist aber ein Spaziergang aufs Tristennöckl immer eine hübsche Abwechslung des „Hütten-daseins“, und wer keine andere Turen macht, dem bietet das Tristennöckl eine ausgezeichnete Übersicht über den Rieserferner und die stolzen Berge, die ihn umrahmen. Es ist eine Miniaturspitze, und mancher, dem höhere Kletterberge

<sup>1)</sup> Die Ostwand des Schneebigen Nocke ist im Aufstieg von R. Seyerlen und Joh. Stüdl am 31. Juli 1877 durch-

S. 95; statt vom „östlichen“ muß es dort vom „westlichen“ Rieserferner heißen.)

versagt bleiben, hat schon auf dem drahtseilumwobenen „Nehusweg“ von Kaminen und Wandin geträumt.<sup>1)</sup> Interessant ist am Tristennöckl die Vegetation: es wachsen dort noch ganz kräftige Zirbelkiefern, während sonst in dieser Höhe der Baumwuchs schon aufgehört hat. Nach kurzer Rast stiegen wir dann auf der Nordseite den „Nehusweg“ hinab und waren um 10 Uhr 40 Min. in der Casseler Hütte.

Über den Nordwestgrat erfolgte die erste Ersteigung des Schneebigen Nocks durch Erzherzog Rainer von Österreich in Begleitung des Grafen Wurmbrand unter Führung von Georg Weiß, Johann Oberarzbacher und Georg Auer aus Rein (Jahrbuch des Ö. A.-V. 1867, S. 337). Sie stiegen am 6. Oktober 1866 von Rein aus durch das Bachertal und bald an der südlichen Lehne des Tales zum Schneebigen-nockgletscher hinan, den sie links ließen, um durch eine Mulde mit rauhem Ge-stein den steil ins Gelttal abfallenden Nordwestgrat zu erreichen. Diesen ver-folgten sie bis an den oberen Gletscherrand und stiegen dann über den steilen Gletscher zum Gipfelkamm in die Höhe, dessen Schluß eine gegen Norden über-hangende, beiläufig 50 Schritt lange Schneewächte bildete. Von Rein bis zum Gipfel brauchten sie 5½ Stunden. Beim Abstieg wurde vom Rand des oberen Firnrückens aus in nördlicher Richtung direkt über die ungemein steile Lehne des Gletschers hinabgestiegen, und schon in drei Viertelstunden der unterste Fernerrand, in weiteren zwei Stunden Rein erreicht. Heutzutage wird der Nordwestgrat, der von den beiden Hütten am weitesten abgelegen ist, kaum mehr benützt.

#### MAGERSTEIN, 3270 m

Der Magerstein ist der dreigipflige Berg, der sich westlich von der Antholzer Scharte im Hauptkamme er-hebt. Vom Rieserferner aus sieht man die drei schneigen Zacken im breiten Grat, die nicht sonderlich imponieren. Die westlichste ist die höchste. Noch weiter westlich von ihr, nach dem Fernerköpf zu, erhebt sich noch eine vierte unscheinbare Zacke, die Fritz Krückemeyer (Festschrift der Sektion Fürth, 1882 bis 1907, S. 47 und 48) als Frauenköpf bezeichnet. Imposanter ist der Mager-stein vom Antholzertal aus, in das er seine steilen Felswände herabsendet. Auch vom Fensterleigrat her kann er sich sehen lassen; da bildet er den Eckpfeiler des Schneebigenockkammes; blendend weiß steigt sein Firnfeld an und bricht plötzlich in die jäh abfallende, felsige Südwand ab.

Als ich im Jahre 1899 mit meinem Freund Dr. Hahn aus Bremen zum ersten-mal in die Rieserfernergruppe kam, da wollten wir bei dem Übergang von Antholz über die Antholzer Scharte den Magerstein „mitnehmen“. Wir stiegen von der Scharte aus westlich im Fels in die Höhe. Auf dem blanken Firngrat war nicht gut zu gehen und unser Führer, Joseph Rohracher, fluchte, daß er seine Eisen in der Scharte zurückgelassen hatte. Wir waren etwa zwei Stunden ge-stiegen, hatten schon mehrere Kuppen genommen, hinter denen es immer wieder weiter in die Höhe ging, da erklärte Rohracher, wir seien auf dem Gipfel. Unter-dessen waren aber dicke Wolken aufgestiegen und es war nichts zu sehen. Wir schickten uns schon zum Abstieg an, da sahen wir plötzlich den richtigen Gipfel vor uns liegen, der noch ein gutes Stück höher war. Wir waren also nur bis zum Mittleren Magerstein gekommen, und es war uns ebenso gegangen wie Herrn Fritz Benesch (Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 275), dessen Führer auch im Nebel an dem niedrigeren Gipfel genug hatte. Auch wir verzichteten damals darauf, im Nebel noch weiter zu gehen, und gingen direkt über den Gletscher hinunter und weiter zur Casseler Hütte.

Glücklicher war ich am 29. Juli 1910, als ich mit meiner Frau und Herrn A. Hahn

<sup>1)</sup> Von Westen nach Osten wurde das Tristennöckl im September 1904 durch Hans Schindler aus München über-schritten. (Hüttenbuch der Casseler Hütte.)

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*

Nordost-Felsgrat

Nordost-Firngrat



*Naturaufnahme von Dr. F. Benesch*

*Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.*

*Nordabsturz des Hochgalls vom Riesernockkamm*

aus Heilbronn unter Führung von Peter Willeit von der Fürther Hütte aus den Magerstein überschritt. Es war ein prächtiger Tag; früh morgens lag in den Tälern ein dickes Nebelmeer, das oben mit ganz scharfer Grenze abschnitt. Das Reintal und das Tauferertal schienen ein einziger großer See, gegen den einige Felsbänke sich vordrängten, und aus den Nebelmassen ragten im schönsten Sonnenglanz die Gipfel heraus, im Norden die Zillertalerkette, im Süden die zackigen Dolomiten. Ich habe noch selten etwas so Schönes gesehen und konnte es glücklicherweise auch im Bilde festhalten. Auf dem guten Pfade erreichten wir in 1 $\frac{1}{4}$ , Stunde das Fernerköpfl. Dann ging's etwas links neben dem Grat, der nach rechts eine kleine Wächte hat und dann steil über Felsen abfällt, in 12 Minuten zum Frauenköpfl. Von da steigt man ein kurzes Stück über grobe Felsblöcke ab und geht dann über den Gletscher neben dem Grat her etwas abwärts und aufwärts auf den Magerstein zu. Dort wird etwas nach links auf den bauchigen Teil des Schneerückens ausgebogen und über diesen der Hauptgipfel des Magersteins erreicht. Vom Fernerköpfl aus war es genau eine halbe Stunde zu gehen. Oben machten wir eine gründliche Gipfelrast und erfreuten uns der herrlichen Aussicht. Die Täler waren jetzt frei, und gerade der Talblick hinunter ins Antholz ist es, der den Magerstein so lohnend macht. Aber auch in weiter Ferne begrenzen erst Brenta und Adamello den Horizont, und auf der andern Seite schweifte der Blick bis zum Wiesbachhorn. Der Großglockner ist gerade vom Hochgall verdeckt. Dieser ist von hier aus noch schlanker als vom Fernerköpfl, und die steile Felspyramide trägt nur zu alleroberst ein kleines schneiges Häubchen.

8 Uhr 30 Min. traten wir den Abstieg auf verschiedenen Routen an: meine Frau und Herr Hahn stiegen mit dem Führer gerade aus auf den mittleren Rieserferner hinab, und da sie vor mir einen großen Vorsprung bekamen, machten sie zum Schluß, ehe sie zur Casseler Hütte einkehrten, rasch noch die Überschreitung des Tristennöckls. Ich hielt mich mehr rechts, um am Nordostgrat entlang zur Antholzer Scharte zu kommen. In flotter Abfahrt geht's den steilen Gletscher hinab, und schon 8 Uhr 38 Min. bin ich auf dem Mittleren Magerstein. Dann bleibe ich ein Stück weit auf dem felsigen Grat, der aber langweilig ist, weshalb ich nach links auf den Gletscher ausweiche. Steil geht es dann wieder über Schnee von der Nordwestseite auf den Kleinen Magerstein in die Höhe, der 8 Uhr 50 Min. erreicht ist. Hält man zwischen Mittlerem und Kleinem Magerstein den Grat genau ein, so kann man am Kleinen Magerstein von Südwest her einen schneidigen Felsturm überklettern. Während der Nordostgrat sich unten im Rieserferner verliert, wendet sich ein zweiter Ast des Grates nach Osten. Neben diesem Ostgrat steige ich über grobes Geröll und einige Schneeflecken hinunter und erreiche so um 9 Uhr 15 Min. die Antholzer Scharte. Von da bummle ich behaglich über den Rieserferner zur Casseler Hütte. Ich suche mir dabei allerlei photographische Motive aus und kann sorglos hin und her schlendern, da in diesem Sommer fast nirgends eine Spalte offen ist. Die Gipfel sind heute so klar und so schön, daß ich ihren Anblick freudig genieße und mich nicht daran kehre, daß die andern trotz der eingeschobenen Überschreitung des Tristennöckls noch eine Viertelstunde vor mir zur Hütte kommen.

Da der Magerstein ein leicht zu ersteigender und hervorragend lohnender Aussichtsberg ist, so wird er sowohl bei der Überschreitung der Antholzer Scharte, als auch beim Übergang vom Rieserferner über das Fernerköpfl zur Fürther Hütte vielfach „mitgenommen“.

Von Süden her, aber nur in den obersten Teilen, erstiegen A. R. v. Kammier und Anton Platt aus Wien mit Georg Niederwieser den Magerstein („Der Tourist“)

1889, S. 46). Sie überschritten am 15. September 1888 vom Gelitalferner aus den Hauptkamm, der sich vom Gänsebichljoch zum Magerstein fortsetzt, und erreichten über abschüssige Schneefelder an der Südabdachung einen breiten, aus treppenförmig übereinander gelagerten Platten und Blöcken gebildeten Rücken, der sich zu dem vom Magerstein südwärts ziehenden Grat erhob. Auf diesem bequem gangbaren Grat kamen sie dann zum Gipfel. Sonst scheint die Südwand des Magersteins, die vom Antholz aus auch äußerst abweisend aussieht, noch nicht versucht zu sein.

■ CASSELER NOCK, 2900 m  
UND HOCHFLACHKOFEL, 3096 m

Am 12. August 1908 zogen wir in großer Gesellschaft von der Casseler Hütte aus, um für die Stadt Cassel ein Patenkind zu erwerben. Es war wohl sicher in erster Linie Bescheidenheit, daß wir nicht einen stolzen Riesen unter den Bergen der Nachbarschaft erwählten, der den Namen unserer Stadt tragen sollte. Aber etwas mag wohl auch der Umstand mitgewirkt haben, daß die andern Berge alle schon vergeben waren. So gerieten wir an jene kleine Kuppe, die östlich von der Antholzer Scharte zwar nicht mächtig aufragt, aber doch sich erhebt. Und wenn man sie vom Rieserferner aus sieht, macht sie einen ganz selbständigen Eindruck. Gleichzeitig haben die Casseler Sektionsmitglieder, die ja nicht alle erprobte Fels- und Gletschermänner ersten Ranges sind, den Vorteil, daß sie den Casseler Nock, zu dem sie ja ihr Lokalpatriotismus hinziehen muß, mühelos ersteigen können, und niemand hat die Ausrede, daß der Nock zu schwierig sei. Und wer die Ersteigung unternommen hat, der bekommt sogar noch eine Aussicht zu sehen, wie sie ihm zu Hause nicht vergönnt ist, vorausgesetzt natürlich, daß der Weitert Gott ihm hold ist. Im Süden Dolomiten, echte Dolomiten, und die sind vom Casseler Nock genau so schön wie vom Hochgall.

Man kann natürlich vom Rieserferner gerade aus hinaufsteigen; der Firn reicht bis nahe an den Gipfel. Aber wir wollten gleich die Überschreitung wagen. Sechs Mitglieder der Sektion und drei Reiner Führer beteiligten sich an dem Unternehmen, und vielleicht mögen wir doch die Sache zu ernst ausgemalt haben; denn ein Herr streikte an der Antholzer Scharte, und so erreichten wir nur zu acht den Gipfel. Wir haben zum Aufstieg von der Antholzer Scharte aus zum Teil 18, zum Teil 25 Minuten gebraucht. Man kann den Grat, der von der Scharte aus hinaufzieht, als zerrissen bezeichnen, und über grobe Felsblöcke und lose Steine geht es in die Höhe, wobei wiederholt beim Klettern auch die Hände in Tätigkeit treten müssen. Auf dem Gipfel bauten wir einen Steinmann, errichteten eine Urkunde über den Taufakt und machten eine photographische Aufnahme der Festgesellschaft, wobei natürlich die Pausen durch das auf allen Gipfeln übliche Frühstück ausgefüllt wurden. Dann kam der Abstieg auf dem Südostgrat. Auch hier ist ziemlich loses Gestein; aber wenn man überhaupt von Schwierigkeiten sprechen kann, so ist der Südostgrat leichter als der Nordwestgrat. Man kommt beim Abstieg an einer kleinen Scharte vorbei, von der aus nach rechts eine schmale, steile Schuttrinne hinunter ins Antholz führt. In 20 Minuten erreichten wir die Scharte zwischen Casseler Nock und Hochflachkofel. Hier ging die Festgesellschaft auseinander; die meisten hatten genug geleistet; nur Herr H. Jung und ich wollten noch die Überschreitung des Hochflachkofels anschließen. Das Gestein ist hier wesentlich fester als am Casseler Nock. Man steigt anfangs über wenig geneigte, an der ganzen Oberfläche rauhe Platten empor. Die Rauhigkeit führt von einer sehr harten, trockenen Flechte her, die beim Klettern für die Hände wesentlich weniger angenehm ist als für die Füße. Weiter oben klettert man größtenteils auf senkrecht nebeneinander aufge-

schichteten, oben schräg ansteigenden Platten, die schmale Risse zwischen sich lassen, in die Höhe; einige schmale Blöcke werden auch rittlings überwunden. Dann erreicht der Grat über einige scharfe Zacken, die zum Teil umgangen, zum Teil überklettert werden, den Vorgipfel. Der Grat biegt jetzt nach Osten um, setzt sich aber noch ziemlich weit über mehrere kleine Buckel und Scharten fort zu dem am weitesten östlich gelegenen Hauptgipfel. Beim zweiten Vorgipfel, von dem aus der Grat ziemlich flach und uninteressant weiter zieht, steigen wir zur Zeitersparnis nach links auf den Schnee ab und gehen so etwas unterhalb des Grates zum Hauptgipfel hinüber, den wir dann über leichte Felsblöcke ersteigen. Wir sind von der Scharte neben dem Casseler Nock 65 Minuten gegangen und kommen dann in 15 Minuten auf dem leicht gangbaren Ostgrat zur Scharte gegen den Wildgall. Von da geht's über den mittleren Rieserferner in einer Stunde wieder zur Casseler Hütte.

Der Hochflachkofel verdient als bequem zu ersteigender Aussichtsberg häufigeren Besuch; namentlich ist seine Ersteigung mit dem Übergang über die Antholzer Scharte leicht zu verbinden.

Der Südgrat des Hochflachkofels, dessen Begehung natürlich erhebliche Schwierigkeiten erwarten ließ, wurde am 22. September 1903 von K. Berger und J. Hechenbleikner (Ö. A.-Z. 1903, S. 248, und 1904, S. 49) überschritten. Die beiden stiegen vom Antholzersee aus links von dem Kar, das von den Südgraten des Hochflachkofels und des Wildgalls umschlossen wird, bis zur Schafalm, die an der Waldgrenze liegt, in die Höhe, bogen dann am tiefsten Ansatz des Grates nach rechts auf das Kar aus, mußten dann aber wieder auf den noch bewachsenen Grat hinauf. Wo er ungangbar ist, wurde eine Strecke weit die steile Ostflanke benutzt, dann aber wieder die Gratschneide selbst verfolgt, die immer schwieriger wurde, und über tiefen Neuschnee schließlich der Gipfel erreicht.

Der Südsüdwestgrat, der sich über die Schornspitze in die Höhe zieht, wurde am 20. August 1894 von Hermann Graber und Prof. Becke aus Prag mit Führer Rohracher aus Mittertal bis zur Tonalitgrenze begangen, wobei sie in stellenweise schwieriger Kletterei bis etwa 100 m unter den Gipfel kamen. Sie stiegen über die Südwand ab, über die der Abstieg stellenweise schwierig, aber bei einiger Vorsicht gefahrlos sei (Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 32).

### WILDGALL, 3272 m

Der Wildgall wird von seinem größeren Bruder, dem Hochgall, fast erdrückt, und wenn man die beiden von der Nähe der Casseler Hütte aus sieht, so sieht der Wildgall aus wie ein Hundchen, das dem Hochgall zu Füßen sitzt. Und doch ist der Wildgall ein sehr trotziger Geselle, der sich seiner Haut zu wehren weiß. Am besten entschieden wirkt er auf den Beschauer, wenn dieser den Hochgall im Rücken hat, ihn also vom Rieserferner aus unterhalb der Schwarzen Scharte sieht (S. Vollbild). Über den kleinen obersten Gletscher des Vorgipfels ragen da eben noch die wilden Gipfeltürme herüber, und doch ahnt man auch hier noch lange nicht die Schrecken, die den Ersteiger oben erwarten. Hier ist der Wildgall am schlanksten; dem Matterhorn vergleichbar ragt er in die Luft. Von andern Stellen des Rieserfernerns aus erscheint seine Gestalt in die Breite gezogen durch den langen felsigen Grat, den der Berg gegen Nordwest sendet. Schön ist der Wildgall auch vom Antholzersee aus: als reiner Felsberg mit jähnen Wänden und Graten erhebt er sich hier aus dem schönen, dunkelgrün bewaldeten Vordergrund und spiegelt sich in den Wassern des Sees.

Vier Grate ziehen zum Gipfel empor. Zwei davon gehören zum Hauptgrat; der südwestliche kommt vom Hochflachkofel her, der nordöstliche zieht zur Schwarzen Scharte; die beiden andern stützen das Massiv gegen beide Seiten;

der Nordwestgrat, der sich an dem nördlichen Vorgipfel ablöst, verliert sich im Rieserferner, während der Südostgrat sich nahe bis an den Antholzer See vorschiebt.

Mir wollte der wilde Geselle noch nie so recht hold werden, und doch liebe ich ihn und warb schon manches Mal um seine Gunst. Einmal habe ich ihn bezwungen; es war auf dem gewöhnlichen Weg vom Rieserferner aus; aber nichts als Nebel habe ich von seinem Gipfel gesehen, und Regenschauer begleiteten mich auf dem Abstieg. Und dabei vergalt er noch mein Werben mit seinen Steingeschossen. Dann reizte mich der Nordostgrat; aber so oft ich den Aufstieg von der Schwarzen Scharte plante, schlug das Wetter um, und schließlich lag im letzten Jahr so viel Neuschnee auf dem Grat, daß ich ihn nicht mehr riskieren durfte. Ob wohl mein Sehnen noch gestillt wird?

Anstieg von Westen durch die Eisrinne. Es war am 26. Juli 1904, als ich mit Führer Hans Obermüller aus Kematen in Pfitsch den Wildgall erstieg. Obermüller kannte die Tur noch nicht, und dies mag neben dem schlechten Wetter daran schuld gewesen sein, daß wir außergewöhnlich lange unterwegs waren. Als wir früh 3 Uhr 45 Min. von der Casseler Hütte weggingen, sah's noch nicht so ganz schlecht aus. Man geht auf dem Weg, der auch zum Hochgall führt, zum Rieserferner hinan. Der Gletscher war ganz blank und hart gefroren, weshalb wir gleich die Steigeisen anzogen. Man geht dann gerade aus auf den Wildgall zu, läßt aber dabei den Grat, der sich weit gegen den Rieserferner vorschiebt, links liegen. So kommt man auf die Westseite, wo jenseits der Randklüft eine steile Eisrinne zu den Gipfelwänden emporzieht. Diese vermittelt den Zugang. Schon unterhalb der Randklüft ist der Gletscher sehr steil. 6 Uhr 15 Min. standen wir vor der Randklüft. Sie war in diesem Jahr sehr breit, aber auf ihrer linken Seite (im Sinne des Aufstiegs) durch eine Lawine durchgerissen. Hier stiegen wir hinab und mußten dann auf mühsam geschlagenen Stufen das Lawinenbett nach links zu überschreiten. Drüben ging's steil in die Höhe und wieder hinüber auf die andere Seite des Lawinenbettes. Das ungemein steile, harte Eis war mit einer dünnen Schicht weichen Schnees bedeckt. Ich rutschte zweimal zurück und schlage mir im Fallen die linke Hand blutig, so daß ich mir für mehrere Wochen ein Andenken mit nach Hause bringe. Schließlich weichen wir nach links in den Fels aus und steigen links von der Eisrinne in sehr brüchigem Gestein in die Höhe. Als sich die Rinne in den Gipfelwänden verlor, suchten wir noch gerade aus vorzudringen; wir kamen aber an so brüchige Felszacken, daß wir nicht riskierten, an ihnen emporzuklettern. Die Brüchigkeit des Gesteins ist am Wildgall eine ganz andere als in den Dolomiten. Dort prüft man die einzelnen kleinen Griffe, und wenn sie halten, so kann man sich auf sie verlassen. Am Wildgall sind es kleine Türme, die beim ersten Anfassen genügend fest zu sein scheinen; gibt man sich aber einen Schwung, dann wackelt der ganze Turm, und man meint, man müsse ihn mit den Händen halten, um nicht unter ihm begraben zu werden. Wir hatten die Stelle, wo man nach rechts ausweichen soll, verpaßt, und so gingen wir wieder ein Stück zurück. Nach rechts hinüber geht es dann besser, aber steil ist es auch hier, und das Gestein bleibt schlecht. Bald wird ein Vorgipfel mit besserem Gestein, der schon zu dem zum Hochflachkofel ziehenden Hauptkamm gehört, überklettert. Es kommt ein zweiter Vorgipfel, an dem man sich hart unterhalb des Grates hinüberschiebt. Dann leiten noch einige Schritte über den ungemein scharfen Grat, der aus einigen aufrecht stehenden Platten gebildet wird, hinüber zum Hauptgipfel. Es war 9 Uhr 15 Min. geworden; wir hatten also recht lange gebraucht; denn normalerweise rechnet man vier Stunden. Gesehen haben wir gar nichts, und der Nebel hinderte auch beim Aufstieg sehr die Orientierung. Es kam uns dadurch aber auch der schwindel-

erregende Absturz des Grates gegen das Antholzertal nicht so recht zum Bewußtsein.

Während wir auf dem Gipfel rasteten, fing es an zu regnen. So konnten wir auf keine Aufklärung mehr rechnen, und da wir Steinschlag befürchten mußten, war auch ein baldiger Rückzug ratsam. 9 Uhr 35 Min. ging's auf denselben Weg zurück, auf dem wir gekommen. Nur an der Rinne hielten wir uns weiter nach links, da durch die Rinne fortwährend Steine herabflossen. Erst tief unten querten wir raschen Schrittes die Eisrinne nach rechts hinüber und kamen dort wieder auf die Spuren des Anstiegs. Um 11 Uhr 15 Min. erreichten wir die Randklüft, dann ging's flott den steilen Gletscher hinab. Grobe Hagekörner hatten sich unterdessen dem Regen beigemischt, und unter Blitz und Donner zogen wir um 12 Uhr 30 Min. wieder in die Casseler Hütte ein.

Dieser Weg durch die Eisrinne, auf dem auch der Erstersteiger, Dr. Viktor Hecht aus Prag (Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1873, S. 221) am 18. August 1872 mit Johann und Sepp Außerhofer aus Rein den Gipfel erreichte, war lange Zeit hindurch der einzige Weg zum Wildgall, und es gab nur eine kleine Variante insofern, als einige Ersteiger in der Verlängerung des Couloirs direkt zum Gipfel anstiegen, ohne nach rechts zum Südwestgrat auszuweichen. Schon Dr. Hecht hat diese Variante im Abstieg gemacht, indem er sich die ersten 20 Meter über die Wände hinab abseilen ließ. Im Aufstieg wurde die Variante von R. Wichmann mit Stephan Kirchler („Der Tourist“ 1888, S. 110) am 23. September 1879, später führerlos von Th. und M. v. Smoluchowski (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 46) am 28. August 1892 und von Rudolf v. Arvay, J. Kaup und Dr. Drasch (Ö. A.-Z. 1896, S. 19) am 24. Juli 1895 gemacht. Man hat bei dieser Variante eine von links überhängende Wand von nahezu senkrecht aufsteigenden Platten fast ohne Griff und Tritt zu überwinden, und das Gestein scheint hier ganz ausgesucht schlecht zu sein.

Von der Schwarzen Scharte. Erst im Jahr 1901 gelang es den Brüdern Hans und Otto Barth und Fritz Panzer (Ö. A.-Z. 1901, S. 277) eine neue Route auf den Wildgall durchzuführen. Sie nahmen das ursprüngliche Problem des Erstersteigers, Dr. Hecht, wieder auf, der die Ersteigung von der Schwarzen Scharte her an dem Vorgipfel wieder aufgegeben hatte, da die messerscharfe Schneide weiterhin ungangbar schien. Am 9. August 1901 stieg die genannte Gesellschaft von der Schwarzen Scharte aus zuerst eine kurze Strecke über Firn, dann auf oder neben dem Felsgrat aufwärts und gelangte dann auf bandartigen Streifen durch die plattige Wand nordwärts zu einer harmlos geneigten Schotterhalde mit dürftigem Schneeüberwurf, die zum Vorgipfel führte (zwei Stunden). Von hier geht ein zersägter, zersplitterter Grat weiter, hinter dem eine tiefe Scharte gegen den Gipfelbau eingeschnitten ist. Hans Barth ist überzeugt, daß man über diesen Splittergrat kaum schwieriger, aber sicherlich rascher zum Ziel kommen könne, da hier vor dem Aufschwung des letzten Gratturms, der wegen seiner großen Brüchigkeit unter allen Umständen besser umgangen wird, nur wenige Meter abzusteigen wären. Er und seine Genossen umgingen diesen ganzen Splittergrat auf seiner Westseite, wobei sie in sehr ausgesetzter, schwieriger Kletterei ziemlich tief absteigen mußten und erst nach zwei Stunden zu der tiefen Scharte vor dem Gipfelbau kamen. Von hier aus stiegen sie knapp rechts vom Grat über Steilstufen zu einer glatten Wand an, an der ein enger Riß äußerst schwierig nach rechts zu einem kleinen Balkon emporführte, worauf sie durch eine steile, plattige Runse wieder nach links zum Grat hinaufkletterten. Dieser bildet jetzt eine einzige, mächtige, steil-schräge Platte, die wie eine steinerne Wächte weit über den tiefen Abgrund hinaushängt. Sie wurde halb hängend,

teilweise reitend genommen, und dann führten ein paar Schritte über die lustige Schneide zum Gipfel (eine halbe Stunde). Barth gibt an, daß man von der tiefen Gratscharte aus mühelos auch den gewöhnlichen Weg in der Geröllschlucht oberhalb der Eistrinne erreichen könne.

Nach dem Hüttenbuch der Casseler Hütte haben am 9. September 1907 Edi Niederbacher aus Graz, Richard Iberer aus Graz, Dr. Emil Förster aus Wien und Siegfried Romich aus Wien die Ersteigung des Wildgalls von der Schwarzen Scharte über den Nordostgrat gemacht und sind dann über den Südwestgrat zur Scharte neben dem Hochflachkofel abgestiegen.

Der Grat vom Wildgall zur Schwarzen Scharte hat auch ein Opfer gefordert. K. v. Mosengeil aus Bonn, der führerlos nach der Schwarzen Scharte absteigen wollte, ist bei diesem Versuch am 6. September 1906 abgestürzt (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1906, S. 223 u. 274). Es ist dies der einzige tödliche Unglücksfall, der in der Rieserfernergruppe zu beklagen ist.

Über den Südostgrat, der alle anderen Routen an Schwierigkeit und Länge übertrifft, haben K. Jaschke und R. Jahn aus Leipzig den Wildgall ersteigten (Ö. A.-Z. 1907, S. 181 u. 183). Am 27. Juli 1906 konnten sie die Tur nicht vollenden und gaben sie abends um 7 Uhr auf, um dann in der Nordflanke des Grates zum Schwarzen Gletscher abzusteigen und nachts 11 Uhr 30 Min. zum Antholzer See zu kommen. Zwei Tage später zogen sie früh 3 Uhr 30 Min. von neuem los, erreichten, in dem Fels rechts vom Grat ansteigend, gegen 11 Uhr hinter dem Schartenkopf, bis zu dem sie am ersten Tag gekommen waren, wieder den Grat (allerdings liegt ein unberührtes Gratstück dazwischen) und setzten dann die Gratkletterei fort. Erst abends 7 Uhr 45 Min. erreichten sie den Gipfel und waren schließlich 10 Uhr 30 Min. in der Casseler Hütte.

**HOCHGALL, 3430 m** In majestätischer Pracht thront der Hochgall inmitten seiner Vasallen, und von wo aus man ihn auch sieht, er ist so unbedingt der Herrscher, nicht nur durch seine Höhe, nein, vor allem durch seine Kraft, durch seine Schönheit, vor der sich alles in der Runde beugt. Wer den Hochgall gesehen hat, der muß ihn lieben, muß ihn bewundern: Schönres gibt es kaum in den Alpen. Und wunderbar wechselreich ist sein Bild. Von der Casseler Hütte oder auch von Rein her gesehen (Abb. 1, S. 245) türmt sich eine mächtige, breite Eismauer mit jäh abstürzenden, glatt geschliffenen Wänden auf, denen schmale Felsrippen eine feine Gliederung geben. Der links gelegene, nordöstliche Vorgipfel ersticht schier unter mächtigen Schneepolstern, während der jäh abstürzende Eisgrat sich nach rechts allmählich immer höher zieht, um hier in der schön geschnittenen Spitze zu enden. Unterhalb der Spitze hebt sich scharf ein großes, dunkles, felsiges Dreieck ab, das aussieht, als ob es zur Wand gehörte; aber es ist der Endpunkt eines weit gegen den Rieserferner vorragenden Grates, das Graue Nöckl. Man muß über den Rieserferner gegen die Antholzer Scharte gehen, dann sieht man (S. Vollbild), wie das Graue Nöckl dem Hochgall weit vorgelagert ist, und man sieht den wunderbaren Schwung, in dem die Gratlinie vom Grauen Nöckl zum Gipfel hinaufzieht (S. Vollbild). Weiterhin wird der Berg allmählich immer schlanker, die nördlichen Eiswände verschwinden dem Blick, und schließlich sind es fast nur noch Felswände, die sich zu dem spitzen, von einer kleinen, leuchtenden Firnhäube gekrönten Gipfel hinaufstürmen.

Anders wechselt das Bild, wenn man nach Osten gegen den Lenkstein wandert. Nahe dem Riesernock (Abb. 2, S. 245) sind die Nordwände noch breit (S. Vollbild), und man sieht, wie Lawine neben Lawine senkrechte Striche aufs blanke Eis

gemalt hat. Driiben auf dem Lenksteinferner wird die Nordwand schmäler, und vor sie legt sich unten der felsige, aber von Eislinnen durchzogene Grat, der zum Riesernock zieht. Und steigt man empor zum Lenkstein, so hat man vor sich eine zweigipflige Eispyramide, die man nicht wiederkennt, und die so ganz anders aussieht, als die Felspyramide, die wir von Westen geschaut haben. Nur vereinzelt bricht der Fels aus dem blanken Eis hervor, um die Grade und Wände zu formen.

Und wieder ganz anders ist das Bild des Hochgalls vom Antholzersee aus; da fallen die steilen, lichtgrauen Granitwände mit den scharfen Graten und Rippen jäh ins grünbewaldete Tal hinab. Freilich wird hier der Hochgall fast übertroffen vom Wildgall, der mehr in den Vordergrund gerückt ist. Geht man dann über die Riepenscharte hinüber, so ist man meist dem Gipfel zu nahe, und ich war eigentlich enttäuscht, als ich den Hochgall zum erstenmal vom Patscher Ferner aus sah; hier ist er unscheinbar, ein flacher Rücken, wie es gar viele Berge gibt. Steigt man aber empor zu den Ohrenspitzen, dann reckt sich der Riese, und er ist wieder das, was er war, der König, dem keiner gleichkommt.

Fünf Grade stützen das mächtige Massiv des Hochgalls, aber nur drei Grade treffen sich im Hauptgipfel. Als steiler, zerrissener Felsgrat kommt der Südwestgrat von der Schwarzen Scharte herauf; etwas geringer ist die Neigung des schön geschwungenen Nordwestgrates, der vom Grauen Nöckl zum Gipfel emporzieht. Vom Gipfel zieht der dritte Grat nach Osten über eine tief eingesägte Scharte zu einem nahen Feiskopf, der kaum niedriger ist als der Hauptgipfel; hier teilt sich der Grat. Während der Hauptkamm weiter nach Osten und mit geringer Abweichung nach Südosten steil über die Durrerspitze zur Riepenscharte abfällt, hält sich der von scharfer Wächte gekrönte Nordostgrat noch lange auf beträchtlicher Höhe, um sich erst weit draußen über zackige Türme steil zur Patscherschniedscharte hinabzusenken. Da wo der Firngrat zu Ende ist, lehnt sich an ihn von Norden her noch als fünfter Grat der felsige Riesernockgrat, der in seinem obersten Verlauf unter den bauchigen Eisüberhängen des nordöstlichen Vorgipfels fast verschwindet und nur von der Lenksteinfernerseite her noch als Grat zu erkennen ist. (Er müßte seinem Verlauf nach auch als Nordwestgrat bezeichnet werden; da aber diese Bezeichnung schon für den Grat zum Grauen Nöckl verbraucht ist, so mag er am besten seinen Namen von seinem markanten Endpfleiler bekommen.)

Über den Nordwestgrat. Meine erste Tur auf den Hochgall, die ich am 5. September 1899 mit Führer Joseph Rohracher aus Antholz-Mittertal unternommen hatte, war in ihren Einzelheiten meinem Gedächtnis etwas entchwunden, weshalb ich die Tur am 8. August 1910 wiederholte und so gleich Gelegenheit nahm, auch meiner Frau den herrlichen Gipfel vorzustellen. Wir hatten in den Tagen zuvor unter der Ungunst der Witterung gelitten, aber als wir heute um 3 Uhr geweckt wurden, da war es sterneklaar und kein Wölkchen am Himmel. Um 3 Uhr 40 Min. verließen wir die Casseler Hütte; die Brüder Willeit, Peter und David, geleiteten uns. Es war noch dunkel, aber auf dem bequemen Weg, der links unter dem Tristennöckl her in die Höhe führt, war es gut zu gehen. Nach einer halben Stunde waren wir auf dem untersten Ende des Rieserfernerns; das Eis war hart, aber mit einer dünnen Schicht angefrorenen Neuschnees bedeckt, so daß der Fuß schönen Halt hatte. Bald wird die Mittelmoräne überschritten, über die wieder ein Weg schräg nach links in die Höhe führt. Weiter oben bildet der Rieserferner einige Mulden, die von kleinen Moränenrücken durchzogen werden. Über diese geht's hinweg, Steinmandln zeigen da und dort den Weg, aber bei klarem Wetter gibt der Hochgall schon selbst die Richtung an.

So quert man den mittleren Rieserferner schräg nach links hin und man lernt dabei allerlei Hänge und Rücken im Gletscher kennen, zwischen denen die Eisströme zu Tale ziehen. Es war unterdessen längst Tag geworden; die Gipfel leuchteten auf, und jetzt erglühete hinter uns der Gipfel des Schneebigen Nocks in rosa-goldigem Licht. Dann bekommen auch die andern Gipfel die Sonne. Schwefelgelb ist das Licht, das der Wildgall reflektiert, und es bildet einen eigenartigen Kontrast zum zarten Rosa der anderen Berge. Wir selbst gehen im Schatten des Hochgalls. Auf dem harten Gletscher geht es sich so bequem wie auf einer Wiese. Hinter uns sind immer die Farben am schönsten; darum gehen wir rückwärts hinan und vereinen so Anstieg und Aussicht. Schließlich macht sich die Freude an dem herrlichen Tag Luft in übermütigem Walzerschritt, wie ihn der Gletscher wohl selten verspürte. Spalten gibt es in diesem Jahr nicht.

Das Graue Nöckl bleibt links liegen. Es hat an seinem unteren Ende einen nach Westen ziehenden felsigen Ausläufer (S. Vollbild), und hinter diesem zieht eine steile Firnmulde gegen die Felswände des Grauen Nöckls und weiter zur Westwand des Hochgalls empor, die eine breite, steile Eisrinne mit mächtigen Lawinenspuren zum Gletscher herabsendet. Die Firnmulde wird gegen die Felsen des Grauen Nöckls begrenzt durch eine S-förmige Linie; da wo das S oben endigt, ist der Einstieg in den Fels, hart neben der großen Eisrinne. Oben in der Firnmulde wird der Gletscher steil; es wird jetzt das Seil angelegt, um den Übermut zu zähmen, und mit festen Schritten geht es zur rechten Kante der Felswand in die Höhe, die sich vom Grauen Nöckl her bis zur großen Eisrinne der Westwand heranschiebt. Um 5 Uhr 47 Min. steigen wir bei einer roten Marke in die Felsen ein. Im Fels geht es anfangs wenig nach links hinan; höher oben wird stark nach links gegen den Grat hinter dem Grauen Nöckl angestiegen. Man kommt dabei über einige vereiste Platten; eine schwierigere Stelle hat ein Drahtseil und Eisenringe; dann aber ist es beinahe ein Pfad, der zum Grat in die Höhe führt. 6 Uhr 18 Min. haben wir den Grat jenseits der Einschartung gegen das Graue Nöckl erreicht. Hier öffnet sich ein prächtiger Blick nach der anderen Seite auf die unglaublich steilen Eisabbrüche, in denen die Nordwand des Hochgalls zum östlichen Rieserferner hinabstürzt. Man bleibt jetzt auf dem Grat bis zum Gipfel; nur ergeben sich in den einzelnen Jahren kleine Verschiedenheiten je nach den Schneeverhältnissen. Man kann gezwungen sein, an einzelnen Stellen etwas vom Grat auszuweichen, aber im allgemeinen scheint es mir, als ob die Schwierigkeiten, die bei den ersten Ersteigungen des Hochgalls regelmäßig zu einem Verlassen des Grates nach rechts oder nach links gezwungen haben, sich vermindert hätten, wobei freilich auch die Anbringung von Drahtseilen auf den schrägen Platten eine Rolle spielt. Wir stiegen in diesem Jahre lange auf gutem Schnee in die Höhe; nur an wenigen Stellen guckte der Fels etwas heraus. Dann wurde der Grat plattig, und es gab etwas schwierigere Kletterei. Ein Drahtseil hilft über eine große, glatte, flachgeneigte Platte hinauf. Weiter ist der Fels zum Teil vereist; die Kniee müssen da Halt suchen, wo für die Füße keine Tritte sind. Im steilen, harten Eis werden Stufen geschlagen. Etwas mehr links liegt hier wieder ein Drahtseil, halb im Schnee versteckt, zu tief, um benutzbar zu sein. Man hält sich dann an der rechten Kante des Grates, der zum Schluß steiler geworden ist, und schließlich wird über eine Gratschneide, die eine nach rechts überhängende Wächte bildet, 7 Uhr 20 Min. der Gipfel erreicht. Auf dem Gipfel selbst ist kein Platz, der für eine Rast sich eignet, und zudem weht auf dem Grat ein scharfer Wind. Man steigt deshalb nach rechts ein paar Schritte an der Wächte ab und kommt hier zu einem kleinen Rastplatz, dem die darüber gelegene Wächte völligen Windschutz gibt. Eine kleine Bank



Dr. A. Jäckh phot.

Abb. 1. Casseler Hütte von der Bank am Hüttenweg (Text S. 230 und 242)



Dr. A. Jäckh phot.

Abb. 2. Hochgall vom Westhang des Riesernocks (Text S. 242, 249 und 253)



Dr. A. Jäckh phot.

Abb. 3. Gipfel des Hochgalls vom ersten Kopf östlich der Gratscharte (Text S. 247)



Dr. A. Jäckh phot.

Abb. 4. Großer Lenkstein vom Gipfel der Mullespitze (Text S. 255)

Graues Nöckl

Hochgall

Schwarze Scharte

Wildgall



Naturaufnahme von Dr. A. Jäckh

Bruckmann aut. et impr.

*Hochgall und Wildgall vom westlichen Rieserferner*

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*

aus Schnee hat gerade Platz für drei Personen; behaglich sitzt es sich hier in der warmen Sonne und rasch schwindet die Zeit dahin im Schauen und Genießen. Steil senkt sich die Wand nach Süden hinab ins Antholzertal, und wie ein grünes Auge lacht der Antholzersee aus der freundlichen Landschaft herauf, die mit ihren dunklen Tannen und mit ihren hellen Wiesen einen gewaltigen Gegensatz bildet zu den grausig ernsten Bildern der eisgepanzerten Felswände. Auch vom Oberen See, hinter dem Staller Sattel, ist eben noch ein kleines Stück zu sehen. Und weiter im Süden, da ist kein Aufhören mit Schauen; all die Dolomiten reihen sich dort auf und geben durch ihre andere Färbung, durch ihre zackigen Formen dem Bilde einen köstlichen Wechsel. Es dauert lange, bis man all die Bekannten durchgemustert hat; man sieht bis zur Palagruppe, ja die Triglavgruppe ist noch zu erkennen, und rechts begrenzen Brenta, Adamello und Ortler den Horizont. Freilich nach Norden zu hat der Gipfelplatz keinen Ausblick; man muß da schon wieder auf die Wächte hinaufsteigen; dann sieht man auch die ganze Alpenkette, die nördlich vorüberzieht.

Während wir in freudigem Behagen das alles genießen, sind über uns auf der Wächte die Brüder Willeit an der Arbeit, um den Weg zur Ostscharte, die in diesem Jahre noch unbetreten, frei zu machen. Dabei jagt uns der Wind den feinen pulverigen Schnee, der beim Stufenschlagen aufwirbelt, über die Köpfe hinweg, und es ist ein stetes Glitzern und leuchtendes Wehen in der Luft.

8 Uhr 40 Min. machen wir uns an den Abstieg. Doch gehen wir auf getrennten Wegen, da ich nach Osten zur Barmer Hütte hinab will. Meine Frau kehrt mit David Willeit auf demselben Weg, auf dem wir gekommen, zurück und ist 11 Uhr 35 Min. wieder in der Casseler Hütte.

Abstieg zur Barmer Hütte. Vom Hauptgipfel aus (8 Uhr 40 Min.) geht's auf den von den Brüdern Willeit bereiteten Stufen links am Rande der Wächte her, bis nach kurzem der Grat jäh zu einer tiefen Scharte abbricht (Abb. 3, S. 246). Auf dem felsigen Grat ist an festen Eisenstangen ein Drahtseil ausgespannt; aber der Fels selbst liegt unter Schnee, der überall kleine, nach Süden überhängende Wächten bildet. Deshalb geht's langsam in die Scharte hinunter und drüber wieder hinauf, und erst um 9 Uhr sind wir auf dem Felskopf jenseits der Scharte. Über die scharfe Gratschneide geht es weiter; rechts fallen steil die Felswände gegen das Antholz ab; tief unten ruht der Schwarze Gletscher. Bei dem nächsten rundlichen, überfirnten Kopf verlassen wir (9 Uhr 25 Min.) die Gratschneide, um schräg nach rechts abwärts zu steigen. Ein Stück weit gehen wir noch unter dem überwächten Nordostgrat her, kommen dann aber auf dem steilen Firn allmählich tiefer. Rechts unter uns ist eine tiefverschneite Felswand, die sonst wohl zum Aufstieg benutzt wird; wir gehen aber oberhalb der Felsgrenze her und umgehen den Fels an seiner linken Seite, bis ein steiler Firnhang wieder nach rechts unterhalb dieser Felswand hinüberleitet. Fest wird der Fuß in den steilen Firn eingetreten, und nur an einzelnen Stellen müssen in das blanke Eis Stufen geschlagen werden. Weiter nach rechts zu kommt dann ein gratartiger Schneerücken, der in sanfter Neigung geradeaus abwärts führt. Auf diesem gehen wir auf die tieferen Felsen zu und bald (10 Uhr 15 Min.) steigen wir auf großen, stark verschneiten Blöcken und Platten, die aber alle guten Halt geben, abwärts, bis dann etwas weiter links eine weit heraufziehende Zunge des Patscher Ferners zu sich hinüberlockt. Um 10 Uhr 30 Min. treten wir auf den steilen Ferner hinüber. Gleich neben uns ist eine steile Lawinenrinne tief in den Gletscher eingeschnitten, die wir zu einer etwas eigenartigen Abfahrt benutzen; es ist mehr ein Rutschen, und da Willeit schräg oberhalb von mir ist, so werde ich durch das Seil immer gegen den rechten Rand der Rinne her-

übergeworfen. Die Rinne führt über die ziemlich breite Randkluft hinweg, die aber hier ganz mit Lawinenschnee ausgefüllt ist. Jenseits der Randkluft geht es in flotter Fahrt den Patscher Ferner hinunter. Rechts von uns liegt die unscheinbare Durrerspitze, und jenseits von ihr kommt der Weg über die Riepenscharte herüber. Wir bleiben aber auf dem Schneefeld, das nach unten zu immer flacher wird und sich bis vor den Eingang der Barmer Hütte hinzieht, die wir 11 Uhr 8 Min. erreichen.

Der Weg, den wir im Abstieg benutzt haben, ist im großen und ganzen die übliche Anstiegsroute von der Barmer Hütte zum Hochgall. Die Sektion Barmen hat den Weg, den sie von der Sektion Defereggan übernommen hat, verbessert. Der rot markierte Weg hält sich etwas mehr in den Felsen, und es wird von den Schneeverhältnissen abhängen, ob man im Fels oder auf den zwischen den Felswänden gelegenen steilen Firnhängen besser vorwärts kommt. Man rechnet für den Aufstieg von der Barmer Hütte zum Gipfel  $3\frac{1}{2}$ —4 Stunden. Der Aufstieg ist etwas schwieriger als der von der Casseler Hütte.

**Überschreitung des Hochgalls von der Schwarzen Scharte zur Patscherschneidscharte.** Eine selten schöne, aber auch recht schwierige Tur, auf der sich der Berg von seinen interessantesten Seiten zeigt. Die Anregung zu dieser Tur verdanke ich einer Mitteilung des Herrn M. Krüger aus Barmen (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1908, S. 137). Er berichtet über zwei Aufstiege, die er am 25. und 29. Juli 1907 ausgeführt hat, und die ich nun im Auf- und Abstieg zu verbinden beschloß. Der Aufstieg von der Schwarzen Scharte wurde zum erstenmal am 1. September 1903 durch H. Fruhstorfer mit Peter Willeit aus Rein ausgeführt (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1908, S. 165).

Am 11. August 1908 war ich mit Peter Willeit morgens um 4 Uhr von der Casseler Hütte aufgebrochen und hatte über den mittleren Rieserferner um 6 Uhr die Schwarze Scharte erreicht. Etwa 20 m nordwestlich von der Scharte stiegen wir in die gegen den Rieserferner zu abfallende Felswand ein und kletterten in ihr in die Höhe. Es ging ein kalter Wind, und da wir uns auf der Schattenseite befanden, hatten wir unter der Kälte sehr zu leiden. Neidisch sahen wir dabei zu dem sonnenbeleuchteten Ostgrat des Wildgalls hinüber, der uns viel freundlicher dünkte als die kalten Felsen des Hochgalls. Die Kletterei ist sehr schwierig; man hat mächtige, steile und glatte Platten zu überwinden, auf denen nur die Reibung einigen Halt gibt. Die flachen Hände und die Kniee aufgestemmt, schiebt man sich mühsam in die Höhe, und an einer Stelle gab mir nach mancher vergeblichen Anstrengung nur ein kräftiger Ruck am Seil die letzte Hilfe. Dann wieder war ein Riß so eng, daß die Arme sich kaum bewegen konnten, um den festgeklemmten Leib in die Höhe zu ziehen. Und zudem lag noch ziemlich viel Neuschnee, unter dem sich die wenigen Griffe versteckten. Weiter oben in der Wand wurde das Gestein schlecht; es gab viel lose Blöcke, von denen mancher erst in die Tiefe fahren mußte. Nun ging's steil auf den Südwestgrat zu, aber ehe dieser um 8 Uhr 25 Min. erreicht wurde, hißt es noch, sich durch einen Riß hinaufstemmen, dem jeglicher Tritt und Griff mangelte. Auf dem Grat hatten wir jetzt wenigstens Sonne, die uns wärmte; dafür blies freilich auch der Wind umso schärfer. Man bleibt nun auf dem Grat, der verschiedene Zacken und dazwischen allerlei Scharten hat. Im ganzen ist aber die Kletterei auf dem Grat etwas weniger schwierig als anfangs in der plattigen Wand. Freilich — auf einem Gratzacken mußten wir wieder umkehren, da es auf der andern Seite keinen Abstieg gab, und wir hatten uns dann auf seiner linken Seite um eine vorstehende Kante herumzuschieben, wo drüben im Leeren nach Griff und Tritt zu tasten war. Und noch weit hinauf zog sich der steile Grat. Erst 9 Uhr

50 Min. kamen wir auf das steile, gegen Südwest zu abfallende Firnfeld, das vom Magerstein her wie ein kleines, weißes Häubchen erscheint. Der Schnee war gut. Wir bogen etwas nach links aus und kamen so zuletzt noch auf die oberste Schneide des Nordwestgrates, wo von links her die Trittspuren des gewöhnlichen Anstieges einmündeten. Dann waren es nur noch ein paar Schritte, und um 10 Uhr hatten wir den Gipfel erreicht. Es war eine recht anstrengende Arbeit gewesen, und Willeit klopfte ganz leise und vorsichtig an, ob wir nicht vielleicht auf dem gewöhnlichen Weg absteigen wollten. Als wir dann aber gerastet und gefrühstückt hatten, kehrte der Mut wieder, der zum Abstieg über den Nordostgrat<sup>1)</sup> drängte (Abb. 2, S. 245, und Vollbild).

10 Uhr 30 Min. ging's wieder an die Arbeit. Zunächst durch die tiefe Scharte hinüber zu dem nächsten Vorgipfel, wo bald die Wegspuren zur Barmer Hütte nach rechts abzweigen. Wir halten uns oben auf dem Firngrat, den man von der Casseler Hütte in seiner ganzen Länge sieht. Der Grat hat eine mächtige Wächte, die anfangs weit nach links überhangt; später kommt eine kurze Strecke ohne Wächte, ganz schmal und scharf wie ein Dachfirst; dann wieder hängt die Wächte nach rechts über. Auf anderen Graten geht man immer neben der Wächte her; aber hier auf dem Hochgallgrat fällt der Firn neben der Wächte fast senkrecht ab, so daß man nicht genügend ausweichen kann. Kalten Blutes muß man aufrecht oben auf der Wächte schreiten, und manches Mal bricht der Fuß ein, wobei man durch ein tiefes Loch in die unterhöhlte Wächte sieht. Dabei geht ein scharfer Wind, der oft stoßweise einsetzt und so das Gleichgewicht zu erschüttern droht. Langsam, Schritt für Schritt den Schnee prüfend, in steter Spannung geht es vorwärts; über eine Senkung des Grats nach abwärts müssen hart neben der Wächte her Stufen geschlagen werden. Endlich 11 Uhr 50 Min. sind wir am Ende des Firnkamms (Punkt 3371) und treten hinüber auf den Felsgrat. Man will uns dabei von der Casseler Hütte aus durchs Fernrohr ein Gefühl der Erleichterung angesehen haben. Der Felsgrat zieht sich jetzt steil abwärts, aber scharfe Türme und Zacken müssen dabei überklettert werden. Der erste Turm ist äußerst scharf, vom zweiten Turm aus führt ein steiler, glatter Riß hinunter, der sich mittels Stemmtechnik überwinden läßt. Dann kommt ein hoher, zackiger Turm, an dem wir uns zu einer Umgehung auf der rechten Seite verleiten lassen. Wir wären besser oben geblieben; denn wir werden in der glatten Wand weit abgedrängt, müssen uns durch allerlei steile Risse, bald mit dem Gesicht, bald mit dem Rücken gegen die Wand, hinunterschieben und schließlich wieder zu der Scharte unterhalb des umgangenen Turmes in die Höhe steigen (12 Uhr 55 Min.). Jetzt kommt ein kühn aufragender, aber nicht sehr hoher Turm, auf dem oben quer eine große Platte liegt; es ist ein Riesentisch, der höchst phantastisch aussieht. Er wird vollständig überklettert; beim Abstieg in die nächste Scharte wird der Grat brüchig, und es ist kein Verlaß mehr auf das Gestein. Dann kommt noch ein hoher, spitzer Turm; etwas rechts von der Schneide geht es in die Höhe, etwas links von der Schneide dann wieder hinab, und mehrmals hangelt man in seiner ganzen Länge an den Händen, bis der Fuß wieder einen Tritt gefunden hat. Um 2 Uhr sind wir in der überfirnten Gratscharte vor dem letzten, plumpen Turm, an dem es über grobe Blöcke leicht hinaufgeht. Er ist etwas nach Osten zu vorgeschnitten, und so hat man einen schönen Überblick über den überkletterten Grat. Drum rasten wir hier von 2 Uhr 5 Min. bis 2 Uhr 35 Min. und freuen uns an dem, was wir geleistet, wobei auch der photographische Apparat eine Erinnerung nach Hause mitbringen muß. Von dem Turm aus geht es dann über gute Blöcke und über Geröll etwas

<sup>1)</sup> Ich halte die Bezeichnung Nordostgrat für richtiger als die von Herrn Krüger gewählte Bezeichnung Ostgrat.

nach links zu hinab und bald sind wir auf dem obersten Ausläufer des Lenksteinfersners, der sich hier sehr weit zum Grat hinaufzieht. Etwas weiter rechts liegt noch die „Barmer Spitze“ (Punkt 3204) mit ihrem mächtigen Gipfelblock, die von unserem letzten Turm durch eine flache Scharte getrennt ist. Wir ließen sie rechts liegen und eilten über den Gletscher hinunter zur Scharte in der Patscher Schneid, über die der frühere Verbindungsweg zwischen Casseler und Barmer Hütte führte. Um 2 Uhr 55 Min. waren wir in der Scharte und hätten vielleicht in einer Stunde zur Barmer Hütte kommen können; doch wußten wir, daß eine vergnügte Gesellschaft uns in der Casseler Hütte erwartete. Darum hielten wir uns links und stiegen steil über den Lenksteinferner hinab. Unten kamen viele mächtige Spalten, die ein stetes Ausweichen erforderten, und schließlich ist es mir doch gelückt, in eine schneeüberdeckte Spalte einzubrechen. Dann wird der Lenksteinferner überschritten in der Richtung zur Riesernockscharte, zu der man nur wenig wieder anzusteigen hat. Von der Riesernockscharte, die wir um 4 Uhr erreichten, führen zwei steile Rinnen hinab zu dem abgeschlossenen Kessel, der von zwei Ausläufern des Riesernockkammes gebildet wird. Wenn viel Schnee liegt, benützt man besser die links gelegene Rinne; sie hatte diesmal aber blankes Eis; so zogen wir die Schuttrinne, die rechts an der Wand hinunterzieht, vor. Auf schmalem Grasband muß man erst ihr oberes Ende erreichen, und dann geht's steil hinunter auf schlechtem, lockerem Gestein, das den Abstieg einigermaßen schwierig macht. Unten im Kessel liegt Geröll, und dann geht es auf einen Moränengrat hinaus, der steil hinunterführt auf den unterdessen fertiggestellten „Arthur-Hartdegen-Weg“. Um 5 Uhr 15 Min. waren wir in der Casseler Hütte.

Es war eine der eindrucksvollsten Turen, die ich gemacht hatte, aber sie war sehr schwierig und anstrengend. Hose, Stiefel, Hände, alles war zerrissen. Die größten Schwierigkeiten des Tages hatte wohl der Aufstieg über den Südwestgrat, namentlich in seinen unteren Partien geboten, aber die größten Gefahren fanden sich auf dem Nordostgrat, sowohl auf der Wächte, als auf dem sehr brüchigen Felsgrat. Wir hatten durchgehends lang gebraucht; daran war teilweise der Neuschnee schuld; aber viel Zeit wurde auch durch Photographieren und durch Schauen und Bewundern vertan. Denn an so herrlichen Bildern darf man nicht in eiliger Hast vorübergehen. Und da das Wetter klar war, wurde uns ein doppelter Genuß zuteil.

Bei den in der Literatur beschriebenen Besteigungen finden sich mehrere, mehr oder weniger bedeutsame Abweichungen von den jetzt üblichen Routen. Manche Berichte enthalten auch geographische Irrtümer, die man erst richtig stellen muß, will man die Anstiegsrouten vergleichen. Hoffmann und Kaltdorf (Jahrb. d. Ö. A.-V. 1869, S. 290), die am 3. August 1868 den Hochgall von Rein aus ersteigten, benützten im wesentlichen die heute von der Casseler Hütte aus übliche Route über den Nordwestgrat. Stüdl und Richter (Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1872, S. 307) stiegen am 28. August 1871 zunächst zum Grauen Nöckl in die Höhe und hatten dann hinter diesem einen sehr zerrissenen Grat und die sehr schwierige Scharte zwischen dem Grauen Nöckl und dem eigentlichen Hochgallgrat zu überwinden. Auf seiner Ostseite wurde das Graue Nöckl am 23. August 1873 von Harpprecht (Th. Harpprecht, Bergfahrten, Stuttgart 1886, S. 163) umgangen, der vom östlichen Rieserferner aus zum Nordwestgrat emporstieg. Diese Harpprechtsche Route scheint später längere Zeit bevorzugt worden zu sein. Während aber bei all diesen Besteigungen der Grat auf einer schwierigen Strecke verlassen und nach links oder nach rechts von ihm abgewichen worden war, wurde zum erstenmal am 6. September 1877 von Dr. F. Arning (Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1878,

S. 241) die vollständige Begehung des Nordwestgrates durchgeführt, wobei allerdings von den drei großen, schräg gelagerten Felsplatten die unterste links umgangen wurde.

Von der Ostseite, vom Patschertal aus, war, was lange Zeit in der alpinen Literatur unbekannt geblieben war, die allererste Ersteigung des Hochgalls im Jahre 1854 gelegentlich der Triangulierung erfolgt (Erschließung der Ostalpen, Bd. III, S. 111); die Expedition scheint über den Patscher Ferner den nordöstlichen Endpunkt des Gipfelgrates (Punkt 3371) erreicht zu haben, und von da aus scheint ein Feuerwerker mit einem Bauern aus Defereggan noch über den Firngrat bis zum höchsten Gipfel vorgedrungen zu sein. Diese Tur wurde dann erst wieder am 29. Juli 1876 von Demeter Diamantidi versucht, der aber nur bis zu P. 3371 im nordöstlichen Gipfelgrat gelangte, während M. v. Schneider-Ernstheim und Dr. A. v. Böhm (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1876, S. 268) am 8. August 1876 im Abstieg die Begehung des Nordostgrates und dann weiter von P. 3371 ab den Abstieg auf den Patscher Ferner erfolgreich ausführten. Im Auf- und Abstieg wurde diese Tur, wobei aber die Wegroute nicht genau angegeben ist, am 8. Oktober 1886 von einer 13 Mann starken Gesellschaft von Alpenvereinsmitgliedern ausgeführt (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 252 und 276). Varianten der jetzt üblichen Wegroute vom Patscher Ferner aus sind dann noch von Franz Kucharz (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, S. 106), von Anton Harasser (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1897, S. 85), von Dr. Preißbecker und Julius Hermann (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1908, S. 166) mitgeteilt worden.

Außerdem sind mehrere Routen über die steil zum mittleren Rieserferner abfallende Westwand (S. Vollbild) angegeben, die aber Verschiedenheiten aufweisen, je nachdem der nördliche Teil der Westwand mit der großen, steilen und steinfallgefährliches Schneerinne, oder der südliche, näher der Schwarzen Scharte gelegene, mehr felsige Teil dieser Wand benutzt wurde. Schon Dr. F. Arning (Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1878, S. 241) stieg am 6. September 1877 durch die Westwand ab, wobei er über Fels und Schnee nahe unterhalb der Schwarzen Scharte den Rieserferner erreichte. Durch die große, in der Nordwestwand herabziehende Schneerinne und zuletzt durch den nach rechts abzweigenden Arm der Rinne bewerkstelligte R. Wichmann („Der Tourist“ 1888, S. 110) am 23. September 1879 den Aufstieg und Abstieg, während Otto und Emil Zsigmondy und August Katzer (Ö. A.-Z. 1882, S. 213; Zsigmondy, Die Gefahren der Alpen, 1887, S. 11, und „Der Tourist“ 1888, S. 111) am 19. Juli 1882 die große Schneerinne links von der Schwarzen Scharte und höher oben den plattigen Fels benützten. F. Hermann („Der Tourist“ 1888, S. 111) stieg am 13. August 1884 durch die westlichen Felswände gegen die Schwarze Scharte zu ab, und Dr. Ferd. Groß und Hans Schwarz aus Linz (Hüttenbuch der Casseler Hütte) machten den Aufstieg am 21. August 1899 über die Südwestwand. Schließlich ist nach einer persönlichen Mitteilung am 5. August 1908 Herr M. Krüger aus Barmen mit Gottfried Hofer aus Antholz über die Südwestwand aufgestiegen. Sie benützten zu unterst die steile Schneezunge unmittelbar links von der Schwarzen Scharte, bis sich diese zu einer Rinne verengt, dann die plattige Felsspitze links von dieser Rinne und schließlich eine noch weiter links hinaufziehende flache, breite Felsrinne mit brüchigem Gestein, die nach unten zu in eine andere, etwas nördlicher gelegene, zum Aufstieg gleichfalls benutzbare Zunge des Rieserfners übergeht. Oben wandten sie sich nach links und erreichten den Nordwestgrat einige Meter unterhalb des Gipfels. Der Aufstieg von der Schwarzen Scharte aus nahm nur  $1\frac{1}{4}$  Stunde in Anspruch; der untere plattige und dadurch schwierige Teil der Wand sei wesentlich leichter als am Südwestgrat, höher oben beruhen die Schwierigkeiten hauptsächlich in der Brüchigkeit des Gesteins, nehmen aber nach oben immer mehr ab.

Über die Südwand, die äußerst schroff zum Antholzersee abfällt, wurde der Hochgall erstmals am 16. September 1890 durch Karl Luber (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1890, S. 272, und Ö. A.-Z. 1891, S. 25 u. 37) mit den Führern Georg und Johann Niederwieser aus Taufers bezwungen. Vom Schwarzen Gletscher aus machten sie, nachdem ein Versuch in einem etwas südwestlich unterhalb des Gipfels hinaufziehenden, steilen Couloir gescheitert war, den Aufstieg in der breiten, sehr steilen, schneeverfüllten Schlucht in der Mitte der Südwand, in der sie nahezu eine Stunde durch furchtbaren Steinschlag aufgehalten wurden, und von ihr aus in dem nordöstlichen Seitenast dieser Schlucht, der in einer ungemein steilen Firnwand endigt. Nachdem sie dann leichteren Fels in nordwestlicher Richtung überklettert, oben abermals die große, hier außerordentlich steile Schlucht übersetzt und ein nach Süden abgedachtes Schneefeld in westlicher Richtung etwa bis zu seiner Mitte gequert hatten, stiegen sie in die zur Rechten aufstrebenden Steilwände ein und erreichten über gut gestuften Fels einen überfirnten, ca. 100 m niedrigeren Vorgipfel, der mit dem Gipfelmassiv durch einen scharfen Schneegrat in Verbindung stand. Dann wurde in äußerst beschwerlicher und anstrengender Kletterei über sehr brüchiges Gestein mit Neuschnee der Gipfel erreicht. Sie waren vom Antholzersee aus elf Stunden unterwegs, hatten aber viele Stunden für die vergeblichen Versuche verbraucht.

In wesentlich anderer Weise, auf reinem Felswege, durchstiegen R. Iberer-Graz und R. Klma-Innsbruck (Hüttenbuch der Casseler Hütte und Gipfelbuch des Hochgalls) am 8. September 1908führerlos die Südwand des Hochgalls. Sie benützten die gratartige Rippe, die links (im Sinne des Aufstiegs) von der mittleren, großen, steinfallgefährlichen Schlucht in die Höhe zieht und sich erst hoch oben in der Gipfelwand verliert. Da diese Hauptrippe nach unten zu einige 100 m plattig abbricht, so benützten sie anfangs eine etwas mehr rechts gelegene sekundäre Rippe, deren unterer Abbruch weit weniger hoch ist. Der Einstieg erfolgte nach Passierung des Lawinenkegels, der am unteren Ende des großen Couloirs liegt, über ein schon vom Antholzersee aus gut sichtbares Band, das horizontal nach links leitet und oberhalb des Abbruches der sekundären Rippe endigt. Von diesem Band stiegen sie durch eine kleine Rinne geradeaus gegen die sekundäre Rippe empor und dann auf dieser so lange weiter, bis sie plattig und unangenehm wurde. Nun machten sie eine Schleife nach rechts, bis wieder ein Rinnensystem geradeaus zur sekundären Rippe emporleitete. Diese betraten sie wieder knapp vor ihrer Anlehnung an die Hauptrippe und kamen dann von der Rinne zwischen beiden Rippen gerade empor auf die Hauptrippe, die bald plattig und steil wurde. Zwei hintereinander gelegene, dachziegelartig geschichtete Gratköpfe wurden in seichter, sehr schwieriger Rinne knapp links von der Gratkante umgangen, und dann oberhalb von ihnen ca. 20 m weit nach rechts ausgewichen, um schließlich durch eine geradeaus emporführende Schuttrinne, die durch eine kleine, geneigte Schuttterrasse unterbrochen war, wieder die Hauptrippe zu erreichen. Dann ging es auf der Hauptrippe, die bald zusehends besser wurde, über Blöcke weiter bis zu einem größeren Blockturm, von dem aus zum erstenmal der Gipfel sichtbar wurde. Über eine 2 m tiefer gelegene Scharte erreichten sie die Gipfelwand, in der sie emporkletterten und aus der sie etwa 3 m rechts vom Gipfel aussiegen. Vom Antholzersee bis zum Einstieg brauchten sie drei Stunden, von da bis zum Gipfel sechs Stunden. Die Tur bezeichnen sie als schwierige, doch sehr interessante Kletterei an ungewöhnlich lockerem Gestein.

Eine ähnliche, an manchen Stellen vielleicht leichtere Route benützte am 17. August 1910 Herr M. Krüger aus Barmen mit Gottfried Hofer aus Antholz. Nach seinen mir freundlichst zur Verfügung gestellten Aufzeichnungen sind die

beiden wohl noch etwas tiefer als Iberer und Klima vom unteren Ende des großen Couloirs aus in die linksseitige Felswand eingestiegen. Hier war die Kletterei anfangs schwierig; dann kam eine sehr schwierige, steile, plattige Wand mit schmalem Bande nur für die Hände. Rechts oberhalb von dieser Wand kamen sie zu einem durch eine mächtige, schräg aufliegende Platte gebildeten Tunnel, durch den sie bequem gehen konnten. Dann stiegen sie über durchweg leichtes Gestein ca. 50 m links vom Couloir und parallel mit diesem zu einem Schneefeld empor und erreichten auf dem links vom Schneefeld hinaufziehenden Fels den an die Felsmauer des Schneegipfels ansetzenden südlichen Grat, der sie in mittelschwerer Kletterei unter Umgehung einiger Grathöcker zu der wieder schwierigen Gipfelmauer brachte. Einige Meter rechts vom Gipfelplatz betraten sie dann den unteren Rand der Gipfelwächte. Die sehr interessante Felskletterei, bei der die Steinfallgefahr gering zu schätzen ist, dauerte 3 St. 55 Min.

Über die Nordwand (Abb. 2, S. 245), die von weitem gesehen unersteigbar erscheinen muß, ist der Hochgall schon zweimal erstiegen worden. Am 23. September 1903 stiegen K. Berger und J. Hechenbleikner (Ö. A.-Z. 1903, S. 248, und 1904, S. 61) von der Randkluft, bis zu der sie von der Casseler Hütte über den östlichen Rieserferner infolge ungünstiger Umstände fünf Stunden gebraucht hatten und die sie etwas westlich von der Lotlinie des Gipfels sehr schwierig überschritten, die steile, zum Teil mit tiefem Schnee bedeckte Eiswand in Windungen unter äußersten Schwierigkeiten in die Höhe und erreichten am Ansatz des felsigen Schlüssegrates westlich vom Gipfel den Nordwestgrat und auf diesem den Gipfel (nach einer Mitteilung an Herrn M. Krüger in Barmen in drei Stunden). Beim Abstieg verließen sie den Nordwestgrat tiefer unten und kamen über gefährliche Abbrüche, über Spalten und eine Riesenkluft, die auf scharfem Eisgrat zum Teil im Reitersitz überschritten wurde, wieder zum östlichen Rieserferner.

Herr M. Krüger aus Barmen, der mir in liebenswürdigster Weise seine Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt und mich dadurch zu großem Dank verpflichtet hat, machte den Aufstieg weiter östlich. Am 23. Juli 1908 kurz nach 3 Uhr ging er mit Peter Willeit von der Casseler Hütte über den östlichen Rieserferner bis nahe unter den Firnhang des Gipfels. Ungefähr senkrecht unterhalb der Scharte des Nordostgrates wurde nach kurzer Rast 5 Uhr 35 Min. die Randkluft überschritten und dann unter fortwährendem Stufenschlagen geradeaus über die ungeheuer steile Wand angestiegen; sie hielten dabei mit wenigen, durch blankes Eis oder schlecht bedeckten oder freien Fels bedingten Ausnahmen bis zum Schluß die Richtung genau auf die Stelle bei, wo das Drahtseil am Nordostgrat beginnt. Sie brauchten zu der Wand volle vier Stunden. Vom Kamm aus erreichten sie dann über die Scharte um 9 Uhr 45 Min. den Gipfel.

Die Besteiger der Nordwand heben übereinstimmend hervor, daß die Lawinengefahr nicht so sehr groß sei, da die Wand während der ganzen Zeit des Aufstieges im Schatten liegt; dafür empfanden sie aber umso peinlicher die Kälte. Herr Krüger schätzt, daß er von den vier Stunden drei Stunden lang in mehr oder weniger guten Stufen fast regungslos verharren mußte und dabei dauernd dem Hagel vom Stufenschlagen ausgesetzt war. Als Andenken nahm er Frostblasen an den Fingerspitzen, Herr Berger sogar erfrorene Füße mit.

PATSCHER SCHNEID,  
3084 m, 3089 m, 3122 m

Gratwanderung von Süden nach Norden. Der Nordostgrat des Hochgalls setzt sich in die Patscher Schneid fort, die von ihm durch eine tiefe Scharte getrennt ist. Die Patscher Schneid begrenzt den südlichen Lenksteinferner als

ziemlich flacher, aber vielfach zersägter Felskamm. Das Lenksteinjoch bildet die nördliche Grenze.

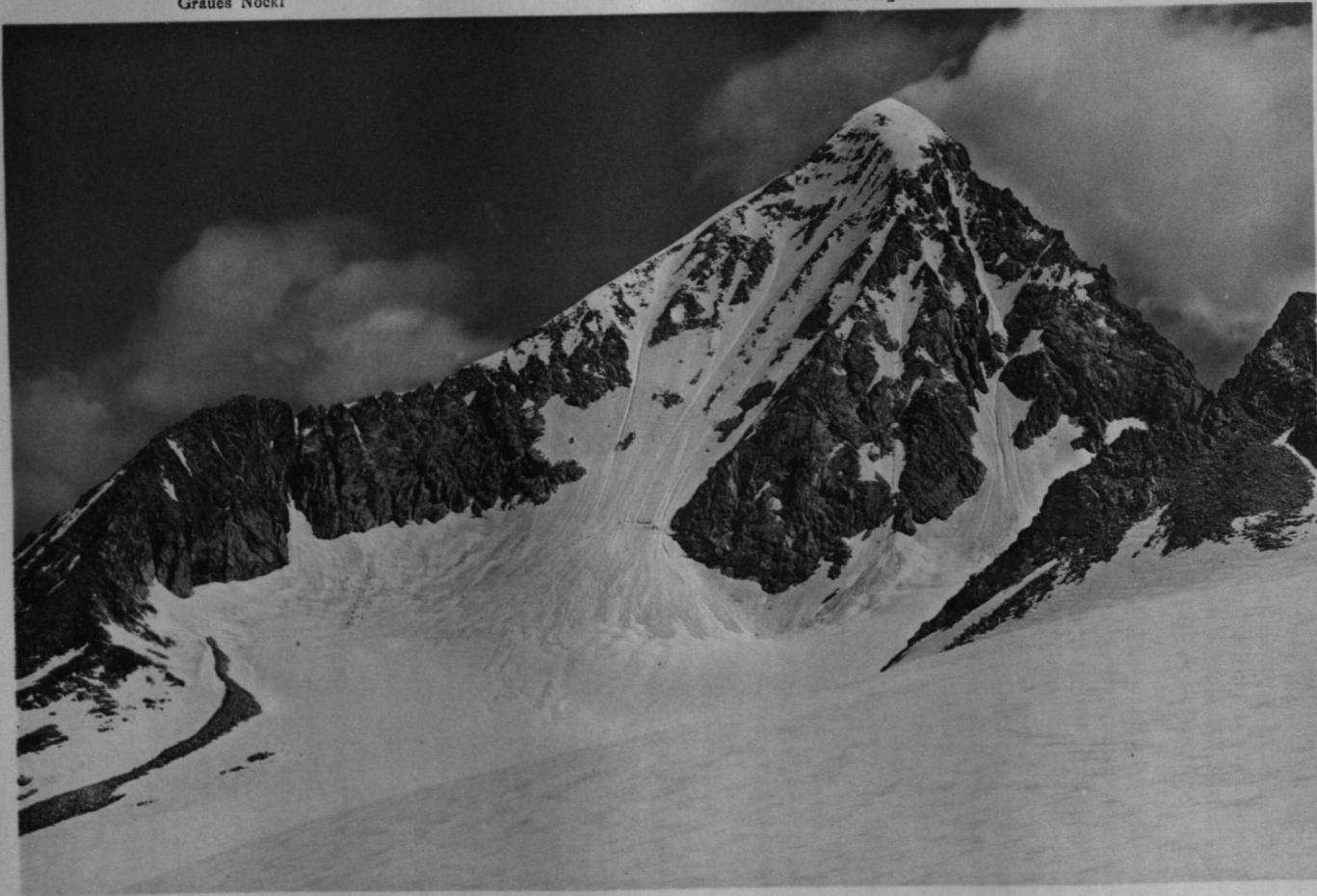
Am 9. August 1910 früh 4 Uhr 10 Min. brach ich mit Peter Willeit von der Barmer Hütte auf; der Himmel war sternenklar, ohne Wolken, so daß wir auf einen herrlichen Tag und schöne Aussicht rechneten. Als aber die Sonne aufging, da zogen vom Antholzer Tal dicke Nebel herüber, und diese haben uns dann oben nur zeitweise einen Durchblick gegönnt. Den Weg zum Lenkstein verließen wir schon nach zehn Minuten und stiegen dann auf der Südseite der von der Patscher Schneid gegen das Patschertal sich vorschließenden seitlichen Felsrippe hinan. Bald führte ein ziemlich steiles Schneefeld schräg nach links zu einer sich vom Hauptkamm herunterenkenden Felswand, und rechts neben dieser Wand schob sich noch eine steile Schneezunge in die Höhe. Diese Schneezunge benützten wir möglichst lange, stiegen dann aber (5 Uhr 10 Min.) in die steile, teilweise ziemlich schwierige Felswand ein, in der wir über große Blöcke und Platten, zuletzt noch über Schnee um 6 Uhr die Höhe des Patscherschneidgrates erreichten. Wir hatten uns weiter nach rechts gehalten, als der alte Weg zur Patscherschneidscharte, von dem wir anfangs noch unter dem Schnee versteckte Spuren benützt hatten. Jetzt lag zwischen uns und der Scharte noch der erste Gratturm; zu ihm gingen wir ein kurzes Stück südwärts zurück. Tiefer unten bei der Scharte soll noch ein kleiner, schneidiger Gratturm stehen, den einige Tage später Herr H. Jung und Herr Ph. Kleyensteuber aus Cassel überkletterten. Wir verfolgten dann den Grat nach Norden. Anfangs war er leicht; es ging über verschiedene Felszacken. Bald kam eine schwierige Gratzacke mit großen, überhangenden Platten, an der wir uns etwas rechts von der Schneide hielten. Steil ging es dann über fast grifflose Platten hinunter zu einer Scharte, die aussieht wie ein großes Tor. Auf der anderen Seite steht ein senkrechter glatter Turm, den Willeit vergeblich zu erklettern sucht. Wir versuchen, uns links von ihm auf bandartigen Stufungen vorbeizuschieben. Aber wir kommen an glatte senkrechte Platten und gehen nach einigen vergeblichen Versuchen wieder in das große Tor zurück. Auf der rechten Seite gelingt die Umgehung. Jetzt wird der Grat ganz leicht, bald aber versperren Zacken und Türme und zwischen ihnen tiefe Scharten den Weg. Zwischen zwei senkrecht stehenden Platten stemmen wir uns hinauf; ein nach links überhängender Grat wird auf den Knieen erklettert, während wir mit den Händen oben am Rand des Grates hängen; von dem Turm, den wir so erreichen, geht's wieder steil hinab in eine Scharte mit auffallend weißem Gestein, dann wieder in die Höhe über verschiedene kleinere Zacken und Scharten zu dem hohen Turm, von dem aus sich der Seitengrat nach Osten gegen das Patschertal hinabsenkt (P. 3084). Man sieht von hier aus unten die Barmer Hütte liegen; wir machen hier von 8 Uhr 30 Min. bis 9 Uhr Frühstücksrast.

Über leichtes, plattiges, horizontal geschichtetes Gestein kommen wir dann rascher vorwärts; eine Reitstelle bringt etwas Abwechslung, dann wieder kleine Scharten und Zacken. Hinter einer tiefen Scharte stehen zwei kleine, aber scharfe Gratzacken, die wir links über Schnee und Fels ziemlich unbequem umgehen; vielleicht wäre die Überkletterung einfacher gewesen. Von einer zweiten tiefen Scharte geht es dann zunächst über schwierige Platten mit schlechtem, brüchigem Gestein, dann auf einem leichten, flachen Grat zu einem großen Turm (P. 3089) hinauf, auf dem oben eine kleine Schneewächte liegt. (10 Uhr 35 Min.)

Der Grat biegt jetzt etwas mehr nach Osten um, und der Firn des Lenksteinferrners schiebt sich häufig bis auf den Grat hinauf. Die nächste Strecke ist leicht zu begehen. Später schieben wir uns über eine schräg geneigte Platte sitzend abwärts und kommen dann über Schnee weiter hinab zu einer Scharte, die eine

Graues Nöckl

Hochgall



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Hochgall vom Rieserferner

eigenartige Firnbildung hat; links ist eine Firnscharte und diese ist durch eine tiefe, muldenförmige Lücke von den wesentlich weiter rechts stehenden, kleinen Zacken des Felsgrates abgerissen. Wir überschreiten die Firnscharte (11 Uhr 5 Min.) und lassen hier den Felsgrat rechts liegen. Der ansteigende Firn nähert sich allmählich wieder dem Felsgrat, und bald steigen wir wieder auf den Grat hinauf. Dieser wird jetzt sehr scharf, schmal und brüchig, und viele Steine nehmen den Weg auf den Lenksteinferner hinab. Über eine schwierige, scharfe Schneide geht's hinüber, dann ziemlich ausgesetzt an einem steilen Zacken hinauf, der überklettert wird. Später wird der Grat wieder etwas besser. Eine gipfelförmige Erhebung hat links eine ziemlich hohe, nach rechts überhängende Wächte, unter der rechts noch ein schmaler Rand des Felsgrates übersteht. Auf diesem Felsrand gehen wir neben der Wächte her, überschreiten sie und kommen über einen flachen Saitel zu der letzten und höchsten Erhebung des Grates, dem Fennereck (P. 3122). Zuerst über Schnee, zuletzt in brüchigem, schiefrigem Fels geht es steil in die Höhe, und um 11 Uhr 55 Min. haben wir unser letztes Ziel erreicht. Das Fennereck erhebt sich nur wenig über das nördlich von ihm gelegene Lenksteinjoch, 3092 m, und ist von diesem aus über den mäßig steilen Gletscher ganz leicht zu ersteigen.

Um 12 Uhr 20 Min. steigen wir zum Joch hinunter, und dann geht's in flotter Fahrt über den Lenksteinferner hinab, dessen Strom eine weite Ausbiegung nach links zu macht, so daß wir noch an den Steinen vorbeikommen, die wir vorher vom Grat heruntergesandt hatten. Wo sich unten der Gletscher wieder nach rechts zieht, überschreiten wir die kleine Mittelmoräne und kommen so zu der mehr westlich gelegenen Gletscherzung, die sich tiefer hinabzieht. Um 12 Uhr 50 Min. sind wir auf dem „Arthur-Hartdegen-Weg“, da wo er die Abflüsse des Lenksteinferners überschreitet, und gelangen auf ihm um 2 Uhr 10 Min. zur Casseler Hütte.

Diese Überschreitung des Patscherschneidgrates, bei der ich leider die schönen Ausblicke infolge des neidischen Nebels meist missen mußte, ist am 30. Juli 1901 von den Brüdern Krüger aus Barmen gemacht und von Dr. E. Krüger beschrieben worden (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 53). Im Sommer 1909 hat sie Herr H. Jung aus Cassel vom Lenksteinjoch her und am 11. August 1910 nochmals gemeinschaftlich mit Herrn Ph. Kleyenstein aus Cassel von der Patscherschneidscharte her ausgeführt, wobei aber das erste Mal vor dem südlichen, das zweite Mal vor dem nordöstlichen Ende des Grates die Tur abgebrochen wurde. Wer Freude an Gratwanderungen hat, dem ist die Tur sehr zu empfehlen.

**GROSSER LENK-  
STEIN, 3236 m \***

Der Große Lenkstein hat eine weniger imposante Gestalt; namentlich vom Bachertal und vom Lenksteinferner gesehen, tritt er nur als flache Erhebung über die rundlichen Firnpolster hervor, und sein hauptsächlichster Reiz liegt mehr in der prächtigen Aussicht, die er bietet. Wenn man ihn freilich von der Mullespitze aus sieht (Abb. 4, S. 246), da ragt er als ganz stattliche Pyramide mit scharfem Grat in die Luft, und die beiden Firnpolster, die der Lenksteinferner zu ihm empor sendet, verleihen ihm eine gewisse Anmut und Grazie. Und ebenso ist die steile Felswand, mit der er gegen den Fleischbachferner abbricht, ganz sehens- und bewunderswert. Der nördliche Lenksteinferner fällt gegen den südlichen in einer steilen Felswand ab, die sich vom Gipfelstock des Großen Lenksteins weit nach Westen gegen das Ursprungtal vorschiebt. Über diese Wand, die den besten Zugang vermittelt, ist der „Arthur-Hartdegen-Weg“ in die Höhe geführt.

Die beiden ersten Male, als ich den Lenkstein erstieg (22. August 1906 und 18. Juli 1907), war dieser neue Weg noch nicht gebaut, und umso mehr weiß ich jetzt den be-

deutenden Fortschritt zu schätzen. Am 12. August 1910 wurde der „Arthur-Hartdegen-Weg“, der den Namen zu Ehren des früheren Vorsitzenden der Sektion Cassel führt, feierlich eingeweiht, und 23 Personen standen an diesem Tage oben auf dem Gipfel. Der sehr gut angelegte Weg geht von der Casseler Hütte in großem Bogen unterhalb der Moräne des Rieserfernerns her, dessen drei große Abflüsse auf zwei Brücken und auf großen Steinen überquert werden. Man hat hier Gelegenheit, ungewöhnlich große Gletscherschliffe zu bewundern, die zeigen, wieviel tiefer früher der Gletscher sich heruntergeschoben hat. Der Westseite des Riesernocks entlang hat man schöne Blicke ins Tal von Rein und auf den Schneebigennock, und grausig schön ist der Blick hinab in die Rieserklamm, deren oberes Ende nach einer knappen Stunde vom Wege gekreuzt wird. Man sieht sie schon von Rein aus als breite, schwarze Schlucht bis zur halben Höhe des Riesernocks in die Höhe ziehen. Jetzt hat der Weg, der bisher fast ohne Steigung war, an einer Gratrippe eine etwas höhere Stufe zu gewinnen, und es ist hier eine Art Treppe in den Fels gesprengt, über die es mit Hilfe eines straffen Drahtseils hinaufgeht. Bald biegt der Weg auf die Nordseite des Riesernocks herum, und jetzt öffnen sich ganz neue Blicke. Man ist im Ursprungtal, hat den Lenksteinfernern und die Berge des Lenksteinkammes vor sich. Der Weg senkt sich etwas gegen das Ursprungtal, steigt dann aber allmählich wieder an. Auch unterhalb des Lenksteinfernerns finden sich große Gletscherschliffe. Hat man dann auf zwei Brücken die Abflüsse des Lenksteinfernerns unterhalb seiner Zunge überschritten, so wird der Blick immer wieder vom Hochgall gefesselt, dessen Eiswand sich schmäler und schmäler zusammenschiebt. Auf der andern Seite des Ursprungtales steigt der Weg über Geröll und Fels gegen die westliche Lenksteinwand an; in ihr ist er im Fels möglichst weit in die Höhe geführt, um erst weit oben, nördlich oberhalb des Lenksteinjochs das oberste Firnfeld zu betreten, aus dem noch etwas weiter nördlich die niedrige Felskuppe des Großen Lenksteins herausragt. Am Einweihungstag war freilich der Weg in der Felswand, die noch unter tiefem Schnee lag, noch nicht fertiggestellt, und so hießen wir uns mehr links und benützten auf viel größerer Strecke den Gletscher zum Aufstieg. Auf dem obersten Firnfeld biegt man dann nach links, und schließlich führt ein kurzer Felspfad hinauf auf den Gipfel. Von der Casseler Hütte braucht man zum Aufstieg kaum mehr als  $3\frac{1}{2}$  Stunden zu rechnen, und der Abstieg lässt sich in zwei Stunden erledigen.

Von der herrlichen Aussicht, die uns Benesch (Zeitschr. d. D. u. Ö. A. V. 1900, S. 272) so meisterhaft geschildert hat, haben wir allerdings am Einweihungstag nichts gesehen; denn ein lichter Nebel hüllte den Gipfel ein. Aber mir selbst ist gerade auch der Große Lenkstein von den beiden früheren Malen, die ich oben war, in besonders genussreicher Erinnerung (S. Vollbild). Es waren freilich auch Tage, an denen buchstäblich kein Wölkchen am Himmel stand, und so habe ich sowohl die mächtige Rundsicht auf die ganzen Alpen, als auch namentlich die prächtigen Bilder in der näheren Umgebung, unter denen natürlich der Hochgall immer das herrlichste Prunkstück ist, mit Entzücken und Freude genossen. „Seit dem Tag sah ich nichts Schöneres mehr“, so klingt das hohe Lied aus, das Benesch dem Lenkstein widmet.

**Abstieg zur Barmer Hütte.** Am 22. August 1908 ging mein Abstieg zur Barmer Hütte. Bald hatte ich von der Felskuppe aus wieder das Firnfeld erreicht. Auf der Ostseite des Felsgrates, der südlich vom Lenksteinjoch heraufkommt, hat die Sektion Barmen einen Pfad angelegt. Bald liegt das Lenksteinjoch zur Rechten. Im Fels führt der Weg nach links hinüber zur Rößhornscharte, von der aus man unten im Patschertal die Barmer Hütte liegen sieht. Jetzt geht es steil und tief hinab durch die Lenksteinklamm. Der Weg

ist hier in steilen Stufen in den Fels gesprengt, und die Drahtseile, die den nicht ganz einfachen Abstieg erleichtern, wird auch der Geübte nicht verschmähen. Hat man die Klamm hinter sich, so geht es noch in einem leichten Bogen mit wenig Gefälle um den Talschluß des stark vermuhrten Patschertales herum, bis sich die freundliche Barmer Hütte, 2488 m, dem Wanderer öffnet. Wir waren stramm marschiert, und schon 70 Minuten nach unserem Aufbruch vom Lenkstein waren wir vor der Barmer Hütte, wo uns der um die Hütte rührend besorgte Sektionsvorstand, Herr Prof. Fenner, in höchst eigener Person empfing. Zum Aufstieg von der Barmer Hütte zum Großen Lenkstein rechnet man 2½—3 Stunden.

**GRATWANDERUNG VOM  
GROSSEN LENKSTEIN  
ZUM GROSSEN ROTSTEIN**

Über diese Gratwanderung, die ich am 18. Juli 1907 zusammen mit den Herren Dr. Fertig-Hanau und Regierungsrat G. G. Winkel-Cassel unter Führung von Peter Wileit ausführte, habe ich schon berichtet (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1907, S. 257);<sup>1)</sup> ich kann mich deshalb hier auf einen Auszug beschränken. Vom Großen Lenkstein aus verfolgten wir zunächst den nordnordwestwärts ziehenden Felsgrat, von dem wir, als er gar zu sehr zerklüftet wurde, eine Strecke weit auf den Lenksteinferner auswichen. Die nächste Spitze, 3155 m, die man als Kleinen Lenkstein bezeichnen könnte, und die wir damals nach dem, der sie zuerst betrat, G. G. Winkel-Spitze tauften, erreichten wir auf ihrem gegen Westen ziehenden Seitengrat. Auf dem zerklüfteten Nordnordwestgrat kamen wir dann zur Scharte gegen die Mukaspitze und erstiegen auf der Ostseite des Grats über brüchigen Fels die Kleine und bald auf leichtem Schneegrat die Große Mukaspitze, 3153 m. Hier biegt der Grat rechtwinklig nach Westen ab und ist bis zur nahe gelegenen Müllespitze, 3160 m, spielend leicht. Dann wird aber der Grat, der über eine Reihe von Zacken weiter nach Westen zieht, wieder recht schwierig, und namentlich der Ostgrat des Großen Rotsteins, 3150 m, übertraf alles an diesem Tag Geleistete an Schwierigkeit und Brüchigkeit des Gesteins. Die verschiedenen Gratzacken mußten fast alle überklettert werden, und teils kriechend, teils reitend wurden die schlimmsten Stellen passiert. Die interessante und vielfach recht schwierige Gratwanderung, die vom Großen Lenkstein bis zum Großen Rotstein, die Rasten abgerechnet, 4½ Stunden in Anspruch nahm, bot eine Fülle der eindrucksvollsten Hochgebirgsbilder.

Den Abstieg vom Großen Rotstein bewerkstelligten wir auf dem weniger schweren Südwestgrat und kletterten von der nächsten tiefen Scharte aus nach rechts auf den kleinen Rotsteinferner hinunter, der von dem wild zerrissenen Grat der Rotsteine umrahmt wird. Tiefer unten auf der nördlichen Lehne des Ursprungtales trafen wir dann den Viehpfad, der über die Kofleralmen nach Rein hinunterführt.

**MULLESPITZE, 3160 m, VOM  
LENKSTEINFERNER AUS**

Schon bei meiner Gratüberschreitung hatte ich mir vorgenommen, die Müllespitze, die mir durch ihre schöne Aussicht besonders aufgefallen war, direkt vom Lenksteinferner aus zu ersteigen, da ich der Überzeugung war, daß man nach Fertigstellung des „Arthur-Hartdegen-Weges“ die Müllespitze als äußerst genüßreiche und lohnende Tur jedermann empfehlen könne. Diesen Plan brachte ich am 2. August 1910 zusammen mit meiner Frau und

<sup>1)</sup> Dort findet sich auch eine Zusammenstellung der spärlichen Literatur über Großen Lenkstein, Mukaspitze und Großen Rotstein.

Herrn Alfred Hahn aus Heilbronn zur Ausführung, wobei Peter Willeit führte. Wir hatten uns wieder einen herrlichen Tag ausgesucht. Als wir früh morgens von der Casseler Hütte aufbrachen, stand noch der Mond und ein helleuchtender Morgenstern am Himmel, und später gab der anbrechende Tag den Bergen eine prächtige Beleuchtung. Nach zwei Stunden gingen wir im hintersten Ursprungtal links vom „Arthur-Hartdegen-Weg“ ab, um über den nördlichen Lenksteinferner schräg in die Höhe zu steigen. Man kommt so in eine Mulde des Gletschers, die sich zwischen Mulle- und Muklaspitze anfangs flach, aber schließlich ziemlich steil hinaufzieht. Während ich photographierte, hatten die andern einen Vorsprung bekommen und stiegen jetzt von einem kleinen Geröllkopf aus zu dem schneigen Sattel zwischen Mulle- und Muklaspitze in die Höhe, um dann auf dem leichten Fels des Ostgrates den Gipfel der Mullespitze zu erreichen. Ich hielt mich weiter links und kam näher neben der felsigen Südwand der Mullespitze ansteigend auf das obere Gletscherplateau, von wo aus ich den links von mir gelegenen Südgrat benützte. Hier stieg ich über grobes, schieferiges Geröll zum Gipfel hinauf, wo die andern schon 10 Minuten früher angekommen waren. Vier Stunden oder auch etwas weniger kann man von der Casseler Hütte aus rechnen, und ob man zuletzt lieber den Ostgrat oder den Südgrat wählt, bleibt sich ziemlich gleich.

Ein fast wolkenloser Himmel wölbte sich über die Bergwelt, die sich endlos vor uns ausbreitete, und wir genossen so recht die Rast auf dem Gipfel.

Im Abstieg kletterten wir auf dem zum Großen Rotstein hinziehenden Westgrat über ziemlich stark zerrissenen Fels mit vielen losen Platten hin, aber schon nach 10 Minuten hatten wir eine Scharte erreicht, zu der sich der nordwestliche Fleischbachferner heraufschiebt. Steil ging es jetzt auf diesen Gletscher hinab, um auf der andern Seite zur Fleischbachspitze anzusteigen.

#### FLEISCHBACHSPITZE, 3158 m

Diese ist mit der Muklaspitze durch einen Grat verbunden, der in seiner Mitte unter dem Gletscher verschwindet. Auf diesem Grat reitet gewissermaßen der Fleischbachferner; er senkt sich nach beiden Seiten hinab und hat rechts und links von der Fleischbachspitze seine Abflüsse gegen das Defereggental und Affental.

Wir gingen auf dem nordwestlichen Fleischbachferner, links vom Verbindungsgrat hinüber und stiegen dann links von der Fleischbachspitze über den Gletscher in die Höhe, um ihren Nordwestgrat an der Stelle zu erreichen, wo der Firngrat in den Fels übergeht. Hier überschritten wir den Grat und gingen dann auf der andern Seite auf dem Firn des nördlich gelegenen kleinen Fleischbachspitzfners noch ein Stück weit hinauf. Erst höher oben benutzten wir den eigentlichen Felsgrat und stiegen über grobes, scharfkantiges Geröll vollends zum Gipfel empor. Von der Mullespitze zur Fleischbachspitze hatten wir gerade eine Stunde gebraucht.

Auch die Fleischbachspitze ist ein prächtiger Aussichtsberg. Die Aussicht ist wieder andersartig als von den übrigen Bergen des Lenksteinkamms, dadurch daß die Spitze dem eigentlichen Kamm weit vorgeschoben ist. Man sieht hier namentlich die Gipfel des Lenksteinkamms selbst von ihrer schrofferen, felsigen Ostseite und man sieht hinunter ins Defereggental; den Tauern ist man etwas näher und übersieht sie sehr schön bis zum Glockner.

Den Abstieg von der Fleischbachspitze machten wir auf verschiedenen Routen. Meine Frau und Herr A. Hahn gingen mit Peter Willeit auf demselben Weg, den wir angestiegen waren, zum nordwestlichen Fleischbachferner zurück, um dann über den überfirnten Verbindungsgrat zwischen Mukla- und Fleischbach-

spitze, der sich wie ein Sattel ausnimmt, zum südöstlichen Fleischbachferner zu kommen.

Ich stieg direkt auf den südöstlichen Fleischbachferner ab und benützte dazu anfangs den Südostgrat. Da ich glaubte, meine Route sei die kürzere, so blieb ich noch eine Weile auf dem Gipfel zurück und ließ den andern einen Vorsprung. Aber diese kamen auf dem schönen Schnee so rasch vorwärts, daß sie auf einmal schon tief unter mir auf dem Ferner waren, als ich mich noch in den Felsen abmühte. Der Südostgrat hat sehr grobe Platten, über die man vorsichtig gehen muß. Etwas tiefer unten verließ ich den Grat nach rechts, stieg auf dem steilen Fels in kleinen Quergängen abwärts und erreichte so das oberste Ende eines steilen Schneefeldes, das sich hoch in der Südwand der Fleischbachspitze hinaufzieht. Auf diesem Schneefeld ging's in flotter Abfahrt hinab auf den Fleischbachferner. Wir hielten uns dann auf dem Ferner nahe den steilen Felswänden des Lenksteinkammes, um unter diesen her mit möglichst geringem Höhenverlust hinüber zur Roßhornscharte zu queren. Hier trafen wir bald den Weg, der von der Barmer Hütte zum Großen Lenkstein gebaut ist, und stiegen auf diesem zur Barmer Hütte ab. Zwei Stunden haben wir von der Fleischbachspitze zur Barmer Hütte gebraucht.

Die erste Ersteigung der Fleischbachspitze wurde am 18. August 1876 durch A. von Lemmen, Eduard und Joseph Daimer mit Führer Johann Niederwieser (Mitteil. d. D. u. Ö.A.-V. 1876, S. 272) von der Jagdhausalpe aus ausgeführt; vom oberen Fleischbachtal aus umgingen sie den gegen die Jagdhausalpe ziehenden Rücken nach Süden zu und erstiegen über den kleinen Gletscher an der Ostseite (soll wohl heißen: Nordseite) der Spitze und über den Felsgrat den Gipfel; der Abstieg erfolgte in westlicher Richtung zum Fleischbachferner und weiter zum Lenksteinjoch.

Der Ostgrat der Fleischbachspitze wurde zum erstenmal im Jahre 1902 durch Christ. Erlsbacher und dessen Bruder begangen (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1905, S. 22), eine Tur, die Artur Langbein am 25. August 1903 wiederholte (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1904, S. 283, und 1905, S. 9).

**GRATWANDERUNG VON DER  
DREIECKSPITZE, 3032 m, ZUM  
GROSSEN ROTSTEIN, 3150 m =**

Bei der Gratüberschreitung vom Großen Lenkstein zum Großen Rotstein hatten wir uns schon die Fortsetzung des Grates als begehrswertes Problem betrachtet. Herr Regierungsrat G. G.

Winkel hat am 25. August 1909 den sehr schwierigen Grat bezwungen; er stellte mir in liebenswürdiger Weise seine Notizen zur Verfügung, wofür ich ihm meinen besten Dank ausspreche. An einem prächtigen Tag ging er mit Peter Willeit um 4 Uhr 30 Min. auf dem im Bau befindlichen „Arthur-Hartdegen-Weg“ ins Ursprungtal und erreichte über die Ursprunalpe ansteigend in knapp drei Stunden den Eingang ins Bärenluegtal. Hier ging es zunächst nahe dem das Bärenluegtal und Rotsteintal scheidenden Felsgrat über große Mauerblöcke mühsam in die Höhe, dann mehr westwärts über steile Grashänge bis zum Fuß der Bärenluegspitze und von da über Geröll zum Südwestgrat der Dreieckspitze, deren Gipfel, 3032 m, 9 Uhr 20 Min. erreicht war. Um 10 Uhr 10 Min. begann die Gratwanderung: zuerst auf dem breiten, harmlosen Südostgrat der Dreieckspitze abwärts, dann über drei Vorgipfel, von denen der erste südlich umgangen wurde, zum Kleinen Rotstein. Der zweite Vorgipfel, der gegen den Fleischbachferner steil und überhängend in großen Platten abfällt, bot in seinen unteren Teilen sowohl im Aufstieg als im Abstieg schwierige Stellen, von denen eine an beiden Händen hängend überwunden wurde, und auch das letzte Gratstück vor dem Kleinen Rotstein war sehr scharf

und ausgesetzt. Auf dem Kleinen Rotstein, 3052 m, wurde von 11 Uhr 45 Min. bis 12 Uhr 30 Min. gerastet. Nun folgten drei schwierige Grattürme; von der Spitze des zweiten Turmes war der Abstieg auf dem Grat selbst nicht möglich, deshalb wurde auf der linken Seite mit Abseilen abgestiegen. Bei dem dritten Turm ging das anfangs graue Gestein in das rote über. Über einen langgestreckten Grat ohne scharf hervortretende Spitze wurden dann die letzten beiden, scharf nach links überhangenden Grattürme erreicht, die aber nicht überklettert werden konnten; der eine wurde nach rechts, der andere nach links umgangen, aber auch diese Umgehungen an steilen, fast grifflosen Wänden gestalteten sich äußerst schwierig. Dann kam noch ein ganz böser, scharfer Reitgrat, dann ein längerer Grat und endlich eine Art Kamin von 4 bis 5 m Länge. Nachher ging's unschwierig auf den Gipfel des Großen Rotsteins, 3150 m. Nach einer Rast von 4 Uhr 30 Min. bis 4 Uhr 45 Min. wurde in 65 Minuten zu den „Hohlbergen“ abgestiegen und von da aus wieder über die Ursprunalpe abends 9 Uhr die Casseler Hütte erreicht. Die ganze Tur, die Herr Regierungsrat G. G. Winkel wegen des sehr brüchigen und lockeren Gesteins als sehr schwierig bezeichnet, und bei der die Kletterschuhe sich als sehr nützlich erwiesen, dauerte 16½ Stunden, wovon 2 Stunden 40 Min. auf die Rasten entfielen. Sie bot aber herrliche Aussichten auf nah und fern.

Die erste Ersteigung der Dreieckspitze machte am 27. August 1903 Artur Langbein, der am selben Tag auch die erste Ersteigung des Graunock, 2960 m, ausführte. (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V. 1904, S. 283.) Hier ist auch noch die erste Ersteigung des Sossenecks, 2954 m, durch Erich Otto Engel und Genossen im Sommer 1903 zu erwähnen (Mitt. 1904, S. 283).

**STUTTENNOCK, 2738 m** Mit dem Stuttennock schließt das große Rund, das sich um das Bachertal herumlegt. Ich wollte mit einer Tur auf den Stuttennock noch den Übergang über Sosseneck und Bärenluegspitze zur Dreieckspitze verbinden, um so das letzte Stück des Kammes kennen zu lernen. Leider hinderte das Wetter die Vollendung.

Am 6. August 1910 kurz nach 5 Uhr verließ ich mit meiner Frau das Hochgallwirtshaus in Rein. Der Weg, der einmal blau markiert war, überschreitet erst weit hinten im Knuttental den Knuttenbach und steigt dann bald im Waid steil an, wobei er allmählich wieder die steilen Hänge des Bachertales gewinnt. Schon bei der Unteren Kofleralpe, die wir 6 Uhr 30 Min. passierten, hat man zwischen den Lärchen hindurch einen entzückenden Blick auf die Rieserferner. Hat man dann aber die beiden Wasserfälle, die über mächtige Felsplatten herunterstürzen, überschritten, so führt der Weg zu einer vorspringenden grünen Höhe empor, auf der ein großes Kreuz steht. Hier ist der Blick auf die Rieserferner vollständig frei, und man kann ihren prächtigen Aufbau nach Herzenslust studieren. Gegen dieses Kreuz kommt vom Gipfel des Stuttenocks ein zuerst südlich, dann südwestlich ziehender Rücken herunter, und zwischen diesem Seitenrücken und dem Westkamm des Stuttenocks zieht sich eine Mulde in die Höhe. Wir wenden uns stark nach links, um in dieser Mulde über Rasen und grobe Blöcke anzusteigen. So erreichen wir 8 Uhr 40 Min. die Scharte zwischen dem Gipfel und dem schroffen, westlichen Vorgipfel. Dann geht es ohne besondere Schwierigkeiten über grobe Felsblöcke auf dem Grat weiter, und nach einer Viertelstunde ist der Gipfel erreicht. Es ist kalt und windig. Deshalb suchen wir uns eine geschützte Stelle etwas unterhalb des Gipfels zur Frühstücksrast aus. Da aber bald ein Schneegestöber über uns wegjagt, so sehen wir nicht allzuviel von der prächtigen Aussicht, die schon Karl v. Sonklar (Jahrb. d. Österr. A.-V. 1867, S. 18) rühmend hervorhebt.

Vom Gipfel aus verfolgen wir den Grat nach Nordosten. Er hat keine besonderen Schwierigkeiten, bis wir zu einem großen breiten Turm mit glatten Platten kommen; ich versuche ihn zuerst rechts, dann links zu umgehen, komme aber an abschüssige Grasbänder, die ich ohne Seil meiner Frau nicht zumuten mag. Wir hätten den Turm überklettern müssen; aber durchs Fernrohr hatte ich von der Casseler Hütte aus festgestellt, daß auf der anderen Seite steile, plattige Abbrüche zum Sossenecksattel hinunterleiten. Deshalb ziehen wir vor, den Grat zu verlassen, und steigen ziemlich mühsam über eine große, breite Blockhalde nach Norden gegen die Sossenalpe hinab. Wir müssen dann wieder ansteigen, um den Sattel zwischen Stuttennock und Sosseneck zu erreichen. Von hier steigen wir noch ein Stück am Sosseneck in die Höhe; aber das Wetter, das vorübergehend etwas einladender aussah, macht bald wieder ein so trübes Gesicht, daß uns die Lust vergeht, und wir die Rückkehr nach Rein beschließen. So kann ich über das Stück des Kammes von Sosseneck, Bärenluegspitze bis Dreieckspitze nicht berichten.

Beim Abstieg nach Süden kommen wir an zwei kleine Seen, von denen der obere einen entzückenden Vordergrund für den Rieserfernerkamm vom Schneebigen Nock bis zum Hochgall abgibt, und glücklicherweise jagt jetzt der Wind die Wolken, so daß ich, freilich erst nach langem, geduldigem Warten das Bild auf der photographischen Platte mitnehmen kann. Bald aber sind wir wieder von einem wilden Schneegestöber und dichtem Nebel eingehüllt, so daß uns auch die Orientierung beim weiteren Abstieg erschwert wird. Schließlich kommen wir aber doch zur Oberkoferalpe, die nicht weit entfernt ist von dem Kreuz, an dem wir in der Frühe den Pfad verlassen haben. Hier ist uns noch einmal ein Ausblick beschert; ich stehe lange mit gezückter Kamera. Es ist interessant, die jagenden Wolken und die wechselnden Lichter zu beobachten; aber die Spitze des Hochgalls geben die Wolken nimmer frei, und nach zwei Stunden packe ich die Kamera zusammen und steige auf dem Pfad, den wir vom Aufstieg her kennen, hinunter nach Rein.

**RIESERNOCK, 2934 m** Überschreitung von Nordwesten nach Südosten. Der Riesernock ist die Kanzel, die weit ins Bachertal vorgeschoben ist und die den Rieserferner vom Lenksteinferner trennt. Würde er durch einen Weg zugänglich gemacht werden, so müßte er der besuchteste Berg der Gruppe sein. Ich hoffte, vom „Arthur-Hartdegen-Weg“ aus müsse sich ein günstiger Weg ausfindig machen lassen, fand aber größere Schwierigkeiten, als ich erwartet hatte.

Dem flachen, pyramidenförmigen Hauptgipfel ist nach Nordwesten ein vielzackiger Kamm vorgelagert, der Muttlahnernock heißt. Zwischen beiden ist eine tief eingeschnittene Scharte, von der aus nach Westen eine schmale, steile Schneerinne in der Richtung gegen die tiefer unten sich öffnende, schwarze Rieserklaamm herabzieht. Der oberste, flache, aber stark gezähnte Felsgrat des Muttlahnernocks fällt sehr jäh und überhängend gegen die Scharte ab. Deshalb setzte ich mir die Aufgabe, die genannte Scharte unter Umgehung des letzten Gratstückes zu erreichen, entweder auf der Westseite, wo ich einige Grasbänder erspäht hatte, oder vielleicht besser noch auf der Ostseite, die mir freilich noch fremd war.

Am 30. Juli 1910 machte ich mich zusammen mit Peter Willeit ans Werk. Wir gingen auf dem „Arthur-Hartdegen-Weg“ bis zu der Stelle, wo er gegen das Ursprungtal umbiegt. Hier stiegen wir in die Felsen ein (10 Uhr) und gingen bald rechts, bald links vom Nordwestgrat des Muttlahnernocks, bald auf dem Grat selbst aufwärts. Man hat grobes Geröll, auch einige Grasbänder, stellenweise bequemen Rasen unter den Füßen und kommt ohne Schwierigkeiten vorwärts. Nach einer halben Stunde sind wir unterhalb eines spitzen, von der Casseler Hütte

aus dreieckig erscheinenden Gratzackens, den wir auf seiner rechten Seite umgehen. Es geht da über schmale, geneigte Grasbänder, neben denen nur schlechte Griffe sind, und es müssen zwei kleine Geröllschluchten überschritten werden, deren Boden der Regen aufgeweicht hat. Die Umgehung des Zackens kostete uns eine halbe Stunde, und wir haben hier das Seil angelegt. Von der Scharte oberhalb des Gratzackens, die wir durch die zweite Geröllschlucht erreichten, ging es dann auf und neben dem Grat her bequem weiter. Der nächste, breite Graturm, der aus steil stehenden Platten besteht, wird ziemlich schwierig erklettert und überschritten. Dann geht's über verschiedene kleinere Zacken weiter; ein überhangender, schon von weitem auffallender Splitterzacken wird links auf plattigem, gut gestuftem Fels umgangen, und bald sind wir unterhalb des letzten, höchsten Gratstückes, mit dem der Muttlahnernock endigt. Wir beschließen dieses Stück auf der Ursprungstalseite zu umgehen. Steile, ungangbare Platten zwingen uns bald wieder etwas abwärts zu steigen. Dann kommt eine tiefeingeschnittene Klamm, in die wir in äußerst schwierigem Quergang über stellgeneigte, zuletzt fast grifflose Platten schräg abwärts hineinsteigen. Nun hatten wir geglaubt, die Klamm führe unmittelbar empor zur erstrebten Hauptscharte; aber sie verliert sich oben in den Wänden des Muttlahnerocks. Auf der andern Seite der Klamm geht es über nasse Platten, dann über gute Bänder zu einem gegen das Ursprungtal vorspringenden Gratrücken, hinter dem eine zweite Felsschlucht herabzieht. Diese ist von dem Gratrücken aus, auf dem man zunächst etwas ansteigt, ziemlich leicht zu erreichen, und in der Schlucht geht es dann über Schnee und Geröll in die Höhe bis unterhalb einer kleinen Gratscharte, die schon zur Hauptscharte gehört. Man hat jetzt nur noch einen etwas östlich von der Hauptscharte stehenden, spitzen Zacken auf seiner linken Seite zu umgehen und dann unter einem Überhang her einen leichten Quergang in die Hauptscharte zwischen Muttlahnernock und Riesernock zu machen. Es ist unterdessen 1 Uhr 15 Min. geworden, und jetzt bricht ein Gewitter, das schon lange gedroht hatte, los. Die Pickel fangen an zu surren, und die Blöcke und Platten, über die der Grat zum Riesernock hinaufzieht, sind rasch triefend naß. Hart unterhalb des Gipfels rasten wir deshalb eine Viertelstunde lang unter einem überhängenden Fels, der einzigen Schutz vor dem Regen gibt. Dann siegt wieder die Sonne, und um 2 Uhr 5 Min. stehen wir auf dem Gipfel bei den drei großen Steinmännern, die mancher von der Casseler Hütte aus schon für richtige Männer gehalten hat. Die Luft ist jetzt wieder rein, und wir haben einen herrlichen Blick über das ganze Rund, das sich ums Bachertal, das sich um Rieserferner und Lenksteinferner herumlegt. Wir stehen beinahe im Mittelpunkt, und wer den Aufbau der Gruppe studieren, wer den ganzen Zauber der stolzen Berge auf einmal auf sich wirken lassen will, der hat hier auf dem Riesernock den schönsten Platz.

Den Abstieg machen wir dann zur südöstlich gelegenen Riesernockscharte, die ohne Schwierigkeiten zu erreichen ist und die bisher wohl auch immer den Zugang vermittelt hat. Von dem südlich vom Gipfel gelegenen kleinen Schneefeld gehen wir zunächst unterhalb des Gipfels her auf seiner gegen den Lenksteinferner zu gelegenen Seite auf Schuttbändern wieder ein gutes Stück nordwärts. Durch die Wand führen einige Schluchten und Rinnen zum Ferner hinab. Je weiter nördlich man sich hält, desto bequemer kommt man hinunter. Unten geht's dann auf der Schutthalde wieder in entgegengesetzter Richtung, bis man über Schnee vollends zur Riesernockscharte hinabsteigt (drei Viertelstunden vom Gipfel). Von der Scharte kommen wir auf bekanntem Wege in einer kleinen Stunde zur Casseler Hütte.

Den gesuchten, leichten Weg auf den Riesernock habe ich freilich auf dieser

Wollbach- und  
Stangenspitzen

Hörndljoch  
Gr. Rotstein

Napfspitze  
Mulle

Hohe Warte

Wagnerschneidspitze

Hundskehljoch

Muklaspitze

Rauchkofel



Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

G.-G.-Winkel spitze

Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Lenksteinkamm und Zillertaler Berge vom Lenkstein

Route nicht gefunden; aber ich zweifle nicht, daß vielleicht von Westen her eine geeignete Strecke sich ausfindig machen läßt, auf der mit Kunsthilfe ein leichter Weg erstehen kann. Denn der Riesernock muß auch für Bergsteiger mittlerer Leistungsfähigkeit zugänglich gemacht werden. Die zahlreichen Gipfel der Rieserfernergruppe, die wir in den vorstehenden Blättern durchstreift haben, bieten nicht nur dem einen Genuß, der sie ersteigt, der bei der Ersteigung das erhebende Gefühl der vollbrachten Leistung hat, und dem oben eine großartige Fernsicht beschert ist; nein, sie wollen auch bewundert und angestaunt sein. Und auf dem Riesernock breiten sich vor dem Beschauer zu beiden Seiten die zwei großen Gletscher mit den herrlichen Gipfeln aus, die man von keinem Punkt aus gleichzeitig so schön und so vollständig übersieht; und zum Anblick dieser feierlichen, erhabenen Bergwelt gesellt sich der Blick in das freundliche Tal, das der Riesernock beherrscht. Hier lernt man verstehen, warum Jahr für Jahr so viele wieder in ihre geliebten Berge eilen; und wem es gar beschieden war, all die Gipfel der Rieserfernergruppe zu ersteigen, der kann hier noch einmal Heerschau halten über die Berge, die ihm liebe Freunde geworden sind, und kann im Geist noch einmal all die Freude durchkosten, die er bei jeder einzelnen Tur empfunden hat. Dann erlebt er eine wirklich feierliche Stunde, er dankt den Berggeistern für die Wunder, die sie ihm enthüllt haben, und er ruft ihnen zu: ich kehre wieder!

---

## □ DIE LIENZER DOLOMITEN □ VON ALFRED VON RADIO-RADIIS

An der Grenze von Kärnten und Tirol, im Norden von den Fluten der Drau, im Süden vom Gailflusse umspült, erhebt sich ein mächtiger Kalkstock — die Lienzer Dolomiten. Obwohl die Gruppe, der Gesteinsschichtung und der geologischen Zusammensetzung nach, eigentlich den Karnischen Alpen beizuzählen wäre, hat man dem Gebirge wegen des ungemein kühnen Aufbaues einzelner seiner Gipfel den Namen „Lienzer Dolomiten“ gegeben. Und dies nicht mit Unrecht; denn wer die Gruppe näher kennen gelernt hat, wird lebhaft an manche der kühnsten Dolomitgestalten erinnert worden sein.

Im Jahrgang 1899 der „Zeitschrift“ erschien eine ziemlich erschöpfende monographische Arbeit über die „Lienzer Dolomiten“. Wenn wir von der kurzgefaßten und unvollständigen Erschließungsgeschichte in der „Erschließung der Ostalpen“ absehen, war jene Monographie die erste größere zusammenhängende Arbeit über unser Gebiet.

Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden die Lienzer Dolomiten zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung besucht, während die touristische Geschichte eigentlich recht jung ist. In der alpinen Literatur über diese Berge begegnen wir zwar schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestbekannten Bergsteigernamen. Aber keiner von jenen Besuchern hat die Gebirgsgruppe eingehender durchforscht. Den meisten handelte es sich darum, das Gebiet nur flüchtig kennen zu lernen und einzelnen bis dahin noch unerstiegenen Bergen zu Leibe zu rücken. Bei dem geringen Besuche war es daher nicht auffallend, daß die letzten jungfräulichen Gipfel erst um die Jahrhundertmeige ersteigert wurden. Gestützt auf die Berg erfahrungen anderer und auf Grund der bei den vielfachen eigenen Streifzügen durch das Gebiet gewonnenen Kenntnis der Gruppe und ihres Aufbaues, schuf dann Ph. W. Rosenthal jene eben erwähnte, sehr umfassende und von großem Sammelfleße zeugende Arbeit über die Lienzer Dolomiten. Sie entsprach einem Bedürfnis, denn ohne sie wäre bis heute so mancher bedeutende Gipfel unbekannt geblieben. Durch jene Arbeit war somit ein bedeutender Schritt zur Bekanntmachung der Gruppe getan.

Das Jahr 1901 brachte mich auf meinen von Wien ausgeführten sonntäglichen Alpenfahrten auch einige Male in die Lienzer Dolomiten. Oft schon hatten mich die schroffen, unvermittelt aus dem Drautale aufstrebenden Mauern angelockt und nun begann ich stetig in ihre Geheimnisse einzudringen; ich unternahm teils allein, teils mit Freunden noch ungezählte Sonntagsausflüge in dieses Gebiet und lernte so systematisch fast alle seine Berge selbst kennen. Auf einer schönen Bergfahrt, in einer Stunde heller Begeisterung für diese vereinsamte Bergwelt, entschloß ich mich, den Lesern dieser „Zeitschrift“ nochmals, wenn auch in anderer Form als mein Vorgänger, von diesen Bergen Kunde zu geben. Von Bergfahrten will ich nämlich erzählen, von alten und neuen, und das auf den Wanderungen Gesehene und die dabei gewonnenen Eindrücke will ich schildern.

Die vorstehenden einleitenden Zeilen zu meiner kleinen Arbeit über die Lienzer Dolomiten hatte ich vor einigen Jahren niedergeschrieben, aber es war nicht zu ihrer Veröffentlichung gekommen.

Seit dieser Zeit ist aber manches in den Lienzer Dolomiten anders geworden.

Sowohl einheimische wie auch andere Bergsteiger haben in den letzten Jahren diesem Gebiete ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt und so kam es, daß fast alle Bergspitzen, ja selbst die untergeordneten Zacken, ihre Ersteiger gefunden haben. Aber nicht nur alle Berge, sondern auch deren selbst noch so abweisende Flanken wurden erobert.

Die einst so trauliche aber verlassene Hütte im Laserz ist in ein stattliches Haus umgewandelt worden. Die früher der Sektion Teplitz gehörige alte Hütte, die der Obhut der Sektion Lienz anvertraut war, wurde von der neugegründeten Sektion Karlsbad des D. u. Ö. A.-V. erworben und deren Arbeitsfreude, insbesondere der Fürsorge ihres Vorstandes Herrn Karl Schöttner, ist das Erstehen der neuen Karlsbader Hütte zu verdanken. In Kürze werden auch mehrere Weganlagen fertiggestellt, die die Begehung des Gebietes noch wesentlich erleichtern werden. Damit dürfte auch für diese so nahe einem Hauptschienenstrang aufragenden Berge die Zeit regeren Besuches gekommen sein.

Mit dem Bekanntwerden der Berge hat auch die Literatur über sie einen größeren Umfang angenommen. Besonders im „Gebirgsfreund“, der Zeitschrift des Österreichischen Gebirgsvereines, erschienen ausführlichere Arbeiten, nebst zahlreichen Turenberichten aus diesem Gebiete.

Einer der besten Kenner der Lienzer Dolomiten, Herr Lothar Patéra, der schon vor meinen Wanderungen das Gebiet gründlich durchforscht hatte, gab im Jahre 1909 einen „Führer durch die Lienzer Dolomiten“ heraus. Dieser im Selbstverlage des Verfassers erschienene Spezialführer ist eine erschöpfende Arbeit über das Gebiet, die den Anforderungen, die man an einen solchen Führer stellt, wohl noch lange entsprechen wird. In dem Büchlein sind neben den einzelnen Turen auch die ersteigungsgeschichtlichen Daten gewissenhaft vermerkt. Es enthält demnach alles Wissenswerte und kann jenen, die sich für das Gebirge interessieren, nur wärmstens empfohlen werden.

Durch diesen Spezialführer wurde ich eines großen Teiles meiner Arbeit enthoben, denn ich brauche den Leser nicht durch die langatmige Aufzählung von Namen und Ersteigungsdaten zu ermüden und kann mich auf die Schilderung einer Anzahl der wichtigsten Bergbesteigungen sowie einzelner neuer Turen beschränken.

### SPITZKOFEL

Der Spitzkofel ist zweifellos der bekannteste und neben dem Hochstadel auch der populärste Berg der Lienzer Dolomiten. Wer mit der Bahn aus Tirol nach Kärnten fährt, erblickt schon von der noch weit entfernten Wasserscheide des Toblacher Feldes her den mit einem wilden Zackengrat aus dem Drautale aufstrebenden Gipfel. Dieser Aufbau ist für den Berg wie für die ganze Gruppe ungemein charakteristisch. Eine mächtige, östlich von diesem Grat bis knapp unter dem Gipfel an dem Bergkörper hinanziehende Schuttalde ist die „Arlingriese“. Sie vermittelt von Lienz, also von Norden her, den kürzesten Anstieg zum Spitzkofel. Über die mächtigen Schutthalden gewinnt man den obersten Teil des Bergkörpers und durchklettert schließlich diesen in einer Felsrunse ohne alzugroße Schwierigkeiten. Der älteste und beste Weg auf den Spitzkofel führt von Süden aus dem hochgelegenen Hallebachtal zum Hallebachkar und über dessen Schutt bis an den hochgelegenen Felseinstieg. In leichter Kletterei gewinnt man bald den südlichen Vorgipfel, auf dem sich das von J. Linder erbaute reizende Unterstandshütten befindet. Ein kurzer Grat mit unschwieriger aber abwechslungsvoller Kletterei bringt nach etwa zwanzig Minuten auf den höchsten, den Hüttenplatz nur um wenig überragenden Gipfel. Die pralle Nordwestwand des Berges ist noch nicht durchstiegen.

Am 6. Oktober 1901 traf mit mir eine größere Zahl lieber Klubgenossen aus

Wien um 9 Uhr 15 Min., der damaligen Ankunftszeit des Kärntner Eilzuges, am Lienzer Bahnhofe ein, wo sich uns noch Ing. Franz Glatter anschloß. Wir wanderten nach kurzer Stärkung um 9 Uhr 30 Min. auf bekanntem Wege über Amlach zum Gocksteig. Auf diesem eine malerische Rundschau und besonders einen herrlichen Niederblick auf Lienz gewährenden Steige umgingen wir, hoch über der Talsohle, an den Hängen des Rauchkofels hin, die wildromantische Galizenklamm. Die Wegteilung zu den Amlacher Wiesen ließen wir links liegen und stiegen zuletzt zum „Klammbrückel“ wieder etwas ab (11 Uhr 15 Min.). Wild tost unten in der kaum 5 m breiten, von einem Holzstege überbrückten Felsklamm das Wasser des Galizenbaches durch die Enge.

Beim Hallebachtausgang weist eine Tafel nach rechts empor zum Spitzkofel. An der rechten Talseite im Sinne des Anstieges führt im steilen Walde ein vielfach gewundener, schlechter Pfad über die unterste Steilstufe des Tales hinan. Erst hoch oben, in der Nähe der Schäferhütte, leitet das Steiglein über den Wasserlauf. Eine nahezu halbstündige Rast bei der Schafalpe, die wir um 1 Uhr 5 Min. erreicht hatten, stärkte uns wieder für den Weiterweg. Über einen von ungezählten Steigspuren durchzogenen steilen Hang gewannen wir dann bald das weitausgedehnte Hallebachplateau.

Die Zeit war trotz des Eiltempo, das wir eingeschlagen hatten, stark vorgeschritten und der Weg zum Gipfel noch weit. Einer unserer Begleiter, dem wohl außerdem noch die nächtliche Bahnfahrt in den Gliedern gesteckt sein mochte, zog es daher vor, hier den Rückzug anzutreten. Freund Glatter und ich waren mit Riesenschritten bald unseren beiden anderen Begleitern voran, und als wir im Kare über den steilen Schutt zum Felseinstiege hinanstrebten, war zwischen den beiden Parteien bereits ein so großer Abstand, daß wir annehmen konnten, unsere Freunde würden den Gipfel heute nicht mehr erreichen. So schön der Morgen angebrochen war, so rasch schien das Wetter sich zu verschlechtern. Dichte Nebel zogen aus den Tälern zu den Gipfeln und schon zur Mittagszeit steckten die Bergeshäupter in Wolken. Bald waren auch wir vom dichten Grau umgeben und sahen unsere Freunde nicht mehr. — Durch eine steile Rinne erreichten wir schließlich die Felsen und kletterten über das gutgestufte Gestein, den Marken und Fußspuren folgend, in dem dichten Nebel hinan. Um 3 Uhr betraten wir den Vorgipfel mit der reizenden Linderhütte.

Hier hielten wir nur eine kurze Rast, denn die Zeit drängte und zudem schien das Wetter gründlich schlecht werden zu wollen. Bei einer Temperatur von 2 Grad unter dem Gefrierpunkt begannen bald Schneeflocken durch die Luft zu wirbeln und ein immer heftiger werdender Schneefall begleitete uns zum Gipfel. Rasch stiegen wir, auf der oft tief verschneiten Steigspur dem Grate bald links bald rechts folgend, dann durch eine vereiste Runse ziemlich tief ab- und zuletzt in bröckeligem Gefels wieder aufwärts, in einer Viertelstunde zum Gipfel hinüber. Aber Ausblicke gab es heute für uns keine. Grau in grau war alles ringsum. Selten nur lösten sich die Nebel an einer Stelle etwas mehr, so daß man hie und da bis auf die Schuthalden über die furchtbar pralle Nordwestwand hinabsah. Wir ließen uns aber durch die düstere Stimmung nicht beeinflussen, waren gute Dinge und freuten uns über den Erfolg. Der Tiefblick in das Drautal sowie die Rundschau auf die umliegenden Berge ist prächtig — ich habe sie in späteren Jahren wiederholt in ihrem vollsten Glanze erschaut.

Schweren Herzens machten wir uns um 3 Uhr 45 Min. wieder an den Rückzug und nur die sichere Gewähr, daß heute die Wolken und Nebel mit ihrem schneigen Flockentanz von der Spitze nicht mehr weichen würden, ließ uns den Entschluß verschmerzen. In zwölf Minuten waren wir wieder auf dem Vorgipfel und

bei der Hütte, wo wir einen kurzen Aufenthalt bis 4 Uhr 15 Min. nahmen. Von unseren Freunden war niemand mehr in Rufweite, sie schienen längst den Rückzug angetreten zu haben. In der Hoffnung, einen oder den anderen noch einzuholen, begannen wir nun, im dichten Nebel über die Felsen förmlich hinabsparend, im Schutte abfahrend und über die steilen Hänge laufend, eine wilde Jagd talab, die uns auch in nur einer Stunde von der Hütte weg bis zur Unterstandshütte am oberen Eingange der Galizenklamm brachte. Wir hatten in dieser unglaublich kurzen Zeit den fast 4½ stündigen Aufstiegsweg mit seinem nahezu 1800 m betragenden Höhenunterschied und einer längeren horizontalen Strecke zurückgelegt. Um 5 Uhr 30 Min. brachen wir bei beginnendem Regen auf, durchschritten in einer halben Stunde die prächtige Galizenklamm und trafen um 7 Uhr abends nach kaum 9½ stündiger Abwesenheit von Lienz dort wieder ein.

**GROSSE GAMSWIESENSPITZE** 27. Oktober 1902. Unablässig tanzen die Flocken aus dem schneeigen, nebligen Grau des Himmels auf die weite, weiße Decke! Wir sind im Laserzkar, etwa auf halbem Wege von der Innstein-Hütte zur Karlsbader Hütte. Dr. Paul Desaler und ich, vom klebrigen Schnee zwei Schneemannern gleichend, stehen am Scheidewege und beraten! Für Seekofel oder Wildensender taugt solch ein Wetter nicht, deshalb gilt's eine leichte kurze Tur ausfindig zu machen, wollen wir einen wenn auch bescheidenen Bergerfolg haben. Rechts von unserem Standpunkte zieht ein Seitenast des Hauptzuges vom Kerschbaumertal ab, der, als Kamm über die beiden Gamswiesenspitzen weit nach Norden vorspringend, sich zwischen die beiden Mulden des Laserzkars und des Kerschbaumertales schiebt und dermaßen diese beiden Talkessel und deren Zuflüsse voneinander trennt. Die beiden Gamswiesenspitzen sind in jeder Beziehung untergeordnete Gipfel, sowohl hinsichtlich ihrer Höhenentwicklung als auch ihrer touristischen Bedeutung. Die Südliche ist zwar die niedrigere der beiden, sie ist aber viel schroffer in ihrem Aufbau und auch ihre Ersteigung ist nicht ganz leicht zu nennen. Die Nördliche Gamswiesenspitze ist die höhere, dacht aber, besonders nach Süden, zu einer Scharte ziemlich sanft ab. Diese Seite ist, wie schon der Name des Berges verrät, begrünt, und sie ist im Winter, besonders wenn die Sonne nach schönen Tagen die Hänge vom Schnee befreit hat, ein beliebter Äseplatz für Gemsen.

Zur Scharte zieht auf der Laserzseite ein steiler, mächtiger Schuttkegel hinan. Heute ist er ein von tiefem Pulverschnee bedeckter steiler Hang, bei dessen Begehen man durch den lockeren Schnee vielfach bis über die Knie einbricht, so daß man Vorsicht üben muß, um nicht mit den Füßen zwischen die darunter befindlichen Blöcke zu geraten. Wir hatten uns in Anbetracht des immer schlechter werdenden Wetters für diesen Berg entschieden und stiegen im dichten Nebel und bei lustigem Flockentanz zur Höhe.

Nahezu drei Viertelstunden stapfen wir mühsam hinan und betreten dann die schon stark vom Schnee verwehte Schartenkehle, zu der die Plattenmauern der Kleinen Gamswiesenspitze fast lotrecht niederstürzen. Jenseits senkt sich eine steile, schneearfüllte Schlucht zu Tal, aber ihren Verlauf können wir infolge des Nebels nicht erkennen.

Von der Scharte ziehen wir über die heute vielfach vereiste, sonst aber wohl ganz harmlose Gamswiese hinan und betreten bald den höchsten Punkt des Berges. Von der Rundschau kann ich nichts erzählen: Wir sitzen auf dem Gipfel und schauen in den munteren Reigen, den uns die wirbelnden Schneeflocken darbieten, wir sehen, wie die kristallinen Flocken vor unseren Augen über die weiß gepulverten Wände in die Tiefe sinken, oder auf dem breiten Hange, den wir

emporgestapft sind, mählich die Höhe der weißen Decke vermehren, und unsere Fußspuren wieder ausgleichen. So belauschen wir das geheimnisvolle Weben, das nur das von fern aus der Tiefe an unser Ohr kommende Rauschen des Kerschbaumer Wasserfalles manchmal durchtönt. Wieder einmal hatte ich mein Abendmahl in meinem Heime in Wien, das Frühstück in Klagenfurt, das Gabelfrühstück in Lienz eingenommen, und nun verzehre ich mein karges Mittagsmahl hier oben in eisiger Bergeshöhe. Der nächste Morgen wird mich wieder weit, weit draußen — daheim finden. Dieser Wandel der Umgebung, der Wandel der ganzen Landschaft und der Örtlichkeit in solch kurzer Spanne Zeit ist wohl das denkbar schönste. Mühselig und anstrengend müssen aber diese Stunden erkauft werden — Kraft und Ausdauer, sowie unwandelbare Bergfreude gehören mit dazu!

Um 2 Uhr verlassen wir die windumbrauste Warte und eilen auf gleichem Wege zur Scharte und über die Hänge in wenigen Minuten in das Laserzkar. Wir wandern über die verschneiten Waldschläge zur Innstein-Hütte hinab und wenden uns knapp nachher wieder dem eben hinführenden Steige zu, auf dem wir bald den Weißenstein sattel und den grünen Almboden der Amlacherwiesen erreichen.

Am Morgen waren wir von Lienz über den malerischen Gocksteig gekommen, und dann zum Weißenstein sattel gestiegen. Jetzt aber springen wir über die prachtvollen Amlacherwiesen hinab und erreichen bei beginnender Dämmerung den melancholisch stillen Tristachersee. Unendliche Ruhe liegt über dem See und der Landschaft — der graue Abendhimmel erhöht noch die düstere Herbststimmung. Tritt um Tritt widerholt von der prallen Seemauer des Rauchkofels, um dessen massigen Aufbau wir nach abermaligem Eintreffen in Lienz außer der winterlichen Bergfahrt noch einen genussreichen Rundgang gemacht haben.

#### KLEINE GAMSWIESEN SPITZE

Seit jenem winterlichen Ausfluge auf die Große Gamswiesenspitze waren nahezu zweijahre vergangen. Ich hatte mir nicht mehr die Zeit genommen, der Kleinen Gamswiesenspitze, deren Aufbau mir damals einen tiefen Eindruck machte, einen Besuch abzustatten, da ihre Ersteigung nur in Verbindung mit einer anderen Bergfahrt den verhältnismäßig langen Zugang lohnt. Am besten ist die Tur mit dem Übergang über das Kerschbaumertörl zu verbinden.

Im Sommer 1903 war ich zum Zwecke photographischer Aufnahmen durch das Lavanttal über das Laserztörl ins Laserz gewandert. Schwer bepackt mit der photographischen Ausrüstung und mit Proviant für zwei Tage für mich und meinen, zum Tragen der schweren großen Kamera aufgenommenen Träger, waren wir bei drückender Mittagshitze durch das Lavanter Frauental bergen gezogen. Nun galt's hoch oben den Bach zu übersetzen. Ich sprang rasch über die Blöcke. Mein Träger fand lange keinen richtigen Übergang. Ich sehe ihn plötzlich wanken, und springe deshalb über die Blöcke ihm zu Hilfe. Allein es ist vergegebene Mühe. Durch den schweren Apparat verliert er im letzten Augenblick noch das Gleichgewicht, und stürzt, sich krampfhaft an mich klammernd und mich von meinem schlechten Standplatze mit hinunterreißend, rücklings in den Bach. Die beabsichtigte Hilfe, der Sturz ins Wasser, ein höchst unfreiwilliges kaltes Bad — hiernach Lachen und Fluchen, das war das Werk eines Augenblickes. Triefend stehen wir dann da und flehen die liebe Sonne, die wir vor kurzem wegen ihrer sengenden Strahlen gescholten haben, an, unsere Kleider recht bald wieder zu trocknen. Das war der erste Zwischenfall mit meinem Träger auf jener Fahrt — der zweite ereignete sich tags darauf an der Kleinen Gamswiesenspitze, deren Besteigung ich nun kurz schildern will. Ebenso schwer bepackt wie tags zuvor

zogen wir am 15. August von der Karlsbader Hütte aus. Um nicht ganz in den untersten Kessel zum damaligen markierten Weg absteigen zu müssen, querten wir die nördlichen Hänge, viel auf- und absteigend, im allgemeinen aber ziemlich eben hin in der Richtung der heutigen bequemen Steiganlage und gewannen so den alten, im Zickzack hinaufführenden Steig, der uns in einer Stunde von der Hütte auf das Kerschbaumertörl brachte.

Die Fernschau, die sich vom Törl darbietet, ist ziemlich umfassend. Der Anblick der kühnen Pyramide der Kerschbaumertörlspitze muß wirklich fesselnd genannt werden. Im warmen Sonnenschein wurde hier eine große Zahl photographischer Aufnahmen gemacht, und dann erwog ich die Möglichkeit der Ersteigung der Kleinen Gamswiesenspitze vom Sattel aus. Die Tur schien ja kurz und nicht besonders schwierig zu sein und so entschloß ich mich denn, allein loszugehen. Aber mein Träger drang so lang mit Bitten auf mich ein, bis ich einwilligte, ihn mitzunehmen. Eine kurze Leine hatte ich für alle Fälle bei mir im Rucksack. Auf dem Rasenkamm, der die Schartenkehle bildete, stiegen wir steil zu den Felsen hinan. Hinter dem ersten Felskopf gelangten wir zu einem mehrere Meter eingeschnittenen Spalt, über den wir mit einem großen Schritt zur gegenüberliegenden Wand hinüberspreizten, um dann noch einige Schritte hinan und quer nach links hinüber bis zu einer steilen Felsrinne zu gehen. Durch diesen Riß geht es steil und über brüchige Felsen nicht leicht direkt hinan und dann nach rechts hinauf auf die steilen, rasendurchsetzten Schrofenhänge. Gegen den Gipfel zu wird der Rasen immer steiler und man betritt bald die Felsen der Gipfelkrone. Erst muß man auf glatter, splitteriger Platte noch einige Meter empor, dann folgt ein Quergang nach links, hierauf folgen noch einige Meter steiler Kletterei und der Gipfel ist erreicht.

Jetzt sah ich wieder über den plattigen Absturz nach Norden zur Scharte hinab und erblickte drüben das grüne Gipfeldach der Großen Gamswiesenspitze, auf dem wir einst im Sturm und Flockentanz gerastet hatten. Links in der Tiefe erscheint der grüne Almboden der Kerschbaumeralpe. Rechts liegt in der Tiefe der Laserzkessel, umstanden von prächtigen Berggipfeln.

Im warmen Sonnenschein lag sich hier oben auf den Felsen ganz behaglich. Wir wären sicherlich noch länger geblieben, hätten wir nicht plötzlich Sehnsucht nach dem Proviant in unseren Rucksäcken, die wir am Fuße der Felsen hinterlegt hatten, empfunden. Die etwas heikler zu begehenden Gipfelfelsen waren von meinem Begleiter gut überwunden worden. Nun lag der steile Hang vor uns, dessen Rasen von der Sonnenglut förmlich ausgetrocknet und dadurch sehr glatt war. Ahnungslos stieg der Träger, von mir am Seil gehalten, hinab, aber plötzlich glitt er aus und vollführte eine wenige Meter lange, aber schnelle, unfreiwillige Talfahrt, bis das straff gespannte Seil ihn hielt. Nur sein Bergstock, den er beim Fallen natürlich in Stich ließ, tanzte lustig über die darunter befindlichen Felsen weiter zu Tal und verschwand bald unseren Blicken. Mir war dann das Wiederfinden des entwischten Stockes vorbehalten.

Ohne weiteren Zwischenfall erreichten wir dann wieder den schwelenden Rasen unter dem Törl, wo wir im leuchtenden Schimmer eines heißen Sommertages am frischen Quell schwelgten. Zwei Stunden waren seit unserem Aufbruch vom Törl für diese Bergfahrt verstrichen. Wäre ich allein hinangestiegen, so hätte ich mich vielleicht schon  $1\frac{1}{2}$  Stunden früher an dem saftigen Grün dieser Matten ergötzen können. Nach einer langen Rast wanderten wir über die malerisch gelegene Kerschbaumeralpe und durch das romantische Kerschbaumertal hinaus bis zum Klammbrückele. Nicht über den Gocksteig, aber auch nicht durch die Galizenklamm, sondern über den bequemen, sanft abfallenden, oberhalb der Galizenschlucht west-

lich talwärts führenden sogenannten „Stadtweg“, d. i. der eigentliche Almweg, der etwa zehn Minuten drauauwärts vom Galizenschmied die Talsohle erreicht, wanderten wir wieder hinaus nach Lienz.

**ROTER TURM, ca. 2750 m  
UND LASERZWAND, 2618 m**

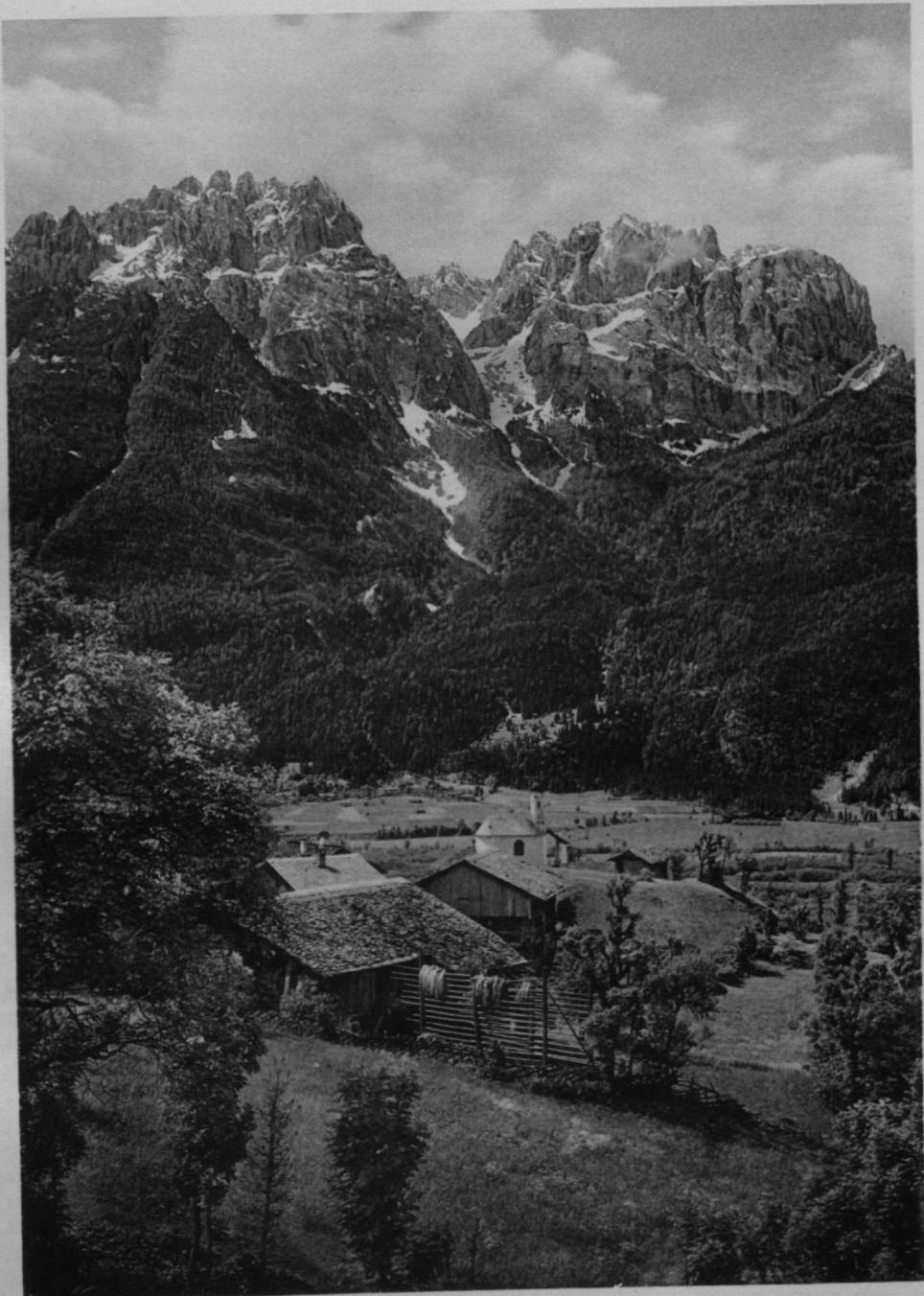
Zur Zeit, da ich von Wien aus meine großen Sonntagsalpenfahrten im Pustertale vollführte, waren die Ankunftszeiten recht späte, so daß für die Bergfahrt stets nur wenig Zeit verblieb. Trotzdem konnte ich sogar den Besuch der Pragser, dann der Sextner und auch der Lienzer Dolomiten in den Bereich meiner Sonntagsausflüge einbeziehen. Ganz besonderes Interesse hatten für mich die kühnen und damals nur wenig besuchten Zinken der Lienzer Dolomiten. Dem Roten Turme, jenem auffallend rot gefärbten Zacken im breitwandigen Laserzuge, dessen pralle Plattenflucht sich dräuend über dem Talboden von Dölsach und Lienz erhebt, galt mein erster Ansturm.

An einem schönen Septembersonntage (1901) traf ich nach 9 Uhr vormittags in Lienz ein und trat nach kurzer Stärkung meine Wanderung entlang der Bahn drauauwärts an. Vom aussichtsreichen Gocksteig hatte ich damals keine Kenntnis und wählte deshalb zum Anstiege die Galizenschlucht, durch die der Weg zur Klammbrücke etwas weiter ist. Nach dreiviertelständigem Marsche erreichte ich auf dem schönen, ebenen Wege die einsame Klause des Galizenschmieds. Einige Hütten, ein einfaches Wirtshaus, vorher einige Kohlenmeiler, das ist alles, was wir hier an Wohn- und Arbeitsstätten finden.

Im Frühjahr, wenn der Galizenbach durch die Schmelzwasser hoch angeschwollen ist, dringt das Tosen und Brausen des in hohen Fällen herabschießenden, hochaufgischenden Wassers in der engen Klamm schon hier an unser Ohr. Knapp hinter dem Hause beginnt der Steig in einigen Windungen hinanzustreben, bis man vor der Felsklamm steht. Man befindet sich hier etwa 30 m oberhalb der Schlucht und gewahrt zum ersten Male den wildschäumenden Fall in seiner ganzen Schönheit. Gar manche mußten den Besuch der Klamm schon hier aufgeben. Man muß nämlich jenseits etwas absteigen, um zu der Brücke, die über den tosenden Bach leitet, zu gelangen. Diese Brücke wird aber oft von den Fluten weggerissen und dann ist ein Begehen der Klamm unmöglich. Zu einer solchen Umkehr war auch ich schon mit vier Freunden im Frühjahr 1904 gezwungen worden. Das schwere Hochwasser des vorhergegangenen Herbstes hatte die meisten Stege und die Wege in der Klamm weggeschwemmt. Ist man zur Umkehr gezwungen, so bleibt noch immer der gut gangbare „Stadtweg“ als Anstieg zur Verfügung. Will man diesen begehen, so wandert man vom Galizenschmied noch ungefähr zehn Minuten drauauwärts, bis der Weg mit einer Wendung nach links, der bisherigen Wegrichtung entgegen, an den Hängen hinanleitet. Er zieht anfangs steil, später in geringerer Neigung, zuletzt aber fast ganz eben hoch über dem Westhange der Galizenklamm und bringt in etwa einer Stunde zum Klammausgänge beim Klammbrückele.

Ich hatte an jenem Herbsttage Glück, fand alle Brücken und Stege in brauchbarem Zustande und durchwanderte ungemein rasch die bei reichlichem Wasser wirklich interessante und durch die prallen Felsmauern zur Linken anfangs stets ein ernstes Gepräge besitzende Klamm. Erst höher oben, wo die Schlucht verflacht und die Wildheit abnimmt, wird die Landschaft lieblich.

Schon nach dreiviertelständigem Steigen stand ich beim oberen Ausgänge und bewunderte von dem, die enge, bloß 2—3 m breite Feisschlucht überbrückenden „Klammbrückele“ die in einer Tiefe von ungefähr 50 m schäumend und wildbrausend zwischen den Felsen hinabstürmenden Wassermassen, die nach dem engen Spalte mit zwei mächtigen Fällen der Galizenklamm zueilen. Hier stand ich am



*Naturaufnahme von A. von Radio-Radiis*

*Bruckmann repr., Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.*

*Keilspitze und Laserzwand von Dölsach*

Scheidewege: Rechts führt der Almweg sowie ein anderer, ihn um ein Stück kürzender Steig in das Kerschbaumertal, während am linken Bachufer der Steig längs des Laserzbaches gegen das Laserzkar hinanführt. Ich wählte den letzteren Weg. Nach etwa 10 Minuten weisen rote Marken zu einer Abzweigung, die nach links auf den Weissensteinsattel, zu den Amlacherwiesen und zum Rauchkofel führen. Ich verfolgte den Weg im Graben weiter. Mit mächtigem Ausschreiten, das sehr not tat, denn es war schon gegen Mittag, eilte ich allein. Da begegnete ich einer Jagdgesellschaft, die sich eben zum Mittagsschmause niedergelassen hatte. „Weidmanns Heil“ rief ich den im Grase liegenden Jagdbeilnehmern zu. „Wohin des Weges“ war die Antwort. „Ins Laserz und auf den Roten Turm“ gab ich zurück. „Aber morgen erst!“ „Nein, heute noch“, erwiderte ich. Also nächtigen Sie hernach im Laserz? — frug man mich abermals. „Nein, abends muß ich wieder in Lienz und morgen früh in Wien sein!“ Hinein — Hinauf — Hinab und Heimfahren, alles heute noch, das machte die Leute verdutzt. „Es ist zu spät, bleiben Sie hier und ziehen Sie mit uns zu Tal!“ rief man mir nach. Aber nur ein höfliches „ich danke“ konnte ich ihnen aus der Ferne noch zurufen, dann entschwand ich mit raschen Schritten hinter Bäumen ihren Blicken.

Der Weg übersetzt bald den Bach und zieht etwa 150 m in steilen Kehren durch schütteren Wald hinan, dann führt uns der schlecht kenntliche Pfad eben weiter in einen stillen, wald- und felsumschlossenen Winkel. Im Hintergrunde stürzt der Laserzbach mit einem hübschen Falle aus einer Schlucht hervor, rechts steht eine einsame, alte Holzknechthütte im dunklen Fichtenwald. Rote Marken jenseits des Baches deuten die Wegrichtung. Über den Bach leitet kein Steg und so heißt es auf den vermorschten Bäumen eines alten Bachwehres hinüberturnen. Drüben geht es über Wiesen und Wald bis an eine Felswand, dann längs der Wand nach rechts zu einem Bacheinschnitte und über dessen Geröll steil hinan, bis man den vom Weissensteinsattel herüberführenden, ebenen Weg gewinnt und nach wenigen Minuten den prächtigen Boden der Innstein-Hütte betritt. Der Anblick, den man hier genießt, kann wohl als einer der schönsten in diesen Bergen bezeichnet werden. Um uns her saftige Matten, umstanden von Lärchen und Fichten, dahinter die bleichen Felsspitzen — ein harmonisches Bild, das besonders im Frühjahr, wenn noch Schnee die hochgelegenen Karre erfüllt, von glanzvoller Farbenwirkung ist.

Zur Linken, knapp neben unserem Standpunkte, ragt die gelbe, von hier gesehen einem Schiffskiele nicht unähnliche Laserzwand, die Landschaft beherrschend, auf. Unter ihrem prallen Felsleib geht es im großen Bogen nach links in das oberste Laserzkar zur Hütte am Laserzsee. Das ganze untere Kar, gleich nach der Innstein-Hütte, macht einen ungemein wilden Eindruck. Hier haben wohl Bergstürze und Lawinen arg gearbeitet. Zur Rechten kommt in seinem öden, zerriissenem Bette der Laserzbach rauschend herab. Über den linken Begrenzungsriegel dieses Wasserlaufes führt der Steig hinan.

Heiß brennt heute die Sonne und die Trockenheit der Luft trägt das ihrige dazu bei, um den Eilmarsch zum Laserz nicht gerade zum angenehmsten zu gestalten. Im Zwang der Eile dünkt mir der Weg doppelt lang, denn immer wieder tauchen von neuem Kuppen auf. Endlich erreiche ich den Boden, oberhalb dessen auf dem letzten vorspringenden Rücken zwischen dem Hauptale links und dem Aufbaue des Laserzsees rechts sich die Laserzhütte erhebt. Um 1 Uhr 15 Min. nachmittags stehe ich nach 3½ stündigem Eilmarsch von Lienz vor dem Hütteingange. Unterwegs hatte ich keine Rast gemacht. Nun aber gönnte ich mir eine einstündige Erholungspause und erquicke mich an dem eisigen Wasser des Laserzsees. Der See besteht aus zwei Seebecken. Der untere

See ist kleiner und nur um einige Meter niedriger gelegen als der obere. Ich war früh genug bei der Hütte angelangt, um irgend eine Bergfahrt auszuführen, doch verblieb ich bei dem einmal gefassten Plane, den Roten Turm zu besteigen.

So zog ich denn um 2 Uhr 30 Min. nachmittags unter Mitnahme meines gesamten Gepäcks aus dem Hause. Der Weg ist höchst einfach: Man wandert von der Hütte nördlich in das zwischen Sandspitze und Laserzwand eingebettete Kar und betritt etwa in der Falllinie des Roten Turmes eine begrünte Rippe, die steil zur Verschneidung zwischen ihm und der Laserzwand leitet. Ich stieg ganz zum Sattel hinauf und hatte plötzlich einen prachtvollen Tiefblick über die gewaltigen Nordabstürze in das sonnige Drautal. Nicht lange aber glitt mein Blick zur Talestiefe, denn die farbenreiche, überhangende Mauer des Roten Turmes zu meiner Rechten zog bald meine ganze Aufmerksamkeit auf sich.

Vor mir führen einige Schrofen zu einer steilen Wand, die von einem feinen Riß — eine flache, plattige Verschneidung — durchzogen ist. Nach oben hin geht der Riß in eine etwas weniger geneigte, tiefgefurchte, geröllige Rinne über, die in das Massiv des Turmes etwas rechts vom höchsten Punkte einschneidet. Da ich Kletterschuhe bei mir hatte, legte ich diese an und kletterte ohne jedes Gepäck flugs über die Schrofen bis zum Beginn des Risses. In der Verschneidung klamm ich einige Meter hinan und hatte schon den nahezu lotrechten Schlüsseil in Angriff nehmen wollen, als ich auf der rechten Kante einige Tritte fand, die genügten, um leicht auf die etwa  $1\frac{1}{2}$ —2 m vom Risse entfernte Begrenzungswand hinüberzuspreizen. An ihr ging es auf schmalen Tritten und Griffen knapp neben dem Risse sehr ausgesetzt, aber ganz sicher und ungemein rasch empor, bis ich wieder ganz leicht in die oberhalb ansetzende Geröllrinne gelangte. Eilends durchstieg ich sie bis an ihr Ende, bog dann nach links in einen hübschen kaminartigen Riß ein und durchkletterte diesen bis zum breiten Karrenplateau des Gipfels. Nur zwölf Minuten vom Sattel weg hatte die ganze Kletterei gewährt — für die zu überwindenden etwa hundert Meter in stellenweise gewiß nicht leicht zu bezeichnendem Gefels eine sehr kurze Zeit! Nun lag ich neben dem von R. H. Schmitt erbauten Steinmann, der, etwa 2 m hoch, für gute Augen schon vom Tale aus sichtbar ist. Der oberste Teil des Gipfels ist aus karrig gefurchtem, festen Gestein gebildet, dessen Kanten ungemein scharfschneidig sind. Der Gipfel ist eine ganz prächtige Hochwarte. Man genießt von ihm eine sehr instructive Rundschaus sowie schöne Einblicke in die Gruppe selbst. Aus des Tales Tiefen dröhnten Böllerschüsse. Dort rollte mit dumpfem Geräusch ein Eisenbahnnzug dahin, auf den weißen Straßenzügen bewegten sich Menschen, winzigen Pünktchen gleich, Wasserrauschen drang herauf — kurzum überall Zeichen von Leben, das aus der Einsamkeit der stolzen Höhe betrachtet ungemein anmutete. Wandte ich mich ab von des Drautals Tiefe und lugte in das Laserzkar hinab, so war die tiefe Stille der starren Steinwüste ein wirkungsvoller Gegensatz. Ich verweilte auf der Spitze nicht lange, stieg dann ebenso rasch auf denselben Wege, den ich gekommen, zu meinem Gepäck zurück in die Scharte und wanderte dann noch über den Rücken hinüber zur Nordwestspitze der Laserzwand, die ich in wenigen Minuten erreichte. Der Ausblick von hier ist ähnlich wie vom Roten Turm. Auch von hier sieht man, da der lange, begrünte Rücken des Rauchkofels sich vorbaut, Lienz selbst nicht, wohl aber blickt man über diesen in das obere Isetal und rechts hinab auf den grünen Talboden von Dölsach, sowie teilweise auch noch in das obere Pustertal.

Der Besuch der Laserzwand ist wegen deren leichten Ersteiglichkeit und der kurzen Anstiegsdauer von der Karlsbader Hütte aus, insbesondere heute, da ein angelegter Weg zur Höhe führt, eine der empfehlenswertesten Turen im zentralen Laser-

stocke. Die Ersteigung ist in Verbindung mit dem Roten Turme eine der dankbarsten Fahrten in der ganzen Gebirgsgruppe überhaupt.

Um 4 Uhr 30 Min. nachmittags mache ich mich an den Abstieg; ich springe und fahre über die steilen Rasen- und Geröllhänge hinab, wandere unter Vermeidung des Umweges zur Laserz-Hütte selbst, direkt um den gewundenen Hauptgraben durchaus hinab und bin schon nach kaum einer Stunde nach Verlassen des Gipfels bei der Innstein-Hütte. Durch die Galizenklamm eile ich weiter zu Tal. Nächst dem Galizenschmied halte ich Rast und erwarte den Einbruch der Nacht. Es waren stimmungsvolle Augenblicke, die ich hier in der Abenddämmerung beim Tosen des Wassers verlebte. Als ich hernach bei Mondschein hinauswanderte nach Lienz, konnte ich nicht umhin, noch einmal in der stillen Au innezuhalten und im Zauberreich des Mondscheins zu verweilen — versunken in der Erinnerung an die schöne, gelungene Bergfahrt.

Drei Jahre später, am 1. November 1904, traf ich wieder um 9 Uhr 30 Min. vormittags mit dem Frühschnellzuge in Dölsach ein. Ein herrlicher kalter Morgen war angebrochen. Dichter Nebel wogte zwar noch im Tale, aber durch die stellenweise dünneren Nebelschichten leuchtete schon das Blau des Himmels. Ich wollte wieder den Roten Turm besuchen und wenn möglich auch noch den Seekofel ersteigen.

Ungeahnt rasch war ich aus dem froststarrenden Tale zu den schon hart gefrorenen Böden der Amlacherwiesen hinangestiegen. Als ich diese selbst betrat, löste sich der Nebel gänzlich und dunkelblauer Himmel wölbte sich über mir. Anders als an jenem sonnigen Septembertage sahen diesmal die Zinnen des Laserzstockes aus. In weißes, froststarrendes Kleid waren die prallen Mauern gehüllt und tiefer Schnee bedeckte die Käse der Berge.

Bei der Innstein-Hütte betrat ich den zusammenhängenden Schnee, rastete eine halbe Stunde und stieg dann ebenso rasch wie bisher auf der hartgefrorenen Schneedecke hinan. Durch die anfänglich vorzügliche Beschaffenheit des Schnees hoffte ich schon alles gewonnen. Als ich aber das letzte, steile Stück vor der Laserz-Hütte betrat, wurde mir die traurige Gewißheit zuteil, daß mir in dem tiefen Pulverschnee der Kargehänge ein ungeahntes Hindernis in den Weg getreten war. Die letzten hundert Meter Anstieges zur Hütte erforderten über eine halbe Stunde harter Arbeit. Dennoch stand ich schon um 1 Uhr mittags auf der Schwelle des Hauses. Der kleine, untere Laserzsee war völlig wasserlos und die Trümmer der mächtigen, eingestürzten Eisdecke lagen in wildem Chaos durcheinander. Als ich trotz des tiefen Schnees einen Versuch machte, durch das Ödekar anzusteigen, vernahm ich plötzlich ein donnerähnliches Geräusch. Mich um sehend, gewahrte ich, daß auch die ganze kurz vorher noch glatte Eisdecke des oberen Sees von ihrem halbtietenden Rande im Umkreise sich losgesprengt und um nahezu  $\frac{1}{2}$  m gesenkt hatte. Es scheint, daß auch hier das Wasser durch den Seeboden durchsickert, und da infolge des Frostes kein Zufluß mehr erfolgte, der Wasserspiegel sich senkte und die Eisdecke infolge des Verlustes der Unterlage sich gleichfalls senken mußte. Das infolge des tiefen Schnees zeitraubende und daher zwecklose Beginnen im Ödekar aufgebend, kehrte ich bald um und wandte mich wieder den verhältnismäßig am besten aussehenden Hängen der Laserzwand zu. Auf dem Sattel zwischen der Laserzwand angelangt, betrachtete ich den „Schmitkamin“ am Roten Turm, doch er war ganz verschneit und oben mit blankem Eise überzogen. Ich stieg deshalb nicht durch den Riß hinan, sondern querte auf dem Bande südlich unter dem Turme hinüber bis zur Schlucht östlich des Gipfels. In dieser Schlucht befindet sich ein mächtiger, nur sehr schwierig zu erklimmender Block, der obendrein heute stark vereist war. Ich ging deshalb noch einige Meter auf dem Bande weiter nach Osten und wandte

mich durch einen hier schräg emporziehenden, schmalen Riß hinan, nach dessen Durchkletterung man jenseits in die vorerwähnte Schlucht, jedoch schon oberhalb des großen Blockes, gelangt. Auch hier gaben mir Eis und Schnee viel zu schaffen. Ich stieg vorsichtig die steile Schneerinne bis zur Scharte hinan und klimm dann über steile Felsen, die im obersten Teile sehr plattig werden, unter nicht geringen Schwierigkeiten und unter Anwendung der größten Vorsicht wegen des Schnees und der Vereisung, direkt von Osten zum Gipfelsteinmann hinan.

Ich hatte also trotz der ungünstigen Verhältnisse alles in allem nicht länger zur Ersteigung gebraucht als früher. Hochbefriedigt über diesen Erfolg und über die schon ganz winterliche Bergfahrt jubelte ich von der tief verschneiten Turmspitze hinab ins Tal. Um diese späte Jahreszeit dürfte vor meiner Ersteigung wohl kaum je unser Gipfel Besuch empfangen haben.

Über eine halbe Stunde hielt ich mich auf der eisigen Höhe auf und stieg dann wieder mit möglichster Vorsicht die steilen Felsen und die jähle Schneeschlucht hinab, wanderte hinüber zur Laserzwand und bummelte bei einbrechender Dämmerung hinab ins Tal. Wie der Morgen, so war auf der Höhe auch der Abend klar und prächtig geworden. Auf dem Weissensteinsattel genoß ich noch den scheidenden Tag bis zum gänzlichen Einbruch der Nacht. Dann wanderte ich, mit der Laterne bewaffnet, über die bereiften Wiesen hinab in das frostige Nebelmeer des Drautales und zog am stillen Tristachersee vorbei, hinaus nach Lienz, das ich um 8 Uhr abends erreichte.

#### **ERSTE DURCHKLETTERUNG DER NORDWAND DER LASERZKÖPFE**

An einem unfreundlichen Herbsttage des Jahres 1902 waren mein Freund Glatter und ich unter den mächtigen Steilwänden, mit denen der Felswall der Laserzköpfe zum Drautal abstürzt, umhergestiegen und hatten einen Weg aus dem in der Mitte der Wände eingebetteten Schuttkar für möglich gefunden. Wie aber der unterhalb befindliche graue, furchtbar steile, damals schon schnebedeckte Plattenschuß zu überwinden wäre, konnten wir nicht mehr mit Sicherheit feststellen, denn kaum hatten wir den oberen Durchstieg festgelegt, sanken die Nebel über sie herab. Bald folgte heftiges Schneewetter, unter dessen Toben wir die Felsen, von denen fast ununterbrochen Staublawinen gleich Wasserfälle herabglitten, an der Ostseite umgingen und über die damals sehr schwierig passierbare Schartenscharte im Laserzkar hinüberstiegen. Der Winter kam und verging, der Frühling zog ins Land. Der im Herbst gescheiterte Plan wurde wieder aufgegriffen, doch erst der 28. Juni 1903 sollte unser Siegestag werden. Mit vier Freunden zog ich an diesem Tage, um 9 Uhr 45 Min. von Dölsach dem Eilzuge entsteigend, der jungfräulichen Wand zu Leibe.

Von zartem Dunst umwoben, ragten die Mauern von Laserz in den blauen Sommerhimmel. Graue, dräuende Wände von gewaltiger Höhe sind es, die vor uns hinanstreben. Das geübte Auge hat aber schon die schwachen Stellen der Wand erkannt und siegesgewiß durchwandern wir die weiten Auen des breiten Drautals. Eines nur bedrückt uns: der gewaltige Höhenunterschied der Gipfel vom Talboden. Mehr als 2200 m beträgt er und davon entfallen nahezu 1200 auf die Felswand selbst. Später Vormittag war es, heiß brannte die Sonne auf uns nieder. Ungewöhnlich spät war die Stunde des Aufbruches vom Tale für eine solche neue Bergfahrt, aber wir vertrauten auf unsere Kraft.

Auf schwankem Stege schritten wir über die rauschende Drau, bald umfing uns dichter Tann. Nach etwa halbstündiger Wanderung war Bad Jungrunn erreicht, wo wir eine letzte Stärkung vor dem langen Wege zu uns nahmen. Gegen 11 Uhr vormittags schulterten wir endlich die schweren Rucksäcke und stiegen

durch drückend heißen, steilen Wald hinan zum Kreitmeierhof. Um 11 Uhr 30 Min. betraten wir dessen herrlichen Wiesengrund, aus dem hinter einem dunkelgrünen Fichtenwald die mächtigen Laserzwände himmelanstreben. Ohne Aufenthalt zogen wir weiter durch dichten Wald auf verfallenem Wege gegen das Hochtal, das gegen die Ortschaft Lavant mit einer Steilschlucht endet. Wir überquerten einen Bach und schritten neben dem zweiten Wasserlaufe direkt gegen die unmittelbar über uns furchtbar prall aufsteigende Plattenwand hinan. Knapp an einem zur Wand emporführenden Schneefelde hielten wir um 1 Uhr mittags eine längere Rast.

Unter dem Schneefelde fließt der Bach ab, der über die Plattenwand mit einem prächtigen Wasserfalle aus dem oberen Kare, zu dem wir ansteigen mußten, herabstürzt. Munter sprudelt der Quell zwischen mächtigen Blöcken aus dem dunklen Schneetore hervor. Herrlich war's, am frischen Wasser sich zu laben nach dem heißen, mühevollen Anstieg. Nur schwer trennten wir uns nach halbstündiger Rast von dem kühlen Platze und stiegen über das Schneefeld steil hinan zur tiefsten Stelle der weiten, prallen Wandflucht. Von links her gewannen wir eine kleine Terrasse in der Wand, die wir so lange verfolgten, bis wir die unpassierbare Schlucht, die den Abfluß des vorgenannten Wasserfalles bildet, zur Linken hatten und rechts herum auf einen kleinen Vorbau der Plattenflucht hinaussteigen konnten. Auf der im Sinne des Anstieges rechten Begrenzungsrinne der Schlucht begannen wir mit der Erklimmung einer etwa 2 m hohen, überhangenden Stufe den Einstieg in die Felsen. Der steile Plattenbau erscheint gerade hier am abweisendsten. Über diese Rippe, dann etwas links haltend, geht es durch eine Reihe langgezogener, seichter Wasserrisse mit durchaus festem, aber glattem Gestein in der furchtbar steilen Wand direkt hinan. Hier gibt es Kletterstellen schneidigster Art, und selbst der verwöhnteste Kletterer wird sich da infolge der Ausgesetztheit eines überwältigenden Eindruckes nicht erwehren können.

In der Nähe zweier aus der Wand ragenden, vereinzelten Lärchenbäumchen gewinnen wir ein Band, das uns nach links zur Wasserfallschlucht selbst zurückbringt, und zwar gerade dort, wo dem mächtigen, hohen Fall durch eine Felsklamm ein Ende bereitet wird. Die Klamm wird durch die Wand und durch eine von ihr losgelöste Rippe gebildet. Durch die Klamm müssen wir hinaufklettern, aber nicht im Falle selbst, sondern etwas links davon, an der vom Gischt gleichfalls triefenden Wand. Eine schmale, vorspringende Leiste gestattet da ein etwas bedenkliches Hinaufturnen, Winden und Schieben am glatten, glitschigen, moosbedeckten Fels, bis man — total durchnäßt — nach diesem anstrengenden, schwierigen Stück den sicheren oberen Schluchtboden betritt. Durch hübsche Kamine steigt man bald ganz aus der Klamm auf ein Schartl und gewinnt bei diesem ein links hinführendes Band, das wir seiner ganzen Länge nach verfolgten. An seinem Ende gelangten wir in eine Felssrinne, die uns nach leichtem Klettern in das weiter oben eingebettete Kar brachte.

Die untere, am bösesten aussehende Plattenzone hatten wir auf diese Weise hinter uns gebracht und nun wußten wir, daß das Schwerste der ganzen Tur überwunden war. Hier im weiten Kare, dessen Größe wir von unten gar nicht vermutet hatten, hielten wir nach zweistündiger, harter Kletterarbeit kurze Rast und betrachteten schon siegesgewiß unseren weiteren Weg über die vor uns noch mehr als doppelt so hoch, als wir bisher gestiegen waren, sich auftürmenden Mauern. Ob wir zwar noch vor Einbruch der Nacht hinüber in das Laserzkar zur Hütte kämen, das wußte niemand zu sagen. Aber wir waren sorglos, denn klar wölbte sich über uns noch immer der sonnendurchflutete, blaue Nachmittagshimmel.

Eine nach der langen Kletterei Abwechslung bietende Wanderung durch das von einer plattigen Stufe in zwei Absätze geteilte Kar ließ uns wieder ein gutes

Stück an Höhe gewinnen. Wir stiegen im Kare gegen Westen, wo vom höchsten Sattel ein Band nach rechts wieder in die Wände hinausführt. Bei Verfolgung des Bandes öffnete sich links bald eine Rinne, die uns zum Einstiege einlud. Wir kletterten auf der westlichen Begrenzungsrippe der Rinne hinan über Überhänge und Türmchen zu einem Sattel. Vom Sattel weg betraten wir abermals eine der herabziehenden Rippen und kletterten nun immer ungemein steil direkt hinan. Rippe um Rippe, Turm um Turm wurde erstiegen, dazwischen gab's eis- und schneefüllte Rinnen in bunter Abwechslung. Ohne Ende schien das Klettern, das sich aber trotzdem infolge der reichen Auswahl der Kletterstellen sehr anregend gestaltete. Von den schneebedeckten Felsplatten schossen ganze Bäche herab, überall gab es kühlende Labung für den durstigen Gaumen, und manche Augenblicke verweilten wir dabei, um zu verschnaufen und um Umschau in der wilden Felsenwelt zu halten. Hoch über uns lag noch der Gipfelgrat im Abendsonnenglanz. Am höchsten Laserkopf waren vielfach weit überhängende oder lotrechte gelbe Mauern zu sehen, und gerade unsere, von zwei Hauptschluchten begrenzte, zerfurchte Plattenrippe schien die einzige Anstiegsmöglichkeit zu bieten. Herrlich war der Abblick über die jähnen Wände in das belebte, grüne Drautal, das, von weißen Straßenzügen und blinkenden Wasserläufen durchzogen, einen anmutigen Eindruck macht.

Im Tale war's schon dämmerig geworden. Langsam immer höher steigend, zogen die Abendschatten über die Wände hinan, mit ihnen aber näherten auch wir uns dem ersehnten Gipfelkamme. Zwei unserer Freunde waren uns im Anstiege zuvorgekommen; ihre Gestalten hoben sich schon deutlich vom Gipfelgrate im Abendhimmel ab — — bald mußten sie oben sein. — Um 7 Uhr 30 Min. abends endlich drang ein Jauchzer Sieg verkündend herab von den einsamen Höhen, die Freunde hatten das Ziel erreicht! — — 8 Uhr abends war es geworden, eben schied der letzte Sonnenstrahl vom Gipfel, da erreichten auch wir die Höhe und jubelten, nun auch unseren Sieg verkündend, hinaus in die Bergwelt und hinab in die nachtumwobenen Täler. Wenn auch nicht für lange, so konnten wir uns doch in kurzer Rast den Gipfelfreuden hingeben, in dem stolzen Bewußtsein, eine prächtige Tur vollführt, eine der interessantesten Aufgaben in den Lienzer Dolomiten gelöst zu haben. Nicht wenig trug zur Hebung unserer Stimmung auch der Umstand bei, daß wir trotz des späten Aufbruches vom Tale und trotz des gänzlich unbekannten Weges, noch mit der scheidenden Sonne den Bergesscheitel gewonnen hatten. Zwischen den Trümmern des kleinen, aus dem Hauptgrate aufsteigenden, sattelartigen Gipfelblocks des Mittleren Laserkopfes saßen wir wohlgeput und schweigend im Siegeshochgefühl. Erst nachdem die letzte Abendröte an den noch schneebedeckten Spitzen unserer Berge zerflossen war, begannen wir im Dämmerlichte den Abstieg zu der nur mehr als dunkler Punkt aus dem verschneiten Laserkar herausgrüßenden Hütte. Über plattige Felsen, durch Risse und Rinnen gewannen wir ein Band, querten unter dem Roten Turm hinüber gegen die Laserwand und liefen dann die steilen Gehänge, teils über Schnee abfahrend, hinab und betraten bei tiefer Finsternis die kleine gastliche Hütte im Laserkar.

**ÜBERSCHREITUNG DER  
SCHARTENSCHARTE ■ ■**

Am 28. September 1902 erwartete mich mein lieber Freund Franz Glatter zum Morgenschnellzuge am Bahnhofe von Dölsach. Ich wollte diesmal den Versuch machen, durch die schroffen Wände des Laserkammes an einer geeigneten Stelle ins Laserz hinüberzusteigen. Das Band, das zunächst dem Roten Turme bei der Laserwand endet, hätte ich gerne einmal zu begehen versucht, denn vom Tale aus hatte ich es zur Winterszeit gesehen und seine Begehung schien mir möglich.

Mit diesem Gedanken wanderten wir um 9 Uhr 20 Min. vormittags vom Bahnhofe weg durch weite Auen und über die Draubrücke nach Bad Jungbrunn, von wo wir auf dem steilen Waldwege schon nach kaum einstündiger Wanderung den Kreithof erreichten. Von hier stiegen wir vorerst bis an das obere Ende der Kreitmeierwiesen und gewannen bald den hinter dem Zaune beginnenden, östlich ansteigenden alten Holzweg, der südöstlich quer unter den sogenannten „Placken“ hindurch gegen das Lavanter Steinkar, beziehungsweise gegen die Einsattlung am Lavanter Koiben hinanführt.

Im oberen Teil ist der Weg vielfach abgerutscht und dergestalt unterbrochen, daß man zu kleinen Umgehungen und Klettereien gezwungen ist, um die Fortsetzung der Weganlage wieder zu gewinnen. Bei einer Brücke, wo der Weg anläßlich einer weiten Ausbiegung dem Wandmassiv des Laserzstockes am nächsten kommt, hielten wir uns längs eines Wasserlaufs auf Steigspuren direkt gegen die dräuenden Wände. Hier stellten wir fest, daß ein Durchsteigen der unteren Plattenzone bis zu dem eingebetteten Kar möglich ist. Diesmal aber war der Fels schon stark vereist und wir hofften, von links her einen bequemeren Zugang zu dem oben eingebetteten Kar zu finden, das den Namen „Lampeschuss“ führt, weil angeblich dort hinauf aus dem Lavanter Steinkar ein Band hineinführt, über das einst Schafe zur Weide auf den mageren Rasenpolstern getrieben wurden. Wir wollten also diesen Pfad suchen und stiegen deshalb knapp unter den Wänden steil nach links auf einen Rücken hinan, worauf wir das untere Lavanter Steinkar, auch Schartenkar genannt, um 12 Uhr gewonnen. Durch dieses stiegen wir über Felsplatten und Schrofen hinan bis zum mittleren, ebenen, meist schneebedeckten Teil des Hochkares, woselbst wir bei der letzten Quelle rasten und über den einzuschlagenden Weg beraten wollten.

Wir hatten aber im Übereifer übersehen, daß der Himmel sich allmählich gänzlich mit Wolken bedeckt hatte, dann die Nebel von den Spitzen an den Wänden zu Tal gestrichen waren und wir nun auch schon selbst im dichtesten Nebel mitten im Kar standen. Gleichzeitig begann es zu hageln und bald artig zu schneien; in einer halben Stunde war um uns her alles mit einer tiefen Schneedecke überzogen und die Staublawinen fingen an, unablässig von den Wänden gleich Wasserfällen zu Tal zu schießen. Wir waren aus dem herbstlichen Tage mitten in eine Winterlandschaft versetzt worden, so daß an ein ernstes Unternehmen jetzt nicht mehr zu denken war. Wir wären damit nach oben hin wie in einer Mausefalle gefangen gewesen, wäre dort nicht noch ein Ausweg über die Schartenscharte uns übrig geblieben. Diesen Weg soll einst ein einheimischer Jäger begangen haben, während Lothar Patéra als erster Turist die Scharte überschritt.

Wir wollten also über die Schartenscharte ins Laserzkar gelangen. Zu diesem Zwecke stiegen wir über den tiefen Schnee in das innerste Schartenkar. Unter dem Schartenkamm, jener Felswand, die den Laserzstock mit der Keilspitze verbindet und die südliche Umwallung des Schartenkars bildet, wandten wir uns nach rechts und gewannen so das untere Ende der mit hart gefrorenem Firn erfüllten, langen Schneerinne, die gegen die genannte Scharte steil hinaufzieht. Wir sahen infolge des heftigen Schneegestöbers und des dichten Nebels gar nichts von der ganzen Umgebung und bemerkten im raschen Ansteigen nur, daß die Schneeschlucht, je höher wir kamen, bald eine ungewöhnliche Neigung aufwies. Da wir keine Steigeisen bei uns hatten und uns auch das mühsame und zeitraubende Stufenschlagen ersparen wollten, arbeiteten wir uns unter nicht unbedeutenden Schwierigkeiten und mit großer Mühe in der rechtsseitigen Kluft zwischen dem Eiskörper und dem plattigen Fels hinan. Da alles hart gefroren war, trafen wir einige recht schwierig zu erkletternde Eiskamine an.

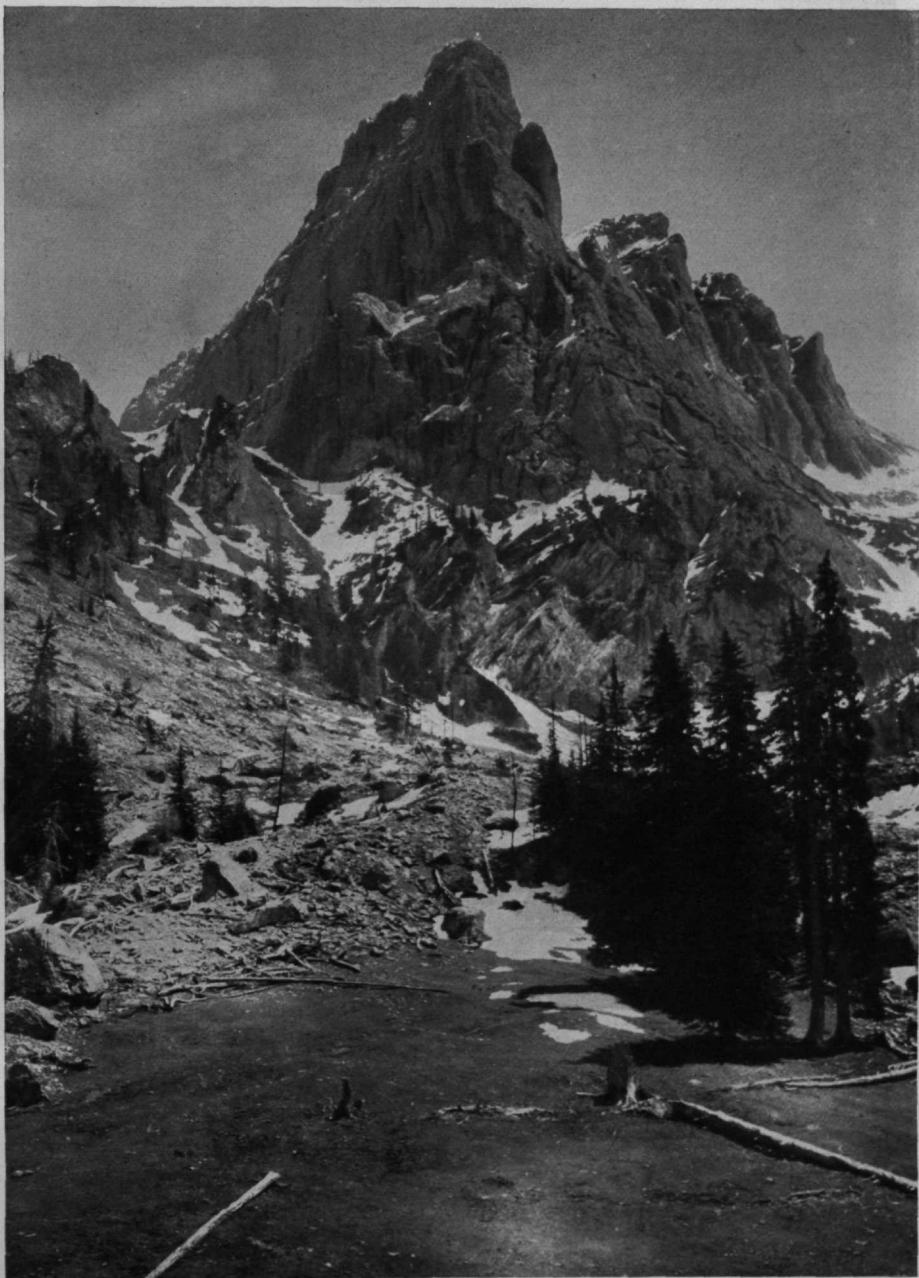
In den unteren Partien ging sonst alles ganz gut und so wanden wir uns über eine Stunde durch die eisige Kluft empor — aber eine Überraschung sollte uns nicht erspart bleiben. Am Ende der Rinne gewahrten wir im Nebel urplötzlich eine an 10 m hohe, dunkle, überhängende Wandstufe, über der wir schon die Scharte erkannten. Wir waren also von unserem Ziele nicht mehr weit entfernt! Aber wie sollten wir da hinauf? Am besten hätten wir wohl daran getan, schon von weiter unten einen Umweg durch die Felsen zu machen und so den letzten Weg zur Scharte zu nehmen; aber wir wollten diese möglichst direkt gewinnen. Über die Wand selbst war es unmöglich hinaufzukommen; von rechts her schienen einige plattige, schmale Einkerbungen, einem Banne ähnlich aneinandergereiht, schräg hinauf bis oberhalb des Abbruchs zu führen. Um diese Stufen zu gewinnen, mußten wir vorerst über steile und infolge Vereisung sehr gefährliche Felsen nach rechts anklettern. Das so erreichte, sehr fraglich aussehende Band hatte eine Unterbrechung, über die voraussichtlich sehr schwer hinüberzukommen war. Mir waren bei einem fruchtlosen Versuche, während unablässig der eisige Wind den Schnee von den Wänden herabfegte, meine Finger fast ganz erstarrt, so daß nun Glatter an meiner Statt zum Angriffe übergehen mußte. Dort, wo die plattige Unterbrechung des Bandes beginnt, finden sich in Manneshöhe ober dem Standplatz in einem engen Spalte einige Griffe, die, weil die Wand gegen den Abgrund ausgebaut ist, die einzige Stütze bieten. Mit dem Gesichte zur Wand gekehrt, auf der plattigen, schmalen Leiste mit den Füßen einige Unterstützung suchend, hangelte Glatter mit Hilfe der oben befindlichen Griffe hinüber, dann ging's einige Meter leichter weiter und bald war er in Sicherheit. Ich folgte, nachdem meine Finger sich etwas erwärmt hatten, auf dem gleichen Wege nach.

Nun kam noch eine böse, brüchige und sehr ausgesetzte Ecke gerade oberhalb der vorgenannten, 10 m hohen Abbruchstelle. Auch diese gab uns noch eine harte Nuß zu knacken — aber endlich gelang uns die Bewältigung und nach wenigen Metern standen wir um 4 Uhr nachmittags auf der schneefüllten Scharte. Das letzte Stück war so eminent gefährlich gewesen, daß ich Nachfolgern empfehle, es lieber weiter links oder weiter rechts in den Schartenfelsen zu versuchen, aber nur nicht dort, wo wir die Felsen angriffen, um direkt beim Abbruch auszusteigen — es sei denn in sehr schneereichen Frühjahren, wo vielleicht der Schnee so hoch anliegt, daß das Überschreiten leichter vonstatten geht.

Das Schneegestöber und die Kälte ließen ein Verweilen in der Schartenkehle nicht zu und wir eilten deshalb bei dichtem Nebel zur Karlsbader Hütte hinab, die wir in kaum einer Viertelstunde von der Scharte gewannen und in der wir uns bis 5 Uhr aufhielten. Bei noch immer anhaltendem, heftigem Schneefall, der uns bis unterhalb des Weißensteinsattels verfolgte, liefen wir dann, um uns von all der ausgiebigen Abkühlung während des Anstieges zu erwärmen, in zwei Stunden hinab nach Dölsach.

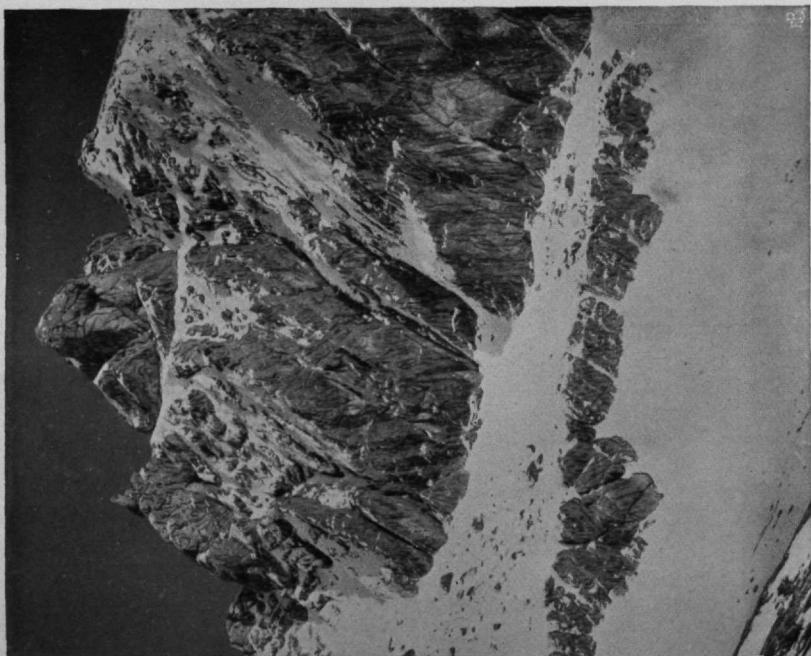
#### **ERSTE ÜBERSCHREITUNG DES WESTLICHEN WILDENSENDERS**

Es war am Morgen nach unserer Tur über die Laserz-Nordwand. Einigen von uns lag noch ein „Stückchen“ der bezwungenen Wand in den Gliedern. Zwei frische, tatenlustige Gesellen waren aber am Vorabend zu uns gestoßen — meine Freunde Franz Glatter und Ing. Rudolf Kitscheit. Schon um Freund Glatter für das ihm am Vortage Entgangene halbwegs zu entschädigen und zu trösten, mußte heute etwas „Besseres“ gemacht werden. Was lag da näher, als die Ersteigung des Wildenders durch die Eisklamm. Die Begleitung der Eisklamm, deren Überschreitung einen wesentlich kürzeren Zugang



A. von Radio-Radiis phot.

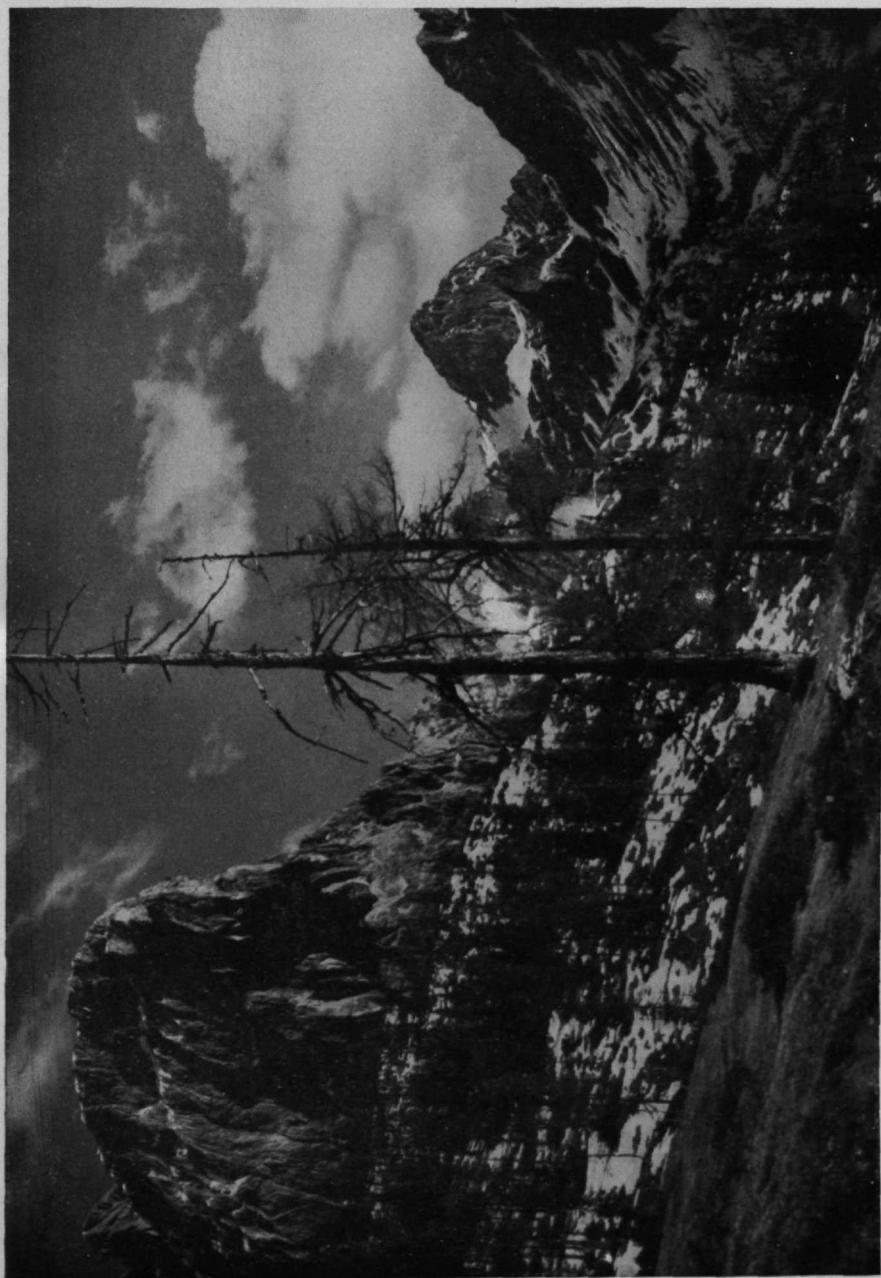
Laserzwand



A. von Radio-Radiis phot.  
*Daumen, Große und Kleine Sandspitze*

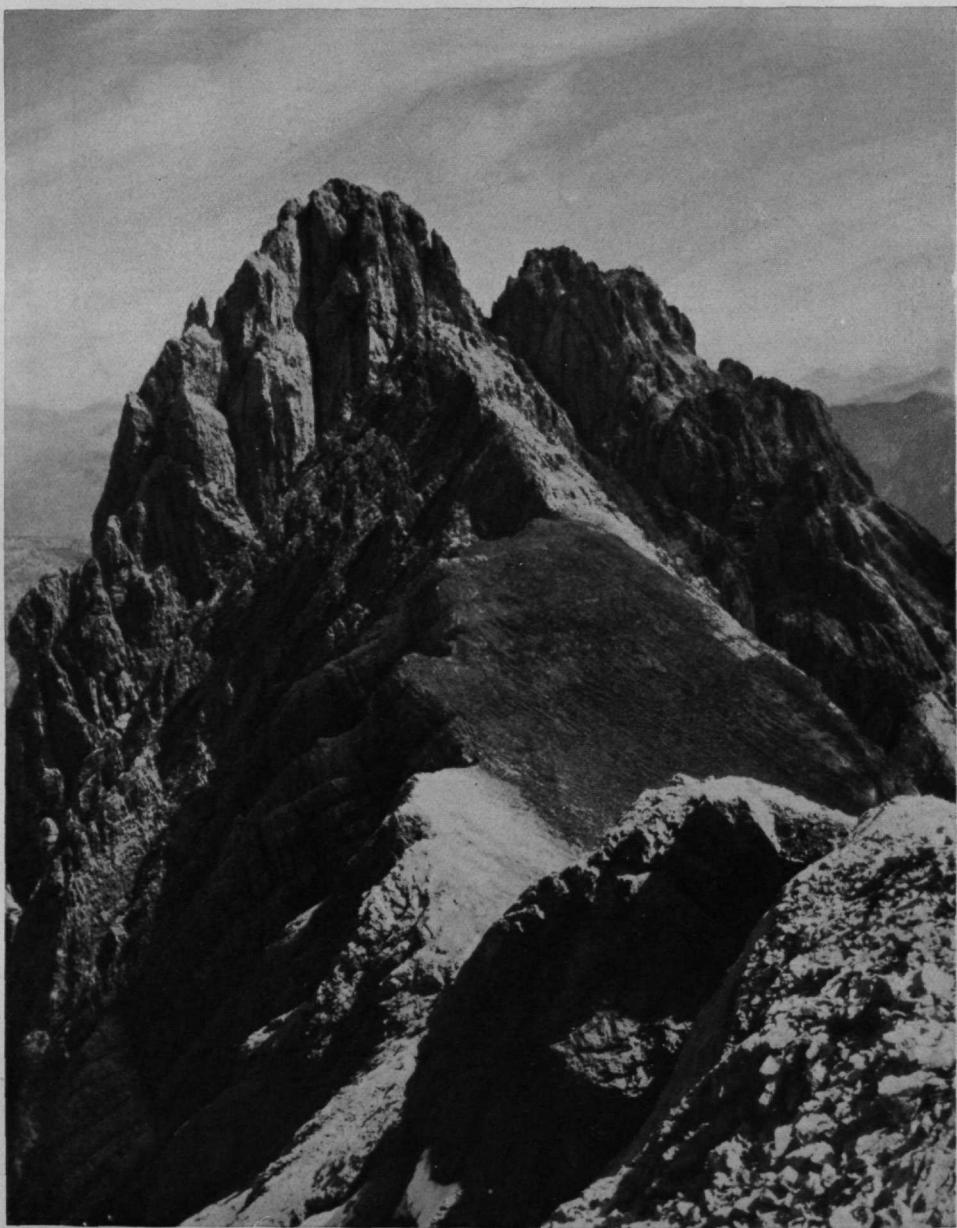


A. von Radio-Radiis phot.  
*Laserzwand von Westen*



A. von Radio-Radiis phot.

*Laserzwand und Simonskopf*



A. von Radio-Radiis phot.

Keilspitze und Schartenkamm

als die Ödenkarscharte zum gewöhnlichen Wege auf den Wildensender bildet, war bisher erst einmal von den Brüdern Hamburger durchgeführt worden. Wir wollten heute, weil der Schnee voraussichtlich noch gut war und demzufolge die Steinfallgefahr in der Schlucht keine bedeutende sein konnte, diesen Anstieg wiederholen und gleichzeitig von der Scharte aus einen Versuch machen, direkt über den Grat zum Gipfel zu gelangen.

Um 6 Uhr 55 Min. früh verließ unsere aus sieben Köpfen bestehende Karawane die Laserzhütte, stampfte im tiefen Schnee gegen den Ausgang der Eisklamm hin und zog dann in immer engeren Kehren auf dem immer steiler werdenden Hang in die düstere Schlucht. Etwa in halber Höhe erreicht die Rinne ihre größte Neigung. Hier befindet sich auch ein kurzer Felsabsatz, der mit blankem Eise bedeckt war. Bei Umgehung dieser Stelle gab's einen etwas mißlichen Quergang, der aber schließlich doch von allen Teilnehmern ohne Anstand vollführt wurde. Oberhalb der Felsstufe fanden wir wieder guten, tiefen Pulverschnee und um 8 Uhr morgens entstiegen wir der düsteren, von den prallen Wänden des Seekofels und des Wildensenders umstandenen Schlucht.

Es war ein wunderbarer Augenblick, als wir aus dem dunklen Schlunde auf die von warm leuchtendem Sonnenschein umflutete Scharte hinausstiegen. Südlich lagen vor unseren Augen weite, schneefüllte Kare, darüber blickten wir in das grüne, anmutige Gailtal hinab. Wandten wir uns aber zurück zu unserem Anstiegswege, so blickten wir wie durch einen Guckkasten hinaus auf das erleuchtete Laserzkar und die Gipfelzacken des Laserzkammes, über die wir gestern aus dem Drautale herübergestiegen waren. Vor uns erhob sich gegen den Westlichen Wildensender ein praller, zerrissener Felskamm; diesen zu übersteigen, hatte wenig Zweck. Wir querten deshalb, nachdem wir von 8 Uhr bis 8 Uhr 30 Min. auf der Scharte gerastet hatten, nach einem Abstiege von nur wenigen Metern auf der Südseite fast eben über einige Rippen hinüber und kletterten nach Überschreitung einer Rinne über die folgende Felsrippe direkt hinan. Die eben überschrittene Rinne zieht von jener Scharte herab, die östlich des hohen Gratzackens im Westgrate des Wildensenders gelegen ist. Diesem Sattel strebten wir nun zu.

Daß in Anbetracht so vieler Teilnehmer eine gewisse Ordnung in der Reihenfolge des Vorwärtsbewegens eingehalten werden mußte, ist selbstverständlich, und so formierte sich der lange Zug schon von der Eisklamscharte an. Die Vorhut bildeten Freund Pichl und Glatter, den Hauptzug Zimmer, Krempel und Rudolf Kitschelt, während August Kitschelt und ich zur Nachhut auserkoren waren. Eine besondere Ehre oder ein besonderer Genuß war uns dieser Posten gerade nicht, bedenkt man, daß sich der folgende Anstieg fast durchaus in direkter Linie vollzog und daß wir immer in der Fallrichtung unter den anderen standen. Was Wunder, daß uns an diesem Tage so mancher freiwillige oder unfreiwillige Gruß aus unserer Freunde Hände beglückte. In der Tat gab's an jenen bis dahin noch von keines Menschen Fuß berührten Felsen so manchen Block, der an uns vorbei pfeifend und surrend zur Tiefe hinabglitt, aber so manches kleine Geschoß verfehlte auch seinen Weg und traf uns manchmal recht schmerzlich.

Die Rippe, die wir anfänglich direkt erkletterten, führte uns steil hinan; bald mußten wir hoch über dem Grund der zur Linken hinabziehenden Rinne auf einem schmalen, an einer Stelle unterbrochenen Bande horizontal in den oberen Absatz dieser Rinne hineinqueren. Nun folgten einige interessante, ziemlich schwierig zu erkletternde Risse, dann aber drängte der überhängende Abschluß über eine plattige Wand zu rechtsseitigem Aussichte. So erreichten wir einen kleinen Standpunkt, von dem aus wir wieder in den obersten Teil der Rinne gelangen konnten.

Der schmale Riß wird immer steiler, die Felsen zur Linken hängen meist über.

Die Freunde versuchten, den im oberen Teile eiserfüllten Riß ganz zu durchklettern, aber bald stellten sich derartige Hindernisse in den Weg, daß sie es vorzogen, einen Versuch zum Ausstiege über die linksseitigen Felsen zu machen. Pichl quert schwierig ein Stück herüber, und erst mit großer Mühe gelingt's, den Absatz zu erklimmen und die darüber befindlichen, dachartigen Plattenfelsen zu gewinnen. Bald sind die anderen auch oben, und um Zeit zu ersparen, folgen auch wir mit Seilsicherung nach. Über die folgenden Platten geht's rasch hinan; noch bietet uns eine kurze Stufe Hindernisse, dann aber trennt uns nur noch eine glatte, jäh abschließende Platte von der luftigen Gipfelschneide bei der Gratscharte. Oben eröffnet sich dann plötzlich ein herrlicher Tiefblick auf das tiefverschneite Laserzkar mit seinen beiden Seen. Unvermittelt erschließt sich uns ein glanzvolles Rundbild, das durch das wolkenlose Blau des Himmels und die reine, klare Luft die weitesten Fernen in unseren Gesichtskreis zaubert.

Während wir noch nach all dem Schönen Umschau halten, klettern unsere Freunde schon wieder flott dahin über den äußerst luftigen Grat dem Gipfel zu. Das Gratstück, das von der Scharte weg folgt, ist wahrhaft prächtig zu nennen. Absatz um Absatz wird in schöner Kletterei genommen und Tiefblicke entzückendster Art bieten viel Kurzweil. Das interessanteste Stückchen des Gratweges bildet aber eine wahrhaft messerscharfe Schneide, die entweder im Reitsitz oder über der schneeigen Tiefe hangelnd genommen werden muß — ein eindrucksvoller, Vorsicht erheischender Gang, ohne hervorragende Schwierigkeiten.

Die ganze Kletterei auf der Gratschneide hatte kaum zwanzig Minuten gedauert, so daß wir schon um 10 Uhr 15 Minuten den Scheitel des Berges betraten. Nun waren wir auf dem seinerzeit vielumworbenen Wildensender. Wie leicht sah der nach Osten zum Hohen Schartel ziehende Grat aus, die „furchtbare Schneide“, über die sich so lange niemand dem Gipfel zu nähern gewagt hatte, und über die die Erstersteiger „reitend“ zu unserer Spitze gelangten. Wie gutmütig und harmlos im Vergleiche zu unserem Anstiege erschien uns dieser Weg.

Den Übergang zum Westlichen Wildensender durchzuführen gelüstete uns zwar gewaltig, aber diesmal siegte die Bescheidenheit, durch die uns eine längere, genußreiche Gipfelrast auf dem zum ersten Male auf neuem Wege gewonnenen Berg zuteil wurde. Wir blickten hinab in das tiefverschneite Laserzkar, in das unser Berg mit prallen Mauern niederstürzt, und überblickten den langen, schönen Gratzug, der von der Laserzwand über den Roten Turm zur Sandspitze zieht. Glatter schwärmt uns bei diesem Anblicke von der langen, schönen Grattur vor, die er ein Jahr vorher als Erster ausgeführt hatte. Mein Auge aber blickte hinüber zu dem Mittleren Laserzkopf, auf dessen Scheitel wir 14 Stunden vordem, von Norden kommend, im glühenden Abendsonnenglanz aufgetaucht waren.

Um 10 Uhr wandten wir dem Gipfelsteinmann den Rücken und stiegen über den hübschen, nirgends schwierig begehbarer Grat zur Hohen Scharte nieder. Nachdem wir uns endgültig entschlossen hatten, den Östlichen Wildensender diesmal nicht zu besuchen, zogen wir südlich auf dem gewöhnlichen Wege hinab in das Wildensenderkar. Knapp unterhalb der Scharte war die einzige etwas heiklere Stelle zu begehen. Im Sommer befindet sich an dieser Stelle eine steile Platte, die im Anstieg zum Hohen Schartel erklettert werden muß. Nun war sie teilweise schneebedeckt und etwas vereist und ihre Begehung erforderte einige Vorsicht. Wir stiegen rechts im Sinne des Abstieges ein Stück hinab, betraten den steilen Schnee und gewannen rasch die jäh, schneeverfüllte Schlucht zwischen den beiden Wildensenderspitzen, durch die wir sitzend lustig hinabfuhrten. Im tiefen, weichen Schnee zogen wir dann unter den Felsen des Westlichen Wildensenders hinüber gegen die obersten „gefärbten Gänge“.

Meine Freunde Rudolf Kitschelt, Pichl und Zimmer entschlossen sich, noch zum Seekofel hinanzusteigen, um dann den Abstieg von dort über den noch nicht ganz überschrittenen Westgrat zur Ödenkarscharte durchzuführen.

Die anderen Gefährten und ich wollten über die „Gefärbten Gänge“ zur Ödenkarscharte hinaufwandern. Tief unten durchziehen das Seekofelmassiv einige teils begrünte, teils auffallend dunkelgelb bis braun gefärbte Bänder, in denen wir die genannte Wegroute vermuteten. Wir hatten uns aber darin gründlich getäuscht, denn als wir nach vieler Auf- und Absteigen auf dem höchsten der „Gefärbten Gänge“ an einen unpassierbaren Schluchtabbruch gelangten, sahen wir, daß wir viel zu tief waren, um die Ödenkarscharte zu erreichen. Diese lag hoch über uns am oberen Ende des wilden Felszirkusses und ein direktes Ansteigen zu ihr schien nicht möglich. Auf diese Art erfuhren wir auch, daß ein direktes Überschreiten der Scharte aus dem Ödenkar in das Wildensedental ohne weiten Umweg nicht möglich ist.

Ärgerlich über den Irrtum schlügen wir wieder den Rückweg ein und stiegen über Schnee und Schutt mühsam hinan bis dort, wo wir uns von unseren Freunden getrennt hatten. Diese waren mittlerweile schon auf der Spitze des Seekofels angelangt, während wir infolge unserer Wegunkenntnis das Opfer einer unklaren Beschreibung geworden waren. Man benütze also die eigentlichen „Gefärbten Gänge“, das sind „gefärbte“ Bänder, nicht, sondern steige über den Schuttang unter der Eisklammsscharte so hoch hinan, bis man den Schrofenhang des Seekofelmassivs etwa halbwegs zwischen den höchsten, gefärbten Bändern und dem Seekofelgipfel selbst, auf undeutlich gekennzeichneten Fährten ansteigend, queren kann. Bald findet man Gemshäfen und Steinmänner und gelangt nach bequemem, etwa halbstündigem Quergang auf einen Sattel, von dem sich der Südwestgrat des Seekofels aufbaut. Jenseits gewinnt man bald ein breites, mäßig absinkendes Band und gleich darauf die weite Schartenkehle. Nach dieser Forschungsfahrt betraten wir um 12 Uhr die Ödenkarscharte und stapften und fuhren im tiefen, aber sehr erweichten Schnee hinab zur Laserzhütte. Bald nach uns kehrten auch unsere Freunde vom Seekofel zurück und wir wanderten gemeinsam abends nach zwei herrlichen und schön verbrachten Tagen nach Dölsach.

**DIE NORDWAND DER KEILSPITZE (ERSTE ERSTEIGUNG DES KEILTURMS, 2600 m) »»**

Blickt man von Dölsach zur Keilspitze empor, so gewahrt man die gewaltigen Mauern, mit denen das Massiv des mächtigen Berges zum Drautal abfällt. Vom grünen Kolbensattel, von

Osten her, zieht wohl eine Schlucht — die Kolbenklamm —, schräg nach rechts aufwärts durch das niedere Gewände und bietet, wenn auch einen langen, so doch schönen und nicht besonders schwierigen Anstieg von Norden auf die Keilspitze.

Die Lösung der Aufgabe aber, die tief zum Walde absinkenden Wände in der Falllinie des Gipfels zu durchsteigen, hielten Freund Pichl und ich, als wir sie am zweiten Abend nach unserer gelungenen Tur über die Laserznordwand vom Bahnhofe in Dölsach besahen, nicht für unmöglich. Die große, nach unten flaschenhalsförmig sich verengende Schlucht, die das Wandmassiv in ein östliches und ein westliches teilt, führt sicher zum Ziele; wir aber beschlossen, die höchste, westlich davon befindliche, scheinbare Nordwand ganz zu durchsteigen. Mit diesem allzu direkten Bestreben sind wir leider nicht zu unserem Ziele gekommen — unsere Fahrt blieb nur ein Versuch und ergab nur als Lohn die erste Ersteigung des nördlichen Vorturms — Keilturm, wie ich ihn benenne. Die ganze durchstiegene Wandflucht gehört nur dem wahrscheinlich unüberschreitbaren Vorbaue an, der in dem mächtigen Zackenturm gipfelt.

Am 5. Juli 1903 trafen Freund Pichl und ich, von Wien kommend, schon um 5 Uhr 25 Min. früh in Dölsach ein und wir wanderten über Bad Jungbrunn und den Kreitmeierhof wieder den bekannten Weg bis nahe an den Fuß der Laserz-nordwände hinan, bogen aber dann noch im Walde nach links ab, und gelangten so auf das Steiglein, das zum Kolbensattel hinauf führt.

Vor uns ragten die plattigen Felsen des Vorbau des Keilspitze himmelan und Pichl wollte schon hier in die Felsen einsteigen. Auf meinen Rat entschlossen wir uns aber, den Steig noch ein Stück aufwärts zu verfolgen und erst von dem großen Schneefelde, das am Ausgänge der vorgenannten großen Schlucht das ganze Jahr über lagert, nach rechts in die Felsen einzusteigen.

Gegen 8 Uhr morgens standen wir auf dem steilen Firnfeld und stiegen über dieses hinan gegen eine kleine, jäh aufstehende Rippe. Über deren steilen Felsaufbau klommen wir hinan, gewannen bald eine von einzelnen Bäumchen bestandene Terrasse und verfolgten diese gegen Westen. Wir befanden uns mithin schon hoch in der mächtigen Wandflucht und begannen nunmehr, die Wände direkt in der Richtung des scheinbaren Gipfels zu erklettern. Kamine, Wandstreifen und Risse folgten in bunter Abwechslung — das Klettern wurde in dem prächtigen Gefelse zum Genuss und war dabei nirgends ernstlich schwierig oder gefährlich. Wir kletterten in Nagelschuhen ohne Seil, kamen immer höher und gewahrten im Übereifer des Kletterns die aufsteigenden Dunstballen gar nicht.

Um 10 Uhr vormittags hatten wir das breite Schneeband erreicht, über dem gelbe, von steilen Rissen durchzogene, überhängende Mauern ansetzen. Über diese Mauern mußten wir irgendwo hinauf. Gerade über uns befand sich ein dunkler Kamin, zu dessen unterem Ende eine steile Firnzunge leitete. Die Sache sah nicht gut aus, aber wir wollten es hier versuchen. Doch schien es angezeigt, sich des Seiles zu bedienen. Während Pichl sich schon in dem dunklen Schlunde hinaufarbeitete und ich ihm das Seil zuwerfen wollte, verfinsterte sich unsere Umgebung; plötzlich standen wir im dichtesten Nebel und schon nach wenigen Sekunden prasselten große Hagelkörner auf uns herab. Die Felsen waren bald glatt und eiskalt geworden, so daß wir uns entschlossen, vorläufig von dem Weiterklettern abzustehen und unter den überhängenden Felsen Schutz zu suchen. Vorsichtig ging's wieder hinab über die Felsen und über die jähre Firnzunge zum nahen Versteck in der Randklus.

Bald ließ der Hagel nach und wir beschlossen, nun weiter westlich einen Durchstieg zu suchen. Knapp neben dem östlichsten Felspfeiler fanden wir kletterbare Felsen, über die wir gleich darauf hinanklommen. Nach den ersten, einigermaßen ausgesetzten Stellen gelangten wir in den oberen Teil der Felsmulde, legten das Seil wieder ab und klommen weiter, jeder für sich, eilends hinan, hoffend, bald auf dem Gipfelgrate zu stehen. Die Wolken hatten sich verzogen, nur noch leichte Nebelschleier umgaben uns, und voll Siegesfreude blickten wir zu den scheinbar letzten, leuchtenden Felsen auf, über denen schon das Blau des Himmels durchschimmerte. Gleich war der Grat erreicht — noch ein Klimmzug und oben standen wir —, aber jenseits öffnete sich eine furchtbar tiefe, dunkle Steinschlucht, an deren anderem Rand erst die eigentliche Nordwand des Gipfels ansetzte. Zwischen unserem Vorbau und dem Gipfel stand ein kühner Plattenturm, der jenseits mit weitem Überhange abbricht: wir waren geschlagen! Wohl stiegen wir noch in die nächste Scharte vor dem Turme ab, um einen Versuch zu seiner Umgehung zu machen. Aber die Schartenkehle war tief gespalten und linkerhand öffnete sich eine unbezwingbare, lotrecht abstürzende Klamm, in der Wasserfälle tosten. Rechterhand war eine zwar begehbarer Rinne, sie führte aber auch nicht zum Ziele. Von der Schartenkehle, die durch einen einzigen eingeklemmten Block gebildet wird, der einer

Brücke gleicht, erkletterten wir den bis dahin noch unbetretenen, von mir „Keilturm“ benannten kühnen Vorzacken der Keilspitze. Er dürfte 2600 m Höhe haben.

Wieder zurückkletternd standen wir nach etwas mehr als einer Seillänge wieder auf dem eingeklemmten Block in der Scharte. Dann stiegen wir nach rechts hinab in der Hoffnung, vielleicht doch noch eine Umgehung des Turmes hier auf der Westseite durchführen zu können. Aber alles Bemühen war umsonst. Mit dem Bau eines Steinmannes zum Zeichen unserer Anwesenheit mußten wir uns begnügen; wir konnten nur mehr der hinabführenden, durch die Plattenschichtung gebildeten steilen Rinne gegen Westen folgen und gelangten so auf eine schuttbedeckte Schulter am Ostende des Wandvorbaues. Um diesen herum auf dem Bande auf die Nordseite übergehend, erreichten wir wieder das Schneeband, von dem wir zwei Stunden vorher durch den steilen Riß siegesgewiß in die vermeintlichen Gipfelfelsen eingestiegen waren. Ebenso unerwartet wie im Aufstiege waren wir auch jetzt urplötzlich wieder von dunklem Gewölk umfangen. Blitze durchzuckten in den nächsten Augenblicken die wilde Felslandschaft, dröhrender Donner folgte und ein furchtbare Hagelwetter begann um uns zu toben. Ein Sturmwind erhob sich, pfiff durch die Felsfalten des Berges über Wände und Grade und warf die Hagelkörner mit Wucht gegen die Mauern. Wir waren dem Wüten des Elementes preisgegeben, dann aber drückten wir uns etwas weiter unten, so gut es ging, an die Wände und verharrrten dort lange.

Immer von neuem folgte Blitz auf Blitz, Donner auf Donner — der Berg schien von dem Grollen zu erzittern — ein Unwetter furchtbarster Art! Zusammengekauert und aneinandergepreßt saßen wir da, zählten die Blitze und die Viertelstunden — die Hagelschlossen schmerzten wie Stiche im Gesicht.

Eine Stunde hatte das entfesselte Element gewütet, dann löste sich mählich das Grau — Sonnenstrahlen begannen die Nebelschieier zu durchbrechen und bald wölbte sich der bunte Friedenskünder von unserem Berge in ungeheuerem Bogen hinab zum Drautale — ein glänzender Farbenbogen, der uns, gleich einer Brücke über den schwindeligen Abgrund, den Weg zum Tale wies. So war die wärmende Sonne wieder für uns aufgegangen; über uns blauete wieder lauterer Sonnenhimmel; nur die Felsen glitzerten im Glanze der über sie hinabschießenden Wasserströme und im Osten rollte der Donner und zuckten die grellen Blitze des drauabwärts ziehenden Gewitters. Anstatt aber, wie einst die Götter, auf der herrlichen Farbenbrücke zu Tal zu steigen, gingen wir unter dem goldigen Torbogen hindurch, entlang den Wänden auf absinkendem, durch viele steile, firnerfüllte Schluchten unterbrochenem Bande hoch über dem Absturz und standen bald auf dem duftig grünen Boden des Kolbensattels. Herrlich ist der Ausblick von dem Sattel aus: Drüben ragen die dräuenden Wände des Hochstads und der Freiung plattengepanzert und wenig gegliedert hinan. Der Durchblick durch den grünen Tannenwald auf diese öden Mauern ist prächtig. In der Tiefe rauscht der Lavantbach und von weit draußen grüßt Nikolsdorf, die freundliche Ortschaft, zu uns herauf.

Nach freudigem Genuß dieser schönen Bilder ging's dann hinab auf dem Steig, den wir des Morgens teilweise begangen hatten; wir bogen dann aber früher nach Norden ab und wanderten über einen steilen, bewaldeten Riegel direkt hinab nach Lavant und hinaus nach Dölsach. Es war ein friedlicher Abend geworden, der uns den nicht vollen Erfolg verschmerzen und das Erlebte lieb gewinnen ließ.

Wer die Wand bezwingen will, der packe den Stier nicht bei den Hörnern, klettere also nicht von dem obersten Bande über die Wand des Vorbaues empor, wie wir es taten, sondern wende sich gegen die große Schlucht, die östlich des unübersteigbaren, von uns zuerst erstiegenen Keilturmes in das Bergmassiv ein-

schniedet. Man erreicht die Schlucht nach kurzem Abstiege und kann über die steilen Kamine, Wände und Rinnen den Wandgürtel erklimmen und den Scheitel der Keilspitze erreichen.

### ERSTEIGUNG DES ÖSTLICHEN WILDENSENDERS

Oftmals hatte ich von den umliegenden Bergspitzen hinübergeblickt zu dem kühnen Aufbau des Östlichen Wildensenders, oft schon stand sein Name auf dem Programme meiner Sonntags-Alpenfahrten, aber immer wieder zog ich anderen Zielen zu, da mir die Zeit stets zu knapp bemessen schien, die mir vom Morgen- bis zum Abendzuge zur Verfügung stand, da dieser Gipfel unter allen anderen Bergen der zentralen Gruppe die größte Entfernung von den Talstationen aufweist. Am 9. September 1905 war ich um 9 Uhr 35 Min. vormittags in Dölsach eingetroffen. Diesmal wollte ich's endlich wagen, das lange ersehnte Ziel zu erreichen. Leicht bepackt zog ich auf mehrfachen Abkürzungswegen gegen Lavant hinüber. Wie es bei solchen Abkürzungen oft vorkommt, so hatte ich mich auch diesmal etwas verrechnet und stand in den Drauauen plötzlich vor einem Wasserlauf, über den weit und breit kein Steg führte. Ohne Zögern patschte ich, ohne die Schuhe abzulegen, in die Flut, die ich mit wenigen riesigen Schritten durchwatete. Freilich merkte ich bald die unangenehmen Folgen des kühlen Fußbades, aber ich hatte wenigstens keine Zeit verloren. Mit vom Wasser triefenden Strümpfen und Schuhen zog ich eilends davon. Schon nach 50 Minuten stand ich am Beginne jenes steilen Weges, der mich durch das wilde Lavanter Frauental zum hochgelegenen Jagdhause führen sollte. Um 11 Uhr 30 Min. überschritt ich zum ersten Male den Lavanterbach und kehrte nach 15 Minuten auf die andere Talseite zurück, wo der Weg abermals sehr steil bergan führt. Immer im kühlen Schatten der mächtigen Wände des Hochstadls kam ich rasch hinan zum Jagdhaus, das ich kaum drei Stunden nach Verlassen von Dölsach erreichte.

Froh über dieses Ergebnis und voll guter Hoffnung rastete ich eine halbe Stunde und zog dann um 1 Uhr mittags mit großen Schritten über die weiten Alpenböden und steil hinan zum Oberen Lavanterboden, von wo man schon das nahe Laserztörl erblickt. Über einzelne Schneereste, zuletzt über losen Schutt, gewann ich um 2 Uhr 15 Min. nachmittags das Törl selbst. Damit war der Sieg über den Wildensender gewiß.

Mit einem jähnen, glatten Plattenschusse, der vom eigentlichen Gipelmassiv durch eine Schlucht getrennt ist, setzt der Östliche Wildensender gegen das Törl nieder. Zwei in der Plattenwand knapp nebeneinander gelegene Risse, wovon der eine einige Meter östlich, der andere ebenso weit westlich vom höchsten Punkte des Sattels ansetzt, durchziehen die steile Plattenflucht und ermöglichen ein verhältnismäßig bequemes Hindurchkommen.

Frei von allem Gepäck, schwinge ich mich gleich darauf über eine geneigte Platte mit ein Paar Schritten zum westlichen Riß hinüber und durchklettere diesen in wenigen Minuten. Bei dem Ausstiege auf die obere Platte sah ich, daß ich ebensogut durch den östlichen Riß hätte hier herauf gelangen können, und beschloß daher, ihn dann zum Abstieg zu benützen.

Ich stand nun vor der östlich abstürzenden Schlucht, die gequert werden muß. Es gelingt dies hier ohne wesentliche Schwierigkeiten. Noch ist ein Felssporn, der die Schlucht teilt, zu überklettern, dann aber kann man aus dem jenseitigen Schluchtaste durch einen mannshohen Riß nach links hinaussteigen bis an die Kante des vom Gipfel nordöstlich herabziehenden Felsgrates. Der gewöhnlich benützte Weg weicht der Gratkante mehrmals nach Osten hin in leichter begehbarem Terrain aus; ich aber wählte der Kürze halber die oft steilen Felsen seines

Aufbaues selbst, um zum Gipfel hinaufzuturnen. Durch Kamine und Rinnen, über steile Absätze und Wandstufen geht es in schöner, aber durchaus ausgesetzter Kletterei über die vielfach brüchigen Felsen hinan. Schon um 3 Uhr 5 Min. nachmittags — also schon 45 Minuten nach Verlassen des Laserztörls — konnte ich von der luftigen Gipfelwarte die Rundschau genießen. Langsame Kletterer werden leicht die doppelte und dreifache Zeit für den Anstieg benötigen.

Die Rundschau ist der vom Westlichen Wildensender ähnlich, nur erschließt sich hier noch dem Auge über den Laserzsee hinweg durch die Furche des Laserzkars ein prächtiger Blick in das weite Isetal. In seinem Hintergrund streben die Berge der Venedigergruppe als ein Kranz eisiger Häupter empor. Rechts vom Venediger sehen wir den Großglockner und seine Trabanten, dann Hocharn, Sonnblick, Schareck, Ankogel, Hochalm spitze und viele andere. Im Westen stehen die Berge der westlichen Venedigergruppe sowie der Zillertaler- und Rieserfernergruppe; hervorragend prächtig unter ihnen sind die Dreiherrenspitze, Hochgall und Wildgall zu erschauen. Die Dolomiten-Rundschau reicht von der Hochalpe über Haunold, Dreischusterspitze, Zwölfer, Sorapiss, Antelao, die Clautaner Alpen und Karnischen Alpen bis an die leuchtenden Felsen der Julischen Alpen. Schön ist der Blick in das Drautal, das man samt seinen Ortschaften und Bergen von unterhalb Oberdrauburg bis an das Drauknie bei Kleblach-Lind deutlich wahrnimmt. In der Tiefe liegen die grünen Laserzseen und die Laserzhütte, in der heute noch fröhliches Bergvolk weilt. Von der Hütten schwelle tönen lustige Hornweisen, deren Widerhall sich in den schroffen Wänden bricht und oftmals nachklingt.

Nach einstündiger Rast klettere ich wieder zu Tal. Vorerst steige ich über die steilen, brüchigen Wände der Nordseite direkt hinab, wobei sich ganze Steinlawinen lösen und polternd und staubend niederstürzen. Dann quere ich oberhalb des Abbruchs zur Schlucht nach rechts hinüber zu der im Aufstiege benützten Nordostrippe. Auf ihr gelange ich rasch zum Schluchtgrund und nun über den östlichen Riß über den Plattenschuß hinab in drei Viertelstunden wieder zu meinem Gepäck auf dem Laserzsattel. An der Laserzhütte vorbei erreiche ich schon nach einer halben Stunde die köstliche Quelle bei der Innsteinhütte. Hier halte ich endlich meine erste eigentliche Eßrast dieses Tages. Eine volle Stunde genieße ich da die schöne Landschaft, und erst als der Sonne Strahlen an den Steilwänden der Berge zur Höhe steigen, wandere ich voll Befriedigung weiter über den Weissensteinsattel und die Amlacher Wiesen in raschen Schritten hinab nach Dölsach.

**SCHWÄRZA** An einem schönen Herbstsonntage des Jahres 1905 zog ich wieder in die Lienzer Dolomiten, diesmal der Schwärza zu. Aber ein eigenes Verhängnis waltete über dieser Bergfahrt. Schon auf der Bahnfahrt begann es. Zu einer Stunde, wo sonst der Eilzug von Villach drauaufwärts unseren Bergen zudampfen sollte, standen seine Räder weit vom Ziele still. Eine entgleiste Maschine hatte uns den Weiterweg versperrt und trotz hastiger Arbeit gelang es erst spät, sie aus dem Wege zu räumen. Mit mehr als eineinhalbstündiger Verspätung rollte der Zug um 11 Uhr vormittags in die Station Dölsach ein. Freund Glatter, den ich von meinem Vorhaben verständigt hatte, harzte meiner schon mit Ungeduld. „Auf die Schwärza willst du noch heute,“ meinte er, „das ist kaum möglich.“ Aber frisch gewagt ist halb gewonnen. In Hast entledigten wir uns unserer überflüssig erscheinenden Sachen. Um den Rucksack für diesen voraussichtlich ganz außergewöhnlichen Dauerlauf recht leicht zu machen, warfen wir beide auch selbstverständlich die mitgebrachten Seile heraus und fort ging's den gleichen Weg wie Sonntags vorher. Neuschnee war des Nachts auf den Höhen gefallen und Glatter versicherte, er habe die Schwärza vom Tale aus glitzernd

weiß gesehen. So erwogen wir im eiligen Laufe die Möglichkeiten des Gelingens und des Nichtgelingens. Der Neuschnee, die zu bewältigende Höhe, dabei aber die knappe Zeit von etwa zehn Stunden waren schwerwiegende Umstände. Von der nahezu zwei Gehstunden beanspruchenden Straßenwanderung bis zum Taleingange und von diesem zur Bahn zurück abgesehen, verblieben uns nur noch acht Stunden für die nahezu 2200 m betragende Höhendifferenz zum Gipfel, die eventuellen Schwierigkeiten durch Schnee und Vereisung, die unbedingt erforderlichen Rasten und den Abstieg. Nun, viel Zeit war das wohl nicht, aber wir eilten mit dem Vorsatze: Es muß gehen! — dahin.

Gegen  $\frac{3}{4}$  12 Uhr mittags waren wir beim Eingange ins Lavanttal und um 1 Uhr 30 Min. mittags ließen wir uns, nach einem sehr heißen Anstiege, bei der Quelle nächst der Lavantalm zu einer längeren Rast nieder. Sie tat uns sehr wohl. Besonders Glatter war durchaus nicht entzückt über den Schnellauf und erklärte mir, daß er so bis zum Gipfel nicht weiterstürmen könne. Um aber auf alle Mühseligkeiten des hinter uns gebrachten Weges zu vergessen, gönnten wir uns eine Frist von drei Viertelstunden. Dann aber hieß es von neuem hinaneilen.

Vom Lavanteralmboden wandten wir uns in steilem, kurzem Steige den oberen Karböden zu und strebten bei den gegen den Östlichen Wildensender hinanziehenden Schutthalde auf schwach ausgeprägter Steigspur zum Lavant-Luggauer Törl hin. Es liegt 2511 m hoch und wir erreichten es um 3 Uhr 30 Min. nach fünfviertelstündigem Steigen von der Alm weg.

Verheißungsvoll blickte die Schwärza mit ihren furchtbar prallen, glatten Plattenmauern wohl nicht zu uns herab, denn als glitzernde, blanke Eisflächen, die teils mit Pulverschnee bedeckt waren, zeigten sie sich uns heute. Unser Weg war aber klar vorgezeichnet, denn durch den ganzen Plattschuß gibt es wohl keine andere Möglichkeit durchzukommen, als gerade nur an der Westecke, wo durch Abbruch einer Schichte eine seichte Runse sich gebildet hat.

Vom Lavant-Luggauer Törl überstiegen wir einen Kopf, uns dabei etwas an seiner Westseite haltend; später mußten wir dann aber, um zum letzten Sattel zu gelangen, einer scharfen Rippe wegen einige Meter links hinabsteigen bis zum Schutt, der an die Platten hinanzieht. Schon hier lag heute pulveriger Neuschnee und unser Weiterweg war nicht so ungefährlich als bei trockenen Felsen. Durch eine steile, plattige Rinne gelangen wir in die Hauptverschneidung und müssen vorsichtig hinan. Haltlos ist der Schnee auf der eisbedeckten, plattigen Unterlage und nur langsam kommen wir vorwärts. Man steigt in der Verschneidung neben der glatten Plattenwand stets knapp nahe der Westecke hinan, und gewinnt so eine Scharte westlich des Gipfels. Von ihr aus gelangt man an der Südwestseite des Berges mit wenigen Schritten über Schrofen und durch eine Schuttrunse gleich darauf zum Gipfel.

Bis auf 10 m unter die genannte Scharte waren wir gekommen, hier aber waren wir ratlos: Wo man hingriff, ging der Schnee von der eisigen Unterlage ab; oberhalb wölbte sich eine schlecht geschichtete Stufe, die in trockenem Zustand wohl keine Schwierigkeiten bereitet. Heute aber bietet sie durch die Glätte ihres spiegelblanken Eises keinen Halt. Keine Steigeisen, kein Seil haben wir bei uns. — Lange denken wir an einen Ausweg: Zur Linken führt ein Quergang über einen nur wenige Finger breiten Riß quer durch die Plattenflucht zu einer nebenan befindlichen Verschneidung. Möglich wäre dieser Weg wohl, aber der Versuch, ohne Seil über die hältlose Platte zu kommen, wäre wahnwitzig. Rechts an der Kante ist es auch ausgeschlossen, durchzukommen; also nur durch den Riß über uns könnten wir's wagen. Ich erwäge nochmals, erwäge den Einsatz und den Gewinn, gedenke der Verantwortung, die ich dem Freunde schulde! — Und doch, wenn es besser

*Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911*



*Naturaufnahme von A. von Radio-Kaais*

*Bruckmann aut. et impr.*

*Freitung und Hochstadel von Norden*

ginge als ich dachte! — Noch einmal will ich's versuchen: Wieder taste ich an dem glatten eisigen Spiegel, wieder muß ich zurück zu meiner schon schlecht gewordenen Eisstufe. So nahe dem Ziele! — Mit einem Steinwurf, ja mit einer Seillänge ist der Gipfel vielleicht unser.  $\frac{1}{2}5$  Uhr abends war es inzwischen geworden. Gelingt auch der Aufstieg, wie wird es dann mit dem Abstieg? In etwas mehr als vier Stunden mußte die Bahn mich aus dem Banne der Berge wieder entführen! — Wieder und immer wieder erwäge ich, — aber endlich mahnt die Vernunft zur Umkehr. Schwerer als der Aufstieg ist das Abwärtskommen! Ich eile voran, um noch schleunig draußen an der Westkante durch einen schwierigen Riß hinanzuklimmen, aber die Felsen jenseits der Scharte, die ich danach erreiche, brechen jählings ab — und so ist auch die letzte schwache Hoffnung geschwunden. Dann sah ich von meinem Standpunkt Glatter durch unsere frühere Anstiegsrinne hinabsteigen, wobei er schimpfte, daß ich den ganzen Schnee losgelöst hätte und er dadurch auf dem darunterliegenden Eise keinen Halt fände. Bald waren wir wieder beisammen, saßen auf dem Sattel knapp unter den Platten und blickten auf zu den eisigen Mauern, wo wir uns umsonst abgemüht hatten. Ich versprach damals wiederzukommen und führte den Entschluß im darauffolgenden Jahre aus. An einem schönen Sommertage turnte ich dann über die sonnendurchwärmten, vor dem mit ihrem Eise so bösartigen Platten gefahrlos zum Gipfel hinan. — —

Nach kurzer Rast trollten wir um 5 Uhr abends über den unter der Wand ansetzenden Schutt hinab. Des Tages letzter, rosiger Schimmer spielte in den Wänden des Hochstadls und der Freilung, als uns in der Tiefe des Lavanttales nachdunkelnder Wald aufnahm. Um 7 Uhr hatten wir die letzte Steilstufe hinter uns. 50 Minuten später tranken Franz und ich bei Putzenbacher in Dölsach eine „Halbe“ auf die mißlungene und in der Theorie doch gelungene Eilfahrt auf die Schwarza und nahmen mit wehmütigem Lächeln vom Wirte unsere Seile in Empfang.

**ERSTE ÜBERSCHREITUNG DES  
SCHNEEKLAMMkopfES, ca.  
2650 m, UND ÜBERSCHREITUNG  
DES HOCHSTADLS, 2678 m ■ ■**

Der Hochstadel, das „Haupt der Unholde“, gilt als der lohnendste Aussichtsberg des oberen Drautales. Von Osten her bietet seine Ersteigung kaum irgendwelche Schwierigkeiten. Auf dieser Seite steht auf einer Höhe von 1803 m, nächst dem Jagdhause, das von der Sektion Oberdrauburg des Ö. T.-K. erbaute Hochstadel-Haus. Ein bequemer Reitsteig führt vom Dorfe Pirkach, dem letzten Orte in Kärnten, in ungezählten Windungen auf das von saftigen Matten und zahlreichen Alpenhütten bestandene Plateau. Schon von diesem Punkte aus ist der Blick prachtvoll auf das weite Tal, das von der in vielen Windungen dahinfließenden Drau durchzogen wird und mit den zahlreichen Ortschaften anmutig heraufgrüßt.

Bequeme Bergsteiger wählen also den Weg über Pirkach und das Hochstadel-Haus, um den Gipfel des aussichtsreichen Berges zu erklimmen. Wer vom Gipfel oder vom Hause weiter in das Berggebiet der Lienzer Dolomiten eindringen will, den führt ein gut bezeichneter Pfad unter dem Hochstadlgipfel und den Zacken des Schneeklammkopfes hinüber zum Baumgartentörl; man quert dann das weite Baumgartenkar, kommt über die obersten Weideböden der Lavanteralpe auf das zwischen Wildensender und den Gartsspitzen eingeschnittene Laserntörl und gelangt leicht hinab zur Karlsbader Hütte am Laserzsee. Vom Hochstadel selbst gewinnt man das Baumgartentörl, auch wenn man den leicht begehbaren Südsüdwestgrat bis zur Schneeklamm verfolgt und dann entweder südlich zum markierten Wege hinabsteigt und so die Schneeklamm spitze umgeht, oder indem man vom Sattel aus solange in der Nordwand des Gipfels auf altem

Jagdsteige quert, bis man leicht über den Südwestgrat hinüber und zum Baumgartentörl absteigen kann. Über den ganzen Südwestgrat vom Baumgartentörl zum Hochstadel anzusteigen und dabei die schlanke Schneeklamm spitze erstmals zu betreten und zu übersteigen, gelang mir im Oktober 1901. Über die lange Tur, die gleichfalls an einem Sonntag von Wien aus ausgeführt wurde, sei folgendes berichtet: An einem frischen Oktobermorgen entstieg ich wieder einmal um 9 Uhr 25 Min. vormittags in Dölsach dem von Wien kommenden Kärntner Nachteilzuge. Die Sonne lachte schon durch den frostigen Morgen Nebel vom duftigblauen Himmel herab. Der nächtliche Frostreif auf dem Geäst der Weiden, die die meisten Auen erfüllen, glitzerte im Sonnenglanz. Da war es eine Lust zu wandern! Rüstig schritt ich aus. Bald kam ich an dem anmutigen Dorfe Lavant vorbei, immer noch weiter durch die Auen, dem versteckt gelegenen, steil abfallenden Ausgänge des Lavanttales zu. Um 10 Uhr betrat ich das Sträßchen, das in vielfachen Windungen, östlich von dem den Blicken verborgene bleibenden Wasserfall, zur Höhe leitet. Bald tritt man aus dem Waldesdickicht in den von den Riesenmauern der Freiung, des Hochstadls und der Keilspitze eingeschlossenen Kessel des Lavanter Frauental. Im unteren Teile überschritt ich einen das ganze Tal absperrenden Schuttwall, der von den Trümmern des Bergsturzes gebildet ist, der einst von den obersten Gipfelmauern der Freiung sich abgelöst hat. In dem düsteren Kessel, in den zur späten Jahreszeit die Sonne nur mehr während weniger Stunden scheint, ist das Geröll fest gefroren, so daß während des steilen Stieges manchmal selbst der Nagelschuh versagt. Der Pfad zieht für kurze Zeit auf die östliche Talflanke hinüber, leitet dann bald wieder herüber, um dann in steilen, aber gut angelegten Windungen die Höhe des Lavanter Almbodens, nahe dem Jagdhause, zu gewinnen. Rasch war ich, dank des Talgrunds Kühle, heraufgestiegen. Grüne Matten im warmen Sonnenschein luden zu erquickender, langer Rast. Die Zeit aber drängte, denn der Weg, den ich vorhatte, war lang, und die Hindernisse unbekannt. Deshalb stärkte ich mich am kühlen Bach nur wenige Augenblicke. Den Bach und den Wiesenboden überschreitend, klopp ich über verschneite Rasenhänge einem Rücken zu, von dem ich jedoch wieder etwas absteigen mußte, um in das große Baumgartenkar zu gelangen. Hier ging's wiederholt über steilen Schnee und hartgefrorenen Schutt hinan bis zu dem südlichsten der drei im östlichen Karbegrenzungskamm eingeschnittenen Baumgartentörln.

Als ich die Höhe des Kamms gewann, änderte sich mit einem Male das Bild. Der Blick war frei und vom sonnigen Kamme her lugte hinter einem hohen, wilderhackten Felsbau, dem Schneeklammkopf, der breite Gipfel des Hochstadls hervor. Auf dem Kamme neben dem mächtigen Nordabsturze konnte ich fast eben hinschreiten und dabei das eben durchwanderte Baumgartenkar zu Füßen immer tiefer versinken sehen. Schon aus ganz gewaltiger Tiefe grüßte das erst vor einer Stunde verlassene Jagdhaus herauf. Jetzt sah ich auch, daß, wenn ich vom breiten Serpentinenwege abzweigend direkt in das untere Baumgartenkar eingestiegen wäre, ich von dort durch eine steile Rinne wahrscheinlich direkt zu meinem jetzigen Standpunkte hätte heraufklettern können.

Etliche Rudel Gemsen waren bei meinem Erscheinen auf dem Kamme ostwärts über die grünen Terrassen entflohen, nach welcher Richtung der markierte Weg gegen das Hochstadel-Haus führt. Dieser bezeichnete Weg zieht vom bisher ebenen Kamme erst dort quer östlich hinüber, wo der Rücken sich steil aufschwingt.

Ich mußte also, wollte ich mein Ziel erreichen, über diesen steilen Aufbau. Deshalb machte ich mich an die Erkletterung der lockeren Felshänge. Immer etwas unter der Grathöhe an der südlichen Flanke bleibend, konnte ich mir die besten Stellen aussuchen und kam so in hübscher, nirgends sehr schwierig

zu nennender Kletterei auf einen scharfen Grat, der mich auf einen Turm brachte, der zur folgenden Scharte vor dem Hochstadel etwa 80 bis 100 m sehr steil und plattig abbrach. Erst nachdem ich mich orientiert hatte, erkannte ich in der Turmspitze, auf der ich mich befand, den Gipfel der Schneeklammspitze. Zeichen früherer menschlicher Anwesenheit konnte ich nicht entdecken. In Eile schlichete ich dann nur einige Steine übereinander und machte mich in Sorge um den Weiterweg sofort wieder auf der gegenüberliegenden Seite, wo der Turm steil abstürzt, an den Abhang. Kaum hatte ich die Südseite und den Grat verlassen, änderte sich das Bild. Die Felsen der Nordseite waren tief mit Neuschnee bedeckt und vielfach vereist. Knapp nach Verlassen des höchsten Punktes mußte ich mich in eine sehr tief eingerissene Scharte hinablassen, von der nach Norden ein steiler, verschneiter Spalt hinableitete. Im tiefen Puverschnee, der den Riß erfüllte, versank ich stellenweise bis an die Hüften. Jedesmal wenn sich die Kluft zum schmalen Kamin verengte, ließ ich mich, mich an den glatten Wänden etwas verstemmend, in Kaminfeigerart hinabgleiten. Plötzlich stand ich vor einem Abbruch der Rinne, etwa 25 m ober der Schartenkehle. Hier gab's, wie es schien, für mich kein direktes Weiterkommen mehr, denn ich hatte kein Seil bei mir.

Ich versuchte den Abbruch zu umgehen. Nach kurzer Umschau schien sich rechts tatsächlich auch eine Möglichkeit dafür zu bieten: Über eine steile, schräg hinabziehende Platte konnte ich bis in die Scharte hinabgelangen. Wie aber sollte ich diese Platte begehen? Wagte ich's mit Bergschuhen allein, so fand ich ohne Steigeisen in den vereisten kleinen Rissen vielleicht keinen Halt. Dabei drängte der Rucksack den Oberkörper soweit über den Abgrund hinaus, daß ich bei einem Versuch beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. Ich zog die Schuhe aus, barg sie im Rucksack, band diesen an den Pickel und hoffte nun abkletternd beide hinablassen zu können. Zu diesem Vorhaben aber reichte weder Schlinge, Pickel, noch Armlänge aus. Ich mußte wieder zurück. Aber auch das ging nicht mehr, denn der Rucksack hatte sich in den Felsen verkeilt. Es blieb nun keine Wahl, als Pickel und Rucksack auszulassen, dem Absturze preiszugeben und auf guten Ausgang zu vertrauen! Kaum hatte ich ihn ausgelassen, fiel der Sack auf die Scharte hinab, kam aber nicht zum Stillstand — die Pickelschlinge hatte sich gelöst. Bald neigte sich der schwere Sack, überkollerte einige Male und begann nun eine immer schneller werdende Fahrt durch eine enge Rinne zur Tiefe. Entsetzt sah ich ihm, lebwohlsagend und hilflos, nach — da schlägt plötzlich, wo die Rinne rechtwinkelig abbiegt, mit voller Wucht der Rucksack an die Wand und verkeilt sich wie durch ein Wunder in einer kleinen Nische. Ich konnte es kaum glauben, aber er saß wirklich fest.

Zaudernd trat ich nun selbst den Abstieg über die steile Platte an und stand nach manchem Winden und Schweben an ihrem unteren Ende. Ein kurzer Sprung — und ich war ganz unten im Schnee der Schartenkehle. Ich raffte sofort den Pickel auf und stieg nun in Kletterschuhen, die ich vorsichtshalber an der Platte angelegt hatte, durch die schneige, harte Rinne gegen den Plattensturz der Nordwand hinab, durch die der Rucksack den Weg genommen hatte. Mit dem Flüchtling kehrte ich dann wohlbehalten zur Scharte zurück. Hier wurden die wiedereroberten Genagelten wieder angezogen; ich stieg dann in kaum zehn Minuten die leicht begehbaren Felsen des obersten eigentlichen Westkammes des Hochstadls ganz zur Höhe hinan und stand schon um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr nachmittags neben dem Vermessungszeichen auf dem Gipfel. Die Sonne sandte ihre noch immer wärmen den Strahlen herab, kein Lüftchen regte sich und unendliche Klarheit erfüllte das Firmament. Nur im Süden stiegen hinter einem Meer von Zackengebilden blendend weiße Wolkenballen in den blauen Himmel, zu dem nördlich Glockner, Venediger,

Ankogel und viele andere majestatisch aufragten. Ungemein interessant war der Anblick des von den weißen Wolkenballen überwölbten Zackengewirrs der Karischen Alpen mit ihren Ausläufern, den Bergen von Incarajo, die mit ihren Spitzen, Kuppen und Türmen wie ein wildes Chaos aufstrebten.

Voll der herrlichen Eindrücke, die ein klarer Herbsttag mir gewährt hatte, wanderte ich um 5 Uhr abends eilends hinab über den schrofigen, breiten Rücken auf die grünen Weidehänge zum Schutzhause. Nach kurzem Aufenthalt lief ich dann die steilen Windungen des breiten Waldpfades hinab nach Pirkach. Bei Abendanbruch hielt ich noch eine kurze Rast am Bachu und zog dann in dunkler Nacht hinaus zum Bahnhofe nach Oberdrauburg.

**FREIUNG** Die Ostbegrenzung des wilden Lavanttales bilden Plattenwände von unheimlicher Glätte und Höhe. Blicken wir vom Drautale ungefähr nächst Dölsach auf diese Wände, so scheint es, als hätte man eine einheitliche Plattenflucht vor sich. Erst wenn man das Lavanttal selbst durchwandert, wird man des Geheimnisses dieser grauen, scheinbar einheitlichen Wand gewahr.

Vom Baumgartentörl zieht der Grat über die Roßkarlspitze zum Hochstadl und senkt sich dann gegen Norden über die Freiung und danach ungemein rasch hinab zum Drautal bei Nikolsdorf. Hier, schon im Drautale, gewahren wir steile, vom Talboden aufstrebende Plattenmauern, die die eine Seite des Engpasses — im Volksmunde das sogenannte Tiroler- beziehungsweise Kärntner Tor — bilden.

Der Reihenfolge der drei genannten Gipfel nach können wir bei genauerem Zusehen deutlich auch die einzelnen gegen das Lavanttal vorgeschobenen Plattenkulissen wahrnehmen und so tritt in der scheinbar glatten Mauer doch eine reiche Gliederung der ganzen Wandflucht der Tiefe nach ein. Die einzelnen Plattschüsse aber, von denen jener, der zum Gipfelmassiv des Hochstadls selbst ansetzt, eine Höhe von nahezu 1800 m bei einer Gesamtneigung von kaum mehr als 70 Grad besitzt, sind wohl das Großartigste, was ich in dieser Art in den Kalkalpen je gesehen habe. Aber auch diese Mauern haben ihre Bezwinger gefunden. Glatter und ich erwogen oft, ob wir versuchen sollten, suchten vielfach sogar mit dem Triéder nach Möglichkeiten, durchzukommen, aber der obere Teil der mittleren Plattenzone erschien uns aussichtslos. Ernstlich angegriffen haben wir die Wand nie. Von allen Seiten hatten wir sie bereits besehen und nun wollten wir auch einmal von der Freiung aus direkt über die unheimlichen Mauern hinabblicken.

So ward also eines Tages der Entschluß gefaßt, der Freiung zu Leibe zu rücken. Von Gemsjägern — erlaubten und unerlaubten — war sie wohl schon besucht worden. Wenn auch dabei vielleicht nicht der höchste Gipfel selbst betreten wurde, so sind doch die Zugänge zu ihr von verschiedenen Seiten her bekannt gewesen. Lothar Patéra hat den Scheitel des Berges touristisch zum ersten Male betreten und ist hiebei aus dem großen Hochkare durch die Ostwand emporgeklettert. Der leichteste Zugang ist wohl vom Hochstadi-Haus zu suchen, indem man nordöstlich um den Rudnikkofel fast eben auf einem verfallenen Almsteige in das große, nördlich vom Hochstadl eingebettete Kar, Zabarot genannt, hinüberquert, den Nordostgrat möglichst tief unten betritt und zum nördlichen Gipfel und über diesen zum Hauptgipfel ansteigt. Glatter hatte einen anderen Steig von Jägern und Wilderern ausgebaut. Nach deren Aussage geht nämlich von Nikolsdorf über den steilen, bewaldeten Rücken, der sich zum Punkt 1514 aufschwingt, dann über die zerbenbewachsene Felsrippe zu einem quer durch die Nordflanke der Freiung führenden Bande eine schwer zu findende Steigspur, von der aus der nördlich vom Gipfel absinkende Grat betreten werden kann.

Am 5. Juni 1904 kam ich von Wien zur gewohnten Stunde in Dölsach an, sprang gleich in den in umgekehrter Richtung fahrenden Personenzug und traf um 9 Uhr 30 Min. vormittags in Nikolsdorf ein, wo mich Freund Glatter pünktlich erwartete. Es war ein heißer Vormittag und wir sollten seine Annehmlichkeit gründlich auskosten. Knapp nachdem wir uns in Bewegung gesetzt hatten, hielten wir inne und legten alles halbwegs Entbehrliche ab, um in möglichst luftigem Anzuge den Weg fortzusetzen.

Vom Bahnhofe in Nikolsdorf übersetzten wir gleich oberhalb die Drau und verfolgten einen bequemen Fußpfad im Walde noch etwa fünf Minuten. Dort, wo dieser etwas abwärts zu ziehen beginnt, zweigt links eine verwachsene, kaum sichtbare Steigspur ab, die wir fast eben hin verfolgten, erreichten nach etwa zehn Minuten ein Bachbett, in dem noch die Reste einer mächtigen Lawine lagen. Dieses Rinnal querten wir, verloren aber dabei unsere Pfadspur, stiegen dessenungeachtet drüben pfadlos ziemlich eben durch Wald weiter, gelangten an ein zweites und endlich an ein drittes breites Geröllbett. Von hier blickten wir schon in die oben schneearfüllte Schlucht hinein, zu deren Rechten wir nun auf der bewaldeten Rippe bis zum Punkt 1504 hinanklimmen sollten.

Jenseits des Bachbettes gewannen wir gleich den in Serpentinen hinaufführenden, manchmal kaum kenntlichen Pfad, der im unteren Teile knapp neben der vorerwähnten Schlucht hinaufführt. Höher oben soll man sich etwas mehr nach rechts halten, um so die steileren Felspartien, die sich in den Weg stellen und die uns zu mancher gar nicht ungefährlichen Kletterei zwangen, westlich zu umgehen. Ungeahnt rasch waren wir im Schweiße unseres Angesichtes zur Höhe gekommen, so daß wir schon um 12 Uhr 30 Min., nach kaum zweistündigem Abmarsche von Nikolsdorf, den bewaldeten Felsblock des Punktes 1504 m betreten konnten. Wir waren damit am Ende der großen, von Nikolsdorf aus sichtbaren Schlucht angelangt, neben der wir am rechtsseitigen, bewaldeten Begrenzungskamme angestiegen waren. Hier boten sich uns nun drei Möglichkeiten, um weiter zur Höhe zu gelangen: Querten wir die Schlucht, so erreichten wir eine zerbenbewachsene Terrasse, die quer durch die Nordabstürze in den unteren Teil des östlich von der Freiung eingebetteten Karls hinüberleitete. Dieser Weg ist aber unpraktisch, weil man jenseits, um das untere Kar zu erreichen, wieder absteigen muß. Es ist dies der sogenannte „Untere Gang“.

Die am oberen Ende der Hauptschlucht nach Osten hinanziehende Seitenschlucht hätte uns wohl auch irgendwo einen Durchstieg ermöglicht, aber wir fürchteten in der steilen Schneerinne die Steinfallgefahr. Am günstigsten schien uns die hoch oben in der plattigen Wand, etwa 300 m unter dem Gipfel quer durch die Nordflanke nach Osten hinüberführende, jetzt vielfach noch schneedeckte obere Terrasse, der sogenannte „Obere Gang“. Das Ostende dieses Bandes mündet bereits auf dem Gipfelgrate der Freiung. Wir waren also für den „oberen Gang“ entschlossen.

Während Glatter in die Schneeschlucht hinabstieg, um Wasser zu holen, hielt ich Umschau für den Weiterweg. Vom waldfreien Kopfe, auf dem wir uns befanden, steigt man wenige Meter dem Kamm entlang zu einem Sattel ab und gewinnt da eine Steigspur, die direkt über die von herabhängenden Zerben überwucherten, bröckeligen Felsen steil hinaufführt. Gleich zu Anfang verlor ich die Wegrichtung und hatte eine böse Kletterei zu bestehen, vor der ich den inzwischen nachgekommenen Freund durch Zurufe noch rechtzeitig warnte. Nun ließ ich aber von der einmal wiedergefundenen Spur nicht mehr ab. Immer mitten durch die dichten Zerbenbestände, die die steile, felsige Unterlage allseits überwuchern, kommen wir, uns meist sehr mühsam durch das zähe Geäst windend, verhältnismäßig rasch zur Höhe. Hoch oben klettern wir durch einen engen Riß, dann wechseln ver-

einzelte Schneeflecke, Zerbengassen und Geröll ab und endlich betreten wir die luftige Kammhöhe, die weit oben mit der Wand verwachsend zum Bande hinüberleitet. Hier endlich halten wir auf einem wunderschönen, aussichtsreichen Plätzchen um 12 Uhr 30 Min. mittags angesichts des plattigen Nordabsturzes der vor uns sich aufbauenden Freiung unsere erste Rast. Von dem vorspringenden Felsrücken haben wir einen prächtigen Abblick in das von tosenden Wassern erfüllte Lavanttal. Wir befinden uns etwa auf gleicher Höhe mit dem Lavanter Jagdhause, hinter dem sich die plattengepanzerte Schwärza im mittägigen Sonnenglanze mit ihrem Schneegewände prächtig darstellt. Das anstrengendste Stück des ganzen Weges liegt nun hinter uns.

Um 12 Uhr 45 Min. brachen wir auf und verfolgten den aussichtsreichen Kamm auf guter Steigspur bis an die Felsen, querten dann eine breite, schneerefüllte Rinne, gewannen jenseits wieder einen Cemssteig und begannen bald darauf den langen Gang über die langgezogene Terrasse. Hoch über plattigen Wänden, die zu der beim Anstiege verfolgten Schlucht abstürzen, führt unsere Pfadspur. Auf den plattigen Schrofen des Bandes lagert noch viel Schnee, so daß wir des öfteren an ungemein steilen Schneelehnen, die unvermittelt über der jähnen Wand abbrechen, Quergänge zu vollführen haben. Größte Vorsicht war also hier am Platze.

Hatte ich bisher im Genusse von Flüssigkeit absolute Enthaltsamkeit geübt, so konnte ich hier, wo vom Gipfel über die Felsen ein eisiges Wässlein herabrieselte, seiner Lockung nicht mehr widerstehen. Auf einem schneefreien Fleckchen des Bandes hielten wir hoch über einem gewaltigen Plattenschusse eine kurze, erquickende Rast, dann aber eilten wir gipfelwärts.

Wir hätten von hier wohl direkt über die plattigen Nordfelsen des Vorgipfels hinaufklettern können, aber etwa 150 m östlich war schon das Ende des Bandes und von dort schien der Anstieg über den Nordnordostgrat zum Gipfel ohne besondere Schwierigkeiten durchführbar. Wir beginnen also das Band bis an sein Ostende und stiegen dann über den rasendurchsetzten, zurzeit noch schnebedeckten Felskamm ganz zur Höhe des vom Tale aus gesehenen nördlichen Vorgipfels, von dem eine lange Schneerinne dem Kamm entlang herabzieht. Dies ist aber noch nicht der höchste Punkt. Zum Gipfel führt noch ein hübscher Verbindungsgrat mit einigen ganz kecken Zacken anfangs eben hinüber, dann stürzt das Massiv des Vorgipfels jäh ab und man muß durch einen steilen Kamin, den man von oben her mittels eines kurzen Querganges an der Ostflanke erreicht, hinabsteigen. Hat man die Höhe der folgenden tiefsten Einsattlung erreicht, so leiten wieder Gemshäfen an der Ostseite sanft ansteigend bis zu der Felsenkuppe des Hauptgipfels, den man nach kurzer Kletterei in 10 bis 15 Minuten vom Vorgipfel erreicht.

Als wir die Spitze der Freiung endlich um 3 Uhr nachmittags betraten, hatten sich eben aus den Tälern und von den umliegenden Bergen graue Nebelwolken über uns zusammengezogen und ein furchtbarer Hagelregen prasselte gleich darauf auf uns hernieder. Rasch wurde der Billrothbatistmantel hervorgeholt, über unsern beiden Köpfen entfaltet und unter dem zeltartigen Dache das Nachlassen des Windes und des Hagelschlages abgewartet. Über 20 Minuten tobte das Wetter mit aller Heftigkeit, dann aber zeigte sich eine rasch sich erweiternde Aufhellung im dunklen Gewölk und bald bläute wieder sonnendurchstrahlter, klarer Himmel über uns. Die Felsen, die im Glanze des abrieselnden Regenwassers anfangs wie Spiegel widerstrahlten, trockneten bald ab und so war es schon nach kurzen Augenblicken wieder behaglich geworden auf der aussichtsreichen Zinne. Besonders eindrucksvoll ist der Blick auf die gewaltigen Nordwestabstürze unseres Berges und auf die pralle, unheimlich glatte Nordwand des Hochstädls. Der Abblick über diese

Mauern in das wildromantische Lavanttal ist überwältigend schön. Über dem noch von tiefem Schnee erfüllten Kessel der Lavanteralpe ragte wieder die Schwärza mit ihrem blanken Plattenpanzer hinan, ebenso der Wildensender und das nach Norden überhängende Horn des Seekofels. Es ist ein harmonisch schönes Bild, das nach Westen durch Sandspitze und Keilspitze seinen Abschluß findet; dann gleitet der Blick an den wilden Steilmauern rasch hinab in das liebliche Drautal. Freund Glatter erforschte mit dem Triéder von hier aus den Fortschritt seiner Bauarbeiten bei der Regulierung der verschiedenen Drauarme und bemerkte mit Freude, daß seine Vermessungsarbeiten den Bauarbeiten noch weit voraus waren, so daß er am folgenden Tage dort draußen noch nichts zu tun hatte. Vom Vorgipfel schon hatte er zu seinem Heim nach Nikolsdorf hinabgeblickt und deutlich seinen Sprößling mit der Mutter im Garten spielend erblickt. Beglückt und hochbefriedigt steckte er dann das alles entdeckende Glas in seinen Rucksack und freute sich, auch von der Höhe der Berge aus das Leben in seinem Heime beobachten zu können.

Die Stunde des Rückzuges war für uns nach einer langen, bis  $\frac{1}{2}$  5 Uhr währenden Rast auf dem Gipfel herangerückt und wieder mußten wir über den Grat zum Vorgipfel steigen; dann aber gewannen wir Schneehänge und die bereits erwähnte steile, schneeverfüllte Rinne unter dem Gipfel, durch die wir nun nach Möglichkeit hinabfuhren. Dort, wo wir im Aufstiege aus der Wand auf den Nordkamm zur Rinne hinübergestiegen waren, bogen wir nach rechts ab und gewannen absteigend so das weite schneeverfüllte Kar, das von Freiung und Hochstadt umstanden ist. Über tiefen Schnee stampften und fuhren wir ganz an die Nordostecke des Kessels hinüber, wo ein altes Hüttnchen steht. Gleich hinter diesem zieht ein ebener Steig um einen nördlichen Ausläufer des Hochstadls herum zu den weiten, herrlich grünen Weideflächen. An einem frischen Quell in nächster Nähe des Hochstadt-Hauses streckten wir uns um 6 Uhr 15 Min. abends zu einer langen Rast nieder. Welch prächtiges Frühjahrsbild entrollte sich hier noch unserem Auge! Ringsum schneigeige Spitzen, darunter grünende Alpentriften und dunkler Hochwald, der sich bis zum blinkenden Laufe der Drau hinabsenkt.

Dann ging's auf breitem Pfade hinab in das Tal. Unten trennte sich Glatter von mir und wanderte heimwärts, während ich mich gegen Oberdrauburg wandte.

An einem lauen Frühlingsabende durchwanderte ich die weiten Auen und zog an Ortschaften und freundlichen Gehöften vorbei. Langsam senkten sich die Schatten der Nacht herab ins Tal — Juninacht! Wonnig weiche, süße Blütendüfte hauchten die Wiesen und Wälder aus — mitten in diesem Blütenhaine stand am Wege ein gar nettes, einfaches Haus und vor dem Tore saß trällernd ein schmuckes Kind. Als ich vorüberzog, flog ein schelmisches Lächeln durch die großen leuchtenden Augen und über das rosige Antlitz — es war ein Bild voll Frühlingsduft! Wieder umgab mich herrlicher Wald, lauter hallten meine Tritte in der Stille des Abends, der mit seinen schmeichelnden Düften die Sinne so wonnig umfing! — — Dann leuchtete mir ein rotes Licht vom Bahnhofe Oberdrauburgs entgegen — mein Ziel war erreicht — ein glanzvoller Tag und ein reueloser Traum dahin!

## DIE CAVALLOGRUPPE VON LOTHAR PATÉRA

Wie aus der dem zweiten Teile dieser Arbeit beizufügenden Bibliographie ersichtlich sein wird, darf man das Gebiet der Cavallogruppe bereits seit langem nicht mehr als *terra incognita* bezeichnen. Freilich wurde, wie auch Ferrucci bemerkt, die Aufmerksamkeit der Turisten und Gelehrten stets nur auf den Monte Cavallo und den ihm vorgelagerten Bosco del Cansiglio gelenkt, über die ein recht reichhaltiges, turistisches, geologisches und historisches Schriftenverzeichnis vorliegt, während über den restlichen Teil der Gruppe bis auf den heutigen Tag nur spärliche Berichte zu finden sind. Vor allem mangelte es bis jetzt an zusammenhängenden Turenbeschreibungen sowohl in der italienischen als auch in der deutschen alpinen Literatur. Hat doch auch Steinitzer, dessen treffliche Monographie der Karnischen Voralpen in dieser Zeitschrift erschienen ist, in der ganzen, 20 km langen Gebirgskette der Cavallogruppe vermutlich bloß den Col Nudo und den Monte Cavallo erstiegen, sein Hauptaugenmerk dagegen den Clautaner Alpen zugewendet und die Cavallogruppe nur nebensächlich behandelt. Es ist mir daher gegönnt, noch eine tatsächliche Lücke im alpinen Schrifttum auszufüllen, eine angenehme Lage, in die wir Epigonen leider nur mehr so selten kommen.

**EINTEILUNG** Bereits Schmidl (1841) spricht von einer Gruppe des Monte Diognona und Cavallo. Schmidl scheint von diesem Gebiet mehr Kenntnis gehabt zu haben als so mancher spätere Geograph.

Beitzke (1843), ein wenig bekannter Alpenforscher, nennt<sup>1)</sup> das Gebiet „Alpen von Belluno“ und rechnet es ganz richtig unter die „Karnischen Alpen“, die in seiner Alpeneinteilung im Verein mit den „Julischen Alpen (Terglougruppe)“ die „erste (südliche) Gebirgsreihe“ der „Ostalpen“ bilden.

Schaubach (1845), der im allgemeinen mit Recht als der Begründer einer wissenschaftlichen Einteilung der Alpen gerühmt wird, kannte Beitzkes Werk nicht, erwähnt sonderbarerweise keinen einzigen Gipfel unserer Gruppe und scheint auch gar nicht in diese Gegend gekommen zu sein. Ebensowenig war sie Sonklar (1864) bekannt, der südlich des Tagliamento nur die „Venezianer Alpen“ oder „Gruppe des Monte Premagiore“ anführt, für die Prof. F. Simony in seinen Vorlesungen die originelle, aber wohl unanfechtbare Bezeichnung „Piave-Tagliamento-Gruppe“ wählte, die allerdings in touristische Werke kaum Eingang fand.

Wäber (1874) nennt unter den vier Untergruppen der „Venezianischen oder Premaggiore-Alpen“ „die Gruppe des M. Cavallo zwischen dem Lago di S. Croce, der Zelline und dem Col Ferrone“<sup>2)</sup>, womit deren Grenzen meines Wissens zum ersten Male, wenn auch nicht ganz richtig, präzisiert wurden.

Die beste Einteilung der ganzen Karnischen Alpen wurde, wie mir dünkt, wenigstens für den Turisten, von Prof. G. Marinelli (1887) ausgearbeitet; auf meine Veranlassung wurde diese auch von H. Gerbers (1901) in seine Ostalpen-Einteilung aufgenommen. Ebenso scheint E. Levasseur (1889) dem von

<sup>1)</sup> „Die Alpen. Ein geographisch-historisches Bild.“ Colberg, C. F. Post, 1843, S. 568.

<sup>2)</sup> „Über die Einteilung der Alpen.“ Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs, X (1874/75), S. 515.

Marinelli aufgestellten System gefolgt zu sein; er erwähnt übrigens<sup>1)</sup> in der Cavallogruppe bloß: „le monte Dognone, 2350 m, le monte Cavallo, 2248 m, et le plateau de Cansiglio, 1100 à 1200 m“. A. Böhm (1887) faßt das Gebiet der Cavallogruppe mit dem der Clautaner Alpen und der Arzinogruppe zur „Premaggioregruppe“ zusammen und schreibt<sup>2)</sup>: „Diese Gruppe ist die Fortsetzung der Belluneser Hochalpen und -Hügel und besteht demgemäß in ihrem nördlichen Teile aus Dachsteinkalk, im südlichen hingegen aus Jura und Kreide. Es sollte demnach die Gruppe eigentlich in zwei Teile zerlegt werden, umso mehr als sich der südliche Teil auch seinen plastischen und hypsometrischen Verhältnissen nach von dem nördlichen, bei weitem höheren Gebirge unterscheidet. Die Karten dieses Gebietes — sowohl die topographischen als infolgedessen auch die geologischen — sind jedoch zu ungenau und das Gebirge überhaupt zu wenig bekannt, als daß heute schon diese Trennung vorgenommen werden könnte.“ Böhm tut des Monte Cavallo mit keinem Wort Erwähnung und scheint von den gediegenen Arbeiten Marinellis keine Kenntnis gehabt zu haben.

K. Diener (1894) ergänzt die Einteilung Böhms in der Weise, daß er für das Gebiet der Cavallogruppe die Bezeichnung „Friulaner Voralpen“ vorschlägt; trotzdem er die Einteilung Marinellis als auf einem veralteten Prinzip beruhend erklärt, dürfte sie doch alle übrigen überdauern. Marinelli nahm nämlich auf die geologischen Verhältnisse besonders in den südlichen Teilen wenig Rücksicht und kam zu seinen Umgrenzungen auf Grund sorgsamer historischer Studien. Andere wieder, wie Futterer (1895), wollen den nördlichen Teil der Cavallogruppe Marinellis der Premaggioregruppe zuschlagen, während sie zu dem Teil, der sich südlich von Val Salatis, Monte Caulana und Torrente Caltea befindet, das dem Monte Raut südlich vorgelagerte niedrige Gebiet südlich von Poffabro und Frisanco rechnen wollen, was ja geologisch gerechtfertigt sein mag. Wir aber wollen der Einteilung Marinellis folgen, der für die Cavallogruppe folgende Grenzen angibt: Durch den Sattel von St. Oswald, 826 m (von den Einheimischen Passo di Pezzèi genannt), wird sie von den Clautaner Alpen und durch den Fadaltopass, 489 m (von Ferrucci als „depressione lapisina“ angesprochen), vom Massiv des Col Vicentin getrennt, dessen östliche Fortsetzung in orographischer und geologischer Hinsicht eigentlich das Hochplateau des Cansiglio bildet. Die Cavallogruppe dehnt ihre Verästelungen aus zwischen dem Piavefluß und den Wildbächen Vajont, Cimoliana, Zellina, Meschio und Rai. Von der Mündung des Torrente Zellina in die friaulische Tiefebene bis zu den Quellen des Livenzaflusses und bis nach Serravalle ist diese Ebene mit den Abhängen der Hügel von Caneva und Sarone die Grenze. Südlich und nördlich des Fadaltopasses bilden auch der Lago Morto und Lago di S. Croce die Abgrenzung. Der Hauptkamm streicht von Nordwest nach Südost, ist von Erto bis zum Monte Tremòl zirka 20 km lang und senkt sich dort zu einem vorgelagerten breiten Plateau, das sodann steil gegen die friaulische Ebene abstürzt. Die großartigsten Hochgebirgsszenen weist hauptsächlich der nördliche, sich in zahlreiche Zweigkämme auflösende Teil dieser Gebirgskette, und zwar namentlich mit den vom Col Nudo ausstrahlenden Taleinschnitten auf; in seinem weiteren Verlaufe büßt der mächtige Gebirgswall seine Wildheit mehr und mehr ein und nimmt den Charakter eines Plateaugebirges (z. B. ähnlich dem Hagengebirge) an, bis dieses schließlich in die zwei Hochflächen des Pian del Cavallo und Bosco del Cansiglio übergeht.

Marinelli nennt dieses Gebiet „Südwestliche Karnische Voralpen“, „Lapisinakette“<sup>3)</sup> oder „Gruppe des Monte Cavallo“. Die zuletzt angeführte Bezeichnung

<sup>1)</sup> „Les Alpes et les Grandes Ascensions.“ Paris, Delagrave, 1889.  
<sup>2)</sup> „Einteilung der Ostalpen.“ Wien, Högl, 1887, S. 48.

<sup>3)</sup> Den Namen „catena Lapisina“ nahm Marinelli von der alten Bezeichnung „Iugli Lapisini“ für die Seen von S. Croce, Morto und Negriziola, die den Fuß dieses Ge-

dürfte sich, da der beträchtlich höhere Col Nudo viel zu wenig bekannt ist, wohl am ehesten einbürgern, obwohl der Monte Cavallo erst die dritthöchste Erhebung der Gruppe darstellt und fast am südlichen Ende des Hauptkammes gelegen ist, wo sich das Hochgebirge in Hügel und vorgelagerte Plateaus auflöst. Dafür aber ist der Monte Cavallo der populärste Berg der Gruppe; er ist nach Tuckett einer der verschiedenen, an der Südgrenze der Alpen verstreuten Glanzpunkte, die bekannt sind wegen ihrer botanischen Schätze, und genießt nach Marinelli infolge seiner das halbe Venezien beherrschenden Erscheinung in der Bevölkerung des westlichen Friauls dasselbe Ansehen wie der Monte Canin im östlichen Teil. Betrachtet man den Monte Cavallo an einem kalten, heiteren Wintermorgen, wenn seine Flanken vom Pian del Cavallo bis hinauf von einem Schneepanzer umgürtet sind, dann ähnelt sein Profil jenem seines größeren Bruders, des Canin; überhaupt braucht er den Vergleich mit keinem anderen Berge der Voralpen zu scheuen und besiegt alle an Schönheit. Sein pyramidaler, auf eine sehr geräumige Basis gestellter Felskopf ist von der ganzen venezianischen Ebene zwischen Triest und Venedig und nahezu von jeder Spalte der Südkarischen Alpen sichtbar. Mehr als je imponiert er dem von Udine aus herankommenden Reisenden. Er wird sichtbar, sobald man sich Pordenone (deutsch früher Portenau) nähert und die Tagliamentobrücke überschreitet. Trotz seiner nicht sehr bedeutenden absoluten Höhe scheint er doch ein wahrer Riese zu sein, denn sein Sockel liegt bloß 50—150 m ü. d. M., und von den Livenzaquellen, die seinen Fuß umspülen, umfaßt das Auge einen Felsblock von 2000 m Höhe.<sup>1)</sup> Da sein Felsenleib aus Kreidekalk besteht, offenbart er zwar nicht die entschiedenen Profile, die Härten und die Zerfressenheit der Dolomitgipfel, beherrscht aber dennoch das umgebende Gebirge, von dem er sich in Form eines Tetraeders loslöst, in solchem Maße, daß der Blick wie gebannt an ihm haften bleibt.

Außer diesem zauberhaften Emporsteigen aus der friaulischen Ebene lockte auch schon frühzeitig zur Ersteigung das zu erwartende Panorama, das nicht seinesgleichen findet; denn es hat zu seinen Grenzen gegen Süden das Meer mit Venedig, von dem der Gipfel in der Luftlinie zirka 75 km entfernt ist, nach Westen die Poebene, „die Mutter der Kultur“, nach Osten und Norden die Julischen und Karnischen Alpen; besonders fesseln im Nordwesten die Dolomitgebirge von Cadore, Belluno und Trentino das schönheitsdurstige Auge. Der erhabene Ernst des wilden Gebirges wird jedoch gemildert durch das frische Grün der Tiefländer und das klare Blau der stillen Seen, in denen sich die bleichen Berggipfel spiegeln.

Es waren wahrscheinlich die angeführten Vorzüge die Ursache, daß der Name des Monte Cavallo einer von den ersten ist, die man in der alpinen Geographie der Neuzeit auftauchen sieht. Ces. Centù will den Namen sogar von den keltischen Wurzeln *keap*—*al* = *cima alta* = Hochgipfel ableiten und führt zur Bekräftigung seiner Behauptung die Häufigkeit an, mit der dieser Name in den Karnischen Alpen vorkommt: Monte Cavallo bei Sauris, Monte Ciavalli bei Forni usw. Es sei dahingestellt, ob diese Hypothese ihre Richtigkeit hat, Tatsache ist, daß der Name des Monte Cavallo schon in den frühesten Urkunden des Mittelalters, nämlich schon

birges bespülen und von ihm den größten Teil ihrer Wässer erhalten; auch Cavallo führt diese Benennung an. Bereits bei Zanichelli wird der Lago di S. Croce als „Lacus Passinus“ angesprochen, auf der Karte von Ligorio (1563) heißt er „lago passin“, in einer Schenkungsurkunde des Kaisers Renegar aus dem Jahre 923 „lacus Iapacineensis“ und Alpago „valle Lapacineensis“. Der Name Alpago, mancherorts (wie z. B. auf der Karte von Baron Zech) auch „Valpago“ geschrieben, kann vielleicht aus valle pagi = Talgau (pagus = Gau) entstanden sein;

andererseits heißt es, daß die Endung —ago = Ort bedeute, z. B. Maniago, Vardago, Asiago usw.

<sup>1)</sup> Man vergl.: M. Cavallo, 2250 m., 2220 m. über der Livenzaquelle, 30 m. Horiz. Distanz 11 km.; M. Cavallo, 2250 m., 2100 m. über Aviano, 150 m. Horiz. Distanz 9½ km.; Hochkönig, 2838 m., 2416 m. über Werfen, 522 m. Horiz. Distanz 11 km.; H. Dachstein, 2996 m., 2186 m. über Prä Mandling, 810 m. Horiz. Distanz 8 km.; Macmolata, 3345 m., 1981 m. über Campitello, 1386 m., bei einer horiz. Distanz von 9½ km.

im zehnten Jahrhundert auftritt, als es galt, die Grenzen festzusetzen, und er auch nach Professor Ol. Marinelli einer der ersten Berge ist, die auf Landkarten (1557) verzeichnet wurden. Man kann sagen, der Monte Cavallo hat eine tausendjährige geschichtliche Vergangenheit, auf die wir noch zu sprechen kommen.

Neben dem Monte Cavallo hat der

**BOSCO DEL  
CANSIGLIO**

bereits seit alter Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und verdient daher eine etwas eingehendere Würdigung. Uralt ist sein Name, wovon die aus dem Jahre 923 stammende Schenkungsurkunde des Kaisers Berengar den Beweis liefert („sub Casillo“, vergl. S. 308). Er ist wahrscheinlich abzuleiten von „Campus silvae“<sup>1)</sup> ähnlich wie die an seinem Fuße befindlichen Örtlichkeiten: Camolli mit „Campus mollis“ und Campardo mit „Campus aridus“ etymologisch erklärt werden. Der Sage nach aber bebaute einst der Römer Silio in dieser Gegend sein Feld und gab dem Walde den Namen „Campo di Silio“, später „Cansilia Sylva“.<sup>2)</sup> In der Tat wurden römische Waffen in der Nähe der Casera Cadolte auf dem Campo dell’Armada gefunden.<sup>3)</sup> Ferner stieß man auf römische Altertümer in der Nähe von Polcenigo, und zwar wurden im Jahre 1874 bei S. Giovanni am Fuße des südlich gelegenen Hügels römische Grabmäler mit Gefäßen usw. aufgedeckt, wobei es sich um eine römische Nekropolis zu handeln scheint. Zu Coltura wurden römische Münzen zutage gefördert.<sup>4)</sup> Auch in der Valle di S. Tomè wurde eine römische Goldmünze gefunden; sie ist sehr gut erhalten, wenig kleiner als ein 20 Lirestück und gehört der Zeit des Kaisers Vespasianus Augustus (9—79) an.<sup>5)</sup> Ferner traf man zu Erto, so wurde mir dort erzählt, im Sommer 1910 beim Bau der neuen Straße nach Longarone auf römische Gräber und Vasen voll Münzen aus der Zeit des Kaisers Diocletian, was eine merkwürdige Bestätigung der im Volke lebenden Sage wäre, nach der im Jahre 20 n. Chr. in Erto ein Fürst gelebt hat, der dort ein Schloß besaß; er jagte mit Vorliebe in der Val Vajont und starb an dem Biß einer Viper. — Wie diese Ausgrabungen antiker Gegenstände beweisen, drangen von den alten Kolonien Altinum, Heraclea, Concordia und Aquileja aus die römischen Legionen allmählich auch gegen das nördlich gelegene Gebirge vor, um sich dort niederzulassen, vermutlich angezogen durch die Lieblichkeit und Fruchtbarkeit des reichlich mit Wasser versehenen Geländes. Übrigens soll auch die friaulische Sprache, die mit der provençalischen und katalanischen viele Ähnlichkeit aufweist, aus der römischen Volkssprache entstanden sein.

In der Bulle des Papstes Lucius III. vom Jahre 1185, in der die Schenkung von 923 nochmals bestätigt und dem Bischof Gerardo von Belluno das volle Eigentumsrecht über den Bosco del Cansiglio zugestanden wurde, erscheint letzterer noch unter dem Namen „Campus Silius“. Unter der venezianischen Herrschaft nahm er jedoch eine andere Bezeichnung an; so wird er in einem Berichte des Francesco Soranzo vom 23. September 1592 an den Senat von Venedig „Bosco da remi d’Alpago“ (im Jahre 1548 „bosco d’Alpago“) genannt. Während der Monte Cavallo bereits auf Landkarten aus der Mitte des 16. Jahrhunderts verzeichnet ist, beginnt der Bosco del Cansiglio erst auf solchen des 18. Jahrhunderts zu erscheinen; z. B. bei Albrizzi<sup>6)</sup>: „Bosco di San Marco“; Uberto Tailot (1797): „Bosco da remi di San Marco“, wie ihn auch Zanichelli benennt. Erst auf der vom österreichischen Generalstab in den Jahren 1801—1805 unter der Leitung des Barons Zach hergestellten, verhältnismäßig sehr guten Karte des Herzogtums

<sup>1)</sup> Auch in den 13 Gemeinden existiert ein Campo silvano.

<sup>2)</sup> „Excursione al Cansiglio (Alpi Venete).“ Bollettino

del C. A. J., vol. II, 1867, Nr. 10-11, S. 386.

<sup>3)</sup> „Antica Storia e Giurisprudenza Forestale in Italia.“

Treviso, 1859, S. 527.

<sup>4)</sup> „Cenni storici sulla Giurisdizione di Polcenigo.“ Udine,

1677.

<sup>5)</sup> In der Zeitung „Testamento“, Nr. 39, Pordenone, 17 ottobre.

<sup>6)</sup> „La Piana del Friuli descritta ed illustrata colla storia . . .“ ecc. Venezia 1753, S. 168.

Venedig ist die Bezeichnung „Bosco e Piano di Canseglio“ anzutreffen, die allmählich in der Form von Bosco del Cansiglio zur heute amtsüblichen wurde. Von deutschen Schriftstellern wird er verschieden angesprochen; so schreibt v. Liechtenstern: „Der große Wald von S. Marco oder Cansei genannt“; v. Martens: „Der berühmte Eichenwald Canseglio“ und „Cansejo“; Schmidl: „Bosco del Consiglio“ und „Waldgebirge von Cansiglio“, an einer anderen Stelle „Der große Wald S. Marco“; Beitzke: „Ratswald von Sacile (Bosco del Consiglio)“. Die Schreibart „Consiglio“, die man auch noch bei Wellenthal und Tuckett findet, dürfte vermutlich in Anlehnung an den „Consiglio dei X“ gebraucht worden sein, unter dessen Botmäßigkeit der Forst durch Jahrhunderte stand. Es ist hier übrigens der Name „Bosco“ als Gebirgsbezeichnung angewendet, ähnlich wie „Wald“ in den deutschen Mittelgebirgen, z. B. Böhmer-, Thüringer-, Franken-, Oden-, Schwarzwald usw. (vergl. Böhm, „Einteilung der Ostalpen“, Wien, Hölzel, 1887, S. 333).

Der Bosco del Cansiglio stellt sich als ein weites, nach allen Seiten schroff abfallendes Hochplateau mit erhöhten Rändern dar, dessen Basis begrenzt ist nach Westen von den „Laghi Lapisini“ (Lago di S. Croce und Morto), gegen Süden durch die Hügel von Fregona, Sarmede und Caneva, nach Osten von der Valle del Cunazzo und S. Tomè, von der breiten Einsattlung gegen den Pian del Cavallo und von der Valle Isola della Stua, nach Norden endlich durch das Tertiärbecken von Alpago, und zwar die Hügel von Tambre und Farra oder vielleicht besser durch die Val di Nona, einen Seitenarm des sich in den Lago di S. Croce ergießenden Torrente Tesa.

Von der venezianischen Ebene aus sieht der Gebirgsrand, der den äußersten Ausläufer der Alpen bildet, schroff und steil wie eine Mauer aus, und der Cansiglio springt wie eine Bastion daraus hervor. Durch seine Bedeckung mit herrlichen Buchenwäldern kontrastiert sein Gebiet mit allen anderen Höhen weit und breit, die entweder ganz kahl und von felsigen Abstürzen flankiert oder bei sanfterem Gehänge mit kümmerlichen Weiden überzogen sind; durch seine üppige Waldvegetation dürfte der Cansiglio ohne Analogon in den südlichen Alpen sein. Im inneren Teile hat sein Hochplateau eine durchschnittliche Höhe von 1100 m und fällt allseits in jäher Böschung zu der bloß 50 m ü. d. M. liegenden friaulischen Ebene ab. Nach Westen steigt der Plateaurand zum Monte Pizzoc, 1570 m, und Monte Millifret, 1577 m, an, während im Nordosten zwischen dem oberen Teile der Valle di Pezzon, hier Valle di Piera genannt, und dem Tale des Torrente Cunazzo im Osten vom Col Maggior, 1238 m, über die Vetta Paradisa, 1391 m, den Col dei Schiosi, 1357 m<sup>4)</sup>, Col Grande, 1618 m, und Col Arnerio, 1612 m, eine Kammhöhe zum Monte Tremòl, 2007 m, und Monte Cavallo, 2250 m, hinzieht, wo sich das aus Kreidegestein bestehende Massiv des Cansiglio mit der triadischen und jurassischen, zum Col Nudo führenden Kette verbindet, deren Tektonik nach Futterer noch sehr unvollkommen bekannt ist. Der Monte Cavallo selbst besteht bis zu seinem Gipfel aus weißen Kreidekalken, und am Fuße seines jähnen Absturzes im Osten bilden ebenfalls Kalke der obersten Kreidestufen das Hochplateau des Pian del Cavallo, dem wir erst gelegentlich der Besteigungsberichte einige erläuternde Worte widmen wollen.

Die vom Monte Tremòl südlich herabziehende Kammhöhe fällt gegen den Cansiglio zu allmählich ab und weist eine Reihe kleiner Täler auf. Im Norden der Hochebene liegen die Monti Squarati, 1320 m, die nach außen hin zuerst sanft,

<sup>4)</sup> Sprich *scibsi*, dialektisch = *chloecole*, d. i. Schnecken, Muscheln, Schraubennüsse; nach Taromelli bietet er eine ungeheure Fülle von Versteinerungen in der Kreide,

namentlich Acanthellen und Nerinea, von denen manche 35 cm messen; er wurde zuerst von Pirone bekannt gemacht.

unterhalb Mezzomiglio, 1265 m, und Palughetto, 1044 m, aber sehr steil in die tiefe Schlucht der Valle di Pezzon abfallen, die zwischen Spert und Palughetto von einer Brücke überspannt wird. Außer einer Menge kleiner Seitentäler sind noch die sich nach Norden wendende Valle della Fontana und der von Südwesten auf den Piano del Cansiglio zukommende Vallone di Vallorc nennenswert.

Der Kreisumfang des äußersten Randes des Plateaus, das sich von allen Seiten, außer von Norden, kraterförmig nach innen zu abdacht, beträgt nach Tuckett zirka 30 km, der Diameter von Westen nach Osten zirka 8 und von Norden nach Süden 9—10 km. Die einen ungenauen Kreis bildende Zentralmatte (Pian del Cansiglio) mag zirka 2 km in jeder Querrichtung und 9 km Umfang messen. Von ihr erhebt sich nach allen Seiten in sanften Wellenlinien der 2 $\frac{1}{2}$ —4 km breite, meist aus Buchen bestehende, doch auch eine große Anzahl Fichten enthaltende Waldgürtel, „Schatten über Schatten, ein Walddrama von herrlichstem Anblick, bis dahin, wo noch höher als diese Wipfel der grüne Bergwall vorspringt und die ganze Außenwelt abschneidet“. Darüber ragen die Zoldaner Dolomiten und die mannigfach geformten Gipfel der nahen Cavallokette auf.

Der wellige Pian del Cansiglio besteht aus Weiden und Wiesen, deren grün-gelbe Farbe vom Dunkel des Forstes angenehm absticht und auf denen zahlreiche Alphütten zerstreut liegen. Im Südosten des weiten Planes steht auf einer Anhöhe, 1027 m, das königliche Forsthaus, genannt Regio Palazzo oder Palazzo di San Marco, weil es noch aus den Zeiten der venezianischen Republik stammt; hier finden Reisende das ganze Jahr hindurch gute Unterkunft und Verpflegung, daher sich das Haus auch als Standquartier für Wintersport trefflich eignen dürfte; seit 1909 steht es überdies in telephonischer Verbindung mit Vittorio.

„Der große Mangel dieser Gegend“, schreibt Tuckett, „ist sowohl vom ästhetischen als auch vom praktischen Gesichtspunkt aus das Wasser“, und er beklagt sich humoristisch über den dortigen Landwein, der „den Kropf eines alten Hahnes spalten und einen ehernen Affen zum Weinen bringen könnte“. Er erwähnt auch die zahlreichen Höhlen (Dolinen?), die wie im Karst den Boden des Hochplateaus durchziehen. Einige davon waren trocken, andere mehr oder weniger mit stagnierendem Wasser angefüllt, bedeckt mit schleimigem Schaum von Wasserpflanzen, Algen, Konferven etc., aus denen das unaufhörliche Quaken von Froschmyriaden ertönte. Auch Steinitzer vermisst das belebende Element des Wassers, um die Heimatsillusion zu vervollständigen: „Kein Bach fließt durch die dunklen Laubgewölbe, kein geheimnisvoller See spiegelt die mächtigen Blätterkronen wieder, nur das Aufschlagen des Fußes auf steinigem Wege und das leise Rauschen der vom Winde bewegten Wipfel unterbricht die tiefen Stille.“

Jedenfalls ist die Tatsache auffallend, daß auf der Hochebene, obwohl auf sie neben vielen kleineren auch mehrere größere, aus den Randbergen kommende Täler münden, sich weder ein See als Sammelbecken, noch überhaupt ein Abfluß von ihm gebildet hat; das Wasser versinkt auf der Hochebene, ohne sie besonders feucht oder sumpfig zu machen. Eine Spur dieser versunkenen Gewässer findet man in den schädlichen nächtlichen Nebeln, von denen diese ausgedehnten, von einem Forstring umgürten Wiesen in eigentümlicher Weise befallen werden. Am Abend, wenn die letzten Sonnenstrahlen ihr Licht auf den äußersten Berggipfeln konzentrieren, hebt sich nämlich vom Talgrund ein leichter, durchscheinender Nebel, verteilt sich recht allmählich und umhüllt als Wolke die Einsenkung des Hochplateaus. Bei Sonnenaufgang, wenn sonst ringsum Berge und Täler rein und klar sind, steht auf dem Pian del Cansiglio eine weiße, wellige Dunstschicht, die lange mit der Sonne kämpft und ihr erst spät am Vor-

mittag völlig weicht, um sich wieder als Nebel talabwärts zu senken und endlich ganz zu verschwinden.

Andere für die Gegend des Cansiglio charakteristische Luftschauspiele sind bereits von Meister Tizian, der auf seinen Reisen nach Serravalle und Venedig wohl mehr als einmal hier vorüberzog, besonders auf seinen Zeichnungen häufig dargestellt und von Gilbert ausführlich beschrieben worden. Auch Tuckett beobachtete auf seinem Wege jene scharf abgegrenzten, blauschwarzen Regenlädchen, die sich in dichten Massen über die Landschaft fortbewegen und während ihres Vorüberganges eine Zeitlang jeden Anblick von Land und Himmel in ebensoviele Wasserströme verwandeln. Vergleichsweise sei hier auch eines feinsinnigen Ausspruches von E. W. Bredt<sup>1)</sup> gedacht: „In aller Luft, die Tizians Bilder erfüllt, ist des Meeres Nähe. Die Alpen und der Alpen Atmosphäre, wie sie Tizian einzig malte, vereinigt zwei große Sehnsuchten — Berge und Meer.“

Zum Zwecke meteorologischer Untersuchungen wurden vom italienischen Ministerium drei Beobachtungsposten auf dem Cansiglio eingerichtet — einer im Zentrum des Buchenwaldes, ein zweiter im Nadelgehölz und der dritte im Palazzo selbst —, die das Studium der forstlichen Klimatologie mit interessanten Ergebnissen fördern, da sie in einer äußerst niederschlagsreichen Zone gelegen sind. Marinelli vergleicht den Cansiglio mit den regenreichsten Gebieten Europas: Asturien in Spanien, den Grampians Mountains in Schottland und Bergen in Norwegen.

Das Plateau des Cansiglio wird von den Rudistenkalke gebildet, die nur eine sehr dünne Bedeckung von jüngeren Schichten (Untere Scaglia) tragen; da jene Kalke sehr zur Zerklüftung neigen und somit Wasser sehr leicht durchlassen, versinken die von den Abhängen auf die Hochebene gelangten Wässer ungemein rasch. Meist sind die dortigen Seitentäler trocken und nur bei schon lange andauernden Regenfällen oder bei Wolkenbrüchen werden sie von Bächen durchrauscht. Der Mangel an fließendem Wasser und der von diesem hervorgerufenen mechanischen Erosion ist einer der Hauptfaktoren, denen das Hochplateau des Cansiglio seine Bodengestalt verdankt. Überall wo die Rudistenkalke allein die Oberfläche bilden, herrscht eine große Wasserarmut, die nur dem kümmerlichsten Pflanzenwuchs ein Dasein gestattet. Wo steile Abhänge vorhanden sind, stürzen bei lang anhaltendem Regen die Gewässer mit vernichtender Gewalt in die Tiefe, wovon die großen, mitgeführt Felsblöcke in den breiten, steinigen Talwegen Zeugnis geben. Dadurch wird jegliches Ansammeln von Verwitterungsprodukten, auf denen eine Pflanzendecke sich festsetzen könnte, verhindert.

Der Boden des Cansiglio besteht aus Kreide und weist ähnliche Eigenschaften auf wie das Hochplateau der Sette Comuni. Daher trifft man in ihm häufig trichterförmige Höhlungen an, von denen die sanfteren, den Dolinen des Karstes entsprechenden, „lame“ oder „piaje“ (dialektisch statt spiagge), die mehr von Löchern ausgefressenen und von senkrechten Felswänden begrenzten „buse“, „ingiotidori“ oder „sperlonghe“ genannt werden; diese sind identisch mit den „slünte“, „pirioni“ oder „lore“ in den Sette Comuni und den „foibe“ (lat. fovea) auf dem Karste. Eine der bedeutendsten Höhlungen am Cansiglio heißt: Buso (oder Busa) della Lume. Der Name leitet sich vermutlich ab von gewissen Gasausströmungen, die in Berührung mit dem Sauerstoff der Luft sich entzünden und ein rotes Flämmchen erzeugen. Diese Höhle befindet sich eine Viertelstunde südlich vom Palazzo und ist von moosigen Hügeln und Nadelgehölz versteckt. Ihre kreisrunde Öffnung hat einen Umfang von ca. 200 m; ihre Wände fallen

<sup>1)</sup> „Wie die Künstler die Alpen dargestellt.“ Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1906, S. 93.

sehr steil und stark zerklüftet in eine Tiefe von ca. 70 m ab, wo sich zwischen allerlei Pflanzengestrüpp ein zweiter Trichter öffnet; dort hineingeworfene Steine sollen erst nach 19 Sekunden wieder aufschlagen.

Bei den hier häufigen Platzregen werden diese Höhlungen manchmal ganz angefüllt und in Tümpel umgewandelt. Allein nach überraschend kurzer Zeit sind die Trichter wieder vollständig ausgetrocknet; die Wässer verschwinden nämlich in den vielen Spalten, die das Innere des Bodens unterminieren. Dieses Phänomen gibt auch eine Erklärung für die am Fuße des Gebirges vorhandene Wasserfülle der Quellen der Livenza und des Gorgazzo, des Lago di S. Croce und Morto, in denen die unterirdischen Wasserläufe ihren Ausweg finden. Analoge geologische Verhältnisse bestehen bekanntlich im Hochplateau des Karstes, wo die trichterförmigen Höhlungen den berühmten, bereits von Vergil besungenen Timavo und andere istrianische Küstenflüsse speisen, und im östlichen Teile der Seite Comuni, wo die Wässer sich mittels der Quellen von Oliero in die Brenta entladen. Daß übrigens zwischen den Laghi Lapisini und der Livenza gewisse Wechselbeziehungen herrschten dürften, nahm man bereits vor langer Zeit an; man vergleiche diesbezüglich die Aussprüche von Sabellicus und Piloni. Noch bedeutsamer jedoch dürfte die von Ceconi<sup>1)</sup> gemachte Beobachtung sein, daß nämlich „nel 1825 il lago Morto s'innalzò straordinariamente, essendo nel tempo stesso scarsissimo d'acque il Livenza, e che abbassandosi il lago gonfiò questo fiume....“

Während jedoch der Karst, der von der schrecklichen, bodenaustrocknenden Bora heimgesucht wird und vielleicht schon in grauer Vorzeit seiner ursprünglichen Waldkrone beraubt worden ist, in den foibe und Dolinen bloß für spärlichen Pflanzenwuchs hinreichenden Humus bietet, trägt der Cansiglio eine stolze Waldmähne auf seinem Scheitel, die das Erdreich zusammenhält und mit soviel Feuchtigkeit versieht, daß in der inneren, offenen Zone ein guter und ausgedehnter Weideplatz bestehen kann. Man möge aufsteigen, von wo man will, überall ist die steile, zum Cansiglio führende Böschung zuerst von einzelnen, später immer dichter werdendem Gestrüpp aus Haselnuß, Hagebuchen, Dornsträuchern und Rhododendron besetzt, die das Herankommen an den Forst verkünden, der sich dann endlich in dunklen Massen vor uns ausdehnt.

Ein eigenartiger und würdiger Gegenstand des Studiums ist es für den Forstmann und vielleicht auch für den Geologen, zu beobachten, wie zwei Arten von Pflanzen infolge der „natural selection“ hier verteilt sind und um die Vorherrschaft auf dem Hochplateau ringen: in der östlichen Zone herrscht nämlich Nadelholz (400 ha) vor, in der westlichen aber die Buche (3500 ha). Die Hauptrepräsentanten von jenem sind die Tanne, die Fichte, die *pinus pectinata*; seltener ist die Lärche, doch sucht man diese künstlich auszubreiten. Im östlichen Teile des Hochplateaus sieht man abgestorbene Lärchen noch in einer Meereshöhe von 1600—1700 m stehen als letzte Überreste einer im wilden Kampfe ums Dasein besiegt Art. Zur Zeit (um 1800), als Doglioni<sup>2)</sup> den Cansiglio besuchte, stellte er das Verhältnis zwischen Laub- und Nadelholz wie 18:2 fest und dies soll sich bis heutzutage nicht wesentlich geändert haben.

Von den Nadelhölzern werden Segelstangen, Stützen, Mastbäume (25—30 m lang) und Tische hergestellt; wie viele Vorläufer dieser Fichten mögen in früheren Tagen als Masten für manches Admiralschiff der stolzen Republik gedient haben! Die Buche aber verwendet man zu Brennholz, als Ruder und Eisenbahnschwellen, die Rinde als Zunder. Bekannt ist der Bosco auch wegen seiner köstlichen Erd-

<sup>1)</sup> „Udine e sue Province.“ Udine, Trombetti-Muraro, 1862, S. 25. <sup>2)</sup> „Notizie storiche e geografiche della città di Belluno e sue province.“ Belluno, Tissi, 1816, S. II.

und Himbeeren, die von Kindern in großen Mengen gesammelt und nach den Städten zum Verkauf gebracht werden.

Der Forst erstreckt sich über drei Provinzen und grenzt an die Gemeinden Alpago, Serravalle, Caneva, Polcenigo, Aviano und Montereale.

Nach Marinelli bedeckt er 7021 ha, wovon 1300 ha Weideboden sind; der größere Teil, 3881 ha, liegt in der Provinz Belluno, 1643 gehören zu Udine und 1491 zu Treviso. Alvisi<sup>1)</sup> (und nach ihm auch Caccianiga) gibt eine Oberfläche von 7241 ha an; davon entfallen 5086,63 ha auf Wald, 2119,5 ha auf Weide und 35,6 ha auf Hütten (73) der Holzarbeiter, gemauerte Häuser (32, darunter der Palazzo), Tümpel, Straßen usw. Der Reinertrag belief sich damals (1857) auf 36 000 österreichische Lire, — während Caccianiga (1867) 60000 Lire angibt und den Wert des ganzen Waldes auf 8000000 Lire beziffert — die Zahl der alljährlich im Durchschnitt gefällten Buchen betrug 6264, der Nadelhölzer 1004. — Behufs Aufforstung sind bei Tambre 2 ha für Setzlinge bestimmt.

Es scheint, daß die Ausdehnung des Forstes ehemals eine viel größere war als heute. So legt Berenger die Schenkungsurkunde des Kaisers Berengar vom Jahre 923 in der Art aus, daß der Cansiglio damals auch einen großen Teil des Alpago umfaßt und den dreifachen Durchmesser von heute gehabt habe. — Die italienische Regierung, die den Wald jetzt besitzt, ist eifrig bestrebt, ihn von nun an in bestem Zustand zu erhalten und Übertretungen des Forstgetzes mit unnachsichtiger Strenge zu ahnden. Im Winter bleibt nur der Palazzo bewohnt, wobei die dortige Wächterfamilie oft wochenlang durch die Schneemassen von der Außenwelt abgeschlossen ist, die übrigen Wächter ziehen in die umliegenden Ortschaften hinab.

Dies ist aber nicht die einzige Bevölkerung des Cansiglio. Außer nomadisierenden Köhlern, die von Polcenigo, Budoja, Caneva usw. aufsteigen, gibt es auch Häuser im Innern des Forstes, die von Holzfällern und Holzschnitzern (sog. scatoleri = Schachelmacher) bewohnt sind; diese fertigen Schachteln, Schirmstöcke, Holzschüsseln, Näpfe, Siebe, Becher, Blasbälge, Holzschuhe u. dgl. Diese Industrie wurde durch eine Kolonie von „Cimbren“<sup>2)</sup> eingeführt. Im Jahre 1797 erhielten nämlich vier Brüder namens Azzalin aus Roana (Sette Comuni), von denen einer ein Geistlicher und drei verheiratet waren, die Erlaubnis, sich in diesem Walde ansässig zu machen und ihr Gewerbe der Holzschnitzerei auszuüben. In 70 Jahren hatten sich diese fleißigen vier Brüder schon auf 40 Familien mit 240 Personen vermehrt. Zu Tuckets Zeiten betragen sie bereits zirka 280 Individuen. Damals sprachen die älteren Leute noch ihr heimisches Deutsch, den alten Cembro-Dialekt und hatten auch sonst im Tracht und Sitte noch etwas Eigenartigkeit bewahrt, während sie dies heute leider schon ziemlich abgestreift haben, so daß sich dieses Völkchen nur noch durch eine größere Sauberkeit von seinen italienischen Nachbarn unterscheidet. Sie sind ein biederer Menschenschlag und sehr genügsam; ihre Kolonie ist eine Art Patriarchalstaat, sie heiraten bloß untereinander, wodurch sie eine vereinigte Familie bilden, in der es nur wenige Zunamen gibt. Da die Produkte ihrer Industrie einen schwunghaften Handelsartikel abgeben und nicht bloß in den benachbarten Provinzen Absatz finden, sondern von Venedig aus sogar nach Algier, Griechenland und Ägypten befördert werden,

<sup>1)</sup> „Belluno e sus provincie“ in Cesare Cantù, „Grande Illustrazione del Lombardo-Veneto“, Milano 1858, vol. II, S. 708.

<sup>2)</sup> J. Pock sagt in seinem Aufsatz „Deutsche Sprachinseln in Weisschitrol“, Tourist, XVII (1885), auf S. 146: „Die Annahme, diese Deutschen seien Nachkommen der Cimbren, wird durch keinerlei stichhaltige Beweise bekräftigt; es scheint vielmehr, daß die Benennung „Cimbren“ dadurch entstand, daß die Ansiedler — fast durchgängig

Holzarbeiter — sich selbst ihrer Beschäftigung nach „Cimberleute“, was gleichbedeutend ist mit „Zimmerleute“, nennen. Ein anderes Mal (Tourist, XVII, 1886, S. 84) gibt er eine zweite Version, nämlich daß sie Cimbren heißen, weil sie aus dem Cembatal (Zimmerthal) einwanderten. Im übrigen vgl. die Arbeiten von Chr. Schneller, Galanti, Alfr. Bassi usw.“

Col Nudo

Cimone

Forcella Rondoli

Südgipfel

C. di Pino

Nordgipfel



Naturaufnahme von L. Patéra

Bruckmann aut. et impr.

Col Nudo und Cime di Pino aus dem Hintergrunde der Valle Vajont

Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1911

so haben sie es nicht nötig, auszuwandern. Sie wohnen in drei Hauptzentren — nächst Osigo, nächst dem Palazzo und zu Canaje — in Hütten, für die sie Pacht zahlen müssen, da diese wie der ganze Wald ärarisches Eigentum bleiben. Bereits Caccianiga schildert diese Behausungen sehr zutreffend; sie kamen ihm vor wie die Zelte der Araber oder die Baracken der Hottentotten auf der Pariser Weltausstellung; Marinelli aber vergleicht diese Ansiedlungen mit der holländischen Liliputanerstadt Broeck, wie sie Edmondo De Amicis in seinem Roman „Olanda“ (1874) beschrieb. Jedenfalls geben ihre Häuschen und Viehhütten dieser stillen Gegend eine malerische Staffage und die Familien, die Hirten und das Vieh bringen anheimelndes Leben in die tiefe Einsamkeit.

Der zirka 1300 ha betragende, zur Weide übrig gelassene Teil im Innern des Bosco gehört den Gemeinden Fregona, Tambre und Farra d'Alpago und nährt im Sommer nach Soravia<sup>1)</sup>) 1028 Kühe und 34 Pferde; Schafe und Ziegen sind streng ausgeschlossen, eine weise Maßregel zum Schutze des Forstes. Wild hat in dem ganzen Bereich des Waldes längst zu existieren aufgehört, weil jeder Einheimische trotz des Verbotes jagt. Vor zirka 50 Jahren zog eine Bärin mit ihrem Jungem durch das Gebiet, wurde aber nicht erlegt.

Professor T. Catullo erwähnt, daß im Jahre 1770 vom Patrizier Marino Cavalli nach dem Projekt des Ingenieurs Giov. Ruzini der Lago di S. Croce mit der Piave mittels eines 6000 m langen Kanals verbunden wurde, der hauptsächlich zur Flößung von aus dem Cansiglio stammenden Baumstämmen diente. — Ein anderes Werk, das ebenfalls schon zur Zeit der venezianischen Republik begonnen worden sein soll, ist die schöne Fahrstraße, die in einer Länge von 24 km quer durch den Forst von Crosetta (Osigo) bis Spert (Farra) führt; sie wurde zum Zwecke des Holztransports vom Ärar mit einem Kostenaufwande von 300000 Lire nach den Projekten der Ingenieure Manolessio und Giacomelli im Jahre 1865 begonnen und unter Leitung des Ingenieurs Castellani im Jahre 1883 dem Verkehr übergeben. Vordem konnte man nur auf beschwerlichen Fuß- oder Saumwegen das Hochplateau erreichen, jetzt ist das bequem im Wagen möglich. Das Gefälle der Straße überschreitet zwar nirgends 10%, ist aber doch für Radfahrer etwas zu stark.

An den Bosco del Cansiglio schließt sich nördlich das freundliche Becken von Alpago an. 20—30 zerstreute Ortschaften setzen seine fünf Gemeinden — Pieve, Chiè, Può, Tambre und Farra — zusammen. Diese sanfte Hügellandschaft mit ihren fruchtbaren Wald-, Wiesen- und Weingeländen soll Karl IV. wahrscheinlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts dem Bischof von Belluno gegeben haben. Die dicht gedrängt stehenden Höfe beweisen die reiche Kulturfähigkeit des Bodens, so daß man in den Alpen schwerlich eine Gegend finden wird, die stärker bevölkert und besser bebaut wäre als die von Alpago. Der eozäne Flyschmergel dieses Tertiärbeckens ist für Wasser undurchlässig, daher erklärt sich sein im Vergleich mit dem Cansiglio auffallender Wassereichtum. Die zahlreichen Alluvialterrassen sind bedeckt mit üppiger Vegetation, zu der die nackten Felsabstürze der Cavallogruppe in scharfem Gegensatz stehen. Trotzdem bietet diese Gruppe von hier aus einen weit freundlicheren Anblick als vom Vajont- und Zellinatal, denn die Gehänge sind hier weniger steil, die Talterrassen dagegen liegen etwas höher und sind mehr besiedelt. In weitem Halbkreis umschließen ihre Hochgipfel jene lachenden Fluren und beschützen sie vor den rauhen Nord- und Ostwinden.

Obwohl die Gegend von Alpago so viel des Schönen und Anziehenden birgt, um zahlreichen Turistenbesuch zu verdienen, ist sie dennoch in diesen Kreisen

<sup>1)</sup> „Tecnologia botanico-forestale della provincia di Belluno.“ Belluno, Delibersi, 1877, S. 89.

unbekannt geblieben; nur auf kurze Zeit ist sie durch das furchtbare Erdbeben vom 29. Juni 1873, das hier und in Belluno großen Schaden anrichtete, zu trauriger Berühmtheit gelangt.

Was die benachbarten Lapisinischen Seen betrifft, so werden sie in den deutschen Reisebeschreibungen (so bei Fabri, v. Liechtenstern, v. Schubert, Schmidl usw.) zwar schon seit langem erwähnt, meist aber nur ganz kurz abgetan. Und doch zieht Falb nicht mit Unrecht die Gegend von S. Croce mit der des Achensees in Vergleich und schreibt: „Die Lage der Dörfer von Alpago und des Sees von S. Croce ist aus mittlerer Höhe gesehen geradezu bezaubernd. Selten mag ein fauler, verderblicher Kern von einer gleißenderen Außenseite bedeckt worden sein.“ Selbst ein Alpenkenner wie Euringer nennt den See, der sich mit seiner Umgebung zu einem reizenden Idyll vereinigt, ein kleines Landschaftsjuwel, schildert entzückt das Gebirgspanorama und fährt fort: „Wer dieses Bild, so ruhig in seinen Linien und doch so reich an Form und Farbe, an einem schönen Sommermorgen vor sich sieht, dem mag es sich wohl wie mir tief in die Seele prägen mit dem Zauber seiner landschaftlichen Poesie.“ Nach Futterer beruht der hohe szenische Reiz, der den Lago di S. Croce umgibt und ihn ebenbürtig neben den Garda- und Comosee stellt, auf der Verschiedenheit seiner Ufer und dem dadurch hervorgerufenen Kontrast. „Vom Südufer schweift der Blick über die grüne Wasserfläche hinweg nach den anmutigen Hügeln des Alpago, die, bedeckt von reizenden Kulturen, wie ein Garten liegen und von den sie im Norden und Osten umziehenden Hochgipfeln, die nicht selten selbst im Sommer im weißen Schneegewande glänzen, wie von einer felsigen Mauer eingeslossen sind. Nach der Morgenseite taucht der Blick aus den Wellen des Sees über die steil aufragenden Felsufer hinweg in das dunkle Grün der herrlichen Wälder des Cansiglio, die im Herbst mit ihrem bunten Aussehen sich kräftig von dem tiefblauen italienischen Himmel abheben. Dort, wo die schroffe Felsmauer des nördlichen Randgebirges mit den weichen Zügen des waldbedeckten Hochplateaus zusammentrifft, erhebt sich in majestätischer Gestalt in scharf gezackten Umrissen die aus weißem Gestein gebildete Berggruppe des Monte Cavallo. Mit wirrem Felsgetrümmer, nackten, weit herunterreichenden Schutthalde, mit scharfen, trotzigen Klippen oben am hohen Berggrande und nur einer einzigen armseligen Alphütte, deren Name Col Mal schon ihren Charakter bezeichnet, bietet die Westseite des Sees ein Bild der Zerstörung und ein Beispiel der wilden Gewalt der Naturkräfte, die durch jähre Felsstürze bei den häufigen Erdbeben die Berghänge bis zum See herab überschütteten. Für den Geologen aber bietet dieses unwirtliche Gehänge eine Fülle interessanter Erscheinungen.“

#### **GESCHICHTLICHE BEMERKUNGEN**

„In uraltem Kulturland, das auf eine mehrtausendjährige Geschichte zurückblickt, wurzelt ihr Felsenbau“, so schreibt Steinitzer über die Karnischen Voralpen, die er zwar bei weitem nicht erschöpfend, aber mit dem Geiste eines Dichters geschildert hat.

Obschon es gewiß verlockend wäre, das über unser Gebiet reichlich vorhandene geschichtliche Material eingehend zu behandeln, gestattet es der mir zur Verfügung gestellte Raum leider nicht, die aus verschiedenen einschlägigen Werken gesammelten Auszüge zu verwerten. Die sagenhaften Autochthonen des Landes Friaul, die Römerzeit, die Völkerwanderung und besonders die Urkunden des Mittelalters würden hinreichend Stoff zu Erörterungen liefern. Cavallo, Cansiglio und Castello di Polcenigo, deren Schicksale innig miteinander verknüpft sind,

spielen nachweisbar seit einem Jahrtausend eine mehr als lokalhistorische Rolle. Die älteste erhaltene Urkunde ist jene vom Jahre 923, mit der Kaiser Berengar, früher Herzog von Friaul, auf die Fürsprache seiner Gemahlin Anna dem Bischof Haimon von Belluno mehrere Güter geschenkt hat. Neben „monte Cauallo“, „lacus Lapaciniensis“ und anderen Örtlichkeiten wird darin auch der Cansiglio unter der Bezeichnung „sub Casillo“ zum ersten Male erwähnt. Diese Schenkung wurde im Jahre 963 vom Kaiser Otto I. dem Bischof von Belluno bestätigt. Später wurde der Monte Cavallo Lehenseigentum der Grafen von Polcenigo und verblieb es während des ganzen Mittelalters. Er gab jedoch hin und wieder Ursache zu Streitigkeiten mit den Bischöfen von Belluno. Die aus diesem Anlaß aufgenommenen Protokolle (z. B. vom 31. März 1338 und 19. Juni 1469) sind uns ebenfalls erhalten und die hierbei aufgestellten Grenzlinien (jetzt zwischen den Provinzen Belluno und Udine) bis auf den heutigen Tag dieselben geblieben. Im Jahre 1420 befreite sich die Gemeinde Belluno von der drückenden Herrschaft ihrer Bischöfe, indem sie sich unter den mächtigen Schutz der venezianischen Republik stellte. Da der große Waldkomplex des Cansiglio mit seinen fast unerschöpflichen Vorräten an Bauholz für diese Seemacht eine hervorragende Bedeutung hatte, wurde er am 21. November 1548 vom Rat der Zehn unter dem Dogen Francesco Donato kurzerhand zum Staatswald der Republik proklamiert und für den Schiffbau vorbehalten. Die wenigen, aber gewichtigen Worte dieses Beschlusses lauten: „Havemo deliberato col Consiglio nostro dei X et zonta alli 21 del mese presente che il bosco d'Alpago sia posto sotto la protezione del predetto Consiglio con tutte le stretture che sono li boschi del Montello, Carpenedo e valle di Montona, restando preservate le ragion di cadaun in detto bosco . . .“ Zur Zeit der türkischen Raubzüge hatte der Bosco auch eine große strategische Wichtigkeit; so wurden in den Jahren 1472, 1477 und 1492 die über den Cansiglio führenden Saumwege — schon 1339 wurde eine Straße von Alpago nach Polcenigo hergestellt — zerstört und verbarrikadiert, um den schrecklichen Feind der Christenheit von Belluno abzuhalten, worüber ebenfalls ausführliche Berichte vorhanden sind. Vom Jahre 1797 bis 1866 war der Cansiglio in österreichischem Besitz, wobei seine Umgebung zeitweise der Schauplatz blutiger Kämpfe war; seither steht er in der Verwaltung der italienischen Regierung.

**ÄLTERE REISEWERKE** Außer den meist in trockenem wissenschaftlichen Tone verfaßten Werken älterer Geographen (z. B. Biondo, Sabellicus, Sanudo, Piloni, Valvasone) liegen aus der Zeit vor Ausführung von Bergturen auch etwas mehr belletristisch gehaltene und subjektiv gefärbte Berichte über Reisen vor, die den Westsaum des Gebietes berührten, wo eine uralte Heerstraße („Via regia“, später „Strada d'Allemagna“) hinlief, auf der heutzutage von Toblach nach Belluno die Postautomobile dahinrasen. Eine willkommene Fundgrube für die Geographie der Alpen in jener Zeit sind die „Evagatorien“ des Ulmer Predigermönches Felix Fabri, der zweimal, im Jahre 1480 und 1483, den Orient besuchte und namentlich in seinem Berichte über die zweite Reise den Hin- und Rückweg durch diesen Alpenteil mit lebensvoller Ausführlichkeit schilderte. — Beachtung verdient auch die ausgedehnte Reise des Engländers Edward Brown, die ihn 200 Jahre nach Fabri gleichfalls in unser Gebiet führte.)

Jedenfalls ließe sich noch ähnliches, nicht unwichtiges Material aufstöbern, doch

<sup>1)</sup> „Durch Niederland, Deutschland, Hungarn, Servien, Bulgarien, Macedonien, Thessalien, Österreich, Steyermark, Kärthen, Carniolien, Friaul u. s. w. gehane ganz sonderbare Reise . . .“ etc. Nürnberg 1686, S. 215 bis 216.

die nötigen Quellwerke sind schwer zugänglich. Im übrigen enthalten die Reiseberichte aus früherer Zeit wohl zumeist bloß Schilderungen der am Fuße des Gebirges gelegenen Ortschaften, deren Geschichte, sowie Bemerkungen über Sprache, kulturelle und nationalökonomische Verhältnisse ihrer Insassen.

Es würde auch zu weit führen, auf die das Gebiet der Cavallogruppe betreffenden Landkarten näher einzugehen; obwohl solche meiner Ansicht nach zu den wertvollsten Urkunden zum Studium der Erschließungsgeschichte eines Gebirges gehören, muß ich mich doch mit dem bloßen Hinweis auf die gründlichen Forschungen Prof. Ol. Marinellis begnügen.

### ERSTEIGUNGSGESCHICHTE UND TURISTISCHE ERSCHLIESSUNG

Wenn auch die italienischen Teile der Ostalpen im allgemeinen relativ spät touristisch erforscht wurden, so gehört die Gruppe des Monte Cavallo doch zu jenen, die einen „berühmten Gipfel“ als Anlockung besitzen, eben den Monte Cavallo, der durch seine weite Sichtbarkeit schon frühzeitig zu allgemeiner Beachtung gelangte. Die Kenntnis von dem ersten verbürgten Besuch eines Gipfels der Gruppe verdanken wir Prof. Ol. Marinelli, der die Aufmerksamkeit der italienischen Bergfreunde auf ein längst vergessenes Werk Zanichellis lenkte, das für die Geschichte des Alpinismus in Friaul sehr bemerkenswert, jedoch in der deutschen Sport-Literatur<sup>1)</sup> anscheinend gänzlich unbekannt geblieben ist. Es behandelt einen im Jahre 1726 von Giovanni Girolamo Zanichelli<sup>2)</sup> und Pietro Steffanelli<sup>3)</sup> ausgeführten botanischen Ausflug auf den Monte Cavallo. Wegen des gewiß auch allgemeineren Interesses dieses Berichtes will ich nachfolgend dessen Übersetzung versuchen.

Nach einigen bereits früher mitgeteilten Bemerkungen über den Cansiglio usw. schildert Zanichelli seine für die damaligen Verhältnisse und sein Alter von 64 Jahren immerhin als kühn zu bezeichnende Bergfahrt auf den Monte Cavallo: „Anfangs Juli 1726 verreiste ich von Venedig in Gesellschaft des Herrn Peter Steffanelli, eines gediegenen Pflanzenkenners. Der Weg bis zu der nahezu auf der Grenze des Gebietes von Belluno gelegenen Festung Aviano ist allbekannt, dessen Beschreibung daher unnötig. Sobald danach unser Mons Caballus in unseren Gesichtskreis getreten, gingen wir, mit Proviant wohl versehen, an seine Besteigung. Hoch zu Maulesel legten wir über schmale, steinige und geschlängelt ansteigende Pfade einen Weg von zirka 7 km zurück, bis wir zu einem verlassenen Viehplatz gelangten. Nachdem wir hier im Schatten eines breitästigen Baumes den Körper durch Ruhe und Speise ein wenig gestärkt hatten, stiegen wir weitere 7 km aufwärts, bis wir in ein Hochtal eintraten, wo wir in einer Alphütte unsere Station hielten, um sodann den allerhöchsten Scheitel des Berges

<sup>1)</sup> v. Martens (op. c., II., S. 542) führt ihn an als „Der bekannte Apotheker von Santa Fosca“ und zählt (II., S. 657) einige seiner nachgelassenen Werke auf, unter denen sich aber das vorliegende nicht befindet.

<sup>2)</sup> G. G. Zanichelli wurde zu Modena 1682 geboren, studierte in Venedig Pharmacie und erhielt dasselbe 1686 die Leitung der Apotheke von S. Fosca. 1701 erteilte ihm das Stadtphysikat ein Privileg auf Herstellung der noch gegenwärtig verbreiteten sog. Pferderipiden von S. Fosca. 1725 wurde er in die obere Sanitätsbehörde des venezianischen Staates gewählt. Neben seinem Apothekerberufe beschäftigte sich Zanichelli auch mit Untersuchungen von Petrefakten, die er im Veroneser und Vicentiner Gebirge gefunden hatte, und außerdem mit Pflanzenkunde. In den Jahren 1722–1726 machte er botanische Exkursionen nach Istrien, auf den M. Cavallo, die Gipfel von Peitre und die Euganeischen Hügel. Er starb am 11. Januar 1728 und hinterließ einige gedruckte Werke, darunter ein großes über die Pflanzen der venezianischen Küstengegend, und

andere im Manuskript; zwei davon wurden veröffentlicht von seinem Sohne Gian Giacomo, wovon das erste den Reisebericht über den Monte Cavallo enthält.

<sup>3)</sup> Während neuerdings alte biographischen Wörterbücher Notizen über Zanichelli enthalten, fehlen solche über Steffanelli; selbst der um das Studium der Geschichte der Botanik Italiens hochverdiente Prof. P. A. Saccardo konnte Ol. Marinelli bloß mitteilen, daß Steffanelli ein erfahrener Pflanzenkennner und in Venedig bei der vorgenannten Familie Nani als Direktor über deren an der Giudecca befindlichen Garten angestellt war. Anscheinend hat er weder Pflanzensammlungen noch Werke hinterlassen; doch weiß man, daß er mit dem berühmten Micheli von Florenz in wissenschaftlicher Korrespondenz gestanden hat, was aus der Biographie hervorgeht, die über letzterer Targioni Torzetti (Florenz, 1858, S. 213, 214, 275) verfaßt hat. Weitere biographische Notizen konnten die Professoren Occhioni-Bonaffons und Ol. Marinelli nicht ausfindig machen.

zu erklimmen. Inzwischen durchforschten wir nach allen Richtungen die Örtlichkeiten am Fuße des Berges. Dortselbst vereinigten wir die gesammelten Pflanzen und ließen das Gepäck zurück. Nachdem wir unsere Füße mit jenen Steigeisen<sup>1)</sup>, die im Volksmunde grappelle genannt werden, bewehrt hatten, begannen wir die Kletterei zur Spitz, über die abschüssigen Felswände oft auf allen Vieren uns fortbewegend, und zwar an der äußeren Bergseite steigend, da die nach innen gekehrte ungangbar ist. Es ist für jeden, der es nicht selbst mitgemacht hat, unglaublich, wieviel Schweiß und Durstesqualen uns ein Weg solcher Art gekostet hat. Die Anstrengung wurde durch die Länge des Marsches vergrößert; es sind nämlich 10 km zurückzulegen, bevor man den Fuß auf die Spitze setzen kann. Dortselbst eine weite Einöde und allenthalben schauderhafte, rauhe Wildnis; nirgends eine Spur menschlicher Behausung noch sonstiger Kultur. Nur die Liebe zu den Pflanzen ermutigte uns, und das Vergnügen, sie zu sammeln, ließ uns die Müdigkeit minder empfinden. Sorgfältig suchten wir auch den Gipfel ab, worauf wir uns, mit floristischen Schätzen beladen, an die Rückkehr machten, zuerst nach Aviano und dann nach Venedig.<sup>2)</sup> Dieser Schilderung folgt ein langes Verzeichnis von mehr als 250 auf dem Ausflug gesammelten Pflanzen.

Sehr interessant ist auch ein im Jahre 1818 ausgeführter Versuch des Regensburger Botanikers G. von Martens<sup>2)</sup> zur Ersteigung des Monte Cavallo. „Nachdem wir Friauls Ebene und Hügel gesehen, beschloß ich, auch seine Alpen aufzusuchen. Zum Ziele wählte ich den fast immer umwölkten Gipfel des stolzen Monte Cavallo, der sich, von Venedig und Udine aus sichtbar, weit über die anderen Berge der nächsten Alpenkette und mehr als 6000 Fuß über die Ebene erhebt. Die hier herrschende Meinung, daß er unersteiglich sei, vermehrte meine Neugierde. Unter den Landleuten gehen sonderbare Sagen von dem reizenden Garten der Madonna mit herrlichen, nie gesehenen Blumen, von der Sciarra d'oro (Noas goldenem Anker) auf seinen nie erreichten Gipfeln.“ So leitet von Martens die sehr ausführliche, mit vielen botanischen Notizen versehene Schilderung seiner beachtenswerten Bergfahrt ein. Über Polcenigo, Budoja, Dardago, die „schauerlich wilde“ Val di Croda, die einsame Kirche San Tommaso und die Höhe des Sauc wurde mit einem Wegweiser die Sennhüttenkolonie auf dem Pian del Cavallo erreicht, wo in der „Casera Candepilla“ (richtig wohl Capovilla, 1295 m) übernachtet wurde. Der dortige Hirte Gius. Michielin aus Castello d'Aviano wurde nun als Begleiter aufgenommen. Dieser war zwar selbst nie auf dem Gipfel des Monte Cavallo gewesen, doch konnte er sich noch des Weges erinnern, den die „Geometri“ mit einigen Männern, die eine Signalstange auf den Gipfel zogen, genommen hatten. Diese sei wirklich mit großer Mühe und Gefahr aufgerichtet, aber im folgenden Winter vom Sturm in den Abgrund gerissen worden. Auch ein fremder Mann habe einst den Gipfel erklettert, in der Hoffnung, die Mandragora zu finden, die er in ganz Italien gesucht, aber nirgends gefunden habe. Die Märchen von der Sciarra d'oro und dem Giardino della Madonna hatte auch Michielin öfter gehört, ohne ihnen jedoch Glauben beizumessen. Der weitere Verlauf der Exkursion wird wie folgt geschildert: „Um 4 Uhr brachen wir auf, bei heiterer, sternenheller Nacht. Die ernsten Gipfel des Cavallo standen in scharfen, schwarzen Umrissen am Himmel, und ich schmeichelte mir schon mit der Hoffnung eines heiteren Tages. Als wir aber die nächste Höhe erstiegen hatten, erblickten wir die ganze Ebene mit einem weißen Nebelmeer bedeckt, aus dem die Bergspitzen

<sup>1)</sup> Ol. Marinelli übersetzt das lateinische Wort „Capodio“ wie ich glaube unrichtig mit zoccoli, was im Deutschen Holzsabu bedeuten.

<sup>2)</sup> „Reise nach Venedig.“ Ulm, Stettin'sche Buchhandlung, 1824, 2. Bd., Kap. 16, S. 299–316.

wie Inseln hervorragten; bald stieg die Sonne aus ihnen empor und vergoldete die Alpengipfel, die ein dunkelblauer Himmel umgab. Leider währtet unsere Freude nur kurze Zeit, denn die durch die Sonnenwärme ausgedehnten Dünste fingen jetzt an, sich an einzelnen Stellen zu erheben und in einer halben Stunde war das ruhige Nebelmeer in ein wild emporgetürmtes, immer näher rückendes Wolkenchaos verwandelt. Jenseits dieses ersten Bergrückens stiegen wir in einen großen, runden Kessel voller Felsentrümmer und Alpenschutt hinab, der nur selten von einzelnen Ziegenhirten besucht wird. In dieser Wildnis sollen Gemsen nicht selten sein. Drei steile Felsenhörner<sup>1)</sup> erhoben sich am Rande des Talkessels. Wir wählten das mittlere und höchste als den wahren Gipfel des Monte Cavallo zum Ziele unserer Wanderung. Der Boden war reich an seltenen Alpenpflanzen; außer den bereits erwähnten fand ich noch . . . . .“

„Wir kletterten über die Grave (lockerer Felsenschutt) mühsam bis zum Fuße der hohen Pyramide, die mit jedem Schritt höher und steiler erschien. Ich mußte die Stiefel ausziehen, um auf den handbreiten Felsenvorsprüngen nicht auszusplittern und mich mit den Händen fest an den zahlreichen, aus den Felsenritzen hervorwachsenden Büscheln der Carex firma L. halten, die zum Glück ihrem Namen vollkommen entsprach. So erreichten wir endlich den Rand des senkrechten Abgrundes. Tief unter uns lagen mächtige Schneemassen in den der Sonne unzugänglichen Schluchten aufgehäuft. Gegenüber aber boten die zerrißenen, nackten Felsen des Monte Fratta, Monte Varma, Colgrande, Monte Molessa und Monte Raut einen wildschönen Anblick. Der Weg wurde nun mit jedem Schritt gefährlicher, Steine, die oft unter dem Fuße oder unter der Hand brachen, stürzten mit lautem, pfeifendem Ton in die Tiefe hinab. Michelin sprach mir zwar immer Mut zu, blieb aber doch in einiger Entfernung, damit, wie er sagte, der eine im Falle des Herabstürzens nicht auch den andern hinunterreiße und wenigstens einer übrig bleibe, um das Schicksal des andern bekanntzumachen. Wir mochten nur noch 300 Schritte vom Gipfel sein, als wir an eine kleine, vom Schnee und Regen ausgewaschene Rinne kamen, über die uns nur ein gewagter Sprung hätte tragen können. Unterdessen wälzten sich von allen Seiten dichte Nebelwolken aus der Tiefe am Berge herauf; zu neuen Pflanzen und einer schönen Aussicht war nicht die mindeste Hoffnung, wir liefen Gefahr, uns auf dem Rückweg im Nebel zu verirren, und der bloße Ehrgeiz, den Monte Cavallo ersteigert zu haben, wirkte nicht so mächtig auf mich, daß ich mich seinetwegen allein noch länger der augenscheinlichsten Lebensgefahr ausgesetzt hätte. Michelin brach in einen lauten Ausruf der Freude aus, als ich ihm meinen Entschluß, umzukehren, eröffnete. Er gestand mir, ebenfalls nichts weniger als den Mut gehabt zu haben, den er mir einzuflößen suchte, und nie eine gefährlichere Unternehmung gewagt zu haben. Schnell ging es nun auf dem schon versuchten Pfad wieder hinab; unten sammelte ich noch einige Pflanzen, gegen eine Schlucht, durch die drei österreichische Soldaten, vielleicht die einzigen Menschen, die sie je betraten, einst der Gefangenschaft entgangen waren<sup>2)</sup>, und als der Nebel uns erreichte, befanden wir uns schon auf dem Pfade der Ziegenhirten.“

Martens besuchte dann noch die Livenzaquellen, Ceneda, Serravalle, Lago Morto, den Fadaltopf und den Lago di S. Croce, welche Wanderungen in seinem lesenswerten Buche ungemein anschaulich dargestellt sind.

<sup>1)</sup> Cimon della Palanzina, Monte Cavallo und Cimon del Furlani.

<sup>2)</sup> Zu diesem Vorkommnis gibt möglicherweise Oberstleutnant Hermann Salziger („Die Kämpfe um Sachsenburg, am Plöckengau, im Drautal und bei Krieglach 1806“, Carinthia I, 1903, S. 146—176) einen Anhaltspunkt, indem er (S. 160) schreibt: „Das Bataillon Franz Karl be-

fand sich nach der Schlacht an der Plave in Serravalle plötzlich zwischen der italienischen Armee und dem im Plavatal aufwärts rückenden General Rusca, so daß es genötigt war, in wahrhaft abenteuerlichem Zuge auf ungänglich mühevollen Gebirgswegen über Barcis — Ampezzo — Sappada — Ianichen zum Tiroler Korps zu stoßen.“

Weitere, teilweise recht ansprechende Reiseberichte, die das Gebiet der Cavallogruppe berühren, sind uns erhalten von G. von Schubert<sup>1)</sup> und Baron Canstein<sup>2)</sup>, mehr oder minder ausführliche Beschreibungen ferner von Baumgartner<sup>3)</sup>, Schmidt, Beitzke<sup>4)</sup> und Schaubach, sind aber meist denen von Martens entlehnt. Eine ernsthafte Bergexkursion ist mir aus dieser Epoche nicht bekannt. Erwähnt sei, daß auch V. Stanig den Monte Cavallo gut kannte; ob er ihn erstiegen hat ist zweifelhaft. Bei der Schilderung<sup>5)</sup> seines Besuches des heiligen Berges bei Görz am 21. Juni 1844 führt er an: „Gegen Westen ragen die italienischen hohen Berge vom Monte Cavallo bei Treviso angefangen bis Primaggior in Carnien hoch empor!“ Aus der ein halbes Jahrhundert hinter uns liegenden Zeit seien noch erwähnt die hypsometrischen und geologischen Arbeiten von Senoner, Stur, Fötterle, Wolf und Trinker.

Um die Zeit, als der Alpinismus noch in den Windeln lag, traten auch hier die Apostel des Alpensportes, die Engländer, auf den Plan; mit Recht nennt sie Lammer<sup>6)</sup> „unsere leuchtenden Vorbilder und Bahnbrecher, die als Pioniere in die Alpen vordrangen“. Aus den westlich benachbarten Dolomitgebirgen unternahmen einzelne englische Alpinisten gelegentlich Streifzüge in die Karnischen Voralpen. Der erste davon war der rühmlichst bekannte Reiseschriftsteller John Ball, der im Jahre 1860 mit J. Birbeck von Longarone ausgehend über Cimolais und Barcis den Pian del Cansiglio erreichte; infolge ungünstiger Witterung gab er die geplante Besteigung des Monte Cavallo auf und stieg nach Polcenigo ab.

1862 kamen Gilbert und Churchill in diese Gegend, berührten jedoch auf ihrer Reise nach Belluno nur die Westgrenze der Gruppe.

Zu den ersten, die rein touristische, wenn auch bescheidene Bergfahrten in der Gruppe ins Werk setzten, gehört Dr. J. Wellenthal aus Wien, damals im Spital von Serravalle tätig, als Venezien noch im österreichischen Besitz war. Mit anderen Deutschen unternahm er öfter Ausflüge ins Gebiet des Cansiglio; den von ihm geschilderten nennt er einen nicht gewöhnlichen, sondern die Luftlinie verfolgenden Weg. Anfangs September 1862 verließ er in Begleitung eines Offiziers 2 Uhr nachmittags die Stadt. Über S. Augusta und Sonego erreichten sie bei Mondschein den Monte Pizzoc und übernachteten in einer Sennhütte. Am nächsten Morgen verfolgten sie den Kamm weiter bis zur höchsten Spitze, dem Monte Millifret, 1577 m, der als Monte Prese angegeben ist. Hier fand man Edelweiß; die Dolomitspitzen ringsum, die „gleich gotischen Türmen“ in die Höhe ragten und unter denen Monte Cavallo und Duranno genannt werden, gaben ein entzückendes Panorama. Sie verfolgten noch zwei Stunden lang den Gebirgskamm und durchwanderten dann den Bosco del Cansiglio, bis sie zum „Palazzo genannten Forsthause“ kamen. Mit einem Einheimischen sausten sie mittels Schlitten über die nordwestlichen Abhänge zum Lago di S. Croce hinab; weiter ging es nach Fadalto und zurück nach Serravalle. Der bezaubernde Anblick, den ihnen bei dieser Rückkehr das von der untergehenden Sonne wie in einen Purpurschleier gehüllte Landschaftsbild bot, und der sich einerseits auf die hochkultivierte südländische Tiefebene mit ihren unzähligen Ansiedlungen und auf das blaue Meer erstreckte, in dem die vergoldete Kuppel von S. Marco schimmerte, anderseits aber die weite Alpen-

<sup>1)</sup> „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tirol und der Lombardey“, Erlangen, Palm und Enke, 1834, S. 374—394 („Rückreise von Venetia auf der neuen Straße von Ceneda und Cadore“).

<sup>2)</sup> „Blicke in die östlichen Alpen und in das Land um die Nordküste des adriatischen Meeres“, Berlin, L. Ohmigke, 1837, S. 313—349.

<sup>3)</sup> „Die neuesten und vorzüglichsten Kunst-Straßen über

die Alpen.“ Wien, F. Ullrich, 1834, S. 89—101 („Die Strada d'Allemagna“).

<sup>4)</sup> „Die Alpen...“ Colberg, C. F. Post, 1843, S. 558—bis 579.

<sup>5)</sup> L. Purttscheller: „Eine Erinnerung an Val. Stanig.“ O. A.-Z. 1898, S. 170—171.

<sup>6)</sup> Jägers „Tourist“, XX. (1888), S. 120.

ketten in sich schloß, übte auf Wellenthal einen unvergesslichen Eindruck aus. Zum Schlusse gibt er noch einen bequemeren Zugang zum Cansiglio an; er rät nämlich auf Mauleseln über Colle zum Col Maggiore (eventuell zum Sonnenaufgang) hinaufzureiten, von da durch den Cansiglio zum Palazzo.

Die Schilderung einer ähnlichen, im Sommer 1867 ausgeführten Tur liegt von Caccianiga vor. In Gesellschaft von fünf anderen Herren mit mehreren Maultieren und sonstigem reichlich versehen, brach er 3 Uhr früh von Costa bei Serravalle auf. Der Marsch ging über Anzano, Fregona, Mezzavilla und weiter auf der „strada Remiera“ — so genannt, weil sie zur Zeit der alten Republik zur Förderung der Riemen (Ruder) benutzt wurde — den Monte Croce, 1327 m, hinan, von wo aus der Blick über die niedrigen Hügel und die ausgedehnte Ebene schweift. Von hier bewunderte er auch den Felsklotz „Crep del Vent“ (= Col Nudo oder Crep Nudo?), den er ein Bild der Einöde nennt und mit einem erloschenen Vulkan vergleicht. — Man kam zum Campo del Armade, 1252 m, und zur Casera Cadolten, 1270 m, an der Grenzlinie des ärarischen Waldes. Von hier stieg man durch den Buchenwald nieder in die Val Fontanaboi (= Fontana dei buoi), wo bei einer Quelle eine von einer Holzarbeiterfamilie bewohnte Hütte stand. Noch immer etwas abwärts gelangten sie nach Fontanafagher (= Fontana del faggio) und längs der Valle del Orso quer über die Ebene von Costa Biaver (= Costa d'Aver, 1203 m der Karte?), an le Rotte, 1062 m, vorbei zum Pian del Cansiglio, dessen Anblick die Gesellschaft entzückte. — Die Rückkehr vom Palazzo wurde nach der entgegengesetzten Seite eingeschlagen. Über die Unebenheiten des bewachsenen Plateaus ging es auf und ab zum Pic, wo einige Häuschen der Holzarbeiter stehen, und über den Troi (= Fußpfad) d'Albrizzi, die Piazzetta und Val Faldina querend, durch Fichten- und Buchenbestand und dichtes Gestrüpp und über ermüdendes, steinbesätes Terrain zu den blumigen Weideflächen von le Prese. Nach einem Besuch der Alphütte, die dem vornehmen Gera gehörte und die bestgebaute des Waldes war, begab sich die Gesellschaft auf eine benachbarte Anhöhe, wo sich ein herrliches Panorama bot. „Zur Rechten der Monte Cavallo und die Julischen (gemeint sind wohl die Karnischen) Alpen, neben denen sich majestatisch die nackten Kämme des Pel (vermutlich der Pelmo) erheben, des höchsten Gebirges von Cadore. Zu Füßen liegt die Valle d'Alpago wie ein Nest zwischen den Felsbergen; nach vorn der Bosco Cajada und die Piave, zur Linken die strada di Allemagna, die nackten Felsbrüche von Fedalto und ein blauer Streif des Lago di Sta. Croce.“ — Bei der Lama del Porcel ließ man die Reittiere zurück, um zu Fuß inmitten alter Fichten das steile Geröllbett der „valle del Gravon“ hinabzusteigen. So gelangte man zum „Palughetto“ (= kleiner Sumpf) und zur „casa d'Appostamento forestale“, von wo sie gleich Wellenthal im Bette eines Wildbaches, genannt „strada del Runal“, mittels eigener Schlitten zum Lago di S. Croce hinabfuhren. Eine Barke brachte sie ans jenseitige Ufer und von dort ein Wagen zurück nach Costa. 1869 vollführte und beschrieb Curioni eine botanische Exkursion auf den Monte Cavallo.

Die Schilderungen seiner Landsleute, besonders seines Freundes Gilbert, hatten inzwischen das lebhafte Interesse des bedeutenden englischen Hochalpinisten F. F. Tuckett auf den Bosco del Cansiglio gelenkt, mit dessen Besuch er eine Besteigung des Monte Cavallo verbinden wollte, von dem er die Erfüllung seines Wunsches nach einer ausgedehnten Fernsicht über das Hochgebirge, die städtebesäte Ebene, das Meer und Venedig erhoffte. Am 11. Juni 1870 kamen Tuckett und E. R. Whitwell mit Christ. Lauener und Santo Siorpaes nach Überschreitung des Col Vicentin, dessen Aussicht der Autor als eine der hübschesten, die er je genoß, bezeichnet, nach Serravalle, hielten dort Mittags-

Monte Venale

Monte Lantander

Monte Messer

Monte i Muri

Forc. Federola

Forc. Lantander

Monte Crocetta



Lothar Patéra phot.

Auf dem Hochplateau oberhalb Chiés d'Alpago



Karl Sandtner phot.

In der Val Chialidina (im Hintergrund der Col Nudo)



Lothar Patéra phot.

*Blick auf den Col Nudo  
(von jenem Wildheuersteig aus, der vom Cadin di Vajont zur Forcella del Pino führt)*

rast und erreichten zu Wagen Ceneda, Anzano, Fregona und Piai. Von hier gingen sie mit einem Träger 5 Uhr 15 Min. fort, erreichten 7 Uhr 45 Min. die Casera Cadolten und 8 Uhr 45 Min. den Palazzo, wo sie über Nacht blieben. Den folgenden Tag, einen Sonntag, widmete Tuckett der Betrachtung des Cansiglio, über den er eine recht zutreffende Schilderung liefert. Nachmittags 4 Uhr 15 Min. zog die Gesellschaft in Begleitung von Einheimischen fort und kam durch reizende Buchenlichtungen hinab über Valmanera und die Casera Costalta zum Pian Canaje, wo sich eine Kolonie von Holzhütten befindet. — Am 13. Juni, 3 Uhr 30 Min. früh, brach die Gesellschaft mit einem der Holzfäller und einem Träger auf; letzterer ging aber nicht auf die Spitze mit, sondern wurde zum Pian del Cavallo vorausgeschickt. Um 4 Uhr 45 Min. langte man bei der „Casera Palentina“ an. „Ein sich vom Monte Cavallo herabsenkender Grat mußte zunächst überschritten werden, um so den nördlichen Zweig der Val di Piera zu erreichen, dann führte unser Weg eine enge Schlucht hinauf und geradezu ins Herz der Gebirgsmasse. Am Scheitel des Tales befindet sich eine Einsenkung<sup>1)</sup>; der Gipfel in deren Süden<sup>2)</sup> scheint der höchste zu sein, obgleich noch weiter zur Rechten sich ein anderer erhebt, der anscheinend von etwa derselben Höhe ist. Wir beschlossen, den Sattel zu gewinnen, dem Grade bis zum äußersten Punkt zu folgen und von dort aus zu rekognoszieren, und nahmen nach halbstündigem Aufenthalt unseren Weg wieder auf. Eine Stunde bequemen Gehens brachte uns von der Palentina-Alpe zum Grade, und ein Steigen von 20 Minuten den breiten Kamm südlich (?) hinauf genügte, die Spitze zu gewinnen, von der wir sogleich wahrnahmen, daß sie, wenn auch nur schwach, von ihrem südlichen Rivalen überragt wurde. Glücklicherweise schien es möglich, von einem zum anderen zu gelangen; somit gingen oder kletterten wir ohne Verzug längs des bequemen, doch malerischen Verbindungsckammes und erreichten nach kurzem, aber desto interessanterem Klimmen die steilen, obersten Felsen hinauf in 20 Minuten unser Ziel (6 Uhr 50 Min. bis 7 Uhr 50 Min.). Die Höhe beträgt 2248 m<sup>3)</sup>, und obgleich die Aussicht keineswegs so klar war wie vom Col Vicentin, war sie dennoch ausgedehnt und voll des Interessanten. Hinter uns lag der grüne Krater des Bosco in all seiner Schönheit ausgebreitet, während in weiter Ferne die Dolomiten zur einen und die reiche Ebene und die blitzende See zur andern Seite jedes dem Gemälde einen besonderen und entgegengesetzten Reiz verliehenen. Gegen Osten war die Atmosphäre nebelig und es gelang uns nicht, Triest zu entdecken — das allerdings sehr wohl durch zwischentretnende Hügel verdeckt werden mag — oder mehr als flüchtige Anblicke von den Bergzügen zu erhaschen, die sich von dort südwärts bis Pola erstrecken. Nachdem wir hier eine höchst genüßreiche Stunde zugebracht hatten, stiegen wir in einer weiteren auf der entgegengesetzten oder östlichen Seite<sup>4)</sup> des Berges über steile, felsige Abhänge hinab, wo jede Spalte mit dem üppigsten Pflanzenleben angefüllt war, und längs einer Art trockenen Seebettes beinahe stracks auf die Hütten von Pian del Cavallo zu, wo wir bis 9 Uhr 50 Min. verweilten. Der Träger war richtig angekommen, so schulterten wir unsere Rucksäcke und schlenderten in Muße nördlich hinab durch die im mittleren und unteren Teile reizend bewaldete Val Isola della Stura nach Barcis.“ Vorher mußte man noch die breite und trotzdem reißende Zellina durchwaten, „die in ihrer ausgezeichneten Reinheit und ihren hübschen, blaugrünen Tinten mit den lieblichen Flüssen des Salzkammergutes rivalisiert“. Um 4 Uhr 15 Min. wurde Barcis wieder verlassen und es ging das pittoreske Tal nach Cimolais

<sup>1)</sup> Zwelffellois die Forcella Lassè, 2042 m.

<sup>2)</sup> Solte heißen: Osten und bedeutet jedenfalls den M. Lassè, 2246 m.

<sup>3)</sup> Die neuesten Karten geben 2250 m an.

<sup>4)</sup> Wahrscheinlich südöstlich durch die Val Sughet.

hinauf, „das wir nach einem sehr angenehmen Weg durch höchst interessante und abwechslungsvolle Szenerien, denen die prächtige Zellina beständigen und eigentümlichen Reiz verlieh, um 7 Uhr 45 Min. erreichten“. Die Weiterreise ging sodann „durch das allmählich sich verengende Tal in Schluchten von wirklich majestatischer Erhabenheit“ (Val Cimoliana) nach Vedorchia und Pieve. — Tuckett war noch ein Alpinist nach altem Schlag, der es nicht vershmähte, zur Abwechslung auch subalpine Gipfel zu besteigen, um dort wahre Bergfreude zu empfinden; er gesteht, daß er auf solchen einige der glücklichsten Augenblicke seines Lebens zugebracht habe; „freilich müsse man zuerst mit Riesen gekämpft haben, um das Schwellen in dem Niederwerfen von Zwergen wie Kegel vollständig würdigen zu können.“ —

In der Jahrzehnte hinter uns liegenden Epoche des Alpinismus sind auch wissenschaftliche Unternehmungen für den Chronisten bemerkenswert; selbst wenn sie sportlich nur geringe Bedeutung haben, tragen sie dennoch zur Er-schließung des Gebirges bei. Neben den verschiedenen geologischen Streifzügen, die zwischen 1870 und 1873 Taramelli z. B. mit Dr. A. Cardazzo auf den Monte Cavallo unternahm, sei daher erwähnt, daß der Apotheker S. Venzo mit seinem Begleiter R. Huter 1872 eine botanische Reise in die Karnischen Voralpen machte und die hierbei gefundenen Pflanzen veröffentlichte. Am 4. Juli wanderten sie von Cimolais, wohin sie tags zuvor von Meluzzo gelangt waren, in die „Val Giavellina“<sup>1)</sup> und nach Barcis. Von hier stiegen sie am 5. Juli zum Pian del Cavallo an und botanisierten an den Bergabhängen. Präzise Wegangaben fehlen. Der Abstieg erfolgte nach Tambre d'Alpago. Von hier durchforschte Venzo die Umgebung des Sees und diesen selbst nach Pflanzen; während er sich dann dem Monte Serva zuwandte, sammelte Huter am Monte Cavallo; ob er den Gipfel erreichte, ist zweifelhaft.

Auch ein reichsdeutscher Turist, R. Gedike<sup>2)</sup>, umkreiste Anfang der siebziger Jahre unsere Gruppe. Am 11. Juni marschierte er von Maniago über Andreis nach Barcis, „wo das Tal sich allmählich verengte und der hoch oben an der Bergwand fast eben hinlaufende Weg entzückende Fernblicke gewährte. Zur Seite brauste in der Tiefe der Torrente Zellina dahin, ein wildes, reißendes Gebirgswasser von jenem durchsichtigen Blau, wie der Genfersee es uns zeigt. Aus den klaren, kristallinen Fluten erhoben sich hier und da, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, mit funkelndem Silberstaub übergossene, schneeweisse Schaumkronen als Verkünder der unter ihnen im Grunde verborgenen Felsen, während die Ufer bis hoch hinauf in gesättigtem Baumgrün prangten und drüben jenseits der Talschlucht ein harmonisches Durcheinander der prächtigsten Gipfel sich aufbaute“. Hinter Contron und Zellino geriet Gedike irrtümlich in ein Seitental (nach seiner Beschreibung vermutlich die Val Ferrone), bis ihn eine Schmugglerbande nächtlicherweise auf den Weg nach Cimolais brachte. — Am nächsten Tage wanderte er über Erto „zu dem hoch oben im Gebirge vereinsamt gelegenen Casso, einem der unerfreulichsten Nester, die jemals mein Fuß betreten. Einige dreifig aus Steinen erbaute, schon halb verfallene Hütten, deren Fenster sich nur hier und da einer Glasscheibe noch erfreuen, repräsentieren die ärmliche Ortschaft. Der maßlose, an den Gemäuern, sowie auf den Treppen und Hausfluren gehäufte Schmutz läßt erkennen, daß alles, was sich über den Besitz von rotem, warmen Blut nur irgendwie ausweisen kann, hier vergnügt beieinander lebt, und daß jeglicher Art von Haustieren, den vierfüßigen wie den beflederten, das Betreten

<sup>1)</sup> Damit dürfte die Val Chialidina gemeint sein.

<sup>2)</sup> „Wanderung durch die Hochalpen.“ Berlin W., Otto Dreyer, ohne Jahrzahl, S. 244—258 („Durch die Cado-

rischen Alpen über den Mauria-Pass nach Tolmezzo; über Maniago und Cimolais nach Longarone.“)

der menschlichen Wohnungen polizeilich gestattet ist". Gleichwohl befand sich damals eine vielleicht nur scherweise mit dem stolzen Prädikat „alle due torri di Londra“ versehene Osteria in dem Dörfchen, die sich freilich bloß als eine primitive Schnapsschenke entpuppte. Aus den gastlichen Mauern von Casso begab sich Gedike schließlich nach Longarone hinab.

Am 29. Juni 1873 trat ein Naturereignis im westlichen Teil der Cavallogruppe ein, das dieses Gebiet eine Zeitlang in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses zu stellen vermochte und eine Reihe von mehr oder weniger eingehenden Berichten, Hypothesen und gelehrten Auseinandersetzungen zur Folge hatte; es war dies das sogenannte Erdbeben von Belluno, richtiger aber von Alpago.<sup>1)</sup>

Der um die wissenschaftliche und touristische Erforschung seiner Heimat hochverdiente Professor G. Marinelli — „der weniger als Bergsteiger als durch seine publizistische Tätigkeit unter den Pionieren der Friulaner Alpen eine hervorragende Stelle einnimmt“ (Diener) — beschäftigte sich auch mehrfach mit der Cavallogruppe und lieferte zu deren Kenntnis recht wertvolle Beiträge. Nachdem er die Quellen des Livenzaflusses besichtigt hatte, schickte er sich an, dem Bosco del Cansiglio einen Besuch abzustatten. In größerer Gesellschaft verließ er am frühen Morgen<sup>2)</sup> des 24. Juli 1876 Polcenigo und stieg über Coltura ohne fahrbare Straße auf steilem, steinigem Maultierpfad hinan, der sich längs des Bergabhangs nach Westen wendet und später nach Norden umbiegt. „Einige wenige Kräuter wachsen zwischen den Steinen, spärliche Gesträucher und kein Baum. Mag die Ursache der kreidige Boden sein oder dessen starkes Gefälle oder die starke Sonnenbestrahlung oder die Nachlässigkeit der Menschen oder all dies zusammen, jedenfalls ist es eine trostlose Gegend. Glücklicherweise wird der Wanderer durch die Schönheit der Fernsicht entschädigt. Der Horizont ist begrenzt von den entfernten Gipfeln des Liburnischen Karstes im Osten, vom Meer nach Süden und von den Bericischen Bergen und Euganeischen Hügeln nach Westen; zu Füßen liegt wie ein gemusterter Teppich oder wie eine Landkarte ausgebreitet das östliche Venezien mit seinen Ebenen, fruchtbaren Feldern, den verheerenden Flüssen, den vielen Ortschaften und Städten, Lagunen, Küsten und der blauen Adria.“ — Darauf wurde ein Berggrücken erreicht, der auf der älteren Karte (1:86 400) mit „Lama“ bezeichnet ist und nach Marinelli richtig „Lama di Sons“ („Lama d'Isomp“ der neuen Karte) heißt. Um 6 Uhr 30 Min. kamen sie zur Hütte Boscadello, wo es nur spärliches und trübes Wasser gibt, „meist Froschextrakt“, wie Tuckett sich ausgedrückt hat. Weiter ging es durch eine kleine Schlucht, Fossa di Bena, und man ließ zur Rechten (östlich) die Casera Masoni, den Col delle Paisse und den etwas entfernt liegenden Col dei Schiosi, und wanderte gegen die Vetta Paradisa quer über Hügel, die anfangs von spärlichem, später von immer dichter werdendem Strauchwerk überkleidet sind. Endlich erreichte man den höchsten Punkt (1375 m nach Marinelli) des zum Palazzo führenden Weges (9 Uhr). „Hier ist Überfluß an Vegetation und auch Edelweiß. Gegen die Ebene zu ist die Aussicht durch die vorher überschrittenen Hügel verdeckt, aber gegen Norden und Südwesten ist das Schauspiel wirklich bewundernswert. Nahe unter uns, zur Rechten wie zur Linken, rings im Talgrund ein dichter Ring von Fichten- und Buchenwald, der einen zirkusförmigen Abhang bekleidet und zu einem Amphitheater ansteigt, das dem Krater eines alten, kolossalen Vulkans gleicht. Zur Rechten gegen Norden erheben sich die Gipfel der Wasserscheide zwischen Piave und Livenza, der mannigfaltige Stock des Monte Tremol und

<sup>1)</sup> Vgl. S. 308.

<sup>2)</sup> Meist wird dieser Anstieg gemacht, indem man Pol-

cenigo um 11 Uhr nachts verläßt, um die Hütte zu vermelden und bei Sonnenaufgang aufs Plateau zu kommen.

Cavallo, die uralte Grenze zwischen den Provinzen Udine und Belluno bildend; zur Linken steht der Monte Pizzoc, dessen Nordkamm mit dem Monte Prese endet, und entzieht dem Auge den Lago di S. Croce. Dahinter dräuen schneebedeckt die hohen Häupter des Antelao, des Pelmo und der Civetta, etwas verdeckt von der zwischen Maë und Cordevole liegenden Bergkette.“ — Auf Abkürzungssteigen, an denen üppiges Unkraut, namentlich fast mannshohe Nesseln wuchern, ging es dann meist durch Fichtenwald, an einer tiefen Höhle (*sperlonga*) vorüber zum Forsthaus (10 Uhr 30 Min.). Um 3 Uhr 55 Min. früh (25. Juli) brach Marinelli mit dem Techniker Italico Nono, dem Führer Timoteo Slaviero (Tucketts Träger) und dem Gemeindewächter von Polcenigo, Pietro Bravin vulgo Donadel<sup>1)</sup>, von Canaje auf. Er wanderte zur (1 1/4 Stunde) Casera Palantina und erstieg von hier bei ungünstiger Witterung über die Westseite den (1 3/4 Stunden) Cimon della Palantina, auf den ihn der „Führer“ irrtümlich statt auf den Cavallo brachte. Hier fand sich ein Steinmann und in ihm ein Zettel mit den (italienischen) Worten vor: „Der Forstbedienstete Angelo Valenzini bestieg auf der Gemsjagd diesen Gipfel am Abend des 4. Juli 1876. Dieser ließ gleichzeitig mit diesem Zettel 10 centesimi zurück, zum Andenken an die Befreiung Veneziens vom österreichischen Joch.“ Infoige der Kleinmütigkeit seiner Begleiter gelang Marinelli der Übergang zum Monte Cavallo, dem Ziel der Bergfahrt, nicht, sondern die Gesellschaft stieg nach Bestimmung der Höhe des Gipfels bei Nebel und Regen, wahrscheinlich durch die Val Sughet, zur (2 3/4 Stunden) Casera di Vincenzo Capovilla ab und kehrte nach Polcenigo zurück.

1878 besuchte Marinelli mehrere Übergänge zwischen dem Monte Cavallo und Caulana und berechnete deren Höhe. Am 24. Juni 1882 begab sich Marinelli von Tambre, 928 m, mit dem Waldhüter zum Ursprung des Torrente Tesa, 836 m, dessen Quelle, 8°, aus einem merkwürdigen Becken hervorfließt. Weiter ging es zur Casera Lantander, 1313 m, von wo ein junger Hirte sich anschloß, und östlich davon über steile Felsabdachungen, die eine wilde, jäh abschließende Schneeschlucht einschließen. Wie eine Landkarte breitete sich das ganze Alpagatal aus, der See, das Piavetal zwischen Belluno und Feltre usw. 9 Uhr 50 Min. wurde die Forca (oder der Passo) del Lantander, 2004 m, betreten. Ausblick auf das Becken der Zellina, Barcis und die Pala Barzana; am fernen Horizont glänzt die friaulische Ebene und die weißen Linien der Meduna und des Tagliamento. Von hier gelangte man südlich über einen langen, bewachsenen Hang, einige Schneefelder und den Kamm auf den (1 Stunde) Monte Messer. Sehr lohnend war die Aussicht auf die venezianische Ebene und die verschiedenen Gebirgsgruppen; sehr schön unter anderen der Monte Cavallo, Monte Raut, Val Zellina, Pian del Cansiglio, Lago di S. Croce, Berge von Belluno und Feltre. Über die (1 St. 10 Min.) Casera Lantander wurde zum (1 Stunde) Dorfe Irrighe, 838 m, abgestiegen.

Am nächsten Morgen 4 Uhr verließ Marinelli diese Ortschaft und wanderte, begleitet von den Waldhütern von Tambre und Chiès (Pietro de Battista), über (1 1/2 Stunde) Montanés zur (1 Stunde) Malga Dognona<sup>2)</sup>, 1105 m. Über einen versteckten Pfad kamen sie in die Val Stabali hinauf bis zu den Quellen, genannt Scaletta, 1348 m, die dort aus den Felsen hervorsprudeln; deren niedrige Temperatur (5—6°) weist auf ihren Ursprung aus den oberhalb befindlichen Schneelagern hin. Von hier klimmt der Pfad sehr steil über einen wilden, bloß mit Buschwerk bekleideten Hang empor zur (1 3/4 Stunden) Casera della Scaletta, 1650 m.

<sup>1)</sup> Dieser und sein Sohn Luigi führten auch die Geologen Pirone u. Böhme.  
<sup>2)</sup> Nach Marinelli hieße diese vielleicht besser De Non.

und nach ihr sei die Forca di Val bona (entstanden aus Dignona oder Dognona) benannt.

Weiter durch ein langes, schmales, immer wilder sich gestaltendes Hochtal. Die Schichtenverwerfungen der senkrecht abfallenden Felswände erinnerten Marinelli an den Antelao und Canin und wegen der Erosionsformen vergleicht er die Passage mit dem oberhalb Nevea zum Prestrelenk führenden Wege. Über Schneefelder erreichten sie im Nebel die (1½ Stunden) Forca di Valbona (2136 m nach Marinelli), die bis dahin höchstens von italienischen Bergsoldaten (Alpini) betreten worden war. Seinem Plan, von hier den Monte Maggior, unter welchem Namen er den Col Nudo kannte, anzugreifen, mußte der mutige Gelehrte infolge der Furchtsamkeit der Begleiter entsagen und zur (1 Stunde) Casera Scalet zurückkehren. Im weiteren Abstiege führt er den Blick auf die liebliche Landschaft Alpago mit ihrem dunkelgrünen See, der sich von jedem Höhenpunkte dieser Gegend zeigt und den zu betrachten das Auge dennoch nicht müde wird. Der Rückweg erfolgte diesmal am rechten Ufer des Stabalibaches; der dortige Weg hält sich längere Zeit in einer Höhe von zirka 1000 m, führt längs des überaus fruchtbaren Fußes des Monte Dolada und wird von Marinelli wegen des prachtvollen Ausblickes „un belvedere traverso un giardino inglese“ genannt. Die geologische Beschaffenheit des dortigen humusreichen Bodens erinnert ihn an das Resiatal, das dieselbe Erscheinung aufweist. Hierauf gelangte er über das infolge des Erdbebens fast gänzlich zerstörte, aber wieder hergestellte Dorf Plois, 862 m, in die stattliche Ortschaft Pieve, 696 m, und unternahm dann noch einen Abstecher nach Garna, 611 m, in dessen Nähe er alte Gletscherspuren verfolgte.

Am 8. Juli 1882 machte G. Euringer-Augsburg mit Al. Lacedelli von Longarone aus einen Ausflug zum Lago di S. Croce; die rühmenden Worte, die er ihm widmet, wurden bereits auf Seite 307 mitgeteilt. Mit Recht bemerkt er, daß dieses Gebiet von deutschen Turisten noch viel zu wenig beachtet werde. Auf der Fahrt fiel ihm besonders der spitze Monte Jochedel auf, „dessen merkwürdiges Profil dem Bergkranz um Longarone zur Zierde gereicht“. Ob dieser Name, unter dem er vermutlich den Spiz Gallina verstand, unter der Bevölkerung tatsächlich verbreitet ist, vermag ich nicht anzugeben.

Am 30. Juli 1883 besuchten Giuliano di Capriacco und Camillo Dal Fiume di Badia Polesine mit 7 Damen und den Söhnen Marinellis vom Palazzo di Cansiglio aus den „Col Milefred“ (auch Mirifret geschrieben), 1577 m. Es wurde viel Edelweiß gefunden und die Aussicht auf den Lago di S. Croce und Morto, die Ebene und Venedig sehr gelobt. Über die Forca Gneluzza, 1500 m, wurde sodann der Monte Pizzoc, 1570 m, besucht, dessen Aussicht ebenso schön ist, besonders auf Vittorio. — Am folgenden Tage bestiegen die beiden Genannten mit dem Führer Pietro Rover über die Forcella Lastè den Monte Cavallo und kehrten zum Palazzo zurück.

Am 7. August 1887 bestieg ein Herr A. F. (Arturo Ferrucci?) aus Udine in größerer Gesellschaft mit Führer und Träger von der Casera Policretti aus den Monte Cavallo. Um ¾ Uhr früh brach man auf und erreichte vom Fuß des Monte Tremol über den „Coll’ Irnerio“ und wahrscheinlich durch die Val Sughet um 8 Uhr 20 Min. die „Forcella del Monte Cavallo“<sup>1)</sup>), die nach Norden in einen schauerlichen Abgrund abbricht, in den im Jahre 1848 ein Leutnant vom österreichischen Geniekorps infolge dichten Nebels abgestürzt sein soll. Der weitere Anstieg wird als schwierig geschildert. Um 9 Uhr 5 Min. ward der Gipfel betreten und danach durch die Val Piera zur Casera Palantina, nach Canaje und zum Palazzo abgestiegen.

1891 besuchte der preußische Geologe K. Futterer unter anderen den Col dei Schiosi und den Monte Cavallo von Polcenigo aus; auf der zweiten Reise, die er 1893

<sup>1)</sup> Vermöglich identisch mit der „Forcella di Val Piera inferiore“, 2082 m, Ol. Marinella.

im Auftrage seiner Regierung unternahm, dürfte er den Monte San Lorenzo und die Pala d'Altei bestiegen haben. Eine seiner ausführlichen Arbeiten, die er über das Gebiet veröffentlichte, leitet er mit den Worten ein<sup>1)</sup>: „Die Nähe der großen Verkehrsstraßen und Eisenbahnen bei Belluno und Vittorio machen das Gebiet so leicht erreichbar, daß ein Besuch dem Geologen sehr empfohlen werden kann, ganz abgesehen von dem hohen landschaftlichen Reiz, der über dem von einem majestätischen Bergkranz umgebenen See ruht, und den die Höhen in herrlicher Aussicht über Alpen und Adria bieten . . . Die hohen Gipfel gewähren dem für Naturschönheiten empfänglichen Auge einen großartigen Blick über Gebirg und Meer. Aus weiter Ferne, in der das Blau des Himmels mit dem der Adria sich mischt, tauchen die Berge Istriens auf und führen das Auge langsam ansteigend über die Höhen Kärntens und Friauls in die Alpenwelt Veneziens, in die von Norden her die schroffen Dolomiten Südtirols hineinsehen.“

Lange blieb die Ersteigung des höchsten Gipfels der Cavallogruppe, des in der alpinen Welt auch heute noch wenig bekannten Col Nudo, ausständig; obwohl sie bereits Marinelli geplant hatte, wurde sie doch erst am 2. Juli 1891 durch A. Ferrucci aus Udine und Anton Seppenhofer aus Görz mit den Führern Al. Giordani aus Claut und Giacinto di Filippo vulgo Mostaccio aus Zellino ausgeführt. Die damalige Tavoletta gab für den Berg die Höhe von 2442 m an, doch war es Ferrucci aus den topographischen Protokollen bekannt, daß das Signal nicht auf dem höchsten Punkt aufgestellt worden war, sondern auf dem 30 m niedrigeren Vorgipfel. Die Zugänglichkeit des Kulminationspunktes zu ergründen, mußte gewiß jeden Alpinisten reizen. — Am Vortage der Ersteigung wanderte die Gesellschaft von Cimolais zur Casera Chialidina, weiter in den Talhintergrund zum dortigen (1½ Stunden) Schneefeld, 1531 m, und über den schwierigen, touristisch bis dahin noch nicht begangenen Felsensteig gegen den Passo di Valbona empor, wo sie ziemlich weit unterhalb des Sattels in einer (1 Stunde) Höhle (zirka 1800 m) die Nacht verbrachten. Um 4 Uhr 20 Min. setzten sie den Weg fort, kamen in das oberste, in der damaligen Jahreszeit noch schneegefüllte Kar und gegen die Einsattlung empor (6 Uhr 30 Min. bis 7 Uhr), wandten sich aber 500 m unterhalb nordöstlich und gelangten ohne weitere Schwierigkeit über beraste Felsen zur trigonometrisch bezeichneten Kuppe (7 Uhr 45 Min.). Weiter ging es über den einige Vorsicht heischenden, feinen Grat auf die höchste Spitze (8—9 Uhr), wo sich keine Spur einer früheren Besteigung vorfand. Die Aussicht war größtenteils vernebelt. Im Abstieg wurde zuerst ein Stück der Westgrat verfolgt, so dann durch eine Schneerunse auf den (½ Stunde) südwestlichen Abhang etwas unterhalb des Passes niedergestiegen. Dieser oberste Talkessel wird durch einen Felsenast in zwei Teile gespalten, was auf der Karte nicht ausgedrückt ist; man wählt den rechtsseitigen, doch scheint auch der zur Linken gangbar zu sein. Weiter über die (1 Stunde) Casera Scalet auf dem bereits von Marinelli gepriesenen Wege am Fuße des Monte Dolada nach (1 Stunde) Plois und (½ Stunde) Pleve.

Dieselben Alpinisten besuchten im nächsten Jahre vom Palazzo aus den Monte Millifret, nachdem die geplante Besteigung des Monte Cavallo wegen ungünstiger Witterung aufgegeben worden war.

Lange Jahre blieb die Gruppe nun von Alpinisten unbesucht, wenigstens wurde kein nennenswerter Bericht über bergsteigerische Erfolge veröffentlicht. Erst am 27. März 1898 wurde von G. B. Protti mit einem Begleiter und zwei Führern der sich östlich von Fortogna im Piavetal als keckes, kleines Horn erhebende Spiz (di) Gallina, 1545 m, erstiegen, nach Prottis Meinung trotz der geringen Meereshöhe einer der schönsten und schwierigsten Gipfel der Gruppe, „ein Matter-

<sup>1)</sup> „Durchbruchsteller in den Südalpen“, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin, 30. Bd. (1895), S. 4.

horn im kleinen". Um 7 Uhr früh verließ man Longarone und stieg über einen unschwierigen Pfad über die West- und Südseite des Berges bis zur Höhe von 1000 m empor, bis an die senkrecht abfallende Ostwand. Hier begannen die Schwierigkeiten, die durch den noch vorhandenen Schnee vermehrt wurden, bis man um 1 Uhr den Gipfel gewann, für den Protti 1580 m Höhe angibt. Der Abstieg wurde auf gleichem Wege bewerkstelligt. Die Turen scheint bisher nicht wiederholt worden zu sein. — Von nun an wurden fast Jahr für Jahr Turen in der Gruppe ausgeführt und mehr oder weniger ausführlich veröffentlicht. Vor allem sind zu nennen die beiden Münchener Alpinisten R. Reschreiter und H. Steinitzer, die in den angrenzenden Clautaner Alpen zahlreiche Turen ausführten; sie machten auch einen kurzen Absteher in die Cavallogruppe, wo sie deren Hauptgipfel in der Richtung der ersten Ersteiger überschritten. Sie begaben sich, wahrscheinlich mit dem Führer Luigi Giordani, am 24. August 1899 von Claut in die Val Chialidina, auf den Passo di Valbona und von hier zum Gipfel des Col Nudo; den Abstieg nahmen sie nach Pieve d'Alpago und Longarone. Tags darauf wanderten sie von dort nach Erto und über die Forcella Simon, 1483 m, und den Col Ferrone, 995 m, zurück nach Claut. Steinitzer findet es beklagenswert, daß ein so hervorragender Aussichtsberg wie der Col Nudo, der von Süden überdies leicht zugänglich ist, von den Turisten so vollkommen vernachlässigt wird. Aus der von ihm veröffentlichten Bergliste geht hervor, daß er außerdem auch den Monte Cavallo bestiegen hat.

Am 30. Juli 1900 brachen Leonida d'Agostini und Angelo Coppadoro nachmittags von Aviano auf und wanderten über Costa zur Madonna del Monte, 341 m, wo am 8. September die Bewohner der benachbarten Ortschaften zum Marienkultus zusammenströmen. Der zum Pian del Cavallo führende Pfad steigt steil, aber unschwierig über Wiesenhänge im Vallone dell' Ossena hinan, an einer sehr frischen Quelle vorüber zur (etwa 2 Stunden) Casera Montagner, 622 m, einer Behausung für die Heuarbeiter. Von hier erreicht man in drei Stunden die Ostgrenze des Hochplateaus unterhalb der Casera Candaglia, und zwischen den Felsmulden nur langsam vorwärts kommend, die (schwach 1 Stunde) elende Casera Caseratte, in der übernachtet wurde. Noch wenige Meter höher und der nach Barcis führende Weg hat seinen höchsten Punkt erreicht und steigt über den nördlichen Teil des Pian del Cavallo nieder. Dieser stellt sich von hier als ein breites Tal dar, das im Osten von den Plateaurändern, deren höchste Erhebungen der Monte Castellat, 1647 m, und die Pala Fontana, 1834 m, sind, im Westen aber von den Felshäuptern des Zentralkammes, Tremol, Colombera, Cavallo usw. eingefaßt wird; es ist dies das ausgedehnteste Hochplateau des westlichen Friauls. Die geplante Besteigung des Monte Caulana gaben die beiden Turisten infolge der schlecht verbrachten Nacht auf und erreichten über Casera Pian di Mazzega oder Pian delle More, 1184 m, die (1½ Stunden) kalte (6,6°) Quelle Tornidor, 1182 m. Von hier leitet der Pfad an der Westseite des Torrente Isola, überschreitet die Schuttfelder im unteren Teile der Val Piccola, durchquert den Wald und erreicht die (1½ Stunden) schon etwas besser ausgestattete Casera le Valli (1021 m). Großartig ist die Waldvegetation (Fichten und Buchen) ringsum. Nun wird der Torrente Caulana, der sich mit dem Torrente Isola zum Torrente Caltea vereinigt, übersetzt und man kommt zur (1 Stunde) Casera Caulana; ca. 1050 m. Der Ausblick auf diesem Wege beschränkt sich auf den Monte Cavallo im Süden, die Waldabhänge zu beiden Seiten und auf die Berge oberhalb Barcis; besteigt man jedoch den in der Nähe der letzten Alphütte befindlichen Hügel, Côte 1065, so schweift das entzückte Auge über eine lange Reihe wilder Felsgipfel, von denen nur Raut, Castello, Riccitume, Vetri, Vaccalizza, Preti und Duranno er-

wähnt seien. Nun führt ein guter Saumweg im Tale des Torrente Caltea über le Fratte, 790 m, hinab zur Zellina, die auf einer Holzbrücke überschritten wird und nach (2 Stunden) Barcis. Der Nachmittag wurde mit dem Spaziergang zu einer ( $\frac{3}{4}$  Stunden) sehr schwach schwefelhaltigen Quelle verbracht, die in der Val Pentina am Rande des Talbaches entspringt; auch unweit Arcola gegen die Zellina zu entspringt eine Schwefelquelle (Temperatur 10,6°). — Um 5 Uhr 45 Min. früh (1. August 1900) verließen die beiden Touristen mit Vittorio Tinor vulgo Macaco als Führer Arcola im staunenswerten Anblick des in den ersten Sonnenstrahlen schimmernden Crep Nudo. Nach Überschreiten der Zellina wandte man sich südwestlich in die Val Prescudina<sup>4)</sup>. Der Weg wird vom Wildbach bald auf die rechte Talseite verdrängt und verläuft durch einen herrlichen, blätterreichen Buchenwald bis zum (1 Stunde) Palazzo di Prescudino, 849 m, einem Jagdhäuschen, das dem Grafen Cattaneo von Pordenone gehört. Von hier aus geht es pfadlos weiter in südlicher Richtung auf der rechten Seite der Val Tasseit über Lawinenreste gegen die Croda Piera hinan, durch Wald, über ausgedehnte Geröllmassen und Schneeflecke mühsam und steil, sich etwas östlich haltend, bis auf den Kamm oberhalb der Casera i Muri. Von hier kann man den Monte i Muri genau betrachten; er besteht aus drei einander ähnlichen Spitzen von konischer Form, die, auf breiter Grundlage aufgebaut, von wilden Schluchten zerrissen und mit spärlicher Vegetation bewachsen sind; die westlichste trägt auf der Karte das Vermessungssignal. Westlich von dieser wurde nun durch ein Couloir eine (4 Stunden) Scharte des Hauptkammes gewonnen, für die Agostini den Namen Forcella i Muri vorschlägt. Von hier sieht man hinab in die Val Salatis, auf das Alpagobekken, den Lago di S. Croce mit dem Raifluß, zur Piave, zum Col Vicentin usw. Schließlich wurde über den schwindeligen, Vorsicht heischenden Kamm in südöstlicher Richtung der (40 Minuten) Gipfel, 2047 m, um die Mittagszeit erklimmen. Agostini ist von der Fernsicht überaus befriedigt; sie umfaßt das gesamte westliche Friaul, die „Lapisinakette“ und die Ciautanaer Alpen, von deren Hauptgipfel nur die Cima dei Preti fehlt. Der Abstieg vollzog sich auf gleicher Linie zurück zum (3 Stunden) Palazzo und hinab zur (50 Minuten) Zellina, weiter nach Contron. Agostini rät an, zur Besteigung lieber den etwas längeren Zugang durch die Val Pentina und über die Casera i Muri, 1610 m, zu wählen, weil hierbei weniger Geröll zu überwinden ist.

Am 12. September 1902 wanderten acht Herren aus Udine von Caneva zum (6 Stunden) Palazzo del Cansiglio und nach (3 Stunden) Tambre. Von Caneva (Vallegher) führt eine Fahrstraße bis zu den Cave di Marmorino und von dort ein Saumpfad über Pian le Code, 676 m, Casera Pian della Gobba, 811 m, und Casera la Fossa, 876 m, bis er nächst der Osteria alla Crosetta, 1123 m, die zum Palazzo leitende Fahrstraße des Cansiglio erreicht. Von hier verfolgt man die Straße weiter bis zu den Casoni di Campon, 1041 m, biegt dann von der nach Spert führenden Straße nach rechts ab und begibt sich auf der zu den Casoni Canaje abzweigenden bis zum P. 1060, dann auf Seitenweg quer über die Wiese, dann wieder  $\frac{1}{2}$  km lang die Fahrstraße benützend, zum Casello Gran Vivaio, 1085 m, von wo man schließlich wieder auf Saumpfad direkt nach Tambre gelangt. Am nächsten Tage wurde mit einem Führer über die Forcella Lasté der Monte Cavallo bestiegen; Abstieg durch die Val Sughet zum Pian del Cavallo und nach Dardago. Der diesbezügliche Bericht O. Marinellis, der diese Vereinstur mitmachte, ist sehr lehrreich und lesenswert.

In der Zeit vom 12. bis 19. Juli 1903 unternahmen Karl Holdhaus und Dr. Franz Späth aus Wien eine sehr ergebnisreiche kloopterologische Sammelex-

<sup>4)</sup> Ferrucci schreibt „Proscudine“.

kursion in das Gebiet des Monte Cavallo, wobei außer diesem Gipfel auch der Bosco del Cansiglio, die Casera Palantina, Casera Candaglia und Casera Schiosi besucht wurden. Die karstähnliche Käferfauna dieser Gegend durchstöberten hernach auch Dr. Hamilkar Stolz aus Baden mit Emil Moczarsky und Albert Winkler aus Wien in den Jahren 1909 und 1910 auf das eingehendste.

Auch Triestiner Turisten machten einige Ausflüge in unsere Gruppe. So besuchte J. Molinari am 9. September 1902 den Monte Cavallo. Am 22. Mai 1904 ersteigten ihn die bekannten Alpinisten Tullio Cepich und Alberto Zan utti; am selben Tage begaben sich ihre Freunde N. Cozzi, Cairoli Rascovich, F. Schiavon und V. Apolonio auf die Pala Fontana, 1634 m. — Am 5. September 1904 bestiegen Professor F. Flora-Udine, F. G. John-Amsterdam und Aldo Tamai von der auf der Cavallo-Hochebene gelegenen Casera Caovilla oder Ventura, 1295 m, aus, wohin die Gesellschaft am Vorabend von Aviano gelangt war, den Monte Cavallo. Sie stiegen vom Ausgang der Val Sughet längs der Flanke des Cimon dei Furlani oder dei Parnuz zu jenem schmalen, den Cavallo vom Cimon teilenden Kamm (la manera) hinan und von hier über die dritte Rinne (buria), die die Schlußwand des Berges teilt, in wenigen Minuten zum (2 $\frac{1}{4}$  Stunden) Gipfel. Nach Flora ist dies die kürzeste, bequemste und sicherste Route, die übrigens wie vorerwähnt schon des öfteren, vermutlich bereits von Zanicelli, eingeschlagen worden ist. — Am 22. Juli 1906 wiederholte Flora diese Tur mit acht anderen italienischen Turisten. — Am 6. April 1906 bestieg Flora mit den Herren Romano Boranga und Angelo Petz den Colle Alto, 1267 m. Sie verließen 8 Uhr 30 Minuten Costa di Aviano und erreichten durch die Val dei Bornas und die breite Val del Lovo die (2 Stunden) Casera di Gastaldia, 1050 m, und von hier die (1 $\frac{1}{2}$  Stunde) noch tief verschneite Spitz. Der Blick von hier auf die venezianische Ebene und den imposanten Aufbau des Monte Cavallo soll geradezu einzig sein. Den Abstieg nahm die Gesellschaft an den oberen Rand der Valle dell’Ossena und über sehr steile Pfade der Costa Grande zurück nach Aviano (4 Uhr) und mit Rad nach Pordenone. — Am 23. Oktober 1906 besuchten Flora und Ferruccio Scarpis die zweithöchste der Erhebungen am Ostrand des Cavalloplateaus, die Pala Fontana, 1634 m, die trotz ihrer bescheidenen Höhe infolge der kontrastreichen Ausblicke eine der interessantesten Bergpartien von Aviano darstellt. Ein Pfad bringt von Marsure über den charakteristischen Passo del Musil, 1430 m, zur (3 Stunden) höchsten Spitz (das Signal steht auf einem niedrigeren Gipfel). Von der Pala Fontana entfaltet sich die Umgebung von Cimolais mit Preti und Duranno in ihrer ganzen Pracht, daneben fesseln noch der Crep Nudo und die zerrissene Ostflanke des Cavallo, ebenso instruktiv ist der Blick auf die Wandkette des Monte Raut, so daß der Besuch dieses günstigen Aussichtspunktes wärmstens zu empfehlen ist. Noch sei auf die in der Umgebung befindliche Spelonca della Mugla aufmerksam gemacht, eine große Eishöhle, die bisher anscheinend nur den Einheimischen bekannt ist. — Am 25. August 1906 überschritten Flora, A. Pollese und A. Veroi den so wenig besuchten Col Nudo aus der Val Chialidina nach Pieve d’Alpago. — Am 5. Juni 1908 langten Giovanni Arduini und Giovanni Chiggiato-Venedig nach einer Wagenfahrt von Vittorio aus in Puds d’Alpago an, von wo sie weiter nach (1 $\frac{1}{2}$  Stunden) Chiès, 705 m, marschierten. Am folgenden Morgen stiegen sie mit einem Träger durch die Val di Funès zur (1 $\frac{3}{4}$  Stunden) Casera Venale, 1261 m, an und von hier auf den (2 $\frac{1}{2}$  Stunden) Crep Nudo. Infolge Nebels war der Ausblick gering. Abstieg auf gleichem Wege zur (1 $\frac{3}{4}$  Stunden) Casera Venale. Da ich über meine dortigen Turen bisher fast nichts publiziert hatte, hielten die Genannten ihre Besteigung für eine turistisch neue. Möglicherweise hatte ich auf dem Gipfel eine Karte hinterlassen, die während der seit meiner An-

wesenheit verflossenen fünf Jahre zerstört worden war. Bei meinen vielen, oft monatelangen Bergwanderungen gingen mir aber häufig die mitgenommenen Visitkarten aus und ich hinterließ dann nur irgend ein Stück Papier, das ich zwischen die Steine klemmte, oder ich begnügte mich mit der bloßen Aufstellung eines Steinmanndeis. Damals konnte ich kaum annehmen, baldige Nachfolger zu finden, sind doch viele meiner, in entlegenen Alpenteilen gemachten Bergfahrten meines Wissens bis heute noch nicht wiederholt worden. — Am 17. Oktober 1908 fuhren G. Chiggiato, Mariano Rossi und Aldo Voltolin im Wagen nach Fadalto und marschierten von hier über Farra, Puòs, Garna, Schiucáz und Lamosano nach (4 Stunden) Funès, 814 m. Um 4 Uhr morgens erreichten sie von hier über Pedol und Montanès nach mehrfachen mühevollen Irrwegen die Casera Venale di Montanès, 171 m, und durch die Val Stabali die Casera Scalet, 1650 m, und den Passo di Valbona (11 bis 11 Uhr 30 Min.). Von hier stieg man auf den Vorgipfel, 2439 m, und über den schmalen Grat unter Seilsicherung auf den (1 Stunde) Hauptgipfel des Col Nudo. Die abwechslungsreiche und unbegrenzte Fernsicht ließ es den Besteigern mit Recht unbegreiflich erscheinen, daß ein so ansehnlicher Gipfel von seiten der italienischen Alpinisten so wenig gewürdigt wird und ihm minder bedeutende Berge vorgezogen werden. Der Rückweg war bis zur Casera Venale der gleiche; von hier verfolgte man den sehr bequemen, malerischen, bereits von Marinelli und Ferrucci so sehr gerühmten Saumpfad an der rechten Talflanke über Plois nach Pieve d'Alpago, 692 m, und gelangte am selben Abend zurück nach Vittorio. Die Bemerkung am Schluß des Berichtes, daß der Col Nudo bis dahin noch niemals führerlos bestiegen worden sei, wurde wahrscheinlich ebenfalls in Unkenntnis meiner Besteigung ausgesprochen, die ich bloß in Begleitung eines alten Senners und ohne Seil vollführt hatte.

Zwei der reizvollsten Gipfel der Cavallogruppe, die beiden Cime di Pino, die bis dahin als jungfräulich gegolten, fielen dem kühnen Ansturm deutscher Alpinisten zum Opfer. Vom Cimon, 2351 m, der niedrigeren Westschulter des Col Nudo, zieht ein langer Kamm nach Norden, dem die beiden mächtigen Felsgipfel entragen, von denen Steinitzer schreibt, daß sie von allen Seiten einen abschreckenden Anblick bieten; durch eine tief eingerissene Schartung — wir wollen sie „Gipfelscharte“ nennen —, deren Überschreitbarkeit noch fraglich ist, sind sie von einander getrennt. Mir erscheinen die beiden Gipfel den Teufelshörnern im Blühnbachtal ähnlich zu sein. Steil und glatt bricht die gewaltige Nordkante des niedrigeren Nordturmes („Cima di Pino settentrionale“, 1974 m) zur Forcella del Pino, 1367 m, ab. Ein westlich verlaufender kurzer Seitenrücken, Punkt 1607, umschließt gemeinsam mit dem vom Südturm („Cima di Pino meridionale“, 2057 m) streichenden Gratast, Punkt 1428, ein steiles Hochtal. Dieses wählte die Gesellschaft Dr. V. Wolf v. Glanvell, Dr. L. Petritsch und Ingenieur H. Reinl am 17. September 1904 zum Anstieg. Sie verließen 4 Uhr früh Erto, überschritten den Torrente Vajont und kurz vor Erreichung der Casera Messaccio auch den Bach dieses Tales. Jenseits ging es in das erwähnte Hochtal auf immer spärlicher werdenden Wegspuren, die bis zu einer verfallenen Hütte führten. Von hier mühsam durch Krummholz dem steinigen Bachbette folgend, später über Rasen und Geröll hinauf gegen die schwarze, wasserüberflutete Mündung der von der Gipfelscharte herabkommenden Steilschlucht, von der zirka 40 m südlich der Einstieg liegt (9 Uhr bis 9 Uhr 40 Min.). Nun in großer Schleife von rechts nach links über die brüchigen, nicht immer gut geschichteten Felsen und über eine Rippe auf den Boden der Schlucht hinab. Da diese in ihrem weiteren Verlaufe ein geradezu abschreckendes Aussehen hat, wird sie gleich nach links hin gequert; ein breites Schuttband leitet drüber zu jener Stelle empor, wo der

zum Punkt 1607 streichende Kamm ansetzt. Bis hierher durchreißt von der Scharte zwischen den beiden Gipfelzacken des Nordturmes seine ganze Westwand eine Schlucht, deren unterster Abbruch von links her durch einen 20 m hohen, engen und schwierigen Riß erleichtert wurde; es folgten mehrere stark plattige Kamine, die stellenweise ein Ausweichen in die rechtsseitige, brüchige Wand nötig machten. Nach einer besser gangbaren Strecke scheint plötzlich ein weiteres Vordringen durch die hohen, allseits zusammentretenden Wände abgeschnitten; da sich ein die Fortsetzung der Schlucht bildender, 50 m hoher, oben stark überhangender Riß als unpassierbar erwies, kletterte man rechts davon an der nahezu senkrechten, aber gutgriffigen Wand eine starke Seillänge gerade gegen den weiten gelben Überhang hinauf zu einem kleinen Stand. Durch einen 3 m langen, äußerst schwierigen Quergang nach links wurde eine wattenartige Vertiefung und damit die Fortsetzung der nun bedeutend breiteren und flacher werdenden Schlucht gewonnen. Über hohe, glatte Stufen, die allmählich in leichteres Terrain übergehen, wurde dann zur Scharte emporgeklettert (12 Uhr 25 Min.), wo sich ein überraschender Tiefblick auf die Val Vajont bietet. Weiter ging es ein kurzes Stück links von der jähn Gratschneide hinan, dann an diese zurück und zu einem lotrechten Absatz, nach dessen Überwindung man fast unmittelbar den Gipfel des Nordturmes betrat (12 Uhr 50 Min. bis 2 Uhr 45 Min.). Beim Verlassen des Turmes wurde zunächst längs des Grates einige Meter in südlicher Richtung, dann durch einen gewundenen Kamin nach Westen hinabgeklettert auf steiles, beispiellos brüchiges Felsterrain, das die Anstiegsschlucht im Süden begrenzt; ein hoher Abbruch bewog aber später wieder zum Abstieg in letztere. In der wattenartigen Vertiefung oberhalb des die Schlucht sperrenden Überhanges wurde zur Sicherung des zuletzt Absteigenden ein Mauerhaken nebst Seilring zurückgelassen. Der weitere Rückweg vollzog sich auf der Linie des Aufstieges. — Zur Charakterisierung der Tur diene, daß der Fels fast überall sehr ausgesetzt und besonders in der Nähe des Gipfels ungemein brüchig ist.

Den leichter zugänglichen Südturm bestiegen H. Kaufmann und E. L. Pinner-Berlin mit L. Giordani-Claut am 30. August 1908. Von der Casera Mesaccio stiegen sie durch dichtes Gestripp zum Bach hinab und diesem entlang in den (1 Stunde) Hintergrund der Val Mesaccio hinauf, bis sie sich vor einem auffallenden schwarzen Riß in der Nordwand des Col Nudo-Massivs befanden. Hier bogen sie links (östlich) ab und verfolgten einen sich parallel (?) zu dieser Wand hinziehenden grünen, zum Teil mit Latschen bewachsenen Rücken. Nachdem sie zuletzt einen Gratturm rechts umgangen hatten, kamen sie in eine (2 $\frac{1}{4}$  Stunden) Scharte an der senkrecht abfallenden Südwand des Südturmes. Durch eine breite, sehr ausgesetzte Rinne gewannen sie den obersten Wandteil und durch Latschen, über Rasen und Platten ohne besondere Schwierigkeit den ( $\frac{3}{4}$ , Stunden) Gipfel. Der Abstieg erfolgte auf gleichem Wege. — Wiederholt wurde diese Tur von Ingenieur H. Reint und Konrad Rettinger am 28. Juni 1909, wobei von Erto aus acht Stunden benötigt wurden. Auf dem Gipfel wurde ein Zettel eines gewissen Giov. Machino gefunden, wahrscheinlich eines Jägers.

Die erste touristische Begehung des Cornetto-Zuges vollführten K. Doménig-Wien, W. Thiel und L. Geith-Dresden am 18. Juli 1908. Sie begaben sich von Cimolais (ab 8 Uhr 15 Min.) südlich nach Portil, steil südöstlich in eine Scharte (1303 m) und von dieser östlich über enorm steilen Rasen (die Hirten benützen dort Steigeisen) auf die Cima Titon, 1310 m. Zur Scharte zurückgekehrt, fortwährend in ausgesetztem Rasenterrain westlich über den Kamm auf die Cima Gallinon, 1708 m, dann nordwestlich auf Steigspuren auf oder neben dem Kamm zur Cima di Tola, 1758 m, und zu dem grünen Sattel (mit Tümpel) südlich

des Monte Cornetto und durch Waldbestand auf diesen, den höchsten Punkt dieses Höhenzuges; prächtige Aussicht. Nordöstlich hinab zur Malga Ferrone (in der Casera il Pratil sehr freundliche, deutsch sprechende Hirten). Nun über die jähen Feisflanken steil und sehr ausgesetzt auf schwindligem Holzknechtsteig auf die vom Oswaldpaß kommende Straße hinab und zurück nach Cimolais. Am 1. Mai 1910 besuchte Dr. G. Urbanis mit sieben Herren und Damen den Monte Castellat, 1647 m, und die Pala Fontana, 1634 m.

In die Jahre 1903, 1904, 1908, 1909 und 1910 fallen sodann meine im folgenden zu schildernden Turen, die sich auf 33 Gipfel erstrecken, von denen der größte Teil bis dahin von keinem Fremden betreten worden sein dürfte. Dagegen pflichte ich Steinitzer und Ferrucci vollkommen bei, daß wohl so ziemlich alle Gipfel der Gruppe sozusagen seit jeher von Jägern und Hirten bestiegen werden; selbst die kühnen Cime di Pino wurden nach Aussage meines gelegentlichen Begleiters Francesco Filippin von ihm auf der Jagd erklimmen. Ferner ist es bekannt, daß vor meinen Besteigungen, unter denen Ferrucci die des Teverone, Crep Nudo und Venale als die interessantesten hervorhebt, bereits anlässlich der verschiedenen Mappierungen erstiegen wurden: Col Nudo-Südosigipfel, Teverone, Cavallo, Messer, Venale, Crep Nudo, Guslon, Cimon dei Furlani, Capel, Caulana, i Muri und Tremol.

Der im Jahrgang 1912 der „Zeitschrift“ folgende zweite Teil dieser Arbeit soll die Schilderungen meiner oben erwähnten zahlreichen Fahrten bringen.

*(Schluß dieses Jahrganges)*





# KARTE DER



# KARTE DER LECHTALER-ALPEN

Maßstab 1:25000

HOCHM. 2000 1000

Ausdehnung 120 Meilen  
Schematische Darstellung



# R - ALPEN













Hermsgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen Verein

1911

Kartogr. Ausf. C. Fritsch - Berlin, Wien



Österreichischen Alpen Verein

28° 40'

Aufnahme von

ABGEDECKT mit Beobachtung der k.k. Kataster-Triangulation  
Karten nach 1908 Steiner, Sprangler & Domberger